3 1761 08112518 9

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/abhandlungenzugo01dn

599
Ydv
847
I
27

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

Heinrich Düntzer.

Erster Band.

42659
20/9/98

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
1885.

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite.
	Vorwort	V
I.	Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg . .	1
II.	Gretchen	32
III.	Charlotte Buff und ihre Familie	66
IV.	Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern	115
V.	Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandschaften“	212

Vorwort.

Vor fast fünfzig Jahren erschien meine erste dem Verständnisse Goethes gewidmete Schrift. Seit dieser Zeit bin ich redlich bemüht gewesen, die Einsicht in dessen menschliche und dichterische Größe wie in seine Dichtungen durch eindringende Studien und methodische Forschung zu heben. Was ich binnen vier Jahrzehnten auf diesem Gebiete geleistet, wie ich bestrebt gewesen, die lebendige Auffassung des Größten unserer Großen allseitig zu fördern, liegt allen vor, deren Blick auf die Entwicklung unserer Goetheliteratur gerichtet und nicht durch Parteirücksichten geblendet ist: aber auch, wie die in unsern meisten Tagesblättern zu Gericht sitzende Kritik auf gehässigste Weise unter völliger, vor jedem nähern Eingehen sich hütender Entstellung oder wohlfeiler Verhöhnung mich lahm zu legen und das Urtheil im In- und Auslande, wäre es auch nur durch bloßes Schweigen, irre zu leiten beflissen ist. Hat ja sogar einer der Allerdreistesten es gewagt, den Dank für alles, was die Jüngern mir schulden, in den Spott zu verkehren, ich sei ein Invalide, der im „Goethe-Jahrbuch“ nicht mehr mit aufmarschiren könne, mein „Leben Goethes“ nur ein Hantiren mit Zahlen, aus dem ich, da ich sonst nichts mehr vermöge, Kapital herauszuschlagen suche, wogegen jeder, der nicht auf Parole gegen mich loszieben muß, leicht erkennen wird, welche Summe von Studien hier verwerthet ist, welcher anschauliche Begriff von Goethes Geist, Herzen und Wesen darin lebt, welche Kunst der Komposition zu Grunde liegt, wenn, auch nicht alle Schwierigkeiten, die sich der Absicht entgegenstellten, auf kleinem Raum ein übersichtliches Bild eines so reichen, mannigfaltigen Lebens zu entwerfen, überwunden sein sollten. Auch hat

das Ausland anerkannt, daß es keine für die Einsicht in Goethes gesammtes Wirken und seine volle Entwicklung so förderliches Werk gebe, wie auch ein bedeutender französischer Forscher mir bezeugte, daß er keinen deutschen Arbeiten über Goethe so viel zu verdanken habe wie den meinigen. Jenem Invalidenseher aber, der es sogar gewagt hat, meine Sprache auf tolle Weise zu meistern, habe ich längst seit jener Zeit vielfach bewiesen, wie gut ich zu Fuße, und bin ihm nach Goethes Rath vor der Nase herumgegangen.

Gleich von Anfang an hatte ich mit Gegnern zu schaffen. Damals waren es meist Feinde des Dichters selbst oder solche, die sich überzeugt hielten, eine derartige philologische Thätigkeit und ein solches Nachgraben in Goethes Leben sei pedantische Verschwendung. Ich ließ mich dadurch nicht irren, sondern suchte unausgesetzt einzelne Punkte in Goethes Leben, während ich das Ganze im Sinne hielt, das ich bereits noch vor dem Erscheinen des viehoffschen Werkes in Vorlesungen dargestellt hatte, durch genaueste Forschung ins Licht zu setzen und eine Reihe der bedeutendsten Dichtungen allseitigem Verständnisse näher zu bringen. Und wie sehr ich im Rechte war, zeigte mir der Beifall der Besten, und auf das glänzendste bewährte es sich durch die endlich von manchen Seiten sich hervorthuende Nachfolge, ja die entschiedene Anerkennung einzelner frühern Gegner, daß meine redliche Arbeit, der man so oft Mikrologie vorgeworfen, der Sache ersprießlich geworden. Auf meine Veranlassung hatte sich auch Frau Maria Belli geborene Gontard der Goetheforschung zugewandt, was dieser zu großem Vortheil gereichte, während Böhmer nicht begreifen wollte, weshalb ich nach Goethes Jugendgeschichte forschte, statt meine Zeit den kölnischen Erzbischöfen zu widmen. Daß ich damals noch manche in seiner Vaterstadt lebende Ueberlieferung fast beim Erlöschen rettete, ahnte er eben so wenig wie die übererzbischöfliche Größe seines Landsmannes. Mir war es bei meinem Bestreben so ernst um die Sache zu thun, daß ich leichtfertige Versuche auf diesem Felde mit aller Schärfe zu kennzeichnen nicht unterlassen konnte, was mir selbst von so befreundeten Männern wie Varnhagen verdacht wurde, weil man auch unzulängliche Arbeiten wegen des guten Willens, zu Goethes Ehre zu wirken, nicht zurückweisen solle, da die Zahl der Gegner Goethes

so ungemein groß und wirksam sei. „Lewes wirbt uns Legionen", schrieb er mir, als ich der Schwächen seiner Darstellung gedacht hatte. Noch entschiedener glaubte ich die Ansichten Berufener, wenn ich sie für verfehlt hielt, mit Gründen wiederlegen zu müssen, da unwiderlegte Irrthümer sich einzunisten pflegten, aus dem Streite der Ansichten die Wahrheit siegreich hervorgehe, der Widerspruch nicht der Person, sondern der Sache gelte, der zu Liebe ein Verehrer Goethes sogar eine in der Hitze des Gefechtes erfolgende unsanfte Berührung nicht gar zu übel empfinden werde. Freilich hat man dies für philologische Klopffechterei und der Gegner, wo er nicht weiter konnte, den Widerspruch für Eigensinn ausgegeben, als ob man nicht mit Gründen so lange kämpfen müßte, bis das helle Licht der Wahrheit die Nebel zerstreute. Aber das Urtheil lautete einmal dahin, meine Arbeiten würden ohne Polemik noch verdienstlicher sein.

Da kamen aber die Geistreichen, die wie mit einem Blitzstrahl höherer Erleuchtung hereinfuhren, die zum Erweise dessen, was sie sich eingebildet, kein Mittel der Mißdeutung, keine noch so schroffe Einseitigkeit scheuten. Die auf diese Weise angerichtete Verwirrung forderte, je gewandter der Fechter, je angesehener sein Name und je bedeutender der Gegenstand war, um so tapferere Gegenwehr. Man darf keinem Verehrer des großen Mannes und Dichters zumuthen, daß er schweige, wenn man unbesonnen und grillenhaft dessen Geist und Herz verleumdet, es gilt den befleckten Ehrenschild, wo man es vermag, von der Schmach zu reinigen, mit welcher man ihn verwegen bedeckt, nur weil man die Ausführung einer durch den Kopf schwirrenden Grille höher schätzt als die Ehre des Verletzten und die jedem besonnenen Blicke sich aufdrängende Wahrheit. Adolf Stahr, der scharfsinnige, beredte und wohlbewehrte Kämpfer, stand einige Zeit mit seiner geistreichen Paradoxiensucht allein, dann aber kam, was viel schlimmer eine ganze Schule, die unter einem starken Schilddach für den Meister und ihre Mitstreiter kämpfte und jeden, der Widerspruch erhob, in den Bann that, ihn todt schwieg oder ihn und die Wahrheit gewissenlos verhöhnte, was sie um so unverfrorener thun kann, als die Blätter, welche die Verleumdung aufnehmen, es nicht dulden, daß man ihren werthen Mitarbeiter

an den verdienten Pranger stellt. Dieses Treiben steht noch in voller Blüthe, und eine Besserung nicht in naher Aussicht. Vor keiner Albernheit, vor keiner Entstellung schreckt man zurück, weil man von dem weiten Fittig der Redaktion gedeckt ist, die nur ihre Leute anerkennt und fördert, als schroffes Parteiorgan die herrschende Schule stützt. Aber dieser die freie Wissenschaft gefährdende Unfug soll mich nicht abhalten, mit dem Muth der Wahrheit und dem Bewußtsein lebendiger Einsicht der durch mancherlei Künste geübten Entstellung die Larve abzureißen. Mögen sich die Entsteller denn auf die ihnen gemäße Weise rächen!

Unter dem Scheine einer tieferes Verständniß eröffnenden Deutung hat man über die Entstehung einzelner Dichtungen ganz neue Ansichten aufgestellt, besonders persönliche Beziehungen hineinzutragen gesucht, die nicht allein vom Verständnisse abführen, sondern auch oft auf den sittlichen Charakter des Dichters selbst einen bösen Schatten werfen. Statt das betreffende Werk aus sich selbst zu erklären, das kunstvolle Geäder desselben mit liebevollem Blicke zu verfolgen, sich die volle Freude reinen Genusses durch inniges, allseitiges Verständniß zu verschaffen, trägt man seine Einbildungen hinein und legt von diesen aus des Dichters Schöpfung sich willkürlich zurecht. Man spürt in Goethes Briefen und Lebensnachrichten herum, ob es nicht einen archimedischen Punkt gebe, von dem aus man die Dichtnng, wie eine Puppe am Drahte bewegen könne, man fahndet auf einzelne Züge, wenn auch von nur entfernter Aehnlichkeit, man strengt sich an, Schwächen des Dichters, oft willkürlich angenommene, aus der Dichtung herauszulesen, unbekümmert um den wirklichen, sie zu einem einheitlichen Kunstwerk erhebenden Zusammenhang. Die Verkennung geht so weit, daß man sich bemüht, in den Romanen nach dem Original aller darin auftretenden Personen zu spüren, man auch in den lyrischen Gedichten überall nach persönlichen Beziehungen sucht, wobei man sich auf Goethes so oft mißbrauchte Aeußerung über das Gelegenheitsgedicht stützt, ja auch durch die offenbarste Lächerlichkeit läßt man sich nicht abhalten. So muß z. B. das Gedicht „Rettung", worin der Dichter launig erzählt, wie er in seiner Liebesverzweiflung durch Käthchens Zuruf abgehalten worden sei, im Flusse den Tod zu finden, durch eine wirkliche Begeben-

heit veranlaßt sein, Käthchen Gerock ihn einmal so gerettet und er sich gedrungen gefühlt haben, dies und daß nun Käthchen seine neue Liebe sei, in einem nicht an sie gerichteten Gedichte auszusprechen. Es ist doch gar zu schön, daß wir dadurch wieder eine neue entschiedene Geliebte Wolfgangs gewinnen, von der unsere sonstigen Berichte schweigen; denn wir wissen nur von freundlicher Verbindung des goethechen und des gerockschen Hauses, und daß die drei ältesten Schwestern Gerock für Goethe schwärmten. Es ist ebensowenig wahr, daß er durch Liebeskummer in Verzweiflung gerathen als daß er so gerettet und unversehens zu einer neuen Liebe gekommen sei. Das Gedicht ist eine ebenso freie launige Erfindung, wie so manche von J. G. Jacobi, Gleim und andern leicht scherzenden Dichtern der Zeit, die es sich sehr verbitten müßten, wenn man alles, was sie erzählen, als Wirklichkeit nehmen wollte; von diesen unterscheidet es nur der dichterische Geist, der es erdacht und ausgeführt. Durch die plumpe Annahme, die Geschichte habe sich wirklich mit ihm zugetragen, reißt man ihm das Herz aus und schwärzt in des Dichters Leben zwei neue Liebschaften ein. So hat man auch die Lisetten, Theresen und Fränzchen, bei denen nur der Reim den Namen geschaffen, in einfältigem Glauben, der Dichter könne nur wirklicher Mädchen in seinen Liedern gedenken, zu Liebesflammen Goethes erhoben. Wie man alle Liebesgedichte der frankfurter Zeit auf bestimmte Personen bezogen hat, als wäre es Goethe unmöglich gewesen, einmal ein freies Lied ohne Anlehnung an ein leibhaftes Verhältniß aus seiner dichterisch gestimmten Seele erklingen zu lassen, obgleich er in seinen dramatischen Stücken diese Kunst nicht entbehren konnte, in manche Zustände sich hereinversetzen und sie zu lebendigem Ausdruck bringen mußte, so findet man es auch nicht ungehörig, die nach der italienischen Reise entstandenen, insofern sie nicht auf das Verhältniß zu seiner Christiane sich beziehen, aus Reiseerinnerungen hervorgehen zu lassen, selbst diejenigen, die der Wunsch veranlaßt, Schiller Beiträge zu seinem Musenalmanach zu verschaffen und in seinen eigenen Sammlungen Lücken auszufüllen, ja man weiß sich gar viel mit solchen Capricen, die vor keiner besonnenen Betrachtung Stand halten, nur die richtige Auffassung der Gedichte selbst so wie die Würdigung seines Liebeslebens bedauerlich stören. Zu keiner Zeit hat Goethe die

frische Gestaltungskraft gemangelt, die ihn in Seelenzustände sich lebhaft versenken und sich ihrer dichterisch bemächtigen ließ. Aber wo man nur eine solche noch so lendenlahme Ansicht geäußert hat, wird sie gleich als kanonisch angenommen, besonders wenn es sich darum handelt, einen andern, ebenso haltlosen Satz dadurch zu stützen, wovon Scherers Behauptung der Grundsätze der Anordnung der lyrischen Gedichte, die, insofern sie von den längst von mir ausgeführten abweicht, manche Beispiele zeigt. Doch dies auszuführen ist hier nicht der Ort; kommen wir auf die vorliegende Sammlung!

Schon vor längerer Zeit hatte ich die Absicht, wie ich es auch früher gethan, mehrere vor manchen Jahren in Zeitschriften, welche den Goethefreunden weniger zugänglich sind, veröffentlichte Aufsätze ihrer besondern Bedeutung wegen in neuer Bearbeitung, in Verbindung mit einigen wichtige Punkten ins Licht stellenden neuen erscheinen zu lassen. An erster Stelle kamen hier die Mittheilungen über Charlotte Buff und ihre Familie in Betracht, die von den noch lebenden Nachkommen selbst sehr werth gehalten, auch von Herbst als eine wichtige Quelle zur Kenntniß der nicht bloß von allen Goethefreunden verehrten wetzlarer Lotte und ihres Kreises anerkannt worden. Freilich über die Liebeskrisis geben sie keinen nähern Aufschluß, aber sie eröffnen uns einen Blick in Lottens Verhältnisse und ihre Umgebung, wodurch ihr Bild bestimmter hervortritt, besonders in ihre spätern Familienverhältnisse, wo sie eben so tüchtig und verständig sich bewährte als treue Gattin, liebevolle Mutter und Hausfrau, die sich trotz ihrer Liebe zu Goethe nichts vergab, sondern auch ihm gegenüber ängstlich auf Anstand und Würde hielt. Wir wissen, wie leidenschaftlich Goethe wünschte, daß das erste Kind ihrer Ehe seinen Vornamen erhalte: aber war er auch unter den Pathen des ersten Sohnes, weder dieser noch einer der vielen folgenden hieß Wolfgang; Lotte litt dies nicht. Die spätern Beziehungen Goethes zu Lotten und ihrer Familie geben ein anziehendes Bild, wie herzlich dieser ihr trotz allem ergeben blieb, ja auch über das Grab erhielt sich die dankbare Liebe in der Verbindung mit ihren Kindern. Bei der neuen Bearbeitung konnte ich manche seit dem ersten Drucke veröffentlichte Mittheilungen benutzen, ja auch ungedruckte Briefe, unter denen einer von Goethe selbst,

ſtanden mir zu Gebote. Der Streit über den Geburtstag Charlottens iſt jetzt urkundlich von neuem gegen Herbſt und die Ueberlieferung der Familie entſchieden.

Neben dieſem meiſt genealogiſche Nachrichten, aber auch manche andere Aufklärung bringenden Aufſatze war von beſonderer Bedeutung der über Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer, weil es mir gelungen, nach den in meinen Beſitz gekommenen Briefen der Schopenhauer an ihren Sohn eine höchſt bedeutende Lücke im Leben des Dichters (während des Winters 1806/7) auszufüllen, da dieſe Briefe ein ausgeführtes, in friſcher Begeiſterung geſchriebenes Tagebuch enthalten. In der neuen Bearbeitung konnte einzelnes früher mit Rückſicht auf den beſchränkten Raum Uebergangene zur Aufnahme gelangen, wodurch ſich das Bild noch mehr abrundet und manches anziehende Neue geboten wird. Meine Briefe, die hier vollſtändig ausgebeutet ſind, reichen bis zum Frühjahr 1808; aus der nächſten Zeit hat ſpäter Gwinner ſehr bedeutende Mittheilungen gemacht, die hier zugleich mit andern Nachrichten desſelben über ihren Sohn Arthur, den Briefen der Tochter Adele an dieſen und an Goethe, mehrern ſpätern der Mutter an Holtei und andern zerſtreuten Angaben benutzt ſind, um das Verhältniß Goethes zur Schopenhauer und ihren Kindern bis zu deſſen Tode, ja darüber hinaus bis zum Abſcheiden der ihm im Herzen ſtets treu gebliebenen Freundin zu möglichſt vollſtändiger Darſtellung zu bringen. Auch hier bewährt ſich Goethes treue, dankbare Freundſchaft auf das glänzendſte; das Bild dieſer hier zuerſt vollſtändig, nach unmittelbaren Quellen gegebenen Verbindung gehört zu der alleranziehendſten.

Wenn dieſe beiden Aufſätze eine Bereicherung unſerer Quellen bieten, ſo waren die drei Artikel über Minna Herzlieb von durchaus anderer Art. Veranlaßt ſind ſie durch die Bewegung, welche Stahr durch ſeine Aufbauſchung eines keineswegs den Dichter in tiefſter Seele ergreifenden und feſthaltenden, nur augenblicklich aufregenden Verhältniſſes zu einer Tragödie, zu einem ſchweren Seelenkampf des Dichters und dem dadurch hervorgerufenen geiſtigen Hinſiechen der Geliebten. Die Beleuchtung der darüber gepflogenen Verhandlungen und der Nachweis, wie man im Widerſpruch mit feſtſtehenden Thatſachen ein Phantaſiegebäude zu Ungunſten des Dichters ſich

willkürlich aufgebaut und zu diesem Zwecke vor den gewissenlosesten Mißdeutungen sich nicht gescheut hat, dürfte nicht allein für die Sache selbst, deren thatsächlicher Verhalt hier vollständig gegeben ist, sondern auch für die Willkür bezeichnend sein, welche sich die von ihren Einbildungen rücksichtslos fortgerissene Forschung überläßt. Jetzt ist ein vierter Artikel hinzugetreten, welcher die weitern Ausschreitungen auf diesem Gebiete behandelt; denn noch heute tummelt man sich, statt die einfache Sachlage klar zu erfassen, mit den unstatthaftesten Vermuthungen herum, und fälscht immer neu die Wahrheit durch ein leichtfertiges Spiel, das lustig wäre, wenn es sich nicht um die Ehre Goethes, sondern um einen namenlosen Quidam handelte. Wenn in diesen Artikeln derselbe Gegenstand mehrfach zur Sprache kommt, so werden auf diese Weise alle Umstände, die in Betracht kommen, allseitig beleuchtet und dadurch eben die lebendigste Einsicht in den wirklichen Verhalt geboten.

Ein vierter Aufsatz, Goethes Beziehung zu meiner Vaterstadt Köln, rückt nicht allein manche Punkte aus dem Leben des Dichters in ein helleres Licht, sondern zeugt auch von der liebevollen Theilname, welche dieser den schönen, einst als Pfaffengasse des römischen Reiches gekennzeichneten Landen widmete, die, nachdem die Franzosen sie im Namen ihrer Freiheit in Beschlag genommen, endlich durch die vereinte Kraft der deutschen Fürsten und des mächtig sich erhebenden Volkes wiedergewonnen waren, einem frischen Leben entgegengingen. Wir sehen auch, wie Goethe für die beiden Hauptneigungen der Kölner, ihren Dom und ihren Karneval, gleichsam der Klassiker wurde, doch fühlte er sich nicht besonders verletzt, als die Kölner ihren Klassiker fahren ließen; denn es war nicht das erstemal, daß er an sich erfuhr, wie man die ausgepreßte Citrone wegwirft. Im Kranze der Städte, mit denen Frankfurts größter Sohn in seinem langen Leben mehrfach in Berührung gekommen, durfte auch die Sadt nicht fehlen, in welcher er einst die seligsten Stunden seines Lebens genossen. Zu der neuen Bearbeitung hatten sich mir weitere Quellen zur Berichtigung von Goethes Erzählung über die Reise an den Niederrhein im Juli 1774 erschlossen.

Bei des Dichters Abwendung von der Politik, die man ihm so oft, ohne Erwägung der Verhältnisse, die ihn dazu zwangen, zum

Vorwurf gemacht, hatte ich schon vor zwölf Jahren es für angezeigt gehalten, seinen politischen Dichtungen eine übersichtliche, auf die Bedeutung der einzelnen eingehende Betrachtung zu widmen, deren Erneuerung mir jetzt auch für weitere Kreise wichtig schien, da diese nur im großen Zusammenhange richtig gewürdigt werden können, was bei dem wirren, meist gegen sie herrschenden Vorurtheil besonders erwünscht scheinen muß.

Zu den ältern Aufsätzen gehört auch der erste Artikel über „Stella", der einer vorgeblichen Entdeckung von Urlichs entgegentrat. Obgleich derselbe an einer bedeutenden Stelle, in der damals noch in Augsburg erscheinenden „Allgemeinen Zeitung" erschien, ist er doch bei den Verhandlungen, die man später über das „Schauspiel für Liebende" gepflogen hat, ganz übersehen worden. Ich glaube darin die Schwäche der von dem scharfsinnigen Goetheforscher versuchten Herleitung für jeden erwiesen zu haben, der die Dinge nimmt, wie sie liegen, nicht, wie man sie sich einbilden möchte. Jetzt habe ich einen zweiten Artikel hinzugefügt, welcher sich besonders gegen Scherers von Urlichs nicht unwesentlich abweichende Ansicht wendet, der ich, da sie den Dichter in ein so falsches wie seltsames Licht rückt, zu Leibe zu gehen und der großartigen Verwirrung die wirklichen Thatsachen gegenüber zu stellen mich gedrungen fühlte.

Vier der hier vereinigten Aufsätze sind ganz neu. In dem Bilde des Freundschaftsbundes zwischen Goethe und Friedrich Stolberg kam es mir nicht auf genaue Darstellung aller Einzelheiten an (die meisten Punkte sind von mir längst anderswo dargestellt, schon in meinen „Frauenbildern", zuletzt in der Schrift „Goethes Eintritt in Weimar"): es galt zu zeigen, wie der gräfliche Freund sich durch Klopstock gegen denjenigen, der ihm sein ganzes Herz so offen und warm entgegengetragen, daß er ihn leidenschaftlich lieben mußte, bitter aufreizen ließ, ihn verleugnete, schmähte und unritterlich mit stummer Verachtung ihm Wort und Treue brach, wie Goethe ihm alles, was er gegen ihn gesündigt hatte, herzlich vergab, dieser aber später, man weiß nicht, ob mit mehr Bedauern oder stolzer Selbstgenügsamkeit, von dem alten Heiden sich abwandte, wie dann seine offene Bekämpfung der antiken Kunst Goethe zur Gegenwehr aufrief und so der schärfste Bruch in den „Xenien" er-

folgte, wie der Versuch einer gemeinsamen Freundin, sie wieder zu vereinigen, nur zu rein äußerlicher Annäherung führte und bei aller Freundlichkeit Goethes das Herz seines einst so glüh für ihn schlagenden Fritz so sehr gegen ihn erkaltet war, daß er ihn für einen schlechten Menschen hielt, dem er alle Untugenden des Geistes und Herzens andichtete, weil er den Glauben an die Göttlichkeit des Christenthums nicht gewinnen konnte, wie Stolberg annahm, aus Hochmuth es nicht wollte. Gegenüber der von katholischer Seite Mode gewordenen halben Heiligsprechung des Verfassers der „Geschichte der Religion Jesu Christi“ und des „Büchleins von der Liebe“, und der dazu gehörenden Verdammung Goethes schien es mir an der Zeit, einmal die Thatsachen sprechen zu lassen, damit man nach rein menschlicher Würdigung über sie urtheile. Manches, was auf die Entwicklung des Verhältnisses keinen Einfluß hatte, mußte dabei übergangen werden, wie die Aufnahme der stolbergschen Ilias (1778), von der Fritz, wie Wieland schreibt, der ganzen weimarischen Gemeinde (aber kaum Goethe!) schöngebundene Exemplare schickte, ohne dadurch verhindern zu können, daß, wie derselbe sagt, alle Griechisch verstehenden Freunde Homers des alten Bodmer gleichzeitige Verdeutschung beider Gedichte ihr vorzogen, auch die sonderbare Figur, welche die Brüder in ihren gemeinsam herausgegebenen Gedichten (1779) spielten, über deren Centaurenvignette man am Hofe spottete, wie man mit der Verehrung der lustigen Hofdame von Göchhausen für die beiden gräflichen Barden durch den ihr gegebenen Spitznamen Thusnelda und den ihr verliehenen Centaurenorden seinen Spaß trieb. Jede Verbindung der Stolberge mit Goethe war abgebrochen; von jenen Scherzen bei Hofe dürfte ihnen kaum etwas zu Ohren gekommen sein, und jedenfalls konnten sie sich nicht dadurch verletzt fühlen, da Fritz (und Christian hatte ihm zugestimmt) den Herzog und Goethe auf die schnödeste Weise persönlich beleidigt hatten.

Fast ein Jahr älter ist der Aufsatz, in welchem ich mich mit Scherer und Wilmanns über den Satyros auseinandergesetzt habe; ich habe ihn aber so lange zurückgehalten, daß er noch zwei zu verschiedenen Zeiten geschriebene Zusätze über die Fata Morgana erhalten konnte, welche ein anderer, immer schaler hervortretender sogenannter Goetheforscher, den ich einmal als einen Prachtvogel

eitler wissenschaftlicher Ueberhebung festnageln zu müssen glaubte, der Welt darüber vorzuspiegeln sich vermessen. Die methodische Widerlegung der verschiedenen über den Satyros an Tag gekommenen Ansichten dürfte recht anschaulich zeigen, wie launenhaft man es in Sachen Goethes treiben zu dürfen meint. An den feststehenden Thatsachen zerschellen solche Gebilde des Wahns, wozu der entdeckungssüchtige Scharfsinn mit großem Aufwand von Geist und Kenntniß sich verleiten läßt. Wie sehr man darüber die dichterische Auffassung des Fastnachtspieles vernachlässigt, stellt sich dabei überraschend heraus. Es gibt manche Ansichten, die so sehr dem gesunden, die thatsächliche Möglichkeit ins Auge fassenden Sinne widersprechen, daß man jeden Versuch, sie zu beweisen, schon voraus als eine Kraftvergeudung bedauern muß. Und doch treten noch immer solche Gebilde, die beim Krähen des Hahns verschwinden, nicht bloß beim „Faust", der ein Vorrecht darauf zu geben scheint, mit staunenswerthem Muthe an das Licht des Tages — um mit lautem Gepraſſel zu platzen.

Bei dem Fastnachtsspiel Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern scheint die persönliche Deutung der Personen und ihres Auftretens sich auf Goethes eigene Aeußerung stützen zu dürfen. Ich glaubte diese beleuchten und vom Standpunkte ästhetischer Kritik die Unmöglichkeit hervorheben zu müssen, daß ein wirklicher Dichter sein aus heiterm Humor geflossenes Spiel so schmählich habe verhunzen können, wie es die vorgebrachten albernen Deutungen voraussetzen. Dabei wäre es ein wunderbarer Zufall, wenn der Dichter gerade zu allen für die Schilderung eines Jahrmarkts nöthigen Personen in seiner nächsten Nähe und Bekanntschaft Persönlichkeiten gefunden hätte, die gleichsam ein Janusgesicht trügen, das zugleich für den persönlichen Spott und die dichterische Darstellung zu verwenden gewesen. Welcher Mittel man sich bedient, um zu einer solchen Deutung zu gelangen, und wie darunter die lebendige Auffassung der Dichtung zu Schanden geht, glaube ich gezeigt zu haben. Und bei allem diesem tritt die gewonnene Ausbeute mit der Aeußerung Goethes, von welcher man ausgegangen, in einen gewissen Widerspruch. Ich hoffe das in seiner Art prächtige „Jahrmarktsfest" von

einem neuerdings auf ihm lastenden Alp befreit und auch manches Neue zu seinem Verständnisse beigebracht zu haben.

Der jüngste Aufsatz betrifft Goethes erste Liebe, sein wunderlich ihm geraubtes Gretchen. Hier mußte ich die Trugschlüsse aufdecken, auf denen der Luftbau Scherers sich erhebt. Freilich liegt die Wahrheit so am hellen Tage, daß die Mißdeutung keinen irre führen wird, der von jeder noch so geistreich vorgetragenen Ansicht eine feste Begründung fordert und diese mit unerbittlicher Strenge prüft. Möge es recht viele so gewissenhafte Prüfer geben! dann werden manche Gespenster, die in der neuesten Goetheliteratur spuken, bald verschwinden, wie in wirklichem Sinne die meisten bösen Geister, Hexen und ähnliches Gesindel vertrieben worden sind. Dazu möchte ich mein Theil auch ehrlich beitragen. Und so widme ich mit dem Bewußtsein einer guten That die vorliegende Sammlung allen denen, welchen es ernst ist um eine reine, freie Ansicht des großen Dichters und des edlen Menschen, welche diesen nicht in die Fesseln einer sich überhebenden monopolisirenden Schulweisheit schlagen lassen wollen, die, statt in Goethe hinein, von ihm abführt, ihm ein selbstbeliebiges Trugbild unterschiebt.

Dem ersten Bande wird in kurzer Zeit der bereits im Drucke befindliche zweite folgen und die fünf rückständigen Aufsätze bringen.

Köln, den 6. Januar 1885.

H. Düntzer.

Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg.

Schwärmerische Jugendglut selbstbewußter Geister läßt die Herzen sich frei und froh ineinander ergießen und die Glücklichen die tiefsten durch Natur und Erziehung gebildeten Gegensätze übersehen, die aber später um so schärfer sich herausstellen und zu entschiedener Trennung, ja oft zu völliger Verkennung führen. Zu den bedeutendsten solcher den Keim der Zerstörung in sich bergenden begeisterten Freundschaften gehört die, deren Verlauf wir hier zu schildern versuchen, wobei es sich herausstellen wird, daß der große Heide, dessen Drang ihn zur Ausbildung und Bewährung der von der gütigen Natur ihm verliehenen Gaben trieb, reiner und edler in der Freundschaft sich bewährte, als der frommgläubige Christ, welcher, der Vereinigung mit Gott entgegenschmachtend, immer den Blick auf den Himmel gerichtet hielt. Die letzte Zeit hat manche neue Mittheilungen auch über dieses Verhältniß gebracht, das von Janssen, einem der kenntnißreichsten katholischen Geschichtschreiber, zu Goethes Ungunsten dargestellt worden.

Die beiden in innigster Liebe aneinander hängenden Grafen von Stolberg waren von ihren streng protestantischen Eltern vor jeder Berührung mit freidenkenden Christen und freigeistigen Leugnern der in der Bibel enthaltenen Offenbarung gewahrt worden. Als Genossen des „Hains" erlebten sie in Göttingen den Aufgang des als Prophet freien deutschen Geistes von ihnen verehrten „Götz". Mit dieser Begeisterung für die von Shakespearescher Kraft durchwehte Dichtung des jungen Frankfurter Advokaten kamen sie nach Kopenhagen zurück. Doch als größter Dichter galt ihnen der Freund des elterlichen Hauses, der Sänger des „Messias", dessen Winke

ihnen fast für göttliche Befehle galten. Dieser hatte ihre eigene dichterische Begabung dadurch geweiht, daß er sie gewürdigt, in einer ihnen gewidmeten Ode die Weissagung auszusprechen, in einem Jahrhundert werde Deutschland frei sein, „der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht herrschen". Auch den Dichter des „Götz", der auf äußern Anlaß ihm seine Verehrung bezeigt hatte, zählte Klopstock zu seinem Kreise; verschmähte er es ja nicht auf seiner Reise nach Karlsruhe der Einladung in Goethes elterliches Haus zu folgen, wo er, wie wenig auch der Vater seiner Dichtung hold war, als ein hochverehrter Gast erschien. Der junge Dichter, der durch den Anfang seines „Faust" Klopstocks hohe Meinung von ihm gesteigert hatte, begleitete ihn bis Mannheim. Noch in demselben Monate begann er durch „Werther" die ganze empfindsame Welt in stürmische Bewegung zu versetzen. Unter den Begeisterten, die sich dem Wertherdichter ans Herz warfen, befanden sich auch die beiden für Natur, Freiheit und Vaterland schwärmenden Grafen, zwischen denen er an Alter fast wie ein Bruder in der Mitte stand. Von den überschwänglichen Briefen, die ihre Verehrung und zugleich die freudige Hoffnung aussprachen, auf einer Reise in das gelobte Land ihrer Ideale, die Heimat Wilhelm Tells, ihn bald persönlich zu begrüßen, hat sich keine Spur erhalten; verkommen sind auch die Zeilen, die sie ihm von einer Unbekannten übersandten, welche, wie sich bald herausstellte, ihre zweiundzwanzigjährige Schwester Auguste war. Die liebevolle Zartheit ihrer Frage, ob er glücklich sei, rührte ihn unendlich, so daß er seine eben damals ganz von der Liebe Lust und Leid umgetriebene Seele der unbekannten fernen Freundin erschloß.

Seit der ersten Stunde ihres Zusammentreffens in Frankfurt waren die beiden Grafen mit Goethe ein Herz und eine Seele; auch mit dem ihm befreundeten Klinger, dessen niederer Stand neben seiner Begabung als dramatischer Dichter nicht in Betracht kam, schlossen sie einen feurigen Bund. Christian, der ältere Bruder, meldet der ältesten Schwester vom Dichter des „Werther": „Er ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. Wir

sind immer beisammen und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann." Von dem übermüthigen Tollen, zu welchem die Grafen sich hinreißen ließen, besonders Fritz, der, wie Goethe, von einer unglücklichen Liebe (und es war, wie bei diesem, nicht seine erste) gequält wurde, schweigen die Briefe an die Schwestern. Zur größten Freude gereichte es den von Freundschaft und Freiheit schwärmenden Grafen, daß Goethe, ihr „vertrauter Freund", sie wenigstens bis sechzig Stunden hinter Karlsruhe begleiten wollte. Die Reisenden ließen sich eine ganz gleiche Wertheruniform machen. Von der überspannten Liebe des jüngern Grafen, die nur ein Schatten gegen seine erste Liebe sei, hatten sie auch auf dem Wege viel zu leiden, besonders als in Straßburg die schreckliche Kunde eintraf, die mit aller Glut der Leidenschaft ersehnte Geliebte könne ihm nicht angehören. Das Glück wollte es, daß Goethe auch in dem Lande der Freiheit mit den Stolbergen sich zusammen fand. An tollem Jugendübermuth und Freiheitsschwärmerei that er es ihnen nicht zuvor. Fritz sprühte von dichterischem Feuer; ja er ließ in der Schweiz seinen überschäumenden „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert", freilich nur für Freunde, drucken, aus welchem die beiden Reichsgrafen, die im Kampfe für die Freiheit den Heldentod sterben, wunderlich hervorgucken. Goethe, der sich hier zu keinem dichterischen Erguss sammeln konnte, las den Freunden aus seinen ungedruckten Sachen, welche ihnen „würdige Brüder" des „Götz" schienen. Neben Homer und Ossian war die Bibel die Begleiterin der Grafen. Auch Goethe liebte diese, glaubte er auch nicht, wie Fritz, „ihre große, liebe Einfalt", in welcher selbst Homer ihr nicht gleich komme, sei „der größte Beweis ihrer Wahrheit". Darüber kam es so wenig wie über ihre christlichen Anschauungen zu einer Verhandlung. Welchen Anstoß die Grafen durch ihr freies Baden, an dem sich Goethe mit betheiligen mußte, in der Schweiz gaben, wo sie sich alles erlaubt hielten, ist bekannt. Noch nach ihrer Abreise sahen sie sich veranlaßt, ihre „unanständigen Scherze" und ihren „Muthwillen in Pfeffersbad", die ihnen so üble Nachrede gebracht, gegen Lavater zu entschuldigen. Welch ein burschikoser Ton zwischen den Freunden herrschte, zeigt der Anfang eines Briefes, mit welchem Goethe nach der Rückkehr die sehr spät erhaltenen Nachrichten der

Brüder beantwortete: „Dank euch Ungeheuern für eure Briefe, und so das Meerweib [Spitzname des Freiherrn Heinrich Christian Karl von Haugwitz, der die Reise mitgemacht] nicht schreibt, so hauts, wenn es aus dem Bade steigt, mit Nesseln. Ich hab' euch drei dramatisirt: Graf Christian Truchseß, Graf Friedrich Leopold und Junker Kurt, wo ihr auf dem großen Krönungssaal zu Frankfurt in naturalibus hingestellt seid" [also ihr Benehmen beim Besuche des Römers].

Goethes Entfernung ging den Freunden sehr nahe. „Er macht so sehr eins mit uns aus", schrieb Fritz der ältesten Schwester, von der er Goethe so viel erzählt habe, daß dieser sie gewiß besser kenne als viele, die ihn oft sähen. Von Frankfurt aus enthüllte Goethe der jüngsten, Auguste, den bunten Wechsel seines Liebesglücks und seiner Liebesnoth. Den Brüdern schwieg er, bis sie im September ihm von ihrer Reise Bericht erstatteten und mittheilten, sie würden auf der Rückreise auch Weimar besuchen. Dorthin war er vom jungen Herzog Karl August eingeladen worden, als er diesen auf dessen Brautreise nach Karlsruhe in Frankfurt begrüßte, doch wollte er sich darüber erst entscheiden, wenn er ihn in Begleitung seiner Gattin wieder gesehen. In einem sonderbaren „Pick auf die ganze Welt" erwiderte er den Grafen, könne er nach Weimar, so thue er es, aber gewiß nicht ihnen und keinem Menschen zu Liebe. Ihre Reise gönne er ihnen; sie sei ihrer werth. Von Zimmermann, der bei der Rückkunft aus der Schweiz bei Goethe gewohnt hatte, seien sie weidlich gepriesen worden. „Gustchen ist ein Engel!" schließt er. „Hols der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist! — — Uebrigens bin ich mit der vollkommensten — Schreibt hierher, wenn [wann] ihr nach Weimar kommt." Die Aeußerung über Auguste gefiel den Brüdern so, daß Christian gegen Schwester Katharina äußerte: „Hättest du ihm doch auch geschrieben, so klagte er über dich nun auch so!"

Schon in Gotha vernahmen die Grafen zu ihrer höchsten Freude, daß Goethe in Weimar sei. Bei Hofe, wo man dem Dichter nicht günstig war, wurde am Tische viel über Werther „deräsonnirt", so daß Fritz sich kaum enthielt, offenen Widerspruch dagegen zu erheben — doch er wagte es nicht. Die herrlichsten Tage waren ihnen in Weimar beschieden. „Goethe hab' ich diesmal noch lieber

gekriegt", schreibt Fritz von Dessau aus der ältesten Schwester. „Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuers, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand." Die Herzogin, die sie schon von Karlsruhe aus kannten, sei eben ein Engel. Die verwittwete Herzogin habe viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte. „Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Goethe oder Wieland oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hof. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Goethe seinen halbfertigen ‚Faust' vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen." Wie heiter es häufig herging, zeigt das, was er darauf vom vorletzten Abend beim Prinzen Constantin erzählt. Wir hören auch, dem Herzoge habe der „Freiheitsgesang", den ihm jemand gegeben, so gefallen, daß er Fritz fragen ließ, ob er ihn nicht dem großen Friedrich widmen wolle, worauf dieser denn eine ziemlich bittere Widmung in Knittelversen darauf schrieb, die, wie er später hörte, gut aufgenommen wurde. Daß es auch zu übermüthigen Ausbrüchen gekommen, lesen wir freilich nicht in den Berichten an die zwei ältern Schwestern, die uns allein vorliegen. Jedenfalls nahmen sie wenigstens einmal an der lustigen literarischen Morgengesellschaft Theil, die sich Sonnabends bei Wein und Punsch in der Wohnung des Herzogs versammelte. In Weimar hat sich die Sage von einem wunderlichen Mahle im Zimmer des Geheimsekretärs Bertuch erhalten, wobei man alle gewöhnlichen Trinkgeschirre weggeworfen und aus Aschenkrügen altdeutscher Gräber getrunken. Nach einer pathetischen Anrede von Fritz trank man, so hieß es, auf Thuiskos Wohl. Jedenfalls wußte man (das wenigstens ergiebt sich aus dieser Sage) von einem tollen Gebaren der Stolberge. Daß es manche am Hofe gab, die mit dem Betragen der lustigen dänischen Kammerjunker nicht zufrieden waren, lehrt die Aeußerung von Fritz: „Einigen steifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle Guten waren uns herzlich gut." Unter

den Unzufriedenen war dr einflußreiche Oberhofmeister der Herzogin Graf von Görtz, wogegen der Oberhofmeister der Herzogin Mutter Graf von Putbus sich äußerst freundlich zeigte. Die Stolberge hätten ihren „Wolf" gern mit nach Hamburg genommen; aber der Herzog litt es nicht, da er sich möglichst lange der nur auf wenige Wochen vom Vater gestatteten Anwesenheit Goethes freuen wollte.

In Dessau wohnten die Grafen einer „herrlichen Saujagd" bei. „Zwanzig Saue wurden erlegt", schreibt der ältere Bruder, „sechs Stunden rannten wir zu Pferd durch den Wald, drei Sauen hab' ich mit dem Hirschfänger den Fang gegeben. Das ist ein Leben!" Fritz war noch in Berlin bei der Erinnerung daran außer sich. „So was kannst du dir gar nicht vorstellen", schreibt er der ältesten Schwester. „Dumm, stockdumm sind die Philosophen, welche sich gegen die wilden, rauschenden Freuden erklären. Nach der Flut kommt immer die Ebbe; denselben Nachmittag hörte ich ein Concert, welches mich weit mehr rührte, als es ohne den Taumel des Vormittags würde gethan haben. Ueberhaupt macht uns jede erlaubte Freude besser; davon bin ich fest überzeugt, hab's oft erfahren." In Berlin traten die Grafen (was würden ihre beschränkt frommen Eltern dazu gesagt haben!) als Freimaurer in die Loge zu den drei Rosen nach dem System des tollen von Zinnendorf, das auch mit Goldmacherei und allerlei Schwindel zu thun hatte. Sie trafen hier Claudius, den maurerische Geschäfte dorthin geführt hatten. Mit ihm reisten sie nach Hamburg, wo sie Klopstock, den sie für den „größten Dichter unserer, ja vielleicht jeder Zeit" hielten und als den von den Eltern ihnen zugewiesenen Schutzgeist verehrten, wieder eine Zeit in seine Zucht nahm, der sie wohl zu bedürfen schienen.

Am 12. Januar 1776 kehrten die dänischen Kammerjunker nach Kopenhagen zurück. Leider fehlen uns die damals zwischen Goethe und ihnen gewechselten Briefe; wir wissen nur, daß Fritz den vom Herzog ihm durch Goethe gemachten Antrag, als Kammerherr in Weimar einzutreten, mit der Erlaubniß annahm, den Frühling noch bei seinen Geschwistern zu bleiben. Oeffentlich ward er als herzoglicher Kammerjunker erklärt und „in allen Etats aufgeführt"; freilich stand er noch nicht in dem am 10. Februar erschienenen „Hof- und Adreßkalender", und auch das „Wochenblatt", das sonst

alle Ernennungen anzeigte, schwieg von ihm. Doch der Kammerherr von Seckendorff nennt schon am 15. Februar den jüngern Grafen Stolberg, den „Bardensänger", als künftigen Amtsgenossen. Im März schrieb Fritz an Knebel: „Wie viel Gutes verspreche ich mir von einem Orte, wo der Guten so viel sind! wo eine fürstliche Familie die wahre Hoheit empfindet, und so gut ist und so edel und so glücklich, wo am Hofe so brave Männer sind und liebliche Weibchen." Gleichzeitig muß Fritz sich an Goethe gewandt haben, da dieser unter den Personen fehlt, die er durch Knebel grüßen läßt.

Da fuhr Klopstock wie ein Blitz dazwischen. Hatte Goethe früher, als Gast des Herzogs, diesen von manchem ausschweifenden Ritte und überlustigen Treiben nicht abhalten dürfen, seit er sich zum Bleiben entschlossen, achtete er nur auf das Beste des jungen Fürsten, dem er genaue Kenntniß seines Landes und dadurch Liebe zur Arbeit beizubringen suchte. Aber je selbständiger sich der Herzog zeigte, um so unzufriedener wurden die Hofleute, die dem gehaßten Günstlinge heimlich und öffentlich die Schuld von allem zuschrieben, was ihnen mißfiel, wodurch sie aber die Zuneigung Karl Augusts gegen den in seinem ganzen Werthe erkannten Dichter nur steigern konnten. „Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann", durfte Goethe sich rühmen. Aber Karl Augusts fürstliche Eigenheit, etwas Tolles, das er sich ausgedacht, trotz allem durchzusetzen, konnte er ihm nicht abbringen. Ein Courierritt, den er, obgleich das Wetter seine Gesundheit angegriffen hatte, trotz Goethes Mahnung sich nicht versagen wollte, zog ihm eine längere Krankheit und Schwäche zu. Die erbitterten Gegner unterließen nicht, diese als Folge seiner durch Goethe unterstützten Ausschweifung auszuschreien. Graf Görtz legte zum schmerzlichen Bedauern der Herzogin seine Stelle nieder. Seckendorff, der auf die erste Vertrauensstellung beim Herzoge gerechnet hatte, schmähte auf die „Hofteufel", denen dieser verfallen sei. Noch gesteigert ward die Erbitterung, als das Verbleiben des allmächtigen Günstlings, der auch Nachts oft um den Herzog war, als gesichert galt. Da schreckten Neid und Haß vor keiner noch so abgeschmackten Verleumdung zurück, und sie wußten sie überallhin zu verbreiten, den Ruf Goethes und des jungen Herzogs zu schänden.

Solche schlimmen Gerüchte hatten auch den Weg zu Klopstock gefunden, zunächst durch die nach Karlsruhe gedrungenen Klagen der Herzogin, die sich unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, was er schon vor Goethes Ankunft gethan, sich wilden Vergnügungen überließ, daß er so wenig Achtung vor dem feinen Hofton hatte, auch sie selbst vernachlässigte. Einen großen Theil der Schuld schrieb auch sie dem geistig so hochstehenden Dichter zu, trotz seines eifrigen Strebens, den Herzog von seinen Ausschweifungen abzuhalten und ein herzliches Verhältniß der Gatten anzubahnen. Aber bei Karl Augusts selbständiger, fast trotziger Natur war dies außerordentlich schwierig; eine barsche Zurechtweisung würde den Zweck verfehlt, den strengen Mentor um alles Vertrauen gebracht haben, worauf doch jede Hoffnung einer gedeihlichen Einwirkung einzig beruhte. Wie trefflich der als gewissenloser Verführer Karl Augusts geschmähte Goethe auf diesen zu wirken wußte, zeigt ein glücklich erhaltener Brief vom 4. Mai. Dem Herzog, der ihn nach Ilmenau wegen eines dort ausgebrochenen Brandes gesandt hatte, sagt er schließlich: „Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie. Da ich so auf dem Wege über Ihre allzugroße Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen, drum hab' ich auch Staffen und Wedeln gebeten zurückzubleiben, da ich selbst mehr da bin, um Ihnen vom Ganzen Nachricht zu geben und mich zu unterrichten als etwas zu nützen . . . Seien Sie hübsch ruhig, so viel's sein kann, leben Sie als homme de lettres und Privatmann, schonen Sie die Hüfte bei dem Wetter!"

Vier Tage darauf ließ es Klopstock sich beigehen, ohne jede Kenntniß des schwierigen Verhältnisses und des gewissenhaften Ernstes Goethes, an dem der tändelnde Messiassänger sich ein Beispiel hätte nehmen können, diesem wie einem leichtsinnigen Verführer ins Gewissen zu sprechen. Er begann damit, daß er von der Wahrheit der Sache vollkommen überzeugt sei, sie „glaubwürdig wisse"; und doch hatte er von der Art, wie Goethe auf den Herzog wirkte und wirken mußte, nicht die leiseste Ahnung. Es könne sich hierbei, fährt er fort, gar nicht um Verschiedenheit der Grundsätze handeln, es

frage sich nur, was die nothwendige Folge seiner Einwirkung sei. „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt [das Schlimmere unterdrückt er], anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, denselben entkräften und erliegen." Jetzt erst tritt er mit seiner vermeintlichen Berechtigung hervor, sich als Vertreter der deutschen Gelehrtenrepublik einzumischen. „Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen sein, was ich fühle, daß geschehen wird!" Um auf Goethe zu wirken, bedurfte es einer solchen politischen Betrachtung nicht. Eben so wenig konnte Klopstock, wäre Goethe so gewissenlos gewesen, wie dieser voraussetzte, durch die Hervorhebung des Schmerzes und des Grames der Herzogin wirken, die er mit dem Ausrufe schließt: „Luisens Gram, Goethe! Nein! rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!" Daran schloß sich die Drohung, Stolberg werde, wenn der Herzog sich nicht ändere, wieder weggehen, was aber für diesen die üble Folge haben werde, daß er ohne Stelle sei, da er den Dänischen Dienst gegen den Weimarischen aufgeben mußte. Zum Schlusse bemerkt Klopstock, daß er nichts dawider habe, wenn Goethe dem Herzog diesen Brief zeigen wolle. „Im Gegentheil: denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag."

Klopstocks unbesonnenes Einmischen erklärt sich nur durch seine Hast, der Gelehrtenrepublick einen Dienst zu erzeigen. Die Stolberge hatten ihm nach ihrer Rückkehr das Gegentheil von allem gesagt, was ihm jetzt ein einseitiges Gerücht zubrachte, das von den geschworenen Gegnern Goethes, besonders von der Adelspartei, kam, und nur darauf beruhte, daß die Herzogin sich unglücklich fühlte, ihr Gatte die Hofetikette nicht achtete, ein freies, flottes Leben liebte, nach eigenem Ermessen handelte und — Goethe sein vertrauter Freund war. Klopstock wußte nicht, welch ein fester, unbeugsamer Charakter der Herzog war, der dadurch schon seiner Mutter große Not gemacht hatte. Daß Goethe dessen stürmisches

Wesen zu beruhigen, ihn zu thätigem Wirken für das Beste des Landes zu bestimmen, seiner Kälte und Rücksichtslosigkeit gegen die Herzogin wirksam entgegenzuarbeiten mit voller Seele bestrebt war, ahnte er nicht; er kannte diesen so wenig, daß er ihn für einen tollen, gewissenlosen Jungen hielt, dessen Unbesonnenheit so weit gehe, leichtfertig den Herzog, mit dem doch sein Dasein innig verknüpft war, sich zu Grunde richten zu lassen. Und diesem muthete er zu (er dachte sich wohl, daß er dies nicht thun, sondern sich bei ihm selbst rechtfertigen werde), der Bote eines solchen plumpen Briefes an den Herzog zu werden, der diesen und Goethe in gleicher Weise durch die schlechte Vorstellung, die er sich von ihnen gemacht, und die ernste Warnung beleidigen mußte, zu welcher Klopstock, obgleich er als Dichter des Vaterlandes und der Religion hoch angesehen war, nicht das geringste Recht hatte.

Goethe zeigte natürlich dem Herzoge, vor dem er kein Geheimniß hatte, auch diesen Brief. Karl August mußte sich durch die Verdächtigung seines Goethe als eines Verführers nicht weniger als durch die armselige Rolle eines Verführten, die er selbst darin spielte, tief verletzt fühlen: und doch durfte es an einer Antwort nicht fehlen. Goethe widerstand es immer, sich vor Freunden gegen Beschuldigungen zu vertheidigen, deren Unwahrheit jeder fühlen mußte, der sein Herz kannte — ein Zug, den er mit Lessing gemein hat. Klopstock zu erwidern war um so schwieriger, als er diesen nicht beleidigen mochte, aber des Herzogs und seine eigene Würde wahren mußte, und doch nicht verrathen durfte, in welcher Weise er als treuer Schutzgeist über den Herzog zu wachen suche; war dies ja sein heiliges Geheimniß, dessen leiseste Andeutung Karl August beleidigt hätte. Dieser hatte kurz vorher seinen vertrauten Freund gegen eine verächtliche Bemerkung des Geheimerath von Fritsch in Schutz genommen, und ein paar Tage nach dem Einlaufen von Klopstocks Brief stellte die Herzogin-Mutter in einem Schreiben an denselben Fritsch seiner Sittlichkeit und ernsten Treue ein äußerst glänzendes Zeugniß aus. Auffallen kann es, daß Goethe, ehe er an Klopstock schrieb, sich nicht seiner mit diesem vertrauten Auguste mittheilte. Freilich begann er am 17. Mai ein Tagebuch an diese, in welchem er ihr alles, was er gethan und was sich be-

geben, getreu aus vollem Herzen mittheilt, und hier schreibt er am 20. vom Herzoge: „Er ist ein trefflicher Junge, und wird, wills Gott, auch ausgähren. Fritz wird gute Tage bei uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies versprechen darf“: aber dieses Tagebuch schickte er erst am 24. ab, bis zu welchem er es fortführte, und schon vier Tage früher hatte er Klopstock in seinem und des Herzogs Namen erwidert. Es war eben eine Ehrensache, die Mann gegen Mann geführt sein wollte. „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock!“ schrieb er. „Sie helfen uns nicht, und machen uns immer ein paar böse Stunden.“ Milder konnte er den ungebetenen Eckardt seines Fürsten nicht abwehren, der diesem vorgeworfen, er betrinke sich zum Krankwerden, wodurch er sich und seine Gattin zu Grunde richten werde. Auf sich selbst kommt Goethe dann mit der Bemerkung, Klopstock fühle, daß er darauf nichts antworten könne, da er entweder als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ehrlicher Kerl sich vertheidigen müßte, wobei als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß ihm keine dieser drei Erwiderungen gegen Klopstock möglich. Wenn er hinzufügt: „Und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus; und wozu?“ so liegt darin das Bewußtsein der besten Absicht ausgesprochen, wie entfernt er auch davon sei, alles einzelne, was er und der Herzog gethan, zu vertheidigen. „Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache“, fährt es fort. „Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte.“ Diese freilich stark übertreibende Aeußerung soll darauf deuten, daß auch manche andere ihm mündlich und schriftlich ihre Besorgniß ausgesprochen, die aber völlig haltlos sei, da sie jeder Einsicht in die Verhältnisse entbehre und er seines Zieles bei der Leitung des Herzogs sich wohl bewußt sei. Wissen wir ja, daß selbst Frau von Stein besorgt war, wenn sie auch freilich an Goethes gutem Willen nicht zweifelte, nicht, wie der Sänger des „Messias“, ihn für einen gewissenlosen Verführer hielt. Endlich kommt Goethe auf den Herzog zurück, den ein derartiger Verdacht von einem solchen Manne geschmerzt habe. „Dem Herzog thats einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock

wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das." Erst nach dem Lebewohl schließt er: „Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und wills Gott besser, als er uns gesehen hat." So konnte er sich auf die persönliche Kenntniß von Stolberg selbst berufen, dem Klopstock, wie er nicht undeutlich zu verstehen gegeben, abrathen wollte, sein Wort zu halten, ja er durfte sich mit gutem Gewissen darauf berufen, daß sie jetzt ruhiger und ernster geworden seien. Der Brief ist ein Meisterstück in seiner Art, gefaßt, selbstbewußt, seine und des Herzogs Ehre wahrend, ohne ein verletzendes Wort.

Aber wie hätte Klopstock, der von einem Kreise unterwürfiger Verehrer umgeben war, eine solche männliche Abwehr der gröbsten Beleidigung ertragen können! Am 29. brach er mit kurzen zornigen Worten jede weitere Verbindung ab. Am meisten hatte ihn Goethes Bemerkung geärgert, er würde keinen Augenblick für sich behalten, wenn er auf alle solche Briefe und Anmahnungen antworten sollte: daß er ihn von andern nicht unterscheide, schien ihm eine Herabwürdigung seiner Person, obgleich auch die andern Anmahnungen von achtungswerther Seite kommen konnten, und Goethes Versicherung der Liebe und Verehrung nicht fehlte. Mit Bitterkeit erklärte Klopstock, Goethe (und folgerecht auch der mit in Betracht kommende Herzog) sei dieses Beweises seiner Freundschaft nicht werth. Und zum Schlusse noch die Drohung: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Ja, Weimar war ein Pfuhl, in den sich Stolberg nicht stürzen durfte, Goethe ein Verführer, der den Herzog zu Grunde richten half: dieses ohne jede nähere Kenntniß gefällte Urtheil stand bei Klopstock fest. Ein Menschenkenner hätte aus dem Briefe auf Goethes Herz und seine edle Gesinnung schließen müssen, aber Klopstock war ein solcher nicht, wie sehr er es sich auch einbildete, und wie hätte der sich selbst verehrende erste Dichter der Nation einen Schritt zurückthun, gestehen dürfen, daß er sich übereilt habe!

Und was that der edle deutsche Freiheitssänger, der auf Mannesehre hielt, was that Fritz Stolberg, als Klopstock ihm seinen Briefwechsel mit Goethe mittheilte und ihn aufforderte, nicht nach Weimar zu gehen, als auch seine Schwester Auguste, die durch Klopstock

und die von diesem ihr erzählten lügenhaften Skandalgeschichten trotz Goethes herzlichem Tagebuche gegen diesen verstimmt war, so Abscheuliches von seinem Wolf ihm berichtete? Er, der Goethes edles und männliches Herz kannte, der aus eigener Anschauung wußte, daß es in Weimar nicht so schlimm gewesen, der Goethes Versicherung glauben mußte, sie seien besser, als er sie gesehen, dem jedes Wort hätte zeigen sollen, daß dieser ein reines Gewissen habe — er war so tief von Klopstocks Verehrung erfüllt, daß er an Goethes ehrlicher Abwehr des ehrenrührigen Angriffs großes Aergerniß nahm, ja noch einen Stein auf den so schnöde Behandelten warf. Von der Möglichkeit einer solchen Beantwortung eines Briefes von Klopstock habe er keine Idee gehabt, obgleich er Goethes unbiegsames Wesen kenne, erwiderte er am 6. Juni. „Starrkopf ist er im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd von der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster (denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken), dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die ‚Warnung' machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan. Gott erbarme sich über ihn, und mach' ihn gut, damit er trefflich werde! aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer." Wer aber war ungestümer auf der Reise gewesen, Fritz oder Goethe? Und wenn die Stolberge auch früher seine Unbändigkeit bemerkt hatten, worin ihm Fritz kaum nachstand, wo hatten sie Proben seiner Unbiegsamkeit gehabt? Und bei welcher Gelegenheit hätte Klopstock Goethes „eisernen Nacken" erkannt, Klopstock, den er zweimal mit größter Verehrung aufgenommen, mit dem er sich auf das freundlichste unterhalten, dem er aber, wenn er ihm auch selbst den Anfang seines „Faust" mittheilte, sein Inneres nicht enthüllt, höchstens die Qual seiner Liebe verrathen hatte. Und den „Faust" hatte ja Klopstock selbst gerühmt, ohne darin einen Ausfluß seines eigenen Faustischen Wesens zu erkennen. Dazu nun gar Stolbergs alberne Vermuthung, Klopstock habe bei der schon 1772 gedichteten, wenn auch erst im

vorigen Herbste gedruckten „Warnung" Goethe im Sinne gehabt, bei einer gegen diejenigen gerichteten Ode, die sich gegen Gottes Anordnung der Welt und des menschlichen Schicksals empören, wovon bei Goethe nirgend eine Spur, auch nicht in seinem freilich arg mißdeuteten „Prometheus". Was bei der Unbiegsamkeit gegen Gott, die ihn oft für Goethe zittern gemacht, Stolberg vorschwebe, erfahren wir aus einem andern gleichzeitigen Briefe. Dort lesen wir: „Es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kälter machen. Armer Erdenwurm! sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott! Da fielen mir die Worte von Klopstock ein: „Ihr rechtet mit dem u. s. w. (die beiden ersten Strophen der „Warnung")." In welcher Verbindung von solchen Riesengeistern die Rede gewesen, entzieht sich unserer Kenntniß. Aber Stolberg konnte leicht eine Aeußerung Goethes mißverstehen, auf die vielleicht dessen „Prometheus" geführt hatte. Goethe war weit entfernt, „ewigen geoffenbarten Wahrheiten zu trotzen", d. h. solchen, die er für wirklich geoffenbart hielt, was ja an und für sich Wahnsinn wäre; daß er an die christliche Offenbarung nicht glaubte, wissen wir, aber er brüstete sich damit nicht, ehrte vielmehr jeden Glauben. Sollte zufällig das Gespräch mit dem Freunde ihn darauf gebracht haben, so wird er auch zugleich seinen Glauben an den Gott in der Natur, den Stolberg schon aus seinem „Faust" kannte, warm ausgesprochen haben, was freilich nicht hindern konnte, daß der bibelgläubige Freund sich darüber entsetzte, der keinen Nichtchristen sich als einen guten Menschen denken konnte, wie auch seine älteste Schwester den Dichter des „Nathan" ohne weiteres für einen „bösen Menschen" erklärte. Und von einem solchen Grausen über Goethe war ja noch keine Spur vorhanden, als Fritz ihn mit nach Hamburg nehmen wollte, als er darauf sich bereit erklärte, dem durch Goethe ihm zugekommenen Rufe des Herzogs zu folgen. Doch der gräfliche Freund begnügt sich nicht damit, Goethe für einen Trotzkopf gegen Gott auszugeben, was er entschieden nicht war, seine Erwiderung gegen Klopstock be-

weist ihm sogar, er schwindle von der Gunst des Herzogs. Niemand war weniger von dem Glanze und der Macht der Fürstlichkeit als solcher geblendet: aber wie durfte er den Herzog, der ihm mit brüderlicher Zuneigung ergeben war, der ihn trotz aller gegen ihn geschmiedeten Ränke als seinen Vertrauten ehrte, den edlen fürstlichen Jüngling, dessen voller Entwicklung er sich geweiht, dessen Landen er redlich zu dienen sich entschlossen hatte, als einen unartigen Schulbuben von Klopstock herabkanzeln und sein eigenes ernstes Streben als gewissenlose Verführung verdächtigen lassen! Hätte Stolberg nur die geringste Ahnung von Goethes Wesen und Streben gehabt, unmöglich konnte er den Freund so verkennen. Und warum zog er keine nähere Nachricht bei den Weimarischen Bekannten ein! Waren am Hofe nur gewissenlose Verführer und mußte er nicht glauben, wenn er an der Herzogin so warmen Antheil nahm, durch seine Gegenwart ein gutes Werk zu thun. Aber er und der Bruder, der ebenso feig Goethe aufgab, standen unter Klopstocks Zuchtruthe, und waren, wenn dieser winkte, keiner besonnenen Erwägung der Verhältnisse, am wenigsten eines ernsten Widerspruches fähig.

Vom Herzoge schreibt Fritz Stolberg daselbst, er habe bei allem Guten, was Klopstock kenne, natürliche Wildheit, ja, was unendlich schlimmer, Härte; sich durch Branntwein abzuhärten, wäre für ihn überflüssig und äußerst lächerlich. Von letzterm wußte Fritz nichts, er glaubte es der Verleumdung, die so weit ging, Goethe und den Herzog sich täglich in Branntwein berauschen zu lassen. Wer solche Schmach auf das bloße Gerücht hin von einem Freunde glaubt, kann nie eine lebendige gute Meinung von ihm gehabt haben. Und wie stimmt der bittere Vorwurf der Härte zu dem rosigen Bilde, das sein dessauer Brief von diesem „herrlichen Jungen" entworfen, wie zu der angeführten Aeußerung gegen Knebel aus dem März, wie reimt es sich damit, daß er unbedenklich den Ruf als Kammerherr annahm! Und war Karl August trotz aller ihm damals gezollten Lobsprüche wirklich ein so wilder, ja harter Charakter, so konnte nur die größte Thorheit es Goethe zumuthen, scharf mit ihm ins Gericht zu gehen, dieser mußte milde und unmerklich, wie es Goethe that, auf ihn zu wirken suchen, um nicht die Grundlage jedes Einflußes auf ihn, sein Vertrauen, einzubüßen! Statt neue

Beschuldigungen gegen Goethe vorzubringen, hätte Stolberg als Freund und ehrlicher Bekenner der Wahrheit seine eigene Erfahrung in die Schale werfen, er hätte darauf hinweisen müssen, daß der Herzog und sein Günstling viele Feinde am Hofe hätten, die vor keiner Verleumdung zurückschreckten, weshalb man allen Skandalgeschichten nicht glauben dürfe, daß Goethe eines so gewissenlosen wie unverständigen Treibens unfähig sei, er unzweifelhaft die besten Absichten habe, daß man von seinem eigentlichen Einwirken auf den Herzog gar nichts wisse, er jedenfalls eine außerordentlich schwierige Stellung habe, die man am wenigsten aus der Ferne beurtheilen könne, nicht durch unverständiges Eingreifen ihm noch erschweren dürfe.

Freilich wollte Fritz, wie er an Klopstock schrieb, sich nicht dazu verstehen, sein „Engagement mit dem Herzoge geradezu zu rompiren", aber dieser sollte ihn erst (welche Zumuthung, besonders nach Klopstocks Drohung!) noch einmal dazu auffordern, dann werde er „hin müssen". Doch zu Klopstocks Trost fügt er hinzu: „Ich hoffe mich früh so zu zeigen, daß er mich genug kennen lernt, um mir nichts anzumuthen das Ihres Freundes, mein Allerliebster, unwürdig wäre; thut ers, so verlass' ich ihn gleich." Welch ein ritterlicher Muth und welche Vorstellung von der Schlechtigkeit Goethes und des Herzogs, die es auf seine Verführung abgesehen! Im Grunde dachte er gar nicht daran, sich so ritterlich in Weimar zu zeigen, da er sich sagen mußte, der Herzog werde sich nicht so sehr vergeben, daß er ihn dringend bitte, doch ja zu kommen. Er hatte sich entschieden, nicht zu gehen und war auf eine andere Versorgung bedacht. Das Aeußerste, was jetzt geschehen konnte, als Klopstock seinen Getreuen abgewinkt hatte, that Goethe, als er am 24. Mai nach Klopstocks entschiedener Drohung, an Auguste schrieb: „Fritz soll kommen, wenn er gerne mag; der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen." Weiter konnte er nicht gehen, das litt des Herzogs Würde nicht. Auch der Bruder der für den weimarischen Hof nicht weniger als Fritz geschwärmt hatte, hielt diesen zurück, und selbst Auguste fiel vom Glauben an Goethe ab, da sie die von Klopstock mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer aufgegriffenen Skandalgeschichten für wahr hielt. Fritz schreibt

im angeführten Briefe: „Die andern Geschichten, die Gustchen mir erzählt hat, sind lächerlich und schlecht.“ Voß, der in Wandsbeck bei Hamburg wohnte, hörte von Klopstock, der Herzog laufe mit Goethe auf allen Dörfern herum, besaufe sich und genieße brüderlich mit ihm einerlei Mädchen; die Sache werde, da der Adel auf Goethe äußerst erbittert sei, ein blutiges Ende nehmen. Je abscheulicher und alberner die Geschichten waren, um so glaubhafter schienen sie Klopstock. Von der tollen Wirthschaft, zu welcher der Herzog trotz Goethes Mahnung sich wirklich darauf im August, besonders in Stützerbach, hinreißen ließ, scheint Klopstock nichts vernommen zu haben. Einiges sollte Bode in Weimar selbst erlebt haben, aber dieser war erst nach Klopstocks erstem Schreiben dorthin gekommen, nach einem Briefe von Lenz an Lavater am 25. oder 27. Mai abgereist. Freilich ist die Möglichkeit, daß Klopstock diesen vor seinem Absagebriefe an Goethe gesprochen habe, nicht ausgeschlossen, aber was dieser nach dem die Sache wohl noch vergröbernden Berichte von Voß erzählt haben soll, deutet nur auf einen stark burschikosen Ton, der bei des Herzogs lustigen Gesellschaften herrschte, ja daß Goethe gesagt haben soll: „Donnerwetter, die Suppe ist heiß!“ hielt Bode der Mühe werth, Klopstock zu berichten! Und dieser griff es begierig auf und verbreitete es weiter. Wir wollen es nicht glauben, daß der selbst nicht feine Bode Spionirdienste Klopstock geleistet und das ihm geschenkte Vertrauen so arg mißbraucht habe. Bekannt ist, daß er ein Jahr später gar nicht so arg über Weimar dachte und als von einer Verheiratung einer lieben Verwandten der Gräfin Bernstorff an einen mit dem Hofe in Verbindung stehenden höhern Beamten die Rede war, nicht das geringste Bedenken dagegen erhob.

An seinem Geburtstag, an welchem Goethe gern etwas Bedeutendes unternahm, begann er wieder einen Brief an Augusten, die ihm nicht geantwortet hatte. Zwei Tage später schreibt er dieser: „Von Fritz hab' ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgerieben hätte.“ Nachdem er hervorgehoben, dieser lasse nichts von sich hören,

obgleich er angenommen und man alles ihm gestattet, was er gewünscht, fährt er fort: „Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimniß bleiben müssen [er deutet auf Klopstocks Einwirkung] — aber — Gustchen! ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann [daß Fritz den schändlichsten Verleumdungen gegen ihn und den Herzog Glauben geschenkt] — — — — Und die, die man so behandelt, ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen! Laß mich das jetzt begraben! wir wollen dran wegstreichen!"

Aber die Seele von Fritz war bereits gerettet. Schon am 17. hatte der Herzog von Oldenburg ihn auf seinen Wunsch [denn durch sein Versprechen hielt er sich nicht gebunden, nicht einmal schien ihm Pflicht oder Anstand es zu gebieten, seinen Rücktritt zu erklären] zum Oberschenken und neun Tage später zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Durch Voß wissen wir, daß Goethe im September an Fritz schrieb und ihm sein beleidigendes Betragen vorhielt, wobei er Klopstocks Benehmen impertinent genannt haben soll. Als der Sänger des „Messias" dies gehört, habe er sich umgedreht und das große Wort gesprochen: „Nun veracht' ich Goethen." Klopstocks Anhänger machten es noch ärger. Voß nannte Goethe einen Schurken, und der junge Cramer schrieb ihm einen grimmigen Schmähbrief. Fritz selbst schwieg, im Gefühle, einen großen Sieg über sich selbst gewonnen, seine Seele Dank Klopstock gerettet zu haben. Der Reichsgraf glaubte eine so schnöde Behandlung des Herzogs, dem er zu Dank verpflichtet war, sich gestatten und seinem Herzensfreunde seine Liebe durch Verachtung vergelten zu dürfen. Von Goethes hohem Selbstbewußtsein, das sich über ein solches eines Ehrenmannes unwürdiges Betragen erhaben fühlte, zeugt die am 11. September gedichtete „Seefahrt", die er seinen treuen Freunden sandte.

Trotz allem suchte Goethe die Verbindung mit der Schwester Auguste zu unterhalten: doch als auch diese kein Wort mehr für ihn hatte, schwieg er, auf das bitterste verletzt. Augusten hatte er einer solchen Verkennung unfähig gehalten: aber wo Klopstock gesprochen, mußten alle andern Rücksichten schweigen, so tief wurzelte die Verehrung für den Dichter des „Messias", den Freund der Eltern. Wohl mochte sie sich der Worte erinnern, die Goethe im

Herbst 1775 an die Brüder geschrieben; „Hols der Teufel, daß Gustchen Reichsgräfin ist!“ Damals waren diese von den beiden Brüdern mit höchstem Jubel aufgenommen worden: aber die Zeiten hatten sich in wenigen Monaten wie sehr geändert!

Im Herbste 1777 ließ Sophie von Schardt, die durch die Gräfin von Bernstorff dem Stolbergischen Kreise nahe stand, sich gern bestimmen, dem Weimarischen Regierungsrathe von Schardt, einem Bruder der Frau von Stein, ihre Hand zu versprechen. Daß Weimar kein solcher Höllenpfuhl sei, hatte sich zu Klopstocks und Stolbergs Beschämung nun herausgestellt. Aber auch als Sophie im Mai 1778 nach Weimar kam, wurde von Seiten der Beleidiger keine Annäherung versucht. Erst zwei Jahre später trat Goethe der reizenden, geistvollen, kunstsinnigen Schwägerin der Frau von Stein näher, die ihm endlich Zeilen an die ihm ungetreue Gräfin Auguste abdrang. „Schreiben Sie wieder einmal von sich,“ bat er, „und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an; es ist ja dies sonst ein weiblich Geschäft.“ Sophie konnte dieser sagen, wie verdient sich Goethe um das Land und den Herzog gemacht, und wie schwer jene von Klopstock geglaubten, mit Bitterkeit beiden ins Gesicht geschleuderten Verleumdungen an ihnen gesündigt hatten. Als Auguste 1782 die bevorstehende Verbindung von Fritz mit der Hofdame Agnes von Witzleben Goethe meldete, erwiderte er: „Behalten Sie mich lieb, grüßen Sie die Brüder! Alles Glück dem neuen Paare! Ich bin wohl und noch immer in meinem Thale. Genießen Sie das Leben!“ Aller Groll war aus Goethes Seele geschwunden.

So konnten denn die Brüder, als sie im Mai 1784 mit ihren Gattinnen nach Karlsbad reisten, es wagen, Weimar zu besuchen, dessen Herzog und seinen Vertrauten, den jetzt mit den Kammerangelegenheiten belasteten, das Wohl des Herzogs und des Landes mit größter Aufopferung fördernden guten Wolf Fritz bitter beleidigt und leichtfertig verkannt hatte. Als Goethe bei der Gräfin Bernstorff die Brüder, auf welche diese ihn eingeladen hatte, plötzlich erblickte, ward er „blaß wie die Wand vor Freude und Rührung“. Fritz meldete von Karlsbad aus seiner Schwester Katharina: „In Weimar ward uns von Herzen wohl. Goethe war ganz der alte

geist- und liebevolle Goethe und fühlte sich um neun Jahre verjüngt. Er ist zwar noch nicht alt, aber acht Jahre fataler Geschäfte ist doch keine kleine Zeit." Mit welcher Beschämung mußten sie jetzt ihrer durch Klopstock hervorgerufenen Schmähungen und ihres Unglaubens an diesen gedenken, der freilich ganz andere, mühevollere Wege als sie gewandelt, aber stets sich selbst gleich geblieben war. Es war ein herrliches Zusammenleben, das aus den Jugenderinnerungen und der alten Herzensliebe reiche Nahrung schöpfte, dazu durch die unendliche Anmuth der jeden Mißklang lösenden, Goethes Seele ahnenden Gräfin Agnes gehoben wurde. Dieser war die Liebenswürdigkeit selbst; besonders in seinem Garten an der Ilm verlebte man die herrlichsten Stunden. „Der Herzog und die beiden Herzoginnen waren viel unter uns, störten uns aber nie", schreibt Fritz; „sie sind wie Fürsten nicht sind." Karl August hatte Fritz viel zu vergeben, und er that es mit großem Herzen. Goethe fand von Stunde zu Stunde an Fritz mehr Gefallen, wie er Frau von Stein vertraute, so daß er mit ihm eine Zeit lang zu leben wünschte. Auch auf ihre dichterischen Bestrebungen kam die Rede, aber hier mußte Goethe die Brüder schonen, da weder ihre 1779 herausgegebenen Gedichte, deren Vignette, auf welcher Christian und Fritz als Centauren erschienen, man bei Hofe weidlich belacht hatte, noch die jeder Kunstvollendung entbehrenden „Jamben", in denen Fritz vor kurzem ein wohlweises, scharfes Strafgericht über die Zeit gehalten, ihm behagen konnten. Als er hörte, dieser habe mehrere Stücke des Aeschylus übersetzt, bat er ihn um eines derselben, wogegen ihm Goethe seine „Iphigenie" mitzutheilen versprach. Durch den Vortrag seiner Aristophanischen „Vögel" ergetzte der weimarische Minister die Gesellschaft. Auch des „Wilhelm Meister" ward gedacht. Die trennenden religiösen Anschauungen ließ man auf sich beruhen.

Eine bedeutende Folge konnte auch dieses gemüthliche Wiederfinden nicht haben; die Richtungen der Freunde waren zu verschieden, da Fritz nach dem Jenseits schmachtete, freilich ohne den irdischen Genuß zu verschmähen, Goethe fest auf der Erde stand und nur sein Wirken auf dieser und seine geistige Entwicklung im Auge hatte, auch ihre dichterischen Bestrebungen eben so weit auseinander

gingen, so daß keiner von beiden für die Schöpfungen des andern, bei allem ihm gewidmeten Antheil, sich begeistern konnte. Stolbergs „Traum", eine idyllisch eingekleidete Erzählung einer Versetzung in den Mond, nannte Goethe gegen Frau von Stein „ein recht himmlisches Familienstück", das man aber recht nur genießen könne, wenn man sie zusammen gesehen habe. Auffallender ist Stolbergs Urtheil über Goethes freilich damals noch der letzten Bearbeitung entbehrende „Iphigenie", die ihm nur eine Nachbildung des Euripides war: Goethe habe herrliche Züge hinzu gethan, aber auch herrliche ausgelassen, und selbst wenn das deutsche Stück Original wäre, würde er dem Griechischen den Vorzug zuerkennen. So wenig erkannte er den darin wehenden christlichen Geist! Stolbergs ohne allen Plan hingeworfener „Timoleon" schien Goethe „ein Grieche von Stolbergischem Geschlecht". „Ich bin so weit verdorben", äußerte er gegen Frau von Stein, „daß ich gar nicht begreifen kann, was diesem guten Manne und Freunde Freiheit heißt. Was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher." Die Aeußerung ist äußerst bezeichnend, da sie darauf deutet, daß die Dichtung nur ein phantastisches Gebilde des republikanisch schwärmenden oldenburgischen Landdrosten sei. Freilich wurden Stolbergs Freunde, wie Boie, von dieser unendlich gehoben und gerührt, zählten sie sogar zu den wenigen Meisterstücken unserer Sprache.

Während Goethe dem bald darauf in Italien eingesogenen „julianischen Hasse" des Christenthums keinen öffentlichen Ausdruck gab, wandte sich der immer mehr im Christenthum aufgehende Stolberg wider Schillers „Götter Griechenlands", in denen er eine Schändung der Religion sah; war ihm ja die Dichtkunst „eine Schwester der Religion, eine Tochter der Begeisterung, die vom Himmel kommt". Mit Goethe war alle Verbindung aufgehoben, als er diesem im November 1788 die Kunde von dem am 15. erfolgten Tode seiner Agnes meldete. Er erhielt die Nachricht wahrscheinlich erst, als er am 4. Dezember von Gotha zurückkehrte*) und zugleich die Ankunft seines römischen Freundes Moritz erfuhr, den

*) Herders Gattin schreibt am 5.: „Vorgestern erhielt ich von der Luise Stolberg (der Gattin des ältern Bruders, bei dem Fritz Trost gesucht) die

er bei sich wohnen ließ. Er antwortete am 5. mit herzlichster Theilnahme aus voller Seele. Der Brief ist glücklich erhalten und ganz neuerdings mitgetheilt worden. Er lautet: „Die natürlichste Empfindung, mein Bester, ist, daß ich mich zu dir wünsche, daß ich in diesem Augenblicke des Schreibens überhoben sein könnte, daß ich dich an mein Herz schließen und dein Leiden theilen könnte. Du hast gewiß, indem du mir die traurige Nachricht schriebst, gefühlt, welchen Antheil ich an deinem Verluste nehmen würde. Diese Botschaft hat mich in einer guten, freudigen Stunde überfallen, und mich so verstimmt, daß mein Sinn noch immer [ihn erfreute damals der Besitz seiner Christiane, die er nach mehrern Tagen wiedersah] auf traurige Gedanken gerichtet ist. Ich kenne das Schicksal der Menschen: es wird selten gefunden, was du an ihr hattest. Mögen die Kinder, die sie dir zurückließ, durch ein glückliches und fröhliches Wachsthum dir das Leben und die Liebe der Verlorenen immer vergegenwärtigen und die Bemühungen deiner Geschwister und Freunde deinen Schmerz lindern. — Ich sage dir heute nichts mehr. Ich bitte dich, mir wieder zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wo du bist. Liebe mich und laß uns, so lang wir leben, auch in der Entfernung ungetrennt bleiben. Grüße deinen Bruder recht herzlich!“ Fritz entsprach sogleich dieser Bitte, aber Goethes Antwort verzögerte sich, da er nicht in den von Stolberg angeschlagenen Ton einstimmen, nicht von einer Wiedervereinigung im Jenseits und von dem Zuge der Seele nach dem Himmel und einer alle irdische Liebe überragenden Liebe zu Gott reden konnte. Stolberg sang von der Verstorbenen:

„Liebst du mich mehr als Ihn?“ so fragte warnend,
Als sie lebte, die Holde! denn sie liebte
Mehr als mich, Alliebender! Dich! der Weiber
Zärtlichste mehr Dich!

Der Unglaube war ihm widerwärtig, das Christenthum, der Glaube an den Sohn Gottes als Erlöser der Welt, die Seele seines Lebens.

---

unvermuthete Nachricht, daß die gute Agnes nach einer achttägigen Krankheit in Kopenhagen (vielmehr in Neuenburg) den 15. November gestorben ist.“ Die Briefe kamen wohl gleichzeitig in Weimar an.

Das Halbchristenthum schien ihm nicht bestehen zu können, eben so wenig der Naturalismus, von dem er noch vor wenig Wochen an Jacobi geschrieben hatte, sein Unsystem werde schwebend auf Wolken getragen, welche jeder Wind verwehe, jeder Strahl schmelze. Goethe wollte den Freund nicht verletzen, aber eben so wenig durfte er seine ihm eben so heilige Ueberzeugung verbergen: dadurch wurde ihm die Antwort schwer. Erst am 2. Februar, nach der Abreise von Moritz, fand er sich dazu gestimmt. Diese (denn auch sie ist neuerdings ans Licht getreten) beginnt also: „Du verzeihst, daß ich so lang geschwiegen habe. Dieser Monat war für mich reich und fruchtbar, aber auch so nah vollgepfropft, daß ich kaum einen Blick in die Ferne werfen konnte. Prof. Moritz war auf seiner Rückreise von Rom sechs Wochen bei mir. Ein trefflicher Mann, dessen nähere Bekanntschaft ich jedem fühlenden und denkenden Menschen wünsche. — Ich nehme mehr Theil, als du glaubst, an der tröstlichen Erfahrung, die mir dein Brief mittheilt: daß deine liebe Agnes in den letzten Zeiten sich dir reiner, himmlischer, verklärter als in ihrem ganzen Leben dargestellt, und daß Sie dir scheidend einen Vorschmack, eine Ahndung seligen und vollendeten Bleibens zurückgelassen. Wenn ich auch gleich für meine Person an der Lehre des Lucrez mehr oder weniger hänge und alle meine Prätensionen in den Kreis des Lebens einschließe, so erfreut und erquickt es mich doch immer sehr, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Undulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem endlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt.“ Nachdem er den Wunsch ausgesprochen, von Zeit zu Zeit zu erfahren, wo er sei und wie es ihm gehe, bemerkt er, auf Veranlassung des Antheils, den er, nach der Mittheilung von Herders Gattin, an den Auszügen aus seinem Reisejournal in Wieland's „Merkur“ genommen, er wünsche ihnen von Zeit zu Zeit etwas Angenehmes zu liefern und er kündigt ihm das baldige Erscheinen des achten Bandes seiner Werke (der Gedichte) und der Beschreibung des römischen Karnevals an.

Im März nahm Stolberg den Ruf als dänischer Gesandter in Berlin an. Hier lernte er den von Goethe ihm so warm empfohlenen Moritz kennen. „Der Mann hat gewiß Verstand“, schrieb er an

Jacobi, „aber er umspinnet sich mit Theoricteleien, spricht con amore, wenn das möglich wäre, von spinozistischer Resignation. Er sophistisirte mir vor, daß ich noch den ganzen Tag Uebelkeit nach der losen Speise hatte.“ Und bezeichnend für seine Unmöglichkeit, mit Andersdenkenden zu leben, fügt er hinzu: „Es wird mir immer wehe und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die glauben ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Seite des einen so ganz anders als die andre gestimmt ist? Weswegen soll ich Berührungspunkte an einem Manne aufsuchen, dessen Wahn ihn von dem hochherrlichen Centro der edelsten Empfindungen entfernt?“ Als er nun gar von Goethes natürlicher Ehe mit Christiane Vulpius vernahm, ergriff ihn Schauder vor dem alten Freunde, der unmöglich ein guter Mensch und ebensowenig ein guter Dichter sein könne. Sein „Tasso“ schien ihm bei aller Schönheit und Feinheit der Sprache „ein absurdes Ganzes“.

Von dem religionslosen Berlin trieb es den immer mehr zur katholischen Mutterkirche neigenden Stolberg nach Italien, wo er sich ganz von der Herrlichkeit derselben zu erfüllen, manche ihn noch quälende Zweifel zu heben und sich von der Trostlosigkeit des Heidenthums auch durch den Anblick seiner bewundertsten Kunstwerke zu überzeugen hoffte. Sein Weg führte über Münster, wo die zum katholischen Glauben übergetretene Fürstin von Galizin sein höchstes christliches Ideal wurde. Fast anderthalb Jahre später, besuchte Goethe die ihm persönlich bekannte Fürstin, die zu dem rein und voll sich hingebenden, nur mit der Aeußerung seines Hasses gegen das Christenthum die christgläubige Seele verschonenden Dichter inniges Zutrauen faßt; sie erkannte die tief in ihm wirkende Natur, sie fühlte, daß er nicht anders handeln könne, daß er „das Schöne, das er schaue, auch durch Lebensähnlichkeit in sich zu bringen strebe“. So urtheilte sie denn auch milde über seine natürliche Ehe, worüber die Stolberge sich skandalisirten und die Gattin von Christian Stolberg, welche mit diesem im April 1792 zu Weimar gewesen war, in entstellender Weise berichtet hatte. Im folgenden Sommer kam die Fürstin nach Eutin zu Fritz Stolberg. Wie gegen andere, denen Goethes „sonderbares Wesen“ auffiel, sprach sie auch gegen ihn seine

hohe Verehrung desselben aus, und gegen ihn um so lieber, als sie wußte, daß er den alten Freund herzlich liebe, und „niemand kannte, der mit unbefangenerm kindlichen Sinne das Gute und Schöne jeder Art aufnehme". Die Fürstin schrieb an Goethes Geburtstag, der auch der ihrige war, an den ihr so hochstehenden Dichter. Da fand sich denn auch Stolberg gedrungen, den Jugendfreund zu begrüßen. „Er ist ein wahres Bedürfniß meines Herzens, liebster Goethe, mich wieder in Dein Andenken zu bringen", schreibt er. „Zeit und Entfernung müsse dem Bunde brüderlicher Freundschaft nichts anhaben, den wir als Jünglinge schlossen und als Männer erneuert." Nachdem er dann der Fürstin gedacht, die neuen Wein in die Neige seines Lebens gegossen, schloß er: „Lebe wohl, lieber alter Wolf! Gedenke der Tage unserer Jugend und bleibe — doch ich weiß, du bist es — der Freund und Bruder deines dich herzlich liebenden F. L. Stolberg."

Doch was vermochte die Erinnerung jugendlicher Herzensneigung, zu welcher die Galizin mit aller Gewalt ihn gedrängt, gegen Stolbergs Schmähung von Goethes Kunstidealen, den griechischen Götterbildern, wie sie dessen im folgenden Jahre erscheinende „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sizilien" in aller Schärfe aussprach, da es ja ein Hauptzweck seines Besuchs von Italien gewesen, sich von der Trostlosigkeit des Heidenthums durch ihren Anblick zu überzeugen. Wie Lavaters fortgesetzte Bekämpfung der Natur und sein aufdringlicher Mystizismus schon vor acht Jahren das Band zerrissen, das ihn an diesen innigst geliebten Seelenfreund band, so sprengte Stolbergs Leugnung der ewigen Jugend und Heiterkeit der griechischen Kunst, die eben aus der Ueberzeugung floß, das heidnische Leben müsse trostlos gewesen sein, die Grundfeste seines Jugendbundes mit Stolberg, der bereits einmal die stärkste Prüfung erlitten hatte. Gesteigert wurde Goethes Unwille, als Stolberg in der Vorrede zu seiner Uebersetzung „Auserlesener Gespräche des Plato" auch die alten griechischen Philosophen herabsetzte und gar des echtgriechischen Sokrates Erkenntniß, seine ganze „Lebens- und Todesweisheit", vom Vater des Lichtes, dem christlichen Gotte, herleitete. „Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volkes anschaulich zu machen", schrieb er

an den ihm jetzt eng verbündeten Schiller. „Man hat dabei das vernünftige Publikum auf seiner Seite, und es gilt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie es lange verdient, daß ihrer nun auch in Ehren und in der Continuation gedacht werde." Oel goß Schillers Kunde ins Feuer, Stolberg habe in der ihm eigenen Weise, alles, was ihm mißfiel, dem Feuer zu opfern, seinen „Wilhelm Meister" mit Ausnahme des sechsten Buches verbrannt, das er für eine Empfehlung der Herrnhuterei halte. Schiller grollte Stollberg noch wegen seines Angriffes auf die „Götter Griechenlands"; tief empfand er den Widerstreit ihrer Naturen, der so bitter war, daß Stolberg gleich nach Schillers Tod erklärte, sein Hinscheiden „sei ein Gewinn für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen", da dieser Dichter großes „Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug fürs Wahre" gehabt. Die „Xenien" saßen über Lavater, die Stolberge und die Frommen an der Ostsee streng zu Gericht. Als es sich darum handelte, welche Epigramme man aus persönlicher Rücksicht unterdrücken solle, schrieb Schiller an Goethe: „Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selber nicht .... Außerdem kommen die Hiebe auf die Stolbergische Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig." Wie bitter auch manche Freunde Stolbergs die Verspottung in den von Goethe mit ausgegangenen Stachelversen empfanden, es wäre ein arges Unrecht gewesen, hätte Goethe die entschiedensten Bekämpfer der idealen Kunst, die Leugner des ewigen Jugendlebens der Griechen, Schillers geschworene Feinde verschont wissen wollen.

Aber mit dieser offenen Kriegserklärung hörte alle Verbindung der alten Freunde auf. Am tiefsten fühlte sich die Fürstin Galizin verletzt, der freilich „Hermann und Dorothea", wie sie sagte, den köstlichsten Balsam auf ihre Wunden träufelte. Auch der alte Freund fühlte sich von dieser edelsten Blüthe deutschen Geistes und Gemüthes mehr angezogen, als der kindisch spöttelnde Klopstock und

der neidische Voß; noch zehn Jahre später machten ihm verschiedene Stellen desselben viele Freude und auch das Ganze gefiel ihm besser als „Luise". Aber was war ihm Dichtkunst, was deutsches Leben gegen den seine ganze Seele erfüllenden Trieb, Ruhe im Schoße der katholischen Kirche zu suchen! Nach langer sorgsamer Prüfung entschloß er sich mit den Seinigen zum Uebertritte, obgleich er wußte, welche gewaltige Aufregung er dadurch selbst in der eigenen Familie erregen werde. Goethe wurde davon nicht überrascht, und bei allem natürlichen Widerwillen, den ihm ein Glaubenswechsel einflößte, gönnte er Fritz den dadurch gewonnenen innern Frieden. Als er anderthalb Jahre später aus äußerer Veranlassung sich an die Fürstin Galizin wandte, konnte diese ihm den Schmerz nicht verhehlen, daß sie seinen Namen mit dem eines Menschen (so bezeichnete sie Schiller) habe nennen hören, der in Xenien Männer von unbescholtenstem Charakter und Ruf, die sie von Herzen liebe und ehre, so arg verspottet habe, doch sei ihre Liebe dadurch nur verletzt nicht erschüttert worden. „Stolberg, der, wie Sie wissen, nun hier (in Münster) wohnt", schloß sie, „ist von seiner Reise nach Wernigerode noch nicht zurück: wüßte er, daß ich an Sie schreibe, so würde er mir sicher viel Liebes an Sie auftragen; denn er gehört zu denen, die nie aufhörten, Sie zu fühlen und zu lieben." Dies war eine süße Täuschung; denn Stolberg hatte nicht, wie die Fürstin mit ihren seelenvollen Blicken in Goethes Herz gesehen, noch weniger sein Streben erkannt, redlich das Rechte und Gute, wie er es fühlte und schaute, durchzuführen, er glaubte ihn einzig von Ehrsucht beherrscht. Ihre beiden vom Geiste vorgeschriebenen Bahnen berührten sich nicht. Die „natürliche Töchter", welche Goethe für sein dramatisches Meisterstück hielt, konnte Stolberg so wenig anziehen als die neue Ausgabe der Werke, in welcher der 1808 erscheinende vervollständigte „Faust" gerechtes Aufsehen machte. In dem eingelegten „Walpurgisnachtstraum" fanden sich auch ältere Xenien auf die Frommen: die beiden „Windfahne" überschriebenen, die freilich damals von den wenigsten verstanden wurden, trafen gerade die gräflichen Brüder. Von der tiefen Tragik und ernsten Sittlichkeit der „Wahlverwandtschaften" hatte Stolberg nicht die geringste Ahnung; sie schienen ihm nur zur Erschlaffung der vornehmen

Lesewelt zu dienen. Als Goethe es ablehnte, sich an dem „Vaterländischen Museum" von Perthes zu betheiligen, weil er persönlich alle Ursache habe, sich zusammenzuhalten, um dem, was ihm obliege, einigermaßen gewachsen zu sein, und auch die Zeit der Art sei, daß er nicht von oder zu ihr zu sprechen sich getrieben fühle, bedauerte der jetzt wieder patriotisch glühende Stolberg, daß der alte Freund zu vornehm und kalt geworden. Welchen Eindruck im Herbst 1811 der erste Theil von „Dichtung und Wahrheit" auf ihn gemacht, wissen wir nicht. Als Fritz im folgenden Juni mit seiner zweiten gegen Goethe verstimmten Gattin nach Karlsbad reiste, vermied er Weimar. Daß er diesen vielleicht in Karlsbad finde, gereichte ihm eben nicht zur Freude. Kaum hörte Goethe, daß Stolberg in Karlsbad angekommen, so besuchte er den alten Freund. „Er war sehr freundschaftlich, zeigte Rührung und Freude, und auch mich überströmte die Erinnerung der langverflossenen Zeit", berichtet Stolberg. Wie freundlich Goethe gegen Stolberg sich gezeigt, bemerkte auch dessen Begleiter Heinrich Meyer. Er gab dem alten Freunde den ersten Band von Jacobis Schriften, worin er Hamanns Briefe sehr bewunderte. Stolberg konnte ihm darin nur beistimmen. Aber auch auf Goethes Ansicht von Gott und Natur muß, wahrscheinlich auf Veranlassung von Schellings, Jacobi vernichtendem „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" die Rede gekommen sein; denn nur auf diese letzte persönliche Zusammenkunft kann sich beziehen, was dieser im Jahre 1823 an Augusten schreibt: „Mit einer ähnlichen Aeußerung (über Gott und Natur) hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt." Alle Herzlichkeit Goethes vermochte nicht den Widerwillen gegen den Leugner des offenbarten christlichen Gottes zu verscheuchen; er konnte ihn nicht für einen guten, edlen Menschen halten. Dies zeigt die Art, wie er sich über den Ende 1812 erschienenen zweiten Band von „Dichtung und Wahrheit" aussprach, den er freilich „mit ununterbrochenem Interesse" gelesen. „Es ist gewaltig viel Verstand darin und viele einzelne Resultate reifsten Nachdenkens und einer wohl genutzten Erfahrung. Die ganze Erzählung unterhaltend wie ein Roman. Auffallend und erfreulich war es mir, wie oft und wie stark er der Moral

und der Religion huldiget. Ich bin darum nicht sein Düpe, so wenig wie von seiner scheinbaren Bescheidenheit." Niederschlagend ist es, wie der fromme Katholik, der doch früher von Goethes edlem Herzen überzeugt war, ihn jetzt ohne jede Berechtigung der gemeinsten Heuchelei zeiht. So vergalt Stolberg ihm sein herzlich-freundliches Entgegenkommen und die zarte Schonung, mit der er ihn behandelte, die jedoch nicht so weit ging, daß er seine Ueberzeugung, wo es darauf ankam, verleugnet hätte, aber auch, wo er diese bekennen mußte, geschah es in der mildesten Form. Wie hoch steht der große Heide Goethe an Adel der Gesinnung über den nach dem Himmel schmachtenden glaubensseligen Katholiken! Aber damit nicht genug. Stolberg fährt fort: „Die tückische Art, wie er Klopstock verkleinernd lobt und wie er überhaupt, wenn er von Dichtern jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die bessern in Schatten stellt, oder gar, wie unsern Cramer, mit Stillschweigen übergeht, ist schlecht und klein, und ganz nach einer gewissen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er dergleichen sagen wird, zu Goethe dem Einzigen machen soll." Nur ärgstes Mißwollen kann so etwas in Goethes Darstellung hineintragen, nur blindes Mißverständniß es zu behaupten wagen. Wenn Goethe Günthers als eines begabten Dichters gedenkt, so hat die Folgezeit ihm darin entschieden Recht gegeben; König wird diesem keineswegs gleichgesetzt. Was aber hat die Würdigung dieser längst verschollenen Dichter mit Goethes Eitelkeit zu thun! Klopstocks und der übrigen mit diesem herangekommenen Dichter ist nur bei Gelegenheit der Bildung des Stiles gedacht, und auch dieses Urtheil wird in der Hauptsache bis heute allgemein gebilligt. Von der sonstigen Bedeutung Klopstocks und der übrigen Dichter sollte hier keine Rede sein, noch weniger von einer Vergleichung derselben mit der Zeit des Sturmes und Dranges und gar der spätern durch Schiller und Goethe vertretenen Kunstdichtung. Nur das schlimmste Vorurtheil gegen den alten Freund konnte Stolberg verleiten, diesem Eitelkeit, Unredlichkeit und Böswilligkeit (Tücke) vorzuwerfen. Doch muß Fritz in freundlicher Weise seines Zusammentreffens mit Goethe gegen seinen ältern Bruder gedacht haben; denn dieser ließ ein

Exemplar seiner Ode „Der siebente November. An meinen Bruder nach Horaz III 14)“ durch seine Schwester Katharina in einem Einschluß an Frau von Schardt Goethe zukommen. Auch soll Fritz beim Abschiede von Goethe geweint haben.

Noch einmal wandte Goethe, kurz nach dem am 6. Juni 1816 erfolgten Tode seiner Gattin, sich an Stolberg, als Knebels Sohn auf einer größern Reise Münster berührte. Da dieser aber längst Münster verlassen hatte, gab Knebel den Brief auf die Post. Stolbergs freundliche Antwort auf die erst fünf Monate später empfangenen Zeilen schließt: „Deinen traurigen Verlust empfinde ich mit dir, wie es dem alten treuen Genossen geziemt, der sich deinem lieben Andenken von Herzen empfiehlt.“ Die Freunde hatten sich nichts mehr zu sagen. Vorher hatte er ein Exemplar seines Gedichtes auf den Tod der Kaiserin von Rußland durch Frau von Schardt dem „Meister“ zugehen lassen. Wenig glaublich ist, was von Binzer berichtet, in Jena sei Goethe einmal, als im Damenkreise auf Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi“ die Rede gekommen, sehr ernst geworden und habe geäußert, man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen, die das Urtheil über menschliche und göttliche Dinge, am meisten über eigene Zustände, befangen machten. Ueber Goethe erfuhr Stolberg wohl manches durch Sophie von Schardt, die sich wegen ihres Uebertrittes an den nach dem Tode der Fürstin von Galizin berühmtesten Konvertiten gewandt hatte. Wir kennen nur die Briefe Stolbergs an sie, aus denen ich die bedeutendsten Stellen in meiner Schrift: „Zwei Bekehrte“ mitgetheilt habe. Stolberg schrieb dieser einmal: „Die Heiterkeit alter Heiden (ich meine ungetaufte Heiden), die dem Himmel den Rücken zukehren, ist mir unbegreiflich. Aber der Zustand solcher ist auch nicht mehr Heiterkeit, sondern graubärtiger Leichtsinn.“ So wenig hielt er es für möglich, daß derjenige, dem es Ernst mit sich sei, keine Sorge um das künftige Leben habe. Wie viel gerechter urtheilte Goethe, der Stolbergs Uebertritt als eine Nothwendigkeit für diesen erkannte, und wenn er auch bedauerte, daß so viele seinem Beispiele gefolgt waren und folgten, doch durch den plumpen Angriff des knorrigen Voß, der Stolbergs letzte Tage trübte, bitter verletzt wurde. Der ihn überraschende Tod

seines Fritz ließ es ihn schmerzlich bedauern, daß sie so entgegengesetzte Wege hatten wandeln sollen, und der alte Freund durch seine Richtung an einer liebevollen Beurtheilung seines Strebens und Wesens gehindert worden: aber ihn tröstete der Gedanke, daß jeder von ihnen dem Triebe seiner Natur gefolgt und sein ideal gefaßtes Ziel, so weit es ihm beschieden, erreicht habe. Es trieb ihn, sein Jugendverhältniß zu den gräflichen Brüdern zu beschreiben, aber dies gelang ihm erst nach mehreren Jahren, und die Vollendung des vierten Bandes von „Dichtung und Wahrheit", welcher diese enthielt, verzögerte sich so lange, daß er erst unter den „nachgelassenen Schriften" erscheinen konnte. Die so sehr um Goethes Seelenheil besorgte Auguste, der er in einem wundervollen Briefe auf ihre Mahnung, sein Herz ganz dem Ewigen zuzuwenden, die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß im Jenseits auch für sie beide gesorgt sein werde, erlebte noch die Veröffentlichung dieser frischen Schilderung, aber nicht die des schönen Wortes, das er über den Streit zwischen Voß und Stolberg hinterlassen. „Beide waren auf alle Fälle zu bedauern", schreibt er hier; „sie wollten den frühern Freundschaftseindruck nicht fahren lassen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, schon von einander meilenweit entfernt sind." Nicht weniger schlimm als das Zerrbild, welches Voß sich von Stolberg gemacht, war dasjenige, zu dem Stolberg sich durch seinen Haß aller, die nicht an die christliche Offenbarung glaubten, gegen Goethe hinreißen ließ. Wer von beiden sich menschlicher, edler und treuer gezeigt, kann keine Frage sein.

28. August 1882.

Gretchen.

Auch an dieser lieblich duftenden Blume in Goethes Liebesgarten hat die neuere Kritik sich versündigt, entweder dem edlen Mädchen, das zuerst wahre Liebesneigung in der Seele des Knaben entzündete und als wohlwollender, beseligender Genius ihm zur Seite stand, das wirkliche Dasein abgesprochen oder auf den haltlosesten Anzeigebeweis hin ihren Ehrenschild vernichtet, wider alles Recht sie sittlich verurtheilt.

Goedeke erklärte die ganze kleine Idylle, die mit einem kleinen tragischen Denkzettel (für Goethe) ablaufe, scheine auf dichterischer Ausschmückung des jungen Lebens zu beruhen, sei eine reine Dichtung ohne alle zu Grunde liegende Wahrheit. Wenn Goethe, wie von Loeper (zu „Dichtung und Wahrheit" I, 348) nach einer Privatmittheilung berichtet, dem münchener Maler Stieler, der im Sommer 1828 acht Wochen bei Goethe wohnte, um im Auftrage des Königs von Baiern sein Bild zu malen, vertraut haben soll, die Geschichte sei freie Erfindung, so weiß man, wie es mit solchen Überlieferungen bestellt ist. Zuweilen versteht der Hörende nicht, was der andere sagt oder sagen will, was besonders in diesem Falle geschehen sein könnte, da Stieler wohl beim Malen die Aeußerung vernahm, wo er nicht seine ganze Aufmerksamkeit dem Gespräche widmete. Aber wenn er sie auch richtig auffaßte, kann das ungetreue Gedächtniß in der Länge der Zeit sie umgestaltet haben, oder sie wurde im Wandern von Mund zu Mund entstellt. Den Wortlaut des Stielerschen Berichtes kennen wir nicht, und wie sehr es gerade darauf ankommt, weiß jeder aus Erfahrung; in der Goetheliteratur haben wir ein belehrendes Beispiel davon in den

Untersuchungen über Minna Herzlieb. Goethe mag Stieler auf seine zudringliche Frage geantwortet haben, die zu Grunde liegende Thatsache sei von keiner großen Bedeutung, welche sie erst durch die dichterische Darstellung empfangen. Als der König von Baiern ihn ein Jahr vorher viel mit der Frage plagte, welches thatsächliche Verhältniß bei den „römischen Elegien" vorschwebe, mußte er freilich zugeben, daß etwas Wirkliches zu Grunde liege, aber wenn dasselbe in der Dichtung so anmuthig erscheine, als ob etwas Rechtes daran gewesen, so sei dies eben das Verdienst des Dichters, der aus geringen Anlässen etwas Gutes zu machen wisse (Gespräche mit Eckermann unter dem 8. April 1829). Wenn er sich so über die Elegien gegen den König äußerte, Gedichte, die ein Jahr nach seinem Scheiden von Rom bei noch frischer Erinnerung entstanden waren, dabei den Hauptpunkt verschwieg, daß er darin eigentlich das Glück seiner Liebe zu Christiane Vulpius im weimarischen Gartenhause gefeiert, wozu die Erinnerungen an Rom nur den Einschlag bildeten, so wird er auch Stieler gegenüber bei der Geschichte von Gretchen das Hauptverdienst der dichterischen Zuthat, der novellistischen Behandlung, zugeschrieben haben, ohne aber die Wirklichkeit der Hauptthatsache, des traurigen Verlustes seiner Knabenliebe, durchaus zu leugnen. Selbst wenn der Wortlaut in Stielers eigener Ueberlieferung vorläge, könnte man noch immer zweifeln, ob dieser Goethe nicht mißverstanden, wie es z. B. bei demjenigen der Fall ist, was Goethe über die „Wahlverwandschaften" Sulpiz Boisserée mitgetheilt hatte, obgleich es gleich darauf niedergeschrieben wurde. Freilich lag dort das Mißverständniß näher, da Goethe am späten Abend träumerisch in sich versunken war und in dunkeln Ausdrücken sprach, aber auch in unserm Falle hörte Stieler wohl nur nebenbei Goethes Erzählung, und vielleicht war er aus sich selbst oder durch andere zu der Ansicht gekommen, das Ganze sei Erfindung, die er denn um so leichter in Goethes nicht näher eingehender Aeußerung fand. Von Loeper meint, der Dichter habe gelegentlich, auch wohl, um ihm unbequemen Fragern den Mund zu schließen, das Ganze als freie Erdichtung bezeichnet. Aber einer solchen entschiedenen Unwahrheit halten wir doch Goethe unfähig; den Zudringlichen gegenüber fehlte es ihm kaum an mehr oder

weniger entschieden ablehnenden Wendungen, wie es z. B. Holtei erfuhr, als er sich beim Dichter die sicherste Kunde über den Sinn seiner „Helena" zu verschaffen dachte.

Was aber besonders gegen die Zuverlässigkeit des Stieler zugeschriebenen Berichtes spricht, ist die innere Unwahrscheinlichkeit. Der zuletzt genannte geistreiche Erklärer sucht die Unmöglichkeit einer reinen Erdichtung aus dem Charakter des ersten Theiles von „Dichtung und Wahrheit" herzuleiten. Wie in den vier ersten Büchern die Grundzüge des Dargestellten thatsächlicher Natur seien, so dürfe man auch im fünften nicht eine ganz abweichende Darstellung voraussetzen. Die Hauptzüge müßten auch hier aus Goethes Jugenderinnerung geschöpft sein, „die ihm, wenn auch in verblaßten Farben, Stoff in Fülle darbot und ihn der Mühe enthob, etwa aus künstlerischen Gründen, eine Knabenliebschaft zu erdichten". Einige Einzelheiten hätten seiner Erinnerung vielleicht in größter Bestimmtheit und Genauigkeit vorgeschwebt, anderes dagegen, was vorhergegangen oder sich angeschlossen, sei „im Lethestrom völlig versunken" gewesen; um diese Lücken zu ergänzen, habe er Vorgänge erfinden müssen, aber doch wieder aus dem Gegebenen heraus, so daß „auch hier dichterische Erfindung nur ein anderer Name für Erinnerung sein kann". Abgesehen von der letztern sonderbaren Aeußerung, stimmen wir von Loeper in der Sache völlig bei, nur hätte er seine Behauptung noch durch das, was Goethe über die Darstellung seiner Sesenheimer Liebe gegen Eckermann bemerkt und durch die Ergebnisse der Vergleichung der Darstellung seines Verhältnisses zu Käthchen, Friederiken, Lotten, Lili mit den nach Goethes Tod sonstther bekannt gewordenen unzweifelhaften Zeugnissen stützen können. Vgl. meine „Erläuterung zu Wahrheit und Dichtung" (1881) I, 129—131. Aber wie unwahrscheinlich es auch immer sein mag, daß Goethe diese Knabenliebschaft ganz erfunden und eingelegt habe, der Zweifel an einer thatsächlichen Grundlage wird dadurch noch nicht unwiderleglich beseitigt. Man könnte sich noch immer denken, der Dichter habe, wie er zum zweiten Buche (wir wissen bestimmt das Datum der Entstehung) das Knabenmärchen „Der neue Paris" gedichtet, als ein Beispiel der Art, wie er wirklich seine Jugendgenossen durch Märchen erfreut und in lebhafter

Spannung erhalten, so setze er hier an die Stelle seiner verschiedenen Knabenneigungen eine novellistisch ausgeführte Geschichte, die er glücklich in die Darstellung der Wahl- und Krönungsfeier verschlungen und zugleich als Bindeglied der beiden ersten Theile benutzt habe.

Wir reden eben nur von einer entfernten Möglichkeit. Den ersten Beleg für die Wirklichkeit der Liebe zu Gretchen verdanken wir Theodor Creizenachs Mittheilung in der frankfurter „Didaskalia" 1874 Nr. 309. Goethes Jugendfreund und Landsmann Jakob Ludwig Passavant habe gewußt, Gretchen habe in der Nähe der Petrikirche gewohnt, ein Zeugniß, das um so bedeutender ist, als es der in den vierziger Jahren in Frankfurt allgemein geglaubten Behauptung widerspricht, Gretchen sei Kellnerin in dem (erst 1860 niedergerissenen) frankfurter Bierhause „zum Puppenschänkelchen (Bobbeschänkelche)" in der Weißadlergasse Nr. 29 gewesen und sie habe von Offenbach gestammt. Aber Gretchens Hause gegenüber wohnte ein Weinwirth, sie selbst diente nicht als Kellnerin, sondern lebte im Hause von Verwandten, wo sie auch an der Hausarbeit sich beteiligte. Wer jenes in Frankfurt bekannte Gretchen im Puppenschänkelchen zuerst zu Goethes Geliebter gemacht, wissen wir nicht. Solche falschen Sagen, die thatsächlich widerlegt werden können, bildeten sich in Frankfurt und wurden hartnäckig, zum Theil von Goethes eigener Familie, festgehalten. So hieß es, die Herzogin-Mutter von Weimar habe Goethe in Ems kennen gelernt, und auf ihren Wunsch sei er nach Weimar gekommen, Bettine Brentano sei Goethes Tochter, wie man später Fritz von Stein zu Goethes Sohn wider alle Möglichkeit machte. Von Loeper gedenkt des Zeugnisses von Passavant später (IV, 238). Eine viel zwingendere Bestätigung fand ich darauf in Goethes Ende 1809 niedergeschriebenem Entwurf der Hauptpunkte seines Lebens als Leitfaden für die beabsichtigte Ausführung. W. Vollmer, dessen Güte ich die Einsicht der Handschrift verdanke, hatte bereits gefunden, daß Goedekes Lesung der nach 1763, ein Jahr zu früh nachgetragenen Bleistiftbemerkung: „Krönung, Ungeheuer zurück in der Dichtk." irrig sei, vielmehr dort stehe: „Krönung. Ungeheures. Zurück in die Dichtung." Daß „Ungeheures" auf den erschütternden Verlust Gret-

chens gehe, wird niemand bezweifeln, der Goethes Sprachgebrauch kennt, wie ich schon a. a. O. I, 9 bemerkt und dadurch den thatsächlichen Beweis geliefert, daß die Erzählung von Gretchen keine Dichtung ist. In Frankfurt konnte diese leidige Geschichte, die Wolfgangs Ruf einige Zeit untergrub, nicht unbekannt bleiben. Wir haben schon II, 44 auf den Brief von Goethes Jugendfreund Karl Allesina von Schweitzer an den Archon der Philandria, Ludwig Isenburg von Buri, hingewiesen.*) Am 29. Mai 1764 bat Schweitzer diesen, sich um Gottes Willen nicht an Goethe zu attachiren, dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen. Schon Künzel hat die „Laster" richtig darauf bezogen, daß Goethes Verbindung mit Leuten niedern Standes, die in schlechtem Ruf gestanden, und einem zu ihnen gehörenden Mädchen in ungünstigster Weise bekannt geworden.**)

Die beiden letztern Daten waren Scherer noch unbekannt, als er am 5. Januar 1880 (mein Leben Goethes erschien erst zu Ende desselben Jahres) seinen Aufsatz „Gretchen" schrieb, den die „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur" XII (XXIV), 231—235 brachte. Er erkennt Passavant als Zeugen für die Wahrheit der Geschichte im allgemeinen an; denn hier wie sonst sei erfundenes Detail höchst wahrscheinlich. Glücklicherweise beruht seine ganz neue Beziehung einer längst bekannten Briefstelle Goethes, die Gretchens reines Bild schrecklich entstellen würde, auf leidiger Willkür. Am 1. Oktober 1766 vertheidigt Wolfgang in einem leipziger Briefe an seinen frankfurter Jugendfreund Wilhelm Karl Ludwig Moors seine neue Liebe, deren erste Mittheilung an ihn er Horn aufgetragen hatte. Nachdem er bemerkt, Stand und Geld seien elende Vorzüge in den Augen eines denkenden Mannes, fährt er fort: „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und Vermögen, und

*) Vgl. D. H. Künzel „Die arkadische Gesellschaft zu Philandria nach den Originalurkunden dargestellt" in „Latomia. Freimaurerisches Jahrbuch" 1873 (XXI, 97 ff.). Ich theilte die Briefe in der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung" 1873 S. 3503 mit, woraus von Loeper zum zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit" (S. 237 f.) schöpfte, der aber den Ausdruck „seiner Laster wegen" noch nicht kannte.

**) Vgl. mein Leben Goethes (1880) S. 53 ff. (2. Ausgabe 51 ff.)

jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." Freilich erkennt er, daß seine Liebe zur S. (offenbar Käthchen Schönkopf) eine Thorheit sei, da er nicht hoffen kann, sein Vater werde je in die Verbindung mit der Wirthstochter einwilligen. Was macht Scherer aus dieser Aeußerung? Frischweg erklärt er die „W." für Gretchen, indem er einen salto mortale wagt. „Da wir S. in Schönkopfin ergänzen müssen, so dürfte auch in W. ein Familienname stecken." Das wird niemand leugnen. Aber wer kann ihm folgen, wenn er fortfährt: „Wir sind also nicht gehindert, diese W. mit Gretchen zu combiniren." (Auf jeden Verständigen muß dieses „Nichtgehindert sein" den wunderlichsten Eindruck machen.) Denn die Combination ist im übrigen möglich." Muß denn alles wirklich sein, was möglich ist? Möglich ist jeder mit W. anlautende Name; aber daß Gretchens Zuname mit W. begonnen, ist ebenso wenig zu erweisen, als daß dasjenige, was Goethe von ihr sagt, zu dem, was wir von ihr wissen, zur Aeußerung über die W. paßt. Allein was kann Scherer nicht beweisen, wenn es gilt, einen Einfall um jeden Preis auszustaffiren? Vorab die Aehnlichkeit! „Zuerst stimmt überein, daß Goethe verachtungsvoll auf seine Bewerbungen um jene W. zurückblickt. Denn auch Gretchen gegenüber empfand er in der Zeit vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders, als während seine Liebesgeschichte mit ihr spielt. Er kehrte die ärgerlichsten Betrachtungen bei sich so lange hin und wider, bis er ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften abgestreift hatte." Ich frage Scherer, woher er denn erfahren, wie Goethe in der letzten Zeit, ehe er von Frankfurt nach Leipzig zog, über Gretchen dachte! Wir wissen davon nichts, aber wahrscheinlich hatte er sich während der vollen fünfzehn Monate

vom Mai 1764 bis zum September 1765 über sie beruhigt. In der von Scherer angezogenen Aeußerung Goethes ist blos von der ärgerlichen, wüthenden Aufregung die Rede, in welche Wolfgang durch die Mittheilung gerieth, Gretchen habe erklärt, daß sie ihn nur als ein Kind angesehen, ihre Neigung zu ihm sei bloß eine schwesterliche gewesen. Daß diese von ihm im Ton einer Hofmeisterin geredet, während er sich von ihr feurig geliebt gedacht, reizte seinen Unwillen, und im tobenden Aerger darüber legte er alles, was er sonst so liebenswürdig an ihr gefunden, auf das schlimmste aus, ja er sah in ihr augenblicklich eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette". Aber wie hätte diese erbitterte Stimmung andauern können? Sie mußte bald einer gerechtern Beurtheilung weichen, da ihr liebes Bild ihm immer wieder vor den Sinnen schwebte. Als er diesen „Pfeil mit dem Widerhaken" (Gretchen war ihm ja unwiderbringlich verloren) aus der Seele gerissen, suchte er alle kränkenden Vorstellungen durch Thätigkeit zu verbannen. Viel früher, als man nach der Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" anzunehmen geneigt ist, hatte er sich völlig hergestellt, wie sein Brief an Buri vom 23. Mai zeigt. Bald gab er sich wieder der alten freien Lebenslust hin, durchstreifte die Umgebung, nahm an den öffentlichen Lustfahrten Theil und trieb sich mit seinen Jugendfreunden herum, die ihn freilich stolz und rechthaberisch fanden. In den fünfzehn Monaten, die er noch zu Frankfurt weilte, wo er mit so manchen anmuthigen Mädchen verkehrte, mußte er, nachdem er den augenblicklichen Aerger, daß Gretchen ihn „als Säugling betrachtet und sich höchst ammenhaft weise gegen ihn betragen", wie ein Nebel vorübergegangen, zu einer liebevollern Beurtheilung jener schönen Tage zurückkehren. Scherer übergeht die von selbst sich aufdrängende Frage, ob Goethe nicht das edle Mädchen bedauern mußte, das ihm so herzlich geneigt gewesen und in Folge der Verwicklungen, an denen sie selbst unschuldig war, die Stadt verließ, ob nicht das Gefühl, daß sie es mit ihm wirklich herzlich wohl gemeint, und die Erinnerung an alle ihre Vorzüge, die sich zu einem lieblichen Bilde vereinigten, über die bittere Verkennung den Sieg davontragen mußte. Wir wissen freilich nichts darüber, doch die Wahrscheinlichkeit und selbst die Art, wie Goethe bei

spätern Erwähnungen Gretchens gedenkt, sprechen dafür. Vor der Abreise von Leipzig heißt es: „Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen.“ In demselben Buche ist vom Unfall mit Gretchen die Rede. Bei der Erinnerung an den Schmerz um Friederiken bemerkt er, man habe ihm Gretchen genommen. Nirgendwo eine Spur, daß er seiner Jugendliebe später mit Widerwillen gedacht habe, daß die Geliebte eigensüchtig und kokett gewesen, als in einer augenblicklichen Aufregung. Wie darf nun Scherer in den Tag hinein der Welt versichern, Goethe habe vor dem Abgange nach Leipzig von Grund aus anders (d. h. ungünstig) gedacht als während der Liebesgeschichte selbst. Die glücklichen Tage seiner Liebe lebten in Goethes Herzen fort, mochte auch ihm bei seinem raschen geistigen Wachsthum nicht entgehen können, daß diese von etwas Knabenhaften begleitet gewesen.

Der zweite Punkt, worin Gretchen und die W. übereinstimmen sollen, ist, wo möglich, noch schwächer. „Da jene W. nicht Goethes einzige Liebe vor Käthchen gewesen war (wir wissen von Charitas Meißner), so muß die Vergleichung der W. und S. auf einem besondern, nur ihnen gemeinsamen Merkmale beruhen. Der Zusammenhang ergiebt mit Wahrscheinlichkeit, daß dieses Merkmal mit den Worten ‚ohne Stand und Vermögen‘ angedeutet ist. Aber wieder paßt das auf Gretchen.“ Von einer solchen „Andeutung“ kann dem Freunde Moors gegenüber, da dieser die W. sehr wohl kannte, gar nicht die Rede sein. Und woher weiß denn Scherer, daß Goethe in Frankfurt nach Gretchen noch eine andere leidenschaftliche Liebe gehabt hat, als zu dieser W.? Gerade diese leidenschaftliche Liebe ist es, welche ihn der Schönkopf gegenüber dieser W. gedenken läßt. In der letzten frankfurter Zeit stand er mit vielen jungen Mädchen in freundlichster Beziehung, noch im April 1766 seufzt er in einem Briefe an Riese nach seinen frankfurter Freunden und seinen Mädchen. Unter diesen finden wir mehrere Gerocks, die beiden Schwestern Crespels und die im Hause ihres Oheims, des Legationsrathes Moritz, wohnende Wormserin Charitas Meißner. Wir wissen, daß er der letztern mit andern jungen Leuten, unter denen ihr Vetter Trapp, den Hof machte; er brachte ihr seine galanten

Huldigungen dar, aber von einer leidenschaftlichen Neigung ist gar keine Spur. In Leipzig gedenkt er ihrer nicht eher, bis ihr Vetter Trapp ihn durch einen wohl nach Leipzig gekommenen Bekannten mahnen läßt, ihm zu schreiben, dann solle er auch Nachrichten über seine Nichte vernehmen. Wir hören hier nur, daß sein frankfurter Freund Müller ihm zuweilen von Charitas Meixner Kunde gebe, der ihn aber dadurch betrübt habe, daß er ihm von seinen Nebenbuhlern berichtet. Auch Goethes Briefe an Trapp, in welchen er freilich seiner passion pour la belle Charitas gedenkt, sich un amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour nennt, zeugen von nichts weniger als von leidenschaftlicher Liebe. Er schreibt diesem freilich von seiner unendlichen Freude, daß er Charitas seinen Brief gezeigt und diese so entfernt gewesen sei, durch ce coeur farouche, cet amour ardent, ces sentimens impetueux sich beleidigt zu zeigen, daß sie den Brief zu besitzen verlangt, aber er denkt nicht daran, die Verbindung mit ihr fortzusetzen, sie um die Erlaubniß zu bitten, selbst zu schreiben. Es sind dies eben nur Complimente; denn längst hatte die Schönkopf sein Herz gewonnen, ja gerade an demselben Tage, an welchem er den zweiten Brief an Trapp schrieb, gesteht er seinem Freunde Moors, daß er jetzt zum allererstenmale in dem Herzen der Schönkopf das Glück einer wahren Liebe fühle. Unmöglich konnte Goethe mit der zärtlichen Neigung zu Charitas seine Glut für die Schönkopf vergleichen, er mußte sie einer andern leidenschaftlichen Liebe gegenüberstellen, und zwar einer solchen, wo er die Gunstbezeugungen sich hatte erkaufen müssen.

Ich habe schon längst unter der W. das hier von Scherer ganz übergangene „Trauerspielmädchen" verstanden, dessen er einen Monat nach seiner Abreise von Frankfurt in einem Briefe an Riese gedenkt, der mit Horn einige Zeit nach seiner Abreise die Universität Marburg bezogen hatte, wo sie sich ob absentiam puellarum forma elegantium beklagt hatten. Diesem schreibt er: „Das beste Trauerspielmädchen sah ich nicht mehr. Wenn ihr nicht noch vor der Abreise erfahren (so muß es statt erfahret heißen, da sie längst Frankfurt verlassen hatten), was sie von ‚Belsazar' denkt, so bleibt

mein Schicksal unentschieden. Es fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Aufzug fertig. In fünffüßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädchen wohl gefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte ...
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden."

Wer war dieses Trauerspielmädchen, dem Goethe sein unvollendetes biblisches Trauerspiel „Belsazar" vorgelesen, dem die wohl in einzelnen Szenen angewendeten fünffüßigen Jamben so sehr gefielen, daß Goethe den Rest des Stückes darin zu schreiben beschloß, daß sie sein Schicksal entscheiden sollte, ob er Talent zur Tragödiendichtung habe und er darin fortfahren müsse. Am wahrscheinlichsten denken wir uns unter ihr eine tragische Schauspielerin, deren Bekanntschaft Goethe und seine Freunde in der letzten Zeit gemacht und die durch die Bevorzugung, die sie Goethe gegeben, ihn so weit hinriß, daß er ihr sein noch unvollendetes Trauerspiel vorlas und es von ihrer Entscheidung abhängig machte, ob er sich weiter in Tragödien versuchen sollte. Daher scheint es sich leicht zu erklären, daß er sie trotz des Werthes, den er auf ihre Entscheidung legte, vor seiner Abreise nicht mehr sah, da er die Zeit abpassen mußte, wo er sie, ohne Aufsehen zu erregen, sprechen konnte, wogegen die Freunde in der längern Zeit, die sie noch blieben, sie leichter treffen konnten. Auf sie würde das, was er hier von ihr sagt, vortrefflich passen. Was Riese auf die Frage nach ihr berichtet, wissen wir nicht, da auch Goethes Antwort auf dessen Erwiderung fehlt. Wir können leicht denken, daß die Schauspielerin, die Goethe ohne Abschied und Geschenk verlassen hatte, über den jungen Dichter verstimmt war und sich eher mit Spott als mit Anerkennung über ihn äußerte, auch sich bei einem andern Verehrer leicht über seinen Verlust tröstete Hatte er ungünstige Nachrichten über sie empfangen, so war der Ton, in welchem er hier von ihr spricht, sehr natürlich. Aber unserer Vermuthung, daß das „Trauerspielmädchen" eine Schauspielerin gewesen, tritt die Thatsache entgegen, daß damals gar keine Schauspielertruppe in Frankfurt spielte. Zwar wollte der

Theaterunternehmer Sebastiani, der bereits zur Ostermesse 1765 Operetten und Kinderballette gegeben hatte, auch zur Herbstmesse in Frankfurt spielen, und er war zu diesem Zwecke bereits angekommen, als die Kunde von dem am 18. August zu Innsbruck erfolgten Tode des Kaisers Franz plötzlich allen theatralischen Aufführungen ein Ende machte. Da bliebe freilich noch die Möglichkeit, daß eine zur Zeit bei keiner Gesellschaft thätige Schauspielerin sich damals zufällig in Frankfurt aufgehalten habe; man könnte auch an ein Mädchen denken, das sich zur Schauspielerin ausbilden wollte. Sollte aber an keine wirkliche Schauspielerin zu denken sein, so würden wir uns unter jenem „Trauerspielmädchen" eine besondere Freundin von Trauerspielen zu denken haben, auf deren Einsicht und Geschmack der junge Wolfgang großen Werth legte.

Aber was untersuchen wir lange, wer unter dem „besten Trauerspielmädchen" gemeint ist. Woldemar von Biedermann hat ja längst (Goethe-Forschungen S. 63) entschieden, daß hier nur an Charitas Meixner zu denken sei, weil Goethe diese vor seiner Abreise nach Leipzig geliebt habe. Um die Gründe, welche dagegen sprechen, braucht er sich freilich nicht zu kümmern. Es ist rein undenkbar, daß Goethe keine Zeit gefunden hätte, Charitas noch kurz vor seiner Abreise zu sehen, wie er von jenem Mädchen sagt, da er bei Moritz, der immer großen Antheil an Wolfgang genommen hatte, ein- und ausging, wogegen es sehr die Frage ist, ob auch Riese und Horn dort Zutritt hatten, was nothwendig wäre, wenn die Beziehung auf Charitas zu Recht bestände. Und hätte er auf die Entscheidung von Charitas so viel gegeben, er brauchte deshalb nicht die marburger Freunde zu bemühen, er konnte entweder an Charitas schreiben oder sich durch seine dieser befreundete Schwester von ihr Kunde verschaffen. Freilich hätte es der letztern sonderbar scheinen müssen, hätte er statt auf ihr sonst so hoch gehaltenes Urtheil, auf das ihrer Freundin solchen Werth gelegt, wogegen wir es sehr wohl begreifen, daß er für die Wirksamkeit auf der Bühne die Ansicht einer Schauspielerin in Anspruch nahm. Und wäre es nicht sonderbar, daß in den Briefen Goethes an Trapp gar nicht der Entscheidung über „Belsazar" gedacht wird. Scherer scheint in der Beziehung auf das „Trauerspielmädchen" Biedermann gefolgt zu sein.

Ausdrücklich thut dies, ohne Biedermann zu nennen, Schröer (Goethes Werke, VI in Kürschners Nationalliteratur S. VIII), aber nur im Texte, während er in der Anmerkung gestehen muß, so ausgemacht sei es doch nicht, daß hier Charitas gemeint sei, da sich in Goethes Briefen an Trapp keine Beziehung auf „Belsazar" finde. Eine sonderbare Mißdeutung von Schröer liegt in der Behauptung, Goethe habe sich in der Rolle des Belsazar so gefallen, daß er sich selbst so nenne, da doch offenbar unter „Belsazar" nicht er, sondern das Stück gemeint ist.

Wir mußten so lange bei Scherers zweitem Punkte verweilen, um zu zeigen, daß er gar nichts beweist. Nun zum dritten und jedenfalls dem bedeutendsten, wenn er wahr wäre. „Goethe mußte die Gunstbezeigungen der W. durch besondere Bemühungen erkaufen, die auf eine Linie mit Geschenken gestellt werden. Man hat jedenfalls an egoistische Ausbeutungen zu denken. Eine Ausbeutung zu eigenem Vortheile giebt Goethe für Gretchen allerdings nicht zu. Aber von ihrer Umgebung wurde er ausgebeutet; ihre Gunstbezeugungen, ihre Familiaritäten waren spärlich, er durfte sie nicht erwidern; und nach der Katastrophe erschien sie ihm als eine ‚verschmitzte und selbstsüchtige Kokette'." Den Anfang der Briefstelle hat Scherer mißverstanden, da er den Gegensatz von erlangen und erhalten verkannt hat. Durch elende kleine Trakasserien (Bemühungen, mit denen er sich ihr gefällig erwies), hatte er die Gewogenheit des Mädchens erlangt, durch Geschenke sie bewahrt, wie es später heißt, erkauft. Die Trakasserien stehen demnach keineswegs auf gleicher Linie mit den Geschenken. Unter den Trakasserien könnte man bei einer Schauspielerin die Bemühungen verstehen, möglichst viele für ihr ausgezeichnetes Talent zu begeistern und ihr einen weiten Kreis Verehrer zu gewinnen. Die Geschenke sind eigentlich zu nehmen, nicht als „egoistische Anbeutungen"; daß neben ihnen die Trakasserien fortbestanden, ist natürlich, brauchte aber eben hier nicht bemerkt zu werden. Er glaubte nie ohne ein Geschenk bei ihr erscheinen zu dürfen, wie der Knabe früher zur Schwester seines jungen Freundes Derones (Derosne) nie gegangen war, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, wovon bei Gretchen gar nicht die Rede ist. Aber Scherer

ersetzt die Geschenke absichtlich, um die Aehnlichkeit nicht zu verlieren, durch „egoistische Ausbeutungen". Habe auch Gretchen selbst ihn nicht ausgebeutet, so sei er doch von ihrer Umgebung ausgebeutet worden. Eine solche Ausbeutung könnte nur in der Benutzung seiner Reimfertigkeit und des Einflusses bei seinem Großvater bestehen. Wie aber in aller Welt kann man darauf die Aeußerung beziehen, er habe durch Geschenke die Gunstbezeigungen der W. erkauft, worunter Goethe, wie jeder, der die deutsche Sprache kennt, etwas anderes, wirkliche Geschenke, wie sie eine Buhlerin dem Liebhaber entlockt, verstehen mußte. Und was soll zur Begründung der Aehnlichkeit die Bemerkung, ihre Gunstbezeigungen, ihre Familiaritäten seien spärlich gewesen, er habe sie nicht erwidern dürfen? Müssen wir ja gerade das Gegentheil bei der W. annehmen. Von eigentlichen Gunstbezeigungen, die man sich durch Geschenke erkauft, findet sich bei Gretchen nach Goethes Darstellung keine Spur. Die einzige Vertraulichkeit, die sie ihm, aber sonst niemand, erlaubte, bestand darin, daß sie, wenn er las, den Arm auf seine Schulter legte, um mit ihm in das Buch oder Blatt zu sehen, obgleich sonst von Goethes Lesen kaum die Rede ist. Und welcher Art waren die Gunstbezeigungen? Als sie, um ihn von der Ausbeutung seiner Reimfertigkeit durch ihre Vettern zu retten (so wenig wollte sie diese ausbeuten), ihn bestimmt hatte, die mitgebrachte Epistel zurückzuziehen (sie hatte sich zu diesem Zwecke dazu verstanden, sie mit ihrem Namen zu unterschreiben), faßte sie seine Rechte mit beiden Händen und drückte sie liebevoll, um ihm zu erkennen zu geben, wie herzlich dringend ihr Wunsch sei, daß er gehe, ehe die Vettern kämen, vor denen sie ihn retten wollte, obgleich sie selbst dadurch alle Aussicht verlor, ihn wiederzusehen. Wie wahnwitzig wäre dies gewesen, hätte sie ihn ausbeuten wollen! Aber Wolfgang kann der Sehnsucht nach ihr nicht widerstehen: trotz allem sucht er mit den Vettern von neuem anzubinden, um wieder zu Gretchen zu kommen. Auch jetzt ist von eigentlichen Gunstbezeigungen, wie sie der Liebende verlangt, keine Rede. In der Nacht, welche die große Gesellschaft im Wohnzimmer zubrachte, wo sie neben ihm saß, lehnte sie unwillkürlich, als der Schlaf sie übermannte, ihren Kopf an seine Schulter. Am Morgen drückte

sie ihm beim Scheiden gar herzlich die Hände, da ihre Neigung zu ihm immer stieg, auch wohl aus Besorgniß, sein Ausbleiben über Nacht möchte unangenehme Folgen für Wolfgang haben, zur Entdeckung seiner Verbindung mit den Leuten geringen Standes führen und dieser ein böses Ende machen. Endlich in der Nacht des Krönungstages, wo Wolfgang mit ihr, in Begleitung von Pylades und dessen Mädchen, die glänzende Beleuchtung gesehen und dann in einem Speisehause lange „im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste" verbracht, drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn. Das sind alle Gunstbezeigungen, die Goethe, nach der unglücklichen Deutung der W. auf Gretchen, von dieser mit Geschenken erkauft haben soll. Wenn Scherer endlich so großes Gewicht darauf legt, daß Gretchen nach der Katastrophe Goethe als eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette erschienen sei, so ist dort nur von der augenblicklichen Aufregung die Rede, in welche ihn die Mittheilung versetzte, sie habe in der Untersuchung erklärt, daß sie ihn nur für ein Kind gehalten. Von seiner leidenschaftlichen Verdammung mußte er bei ruhiger Betrachtung bald zurückkommen, so daß er unmöglich zwei Jahre später sich über Gretchen so äußern konnte, wie er es über die W. im Briefe an Riese thut. Auch hätte Scherer bemerken sollen, weshalb Goethe in seinem bittern Aerger sie für eine „verschmitzte und selbstsüchtige Kokette" gehalten habe; nur weil sie auf sein Dringen seine Liebesepistel unterschrieb, was sie „lächelnd" that, um sie dem beabsichtigten Mißbrauch zu entziehen. Hätte sie ihm wirklich leidenschaftliche Liebe gestehen, den vornehmen Knaben an ihr Haus fesseln wollen, so konnte sie unmöglich Umarmung und Kuß ablehnen, ihn darauf verweisen, daß sie „sich lieben wollten, wenns möglich". Ja sie brach alle Verbindung mit ihrem Hause dadurch ab, daß sie ihn bestimmte, den Vettern die Liebesepistel zu entziehen, wenn nicht gar auch darin verschmitzte Berechnung einer Buhlerin liegen soll, die überzeugt gewesen, er werde sich zu ihr zurückgetrieben fühlen und, trotz seiner Verschuldung gegen die Vettern, sie wieder aufsuchen, ihre angebliche Absicht seiner „Rettung" sei nur Trug gewesen. Auf solche Weise kann man freilich das Widersinnigste vertheidigen.

Scherer giebt nur das Bild Gretchens, wie es dem Liebhaber in seiner augenblicklichen Erbitterung erschien, statt aus Goethes eigener Erzählung die Züge auszuheben, welche uns das liebenswürdige Bürgermädchen in seinem wahren Wesen zeigen. Nur ein Zufall bringt sie im Hause der Vettern mit dem vornehmen Knaben zusammen; sie ist weit entfernt, seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen, ihn aber verfolgt seit jenem Abende ihre Gestalt überall; war sie ja das erste weibliche Wesen, das einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Deshalb sucht er sie Sonntags in der Petrikirche auf, wo er keinen Blick von ihr wendet; nach dem Gottesdienste wartet er vor der Thüre, wo er „schon selig ist, wenn sie ihn bemerkte und gegen einen Gruß genickt zu haben schien". Von neuem erhält er einen Auftrag von den Vettern, die ihn auf einen Abend einladen: aber was thut Gretchen? Statt ihn zu fesseln, räth sie ihm ab, sich auf solche Mystifikationen einzulassen, und sie ruht nicht, bis sie ihn bestimmt hat, die prächtige Liebesepistel zurückzuziehen und sich vor der Ankunft der Vettern zu entfernen. So wenig hatte sie die Absicht, ihn auszubeuten, daß sie die Vettern um den versprochenen Brief brachte, so wenig wollte sie ihn fesseln, daß sie die Verbindung mit ihm zerschnitt, da er nach der Täuschung der Hoffnung der Vettern nicht wagen durfte, weiter bei diesen zu erscheinen. Gretchen hat die Vettern bestimmt, Gelegenheitsgedichte auf Bestellung zu übernehmen, ohne irgend einen Gedanken, daß Wolfgang sich darauf einlassen werde. Diesen treibt die Sehnsucht, die Geliebte wiederzusehen, den Vettern von neuem in die Arme. Als er das versprochene Leichencarmen bringt, findet er Gretchen wieder, wie beim zweiten Besuche, am Spinnrade. Pylades und die Vettern erzählen, was sie bisher zu ihrem Fortkommen gethan und was sie in Zukunft zu erreichen gedenken. Als Wolfgang sich der Aufforderung nicht entziehen kann, der Gesellschaft zu berichten, wodurch er sich, wenn er ganz mittellos und ohne vornehme Verbindungen wäre, fortzubringen suchen würde, steht Gretchen vom Spinnrade auf und setzt sich an ihren Platz am Ende des Tisches, auf dessen Rand sie die übereinander geschlagenen, mit beiden Händen gefaßten Arme legt, wie sie oft lange saß und zuhörte, ohne etwas als den Kopf zu bewegen, was sie nur bei bedeutendem Anlasse

that. Dies dürfte ein durchaus echter Zug sein. Hatte Wolfgang auch in seiner Erzählung, bei welcher er sie nie aus dem Auge verlor, seinen Lebensplan nicht ohne Beziehung auf Gretchen sich gedacht und dargestellt, so kam es doch an diesem Abende zu keiner weitern Annäherung. Aber die Schöne wurde in Gefolg desselben veranlaßt, um für ihren künftigen Lebensunterhalt zu sorgen, bei einer Putzmacherin zur Aushülfe einzutreten. Vielleicht gehört dies wie jene Erzählungen der einzelnen, was sie bisher gethan und weiter zu thun gedächten, zu den novellistischen Ausschmückungen. Gretchens Wesen zog Wolfgang so sehr an, daß er fast alle Abende im Hause der Vettern verbrachte, aber das Mädchen behandelte ihn so wie alle übrigen; sie gab keinem die Hand, litt keine Berührung; der einzigen Vertraulichkeit, die sie sich allein gegen Wolfgang erlaubte, ist bereits gedacht. Gern horchte sie auf den talentvollen, reich gebildeten Knaben, da sie besondere Lust empfand, sich unterrichten zu lassen. Als er auf ihren Wunsch über die Feierlichkeit der Wahlhandlung ausführlich berichtet hatte, dankte sie ihm herzlich, und sie konnte dabei den Wunsch nicht unterdrücken: „Wenn ich ein Knabe wäre, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas rechtes lernen.“ Da sie im Laden der Putzmacherin die Nothwendigkeit des Französischen erkannt hatte, entschloß sie sich, Unterricht in dieser Sprache zu nehmen, doch ehe sie hierzu gelangen konnte, vernichtete die unglückliche Entdeckung der Verbindung der selbst unschuldigen Vettern mit verbrecherischen Menschen alle ihre Aussichten, sich in Frankfurt zu einer ihr entsprechenden Thätigkeit heranzubilden. Wie angenehm ihr auch das Verhältniß zu dem jungen Wolfgang sein mußte, wie lebhaft sich auch die Neigung zu ihm steigerte, jeder Gedanke, ihn für sich zu gewinnen, lag ihr fern, sie dachte nur an ihr selbständiges Fortkommen. Wenn sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, in Begleitung des so gründlich von allem unterrichteten, so herzlich an ihr hängenden Knaben Abends die glänzend erleuchteten Straßen zu durchwandern und mit ihm, zugleich mit Pylades und dessen Verlobter, eine Gastwirthschaft zu besuchen, so war dies das Aeußerste, zu welchem sie die Wonne hinriß, die sie in seiner Nähe fühlte; seine Liebe zu reizen, um sie selbstsüchtig anzubeuten, lag ihr durchaus fern, wenn

wir Goethes eigener Darstellung glauben wollen, auf die wir hier einzig angewiesen sind. Zu der Annahme, Goethe habe seine Liebe zu Gretchen möglichst zu deren Gunsten gestaltet, das Verhalten derselben sei nicht so rein gewesen, sind wir durch nichts berechtigt, am wenigsten durfte dieses Scherer zur Unterstützung seines jeden äußern und innern Haltes entlehrenden Einfalls thun, die W. sei Gretchen. Das, was Goethe von beiden sagt, ist so himmelweit verschieden, ja geradezu entgegengesetzt der Annahme, die nach Scherer nichts hindern soll, daß sie als vermessen erscheinen muß.

Der Entdecker sucht nun seine, wir sahen auf welche Weise gewonnene Thesis anderweitig zu begründen; er glaubt den Namen der W. ergänzen zu können. Kriegk (die Brüder Senckenberg S. 325 f.) hat mitgetheilt: über die Kriminaluntersuchung, in welche nach Goethe die Vettern und Gretchen selbst verwickelt waren, finde sich nichts in den vollständig, mit Ausnahme einer Nummer, erhaltenen frankfurter Kriminalakten, nur eines scheine damit in Verbindung zu stehen, die am 14. Mai 1764 begonnene Verhandlung gegen den Gerichtssubstituten Johann Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Scherer meint, hiernach liege die Vermuthung nicht fern, W. sei „Wagnerin" zu ergänzen. Wollten wir auch einen Augenblick Scherer zugeben, die W. sei Gretchen, so ist diese Ergänzung schon deshalb abzuweisen, weil der von Goethe seinem Großvater empfohlene junge Mann von den Vettern, in deren Hause Gretchen wohnte, ganz verschieden ist, ja, wie wir ausdrücklich hören, von Wolfgang nur auf der Rückreise von Höchst, später nie mehr gesehen worden. Doch Scherer weiß sich in seiner Weise zu helfen: von Goethes Bericht greift er nur das heraus, was zu seinem Zwecke paßt. Man werde, erklärt er, auf den Grad der Verwandtschaft und der Verbindung dieses Mannes mit Gretchen kein Gewicht legen dürfen; als das Wesentliche sei *wohl* zu betrachten: „Ein mit Gretchen zusammenhängender, aus Goethes Verhältniß zu Gretchen Vortheil ziehender, durch Goethe an den Großvater empfohlener und von der Stadt angestellter Mensch giebt den Gerichten Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen, und von dem daraus erwachsenden Skandal fällt, wie natürlich, ein Theil auf Goethe

zurück." Davon, daß der Mensch mit Gretchen zusammengehangen habe, sagt Goethe kein Wort; nur die Vettern kannten ihn, hatten ihm, wie wir voraussetzen müssen, von ihrem Verhältniß zu dem Enkel des Schultheißen gesprochen und ihm, nachdem er sie zufällig in Wolfgangs Begleitung getroffen, dessen Vermittlung zur empfehlenden Uebergabe eines Bittschreibens an den Großvater erwirkt. Wer berechtigt uns nun diesen Mann, den wir nie im Hause der Vettern finden, zu einem nahen Verwandten Gretchens mit demselben Zunamen zu machen, etwa zu ihrem Bruder oder ihrem Oheim? Warum soll das W. nicht ebensogut „Weberin", „Wernerin", „Winklerin", „Wolfin" und wer nennt alle mit W anlautenden Namen? ausgefüllt werden können? Aber nein, Scherer muß das W. benutzen, um die Gleichung, die W. sei Gretchen, zu begründen, mag diese Begründung auch so fadenscheinig sein, wie sie will. Freilich ist es richtig, daß nicht alle einzelnen Züge der Erzählung thatsächlich sind, Goethe manches frei ausgeführt hat: aber was berechtigt, gerade die eingreifendsten Züge, das Zusammentreffen in der engen Wohnung der Vettern für willkürlich erfunden, dagegen die Empfehlung des Mannes bei dem Großvater für eine unzweifelhafte Thatsache zu halten? Das ungeheure Ereigniß war, daß die Vettern, mit denen er in Verbindung gekommen (als Vermittler diente der wohl zu diesem Zwecke schon im zweiten Buche eingeführte Pylades) und in deren Hause er Gretchen kennen gelernt hatte, in Folge ihres Zusammenhanges mit verbrecherischen Menschen in eine Untersuchung verwickelt wurden, wodurch auch Goethes Besuche bei Gretchen an Tag kamen.

Scherer sagt: „Seine Erzählung ist deutlich in der Tendenz gearbeitet, das geliebte Mädchen möglichst rein zu halten, möglichst weit zu entfernen von den bösen Dingen, mit denen der junge Goethe thatsächlich doch nur durch sie in Berührung trat." Wie kann man so arg die Thatsachen entstellen! Nur seine eigene falsche Beziehung berechtigt ihn zur Voraussetzung, Gretchen sei nicht so unschuldig gewesen, um Goethe hier nach einer Tendenz arbeiten zu lassen, von der noch die erste Spur nachzuweisen wäre. Ist es nicht ein sittliches Unrecht eines losen Einfalls wegen Gretchens Ehre zu verdächtigen, Goethes außerordentlich schönes Zeugniß ihr zu

rauben! Gehen wir ins einzelne. Mit welchen bösen Dingen ist denn Goethe durch Gretchen in Berührung getreten? Er selbst fühlte sich völlig unschuldig und auch Gretchen hatte ihn keineswegs zu Bösem verführen wollen. Eher könnte man die Vettern in dieser Beziehung nennen, in deren Haus er Gretchen kennen lernte, aber auch diese hielten sie von allem eigentlich Bösen frei. Er war thatsächlich mit nichts Bösem in Berührung getreten, so daß eine darauf bezügliche Schuld Gretchens unmöglich; selbst die Verbindung mit den Vettern hatte sie nicht veranlaßt, wenn auch ihr liebes Wesen, nicht kokettenhafte Berechnung, ihn in ihrem Hause festhielt. In wiefern „das natürliche Streben nach starken Wirkungen", auf das sich Scherer beruft, Goethe einzelne Züge einzufügen veranlaßt, wird schwerlich je im einzelnen festgestellt werden können, am wenigsten wird man darauf zurückführen dürfen, daß nach Scherers wunderlichem Ausdruck „Krönung und Liebeskatastrophe auf gestern und heute aneinander gerückt wurden". Die Verflechtung der Liebesgeschichte mit der Beschreibung der Wahl und Krönung ergab sich von selbst, und nichts lag näher als den Ausbruch des Unheils unmittelbar auf den glücklichsten Abend des jungen Paares folgen zu lassen, da jede zwischentretende Erzählung den Eindruck ungemein abgeschwächt haben würde. Es braucht deshalb nicht das von Rednern und Schriftstellern, wie Goethe im vierzehnten Buche sagt, gern benutzte wirkungsvolle Mittel der Kontraste hier zu Hülfe gerufen zu werden. Freilich wird niemand fest daran glauben, daß Wolfgang gerade am frühen Morgen nach dem Krönungstage, am 4. April, von der Mutter geweckt und auf den widerwärtig genug angekündigten Besuch von Rath Schneider vorbereitet wurde.

Hinge wirklich die Untersuchung gegen Wagner und Raab mit der von Goethe erwähnten zusammen, so müßte dieser die zu Grunde liegenden Verbrechen ungemein vergrößert haben. Er spricht von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen, und gerade der von Goethe Empfohlene war einer der Schlimmsten, ja er hatte sich um jene Stelle hauptsächlich beworben, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Die Schuld von Wagner und Raab war keineswegs so stark. Die Untersuchung wurde auf die unter der

Hand geschehene Anzeige eingeleitet, daß in der Gerichtskanzlei Gelder unterschlagen würden und andere Mißbräuche sich eingeschlichen hätten. Die vorhandenen Akten beziehen sich bloß auf gewisse Pflichtwidrigkeiten, die bei Concursſachen vorgekommen. Die Sache war so wenig bedeutend, daß die Beamten bloß einen Verweis erhielten und die Kosten zahlen mußten. Wagner blieb in derselben Stelle noch länger als ein Menschenalter. Auch sieht man nicht, wie die Untersuchung eine so weite Ausdehnung gewinnen konnte. Wenn Wagner von Wolfgang empfohlen sein sollte, so müßte dies noch vor das Ende des siebenjährigen Krieges fallen und ebenso der Anfang der Bekanntschaft Gretchens, was nicht weniger als wahrscheinlich ist. Wie aber, wenn gerade die Empfehlung des jungen Mannes nur ein erdichteter Zug wäre, so daß man in Wirklichkeit nicht dadurch, daß sich herausstellte, der Beschuldigte sei von Wolfgang empfohlen worden, auf dessen Verbindungen aufmerksam geworden, sondern die Untersuchung zunächst gegen jene verbrecherischen Leute gerichtet gewesen, mit denen die Vettern bekannt waren, und diese durch die Berufung auf Wolfgangs Zeugniß sich zu retten gesucht hätten? Nun berichtet Kriegk, in den Kriminalakten von 1764 fehle nur eine Nummer, die nach dem Kataloge eine Zeugenaussage über verdächtige Burschen enthalten habe, welche mit Straßenräubern im Speierischen in Verbindung gestanden. Freilich hatte Kriegk, da er keinen Zweifel daran hegte, jener von Goethe empfohlene Beamte sei in die Versuchung verwickelt gewesen, vollkommen recht mit der Bemerkung: „Auch sie gehört also nicht hierher.“ Aber wenn wir diesen Zug als freie Zuthat aufgeben dürften, so könnten wir es uns wohl erklären, daß man im Speierschen die Fäden einer mit jenen Straßenräubern zusammenhängenden verbrecherischen Bande zu Frankfurt entdeckt, von denen einzelne mit den Vettern bekannt waren, aber nur im allgemeinen, so daß sie keinen Antheil an den Streichen derselben hatten, ja es würde nicht zufällig sein, daß gerade diese Nummer aus den Akten verschwand, weil in ihnen Wolfgang erwähnt wurde. Aber nach gütiger Mittheilung von Archivar Grotefend ist jene Nummer keine Zeugenaussage, sondern ein „Stadtspeyerisches Requisitionsschreiben einige aufgefangene verdächtige Burschen betreffend“. Doch auch dieses konnte

zu einer Untersuchung führen, in welche Bekannte der Vettern und diese selbst verwickelt wurden.

Nicht das Bild einer verschmitzten und selbstsüchtigen Kokette lebte in Goethes Erinnerung, wie wir es Scherer glauben sollen, der sich nicht scheut, ihn noch zwei Jahre später mit einem verachtenden Blicke auf ihre Ausbeutungen herabschauen zu lassen, sondern das reizende Bürgermädchen in allem Glanze inniger Herzlichkeit, seelenhafter Gutmüthigkeit, stiller Häuslichkeit und klarer Verständigkeit. Auch den vollen Drang, den durch einen unglücklichen Zufall in den Kreis ihrer Vettern gerathenen bezaubernden Knaben vor den Gefahren des Mißbrauches seiner Dichtergabe zu behüten, ihn auf das beste zu berathen, die Lust, sich durch ihn belehren zu lassen, und das regen Streben, sich durch Fleiß und Eifer aus ihrer abhängigen Stellung zu einer lohnenden Thätigkeit zu erheben, dürfte er aus dem Leben genommen haben. Dagegen wird es kaum jemand mit Scherer für möglich halten, daß Goethe die Grundzüge seiner Knabenliebe dem Gretchen seines größten Gedichtes entnommen habe, welche noch heute die Herzen aller, die den Dichter empfinden, unwiderstehlich anzieht, vielmehr ist Fausts Gretchen eine freie Widerspiegelung seiner Jugendgeliebten. Freilich ist auch die Wunderblume in der grausen Tragödie des von der wilden Gier hingerissenen Verfluchers der Welt und aller ihrer Genüsse eben so wenig, wie jetzt ihr Urbild, dem Mißgeschick entgangen leichtfertig verschwärzt zu werden. Schon Kreyßig (Vorlesungen über Goethes Faust, 1866) glaubte so wenig an Gretchens Reinheit, daß er ihre Antwort auf des Mephistopheles Frage nach dem Stande ihres Herzens: „Was meint der Herr damit?" für Ziererei hielt, obgleich ihn Mephistopheles, der geheim für sich spricht: „Du guts, unschuldigs Kind!" eines Bessern hätte belehren sollen. Wem sollen wir glauben, wenn nicht diesem, dessen durchdringender Scharfsin nalle Schwächen der Menschen ausspürt. Den Gipfel des Unrechts hat neuerdings Franz Kern in seiner sensationellen Schrift erstiegen: „Drei Charakterbilder aus Goethes Faust (1882)," wo er gegen Gretchen den advocatus diaboli spielt, dagegen das Bild des platten Pedanten Wagner ins Schöne verzerrt, obgleich dieser im entschiedenen Gegensatz zu dem Feuergeiste seines Herrn und Meisters ausgeführt ist. Daß sie durch ihre

mädchenhafte Freude am Putze sich verleiten läßt, die Mutter, die gar zu genau ist und ihr jeden mäßigen Genuß versagt, zu hintergehen, sich, da ihr jede andere Bekanntschaft fast abgeschnitten ist, der unglücklichen, aber gemeinen Nachbarin zu vertrauen, ist ihre einzige Schwäche, die sie dem bezaubernden Manne in die Arme treibt. Beide, Gretchen und Faust, sind zum erstenmal von der Seligkeit der Liebe entzündet; bei Gretchen ist es volle, reine Seelenliebe, aber Faust, über den Mephistopheles Macht gewonnen, zerstört im wilden Rausche der Leidenschaft das himmlische Bild. Kern legt es darauf an, alles mit Gewalt zu Ungunsten des armen Gretchen auszulegen, der er sogar die sittliche Schuld des Todes der Mutter und der Ermordung ihres Kindes aufzubürden wagt. Aber alle diese sophistischen Schwärzungen von Gretchens liebem Bilde verflüchtigen sich vor redlichem, nicht nach Belastungsgründen eines Delinquenten haschendem Verständnisse.

Doch zu Scherer zurück. Wenn Goethes Darstellung Gretchen in eine simple, aber durch Reinlichkeit glänzende und wohlthuende Atmosphäre versetze [der Tisch ist reinlich und ordentlich gedeckt, das Mädchen von ungemeiner Schönheit, alles an ihm schien auserlesen], wenn er Gretchen aus der Kirche kommend, von ihm dort gesucht, aber freilich nicht angeredet oder begleitet zeige [er wendet in der Kirche kein Auge von ihr und freut sich, sobald sie ihn draußen zu bemerken und seinen Gruß durch Nicken zu erwiedern scheint], wenn sie wiederholt am Spinnrade erscheine, so könnten alle diese Züge aus „Faust“ in jene frankfurter Episode hineingetragen sein. Aber das erste und letzte sind so natürliche Züge, daß der Dichter nicht nöthig hatte, sie von sich selbst zu borgen, und auch das Aufsuchen in der Kirche liegt so nahe, weicht dazu von der Art, wie Faust zufällig die ihm ganz Unbekannte aus dem Dome treten sieht, so wesentlich ab, daß eine Entlehnung derselben durchaus unwahrscheinlich, ja wir dürfen viel eher glauben, die Szene, wo Faust das aus dem Dome tretende Bürgermädchen frech anspricht und ihm seine Begleitung anbietet, sei im Gegensatze zu seiner eigenen scheuen Begrüßung Gretchens vor der Petrikirche gedacht. Seltsam ist es, wie Scherer, der sonst nach persönlichen Beziehungen hascht, die in Goethes Dichtungen liegen sollen, eine

solche hier entschieden meidet, damit nur das liebe Bild, welches „Wahrheit und Dichtung" von Gretchen zu allgemeiner Freude geschaffen, nicht echt sei. Natürlich läßt er es auch zweifelhaft, ob der Name Gretchen von der frankfurter Geliebten auf das dramatische übergegangen oder die umgekehrte Uebertragung stattgefunden. Aber der Name tritt in der Erzählung zu bedeutend hervor, als daß Goethe diesen nicht aus der Erinnerung genommen hätte, und es ist fast unglaublich, daß er dem anmuthigen Bürgermädchen, in welchem der mit allen geistigen Vorzügen ausgestattete vornehme Herr, der ihr seine feurigen und innigen Huldigungen darbringt, in ihr zum erstenmal das Gefühl warmer, ihr ganzes Wesen ergreifender Herzensliebe erregt, nicht den Namen seiner ersten Liebe gegeben haben sollte, wenn auch freilich die äußerste Möglichkeit nicht ausgeschlossen bleibt, die Frankfurterin habe einen so übel klingenden Namen gehabt, daß Goethe ihn in seiner Dichtung habe meiden müssen, wie er auch Fausts „Johann" in „Heinrich" umänderte. Im „Faust" führt die Geliebte im Texte überall den Namen Gretchen (daneben Gretelchen und in der späten Valentinscene Gretel), nur Mephistopheles nennt sie einmal launig Margretlein. Freilich in der Personenangabe steht Margarete, mit Ausnahme der szenarischen Bemerkung zu 2650 und der später gedichteten Szenen, wogegen in der letzten, erst nach dem Drucke des Fragments vollendeten wieder Margarete erscheint.*) Scherer leugnet nicht, daß zwischen den beiden Frauengestalten, der Frankfurterin und Fausts Geliebter, ein Zusammenhang obgewaltet, jene ihm als erstes Material aus seiner eigenen Erfahrung gegolten, welches der poetischen Schöpfung von Fausts Gretchen zu Gute gekommen: aber warum soll er auch nicht von der Frankfurterin die Innigkeit, Gutmütigkeit und Unschuld genommen haben, welche die Grundzüge des Wesens des dichterischen Gretchens bilden? Hätte er sie als eine verschmitzte, selbstsüchtige Kokette verachtet, wie wir Scherer glauben sollen, nimmermehr konnte er sie bei Fausts Gretchen zu Grunde legen.

*) Vgl. meinen Aufsatz über die von Scherer angenommene erste prosaische Fassung des „Faust in Schnorrs „Archiv" IX, 540 Anders möchte sich Schreyer in seiner Faustausgabe (1881) S. 417—422 dies zurechtlegen.

Aber nun sehen wir auch gar „Die Mitschuldigen" als Zeugniß für Goethes Knabenliebe herangezogen, wodurch das Bild erst recht verschoben wird. In der Schilderung seiner leipziger Studienzeit entwickelt Goethe, nachdem er den Ursprung seiner ältesten übrig gebliebenen Dichtung, „Die Laune des Verliebten", aus persönlichen Erlebnissen angegeben, die damalige Entstehung seines zweiten Stückes, der „Mitschuldigen". Dieses sei allein fertig geworden von mehrern entworfenen Schauspielen, von denen er meist nur die Exposition geschrieben, da in fast allen ängstliche Verwicklungen hätten eintreten sollen und ein tragisches Ende gedroht habe. Bei dieser Gelegenheit holt er nach seiner Weise weit aus. Schon früher habe ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen gehabt. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben habe er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt sei. Weiter heißt es: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten gesehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten." In wiefern die letztere Bemerkung genau der Wahrheit entspreche, können wir jetzt auf sich beruhen lassen. In dem Entwurfe seiner Lebensereignisse von 1809 findet sich hier nur: „Die Mitschuldigen. Druck der Aestimation. Aeußerer Schein, innere Verbrechen." Durch manches, was er im Hause seines Großvaters vernahm, durch die Verbindung mit von Reineck, welcher den Hausfreund, der ihm die Tochter entführt hatte, mit leidenschaftlichstem Hasse überallhin verfolgte, und mit seinem „Timonischen Mentor" Hüsgen, der mit Gott und den Menschen zerfallen war und ihm die Welt nur von ihrer fratzenhaften Seite schilderte, auch durch mancherlei sonstige in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle hatte er in die Schäden der menschlichen Gesellschaft einen Blick gethan, doch sah er, wie er gegen Ende des vierten Buches bemerkt, was die meisten Menschen thaten und trieben, sehr läßlich an. Freilich konnten ihm die Verbrechen, in welche junge Leute, mit denen Gretchens Vettern bekannt waren, sich eingelassen, einen neuen Beweis von der Schlechtig-

keit der Welt geben, aber bei dem ihn damals ganz beherrschenden persönlichen Unglück machte diese auf ihn einen geringern Eindruck, und die fünfzehn Monate, die der zum Jüngling heranwachsende Knabe nach dem Unglücke mit Gretchen noch in Frankfurt lebte, mußten weit mehr zu seiner Einsicht in die traurigen Zustände des von Verbrechen unterhöhlten bürgerlichen Lebens beitragen, als die Mittheilung von Verbrechen, zu denen einige leichtsinnige junge Männer, zum Theil von Stande, sich hatten hinreißen lassen. Trotzdem glaubt Scherer, gestützt auf Goethes erwähnte Aeußerung, „Die Mitschuldigen" mit hoher Wahrscheinlichkeit als „einen Niederschlag der Gretchenepisode" ansehen zu dürfen; denn dieser selbst setze sie in Beziehung „zu einem Kreise" von Erfahrungen, in welchem der düstere Hintergrund Gretchens obenan stehe. Die letztere seltsam ausgedrückte Behauptung ist nicht wahr, wenn auch Goethes Worte den Irrthum veranlassen können, aber nur wenn man sie obenhin ansieht, nicht bemerkt, daß die Geschichte mit Gretchen nur als erster Anfangspunkt jener traurigen Einsicht bezeichnet wird. Nach seiner eigenen Erzählung, die doch bei weitem mehr Bedeutung beansprucht als jene nebensächliche Erwähnung, hat die Verbindung mit Gretchen und den Vettern ihm keinen so traurigen Blick eröffnet; ihre Berichte über die „vielfachen Mittel und Wege, sich etwas zu erwerben", enthielten so wenig etwas Verbrecherisches, daß Wolfgang ihnen „mit Vergnügen" zuhörte. Nur an den „Folgen" der Geschichte mit Gretchen, welche neben dieser selbst an der von Scherer zum Ausgangspunkte genommenen Stelle ausdrücklich genannt sind, daran, daß man sie und ihn selbst im Verdachte gehabt, mit den Bubenstücken verbrecherischer Menschen in Verbindung gestanden zu haben, und bei der Entdeckung dieser Verbrechen überzeugte er sich von der Unterhöhlung des bürgerlichen Lebens. Hatte er ja sogar hören müssen, daß mehrere junge Leute von Stande sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possenhaften Verbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und andern solchen verfänglichen Dingen hätten verleiten lassen. Doch müssen wir gestehen, daß wir gerade zur Thatsächlichkeit dieser Aeußerung wenig Vertrauen haben. Da die Geschichte mit Gretchen und deren Folgen nur als Anfangspunkt bezeichnet wird der Einsicht, daß

die bürgerliche Gesellschaft von Verbrechen unterhöhlt sei, worauf aber noch manches andere erwähnt wird, so scheint uns die von Scherer daraus gefolgerte Beziehung der „Mitschuldigen" durchaus haltlos.

Aber zur Vergleichung der Gretchenepisode mit dem burlesken Lustspiel glaubt Scherer sogar ein äußeres Recht zu haben. Zu diesem Zwecke rückt er sich das „Grundverhältniß, auf das es ankommt", bei den „Mitschuldigen" so zurecht, daß es mit Goethes Knabenliebe einen Anschein von Aehnlichkeit gewinnt. „Ein junger Mann von Stande hängt mit einer sehr unsaubern Gesellschaft durch seine Liebe zu einem Frauenzimmer zusammen, das besser ist als ihre Umgebung. Er steigt herab, indem er mit diesen Leuten verkehrt. Er ist reich und es wird ihm zugetraut, daß er politische Geheimnisse wisse. Sophiens Vater will seine Briefe lesen, Sophiens Mann will ihn bestehlen." Wer den lustigen Inhalt des Stückes kennt, muß erstaunen, wie man so den Hauptpunkt, die Beschämung des Libertiners Alceste durch Sophiens Tugend, übergehen, das Besondere ungehörig ins Allgemeine auflösen, Nebendinge hervorheben und ihre innere Beziehung zur Handlung übersehen kann. Das dem Stücke Vorhergegangene wird in diesem „Grundverhältniß" mit der Bühnenhandlung vermengt, der Kernpunkt bleibt unerwähnt. Alceste hat schon früher, wo er am Orte wohnte, mit dem Wirthe zum schwarzen Bären und dessen Tochter in Verbindung gestanden; vor vierzehn Tagen ist er in den Gasthof eingekehrt. Als er vor Jahren die Liebschaft mit der Wirthstochter anspann, war diese Gesellschaft keineswegs unsauber; beim jetzigen Einkehren in den Gasthof kann er ebenso wenig daran denken, er kann nicht ahnen, daß der Gatte seiner Geliebten ein solcher Lump sei. Wie mag man da von einem „Herabsteigen" reden. Aber freilich Goethe stieg zu den Vettern herab; darum müssen auch die Wirthsleute eine unsaubere Gesellschaft sein, obgleich es Alceste allein darum zu thun ist Sophien wiederzusehen. Er hat ein liederliches Leben hinter sich und hofft nach der Befriedigung seiner Wollust und dem Stolze und der Unempfindlichkeit, mit denen er auf die Weiber herabschaut, von ihr nicht mehr gerührt zu werden. Aber kaum hat er Sophien wiedergesehen, so fühlt er sich von ihrem Wesen gefesselt, seine Wollust

erwacht von neuem. Der Roué hofft sie, die er als Gattin eines bon vivant findet, leicht durch die Erinnerung an ihre frühere Liebe verführen zu können: aber gegen jedes Unterfangen, sie für sich zu gewinnen, schützt ihn ihr edles Wesen; dieses raubt ihm alle Kühnheit, tödtet jeden Anschlag. Als er endlich den Muth faßt, sie an die vergangenen Tage der Liebe zu erinnern, entdeckt sie ihm, daß ihr Herz ihn noch immer liebe, aber ihre Tugend fordere, daß sie dem ihr widerwärtigen Gatten, den sie nur gewählt, um endlich einen Mann zu bekommen, die heilig gelobte Treue halte. Doch läßt sie sich endlich, da Alceste mit sofortiger Abreise droht, zu einem Nachtbesuche bestimmen, von dem Alceste sich ziemlich viel verspricht: aber auch hier bleibt sie der Tugend treu, erklärt, ihm nur Freundschaft weihen zu können, sie reißt ihn zur Verehrung hin, so daß er jeden weitern Versuch aufgiebt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die zum Besuche Alcestens von Sophien verabredete Nacht, in welcher Söller kommt, um die Chatulle Alcestens zu bestehlen, der auf politische Neuigkeiten versessene Wirth nach dem Briefe späht, den Alceste erhalten und worin er nach dem großen Siegel wichtige Nachrichten zu finden hofft. Wo findet sich in der Geschichte des durch Sophiens Tugend beschämten Alceste auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit der Gretchenepisode! denn daß das geliebte Bürgermädchen dem Knaben keine Liebkosung gestattet, ihm nur selten ein Zeichen ihrer Neigung gewährt, wird man kaum als eine solche betrachten dürfen, da das Verhältniß durchaus verschieden ist.

Doch da Scherer keine Aehnlichkeiten aufzeigen kann, sucht er nach Beziehungen. So bildet er sich zu diesem Zwecke ein, es sei ein Fehler des Stückes, daß wir an Alcestens politische Verbindungen glauben müssen, es erkläre sich dieser nur aus der Beziehung auf den Liebhaber des frankfurter Gretchens. Wie kann man ernstlich die Annahme dem verständigen Leser aufbürden wollen, Goethe habe etwas, was gegen die Charakteristik verstoße, wegen einer höchst unbedeutenden, dazu kaum verständlichen Beziehung auf sein eigenes Ansehen in Frankfurt eingefügt. Aber Scherer benutzt eben jedes auch noch so stumpfe und wunderliche Mittel zu seinem Zwecke. Doch gehen wir auf unsern Fall ein. Wir müssen keineswegs an Alcestens politische Verbindungen glauben, nur der Wirth bildet

sich ein, in dem mit einem großen Siegel versehenen Briefe müßten wichtige politische Neuigkeiten stehen. Dies ergab sich nothwendig aus dem Motiv, den komischen Nerv des Stückes zu erhalten, daß der Wirth und dessen Tochter sich gegenseitig den Diebstahl des Geldes zuschreiben, während Alceste den Thäter in Söller entdeckt. Und der Charakter des hitzigen, für politische Neuigkeiten schwärmenden Wirthes macht seine Einbildung recht wahrscheinlich. Warum Scherer darin einen Fehler des Stückes sieht, verräth er uns nicht, aber offenbar bedurfte er dieses haltlosen Einfalls, um eine Andeutung darin zu finden, daß hier eine persönliche Beziehung auf die Gretchenepisode vorliege. „Wenn wir an Goethes Verwandtschaft mit dem Stadtschultheißen, wenn wir daran denken, daß er seine Bekannten zur Anstellung empfehlen, ihnen bei der Krönung gute Plätze verschaffen, die Feierlichkeiten in ihrer Folge und Bedeutung erläutern konnte, so finden wir eine einfache Erklärung dafür." Man braucht nur statt „dafür" dasjenige zu setzen, worauf Scherer deutet, daß der Wirth in Alcestens großem Briefe politische Neuigkeiten wittert, um eine solche Feinfühligkeit (ich mag keinen schlimmern Ausdruck brauchen) unerklärlich zu finden.

„Aber auch wichtigere innere Parallelen, zwischen Alceste und dem Liebhaber Gretchens lassen sich ziehen." Statt dieses beispielsweise zu zeigen, führt er nur „das Bedeutendste" an. „Man möchte sagen, der große Monolog Alcests II, 6 gebe in seinem Anfange vielleicht ein treueres Bild jener ersten Liebe Goethes als die Erzählung in ‚Wahrheit und Dichtung'", mit dem zum Theil die überraschende Behauptung aufhebenden Zusatze: „wenn nicht gerade die wesentlichen Elemente eben auch in dieser enthalten wären." Und doch trifft kein einziger Zug des Libertin Alceste mit dem andächtig an Gretchen hängenden Knaben. Das einzige, was Scherer für seine weit gehende Behauptung beizubringen weiß, ist die Bemerkung, Alceste führe seine Liebe zu Sophien als einen Beweis dafür an, daß Liebe nicht Sinnlichkeit sei. Damit soll es stimmen, daß Goethe nach der Aeußerung, wie er sich in seinem Leben nie in solcher Verwirrung befunden, als bei Gretchens Drängen, seine Rettung zu vollenden, und dem empfindsamen Scheiden, also fortfährt: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen eine

durchaus geistige Wendung." Damit man nicht glaube, daß in den darauf von Scherer mit u. s. w. angedeuteten, aber zum Nachlesen empfohlenen Sätzen etwas zur Stütze seiner Ansicht stecke, lassen wir diese vollständig folgen: „Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in den andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen." Alceſt führt nicht, wie Scherer sagt, seine Liebe zu Sophien, sondern seine eben erfahrene Zurückweisung von dieser, die erklärt hatte, daß sie nur Freundschaft ihm widmen dürfe, wie sehr ihn auch ihr Herz liebe, nur dies führt er als Beweis an, daß die Behauptung, Liebe sei nur Sinnlichkeit, ein leidiges Vorurtheil derjenigen sei, die noch kein edles weibliches Herz in seiner Tiefe erkannt hätten. Schärfere Gegensätze gibt es kaum als dieser endlich bekehrte Libertin und der unschuldige Knabe Wolfgang, dem der zuerst ins Herz gefallene Strahl inniger Liebe die ganze Welt verklärt hat. Freilich beschreibt Alceſt darauf das Glück seiner ersten Liebe, wo er „so süß die jugendlichen Stunden einst in Sophiens Arm verträumt", ja es kam, wie wir schon I, 5 vernommen, zu dem Schwur ewiger Treue. Hiernach kann auch diese Schilderung keine Wiederspiegelung der noch immer sehr scheuen, von Ehrfurcht durchdrungenen Herzensneigung des Knaben sein.

Eine gleich auffallende Mißdeutung Scherers folgt unmittelbar darauf. „Auch Alceſt aber wird von der Geliebten getrennt und benimmt sich dabei ungefähr, wie Goethe:

> Zuletzt verschlug es sich. Ich fluchte dem Geschicke,
> Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu'
> Der Maskeradenputz verkappter Laster sei."

Scherer hütet sich, auf eine Deutung des hier so gewichtigen „Zuletzt verschlug es sich" einzugehen, weil dadurch der klaffende Gegensatz auf das deutlichſte hervorgetreten wäre. „Wie verschlug es sich?" müssen wir fragen. Durch Alceſt selbst, den die Liebe zu langweilen anfing, besonders als Sophie, und auch wohl der Vater, auf Heirat drang. Daß er darüber kurz hinweggeht, ist sehr natürlich. Auch Sophie vermeidet jede nähere Andeutung. Sie selbst sagt II, 3:

„Das Schicksal trennt' uns bald", und etwas anderes will auch wohl Alceste nicht mit dem freilich übertreibenden Worte sagen: „Das Glück entriß dich mir", da die Menschen ihre eigene Schuld dem Schicksal zuzuschreiben pflegen. Der Annahme einer gewaltsamen Trennung widerspricht das jetzige Wiederauftreten des Liebhabers und alle seine Aeußerungen. Sophie deutet darauf in ihrer allgemeinen Aeußerung (I, 4):

> Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch wohl aufs Wort,
> Ihr Männer! Auf einmal führt euch der Henker fort.
> Wenns was zu naschen gibt, so sind wir all beim Schmause,
> Doch macht ein Mädchen Ernst, da ist kein Mensch zu Hause.

Also weder der Grund der Trennung noch deren Folge stimmen in den „Mitschuldigen" und der Gretchenepisode überein. Goethe fühlt sich unendlich unglücklich, der Jünglingspflanze ist das Herz ausgebrochen, wogegen sich Alceste der Liederlichkeit in die Arme wirft. Als er zurückkehrt, haben ihn „Wollust, Stolz und Zeit gehärtet", wie es in jenem Monologe heißt, so daß er sich vor aller Zärtlichkeit geschützt glaubt. Man muß es selbst lesen, um es möglich zu finden, daß ein gründlicher Forscher trotz diesem schroffsten Gegensatz hier von innern Parallelen sprechen kann.

Eine kleine Aehnlichkeit, auf die man etwa hätte kommen können, hat Scherer übergangen, daß Sophie, als sie beim Nachtbesuche von ihm scheidet, Alceste einen Kuß gibt, den der Mund auch dem Freunde nicht versagen könne, Gretchen bei der Trennung in der letzten Nacht zum erstenmal einen Kuß auf Wolfgangs Stirne drückt. Aber wer wird bei diesen so verschiedenen Küssen an gleichen Ursprung denken! Scherer hat indessen noch ein Zusammentreffen mit der Gretchenepisode in den „Mitschuldigen" entdeckt. Als Söller die Dietriche anwendet, erinnert er sich, wie er dazu gekommen. Er ist Sekretär bei einem Bürgermeister (nach der spätern Fassung Accessist beim Amte) gewesen; als man einen Dieb einfing, hat er als Subaltern sich der bei diesem gefundenen Schlüssel bemächtigt. Wir bemerken, daß nach E. Schmidts Bericht diese Stelle in der ältesten uns bekannten Gestalt unseres Lustspiels fehlte, demnach hier kaum in Betracht kommen kann. Scherer findet eine Aehn-

lichkeit darin, daß jener Wagner auch im städtischen Dienst stand, aber von einem Diebstahl ist bei diesem keine Rede, und es bleibt sehr fraglich, ob er überhaupt zu der Gretchenepisode herangezogen werden darf. Scherer selbst bemerkt, daß Söller Sophien näher stehe als Wagner Gretchen, doch hatte er beide sich so nahe verwandt gedacht, daß sie sogar denselben Zunamen führten. Aber die in den „Mitschuldigen" angenommenen Verhältnisse sind so durchaus aus der Dichtung selbst hervorgegangen, daß kein Vergleich mit den Spielern der Gretchenepisode möglich erscheint.

Wir haben das ganze Arsenal von Scherers Beweisgründen, daß bei den „Mitschuldigen" Goethes Knabenerfahrungen an sich selbst zu Grunde liegen sollen, bis ins einzelnste geprüft, und keinen nur halbweg haltbaren entdecken können. Selbst Schröer, der doch die Gleichung, „W=Gretchen", sich gefallen läßt, bedenkt sich (Goethes Werke, VI, 34 f. der Kürschnerschen Nationallitteratur), ob er „dem Wagner eine Identität mit Söller aufladen solle", und erklärt, der in den „Mitschuldigen" behandelte Gegenstand beziehe sich auf eine uns völlig unbekannt gebliebene Begebenheit, wenn er wirklich auf thatsächlichen Frankfurter Erinnerungen beruhe. Seine eigene Behauptung, Goethe habe die niedergeschriebene Exposition aus Frankfurt mitgebracht, widerspricht des Dichters eigener Aeußerung, der an der Stelle, wo er zuerst der „Mitschuldigen" gedenkt, nur die leipziger Zeit im Sinne hat, in welcher er mehrere Stücke entworfen haben will, nur um sich Luft zu verschaffen. Zu diesem Plane, meint Schröer, habe Goethe nur ein neues Motiv aus seiner jüngsten Erfahrung hinzugefügt, und so seien die „Mitschuldigen" eine Fortsetzung der „Laune des Verliebten". „Er spann in der Phantasie sein Verhältniß zu Käthchen fort. Das schöne Töchterchen des Gastwirths (Käthchen Schönkopf) wird heiraten, etwa einen Menschen, wie jenen Wagner [der doch in gar keiner Verbindung mit dem Schönkopfschen Hause stand, wogegen ein Dr. Kanne von ihr gern gesehen wurde]. Indessen ist er auf Reisen. Er dachte nach Paris zu gehen. Er kehrt zurück. Käthchen ist vermählt. Er steigt ab in dem Absteigequartier von frankfurter Messebesuchern bei Herrn Schönkopf [warum nicht einfach in dem ihm bekannten Gasthof?]. Das Weitere ist nun die komische Situation der drei

[eigentlich vier] Mitschuldigen, die der Dichter schon längere Zeit mit sich herumgetragen haben mochte." Wie viel wir auch Goethes Phantasie zutrauen, unmöglich konnte diese ihn dahin bringen, Käthchen, weil sie endlich einen Mann haben wollte, einen Lumpen heiraten, sich selbst als Roué zurückkehren und durch der Geliebten eheliche Treue beschämen zu lassen. Die erste Fassung fällt noch in die leipziger Zeit (die älteste der jetzt vorhandenen ist vor dem 8. August 1769 aus einer frühern zum Bühnengebrauch gemacht), sollte sie auch, was kaum glaublich, damals noch nicht vollendet worden sein. Damals so wenig, wie in Frankfurt, konnte er den Gedanken fassen, Käthchen solle für ihn verloren sein; seine Phantasie mußte, wenn sie auf einen Zukunftstraum ausging, sich vorstellen, daß er nach Jahren zu ihr zurückkehren und sie doch, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, da sie längst verlobt war, heimführen werde. Das muß jeder anerkennen, der die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses kennt. Aber willkürlich verzerrt man die sich ganz klar aussprechende lustige Dichtung zu einem „Bekenntniß", obgleich Goethe selbst sie in dieser Beziehung entschieden von der „Laune des Verliebten" unterscheidet. Freilich seine eigene Herleitung halten wir eben so wenig für richtig, wie seine daran geknüpfte Bemerkung über den höhern Gesichtspunkt, aus dem seine beiden ersten Stücke eigentlich geschrieben seien, und den sie verdüsternden Ernst. „Die Mitschuldigen" sind als ein possenhaftes Lustspiel gedacht und ausgeführt, und in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, wenn man nur mit dem Fallen des Vorhanges alle weitere Betrachtungen aufgibt; denn die Ehe Sophiens muß, sollte sich auch Söller bessern, nach allem, was vorgefallen, ganz unerträglich sein und auch das Verhältniß zwischen Vater und Tochter kann sich nicht herstellen.

Daß Schröer in Bezug auf die Person des „Trauerspielmädchens", die von so großer Bedeutung für die Bestimmung der W. ist, merkwürdig schwankt, wurde bereits bemerkt. Aber unbedingt folgt er Scherer darin, daß die W. Gretchen sei, obgleich er in dieser ein „edles Mädchen" erkennt, das nur Wolfgangs augenblickliche Erbitterung zu einer Karikatur habe entstellen können. (S. X.) Daß er noch zwei Jahre später (Dank Scherers Scharfsinn!) so bitter ungerecht über sie habe urtheilen können, erklärt er sich daraus, daß

er sich damals darin gefallen habe, „mit der Miene eines Lebemanns, die er französischen Schriftstellern, auch wohl Günthern abgesehen, von dem Verhältniß zu Gretchen zu sprechen". Ich begreife nicht, wie man in Goethes Brief, worin er seinem Freunde Moors zum erstenmal nach langer Zeit sein Herz eröffnet, wo aus jedem Worte die reinste, innigste Ueberzeugung spricht, den Ton eines Lebemanns hineintragen, wie man leugnen kann, daß es ihm hier mit seiner Verachtung der W., die ihn herzlos ausgebeutet, bitterster Ernst ist. Aber freilich um Scherers Einfälle zu stützen, darf man sich das Unglaublichste zum Nachtheile des Dichters, gestatten.

Die Deutung des W. auf Gretchen gehört zu Scherers allerunglücklichsten Einfällen, durch welche er das liebliche Bild von Goethes erster Liebe greulich entstellt hat. So wenig wir Gretchens Namen kennen, so gewiß ist Goethes Darstellung des Verhältnisses zu ihr in den wesentlichen Zügen nicht weniger wahr, wie die von seiner Liebe zu Käthchen, Friederiken, Lotten und Lili. Wie viele Lücken seiner Erinnerung er auch im einzelnen ergänzen mußte, die Gestalt und das Wesen Gretchens, die innige Zuneigung seines wunderbar bewegten Herzens, das selige Wonnegefühl, von ihr geliebt zu sein, die in ihrem Kreise verlebten Tage von dem Abend, wo dieser Stern ihm aufging, bis zum ersten Kusse auf seine Stirn, der auch der letzte sein sollte, und der wüthende Schmerz bei der Entdeckung, das „Ungeheure", standen noch lebhaft vor seiner Seele; die Grundzüge sind wahr, das Zugedichtete (Bettinens Bericht über ein Gretchen zu Offenbach blieb unbenutzt, wenn anders derselbe nicht ein *späterer* Zusatz des phantastischen *Kindes*) ist ganz im Sinne des in ihm lebenden Jugendbildes gehalten, nur einiges zur künstlerischen Abrundung umgestaltet. Auch sind manche Züge Gretchens zur Darstellung des gleichnamigen Bürgermädchens im „Faust" verwandt, dessen Bild er mit einigen Tropfen anderer Mädchen seiner Bekanntschaft „tingirt" haben mag. Diese zu entdecken, wird kaum gelingen, ist auch ohne bedeutenden Werth für das Verständniß der Dichtung und Goethes Verfahren bei seinen Schöpfungen, das im allgemeinen deutlich genug vorliegt. Der Hauptpunkt bleibt, daß wir uns das reizende Bild der ersten Liebe, in welchem dem jungen Wolfgang eine „neue Welt des Schönen

und Vortrefflichen aufging", nicht durch einen lustigen Einfall entstellen lassen, zu dessen Begründung noch manches andere in falsches Licht gerückt werden muß. Mag auch die Widerlegung solcher bodenlosen Vermuthungen zu manchen Aufklärungen führen, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung liegen derartige Einfälle nicht, ja sie verleiten zu einer Leichtfertigkeit in der Auslegung und in der Beurtheilung von Personen, vor welcher wir unsere Klassiker nicht ernstlich genug schützen können. Was hilft aller Aufwand von Scharfsinn, wenn er der Wahrheit ein trübes Wolkengebild unterschiebt! Muthig für die verletzte einzutreten ist Pflicht eines jeden, der nicht Goethe zu einem „Plastron, aszetisch zu rapiren," mißbrauchen lassen will, sondern von der Forschung ernste Gewissenhaftigkeit und strenge Methode fordert.

1. Juli 1884.

Charlotte Buff und ihre Familie.*)

Eine der schönsten Gaben hat das deutsche Volk endlich nach langem peinlichen Harren in der vom königlich hannoverschen Legationsrath und Ministerresidenten in Rom August Kestner bearbeiteten, nach dessen Tode im Jahre 1851 erschienenen Schrift: „Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten", erhalten. Leider wurde die Freude, wie wir es so häufig erleben, durch die Art der Herausgabe etwas getrübt, da nicht allein einige spätere, freilich nicht so bedeutende, aber immer belangreiche Briefe Goethes und Lottens, von ersterm ein paar an einen Sohn derselben nicht mitgetheilt, einzelne Aeußerungen aus übergroßer Aengstlichkeit unterdrückt worden, sondern auch die Folge der Briefe nicht immer richtig bestimmt ist.**) Auch vermißt man nicht wenige zum Verständniß der Briefe unentbehrliche Angaben über Lottens Familie und einzelne in den Briefen genannte Personen. Diesem Mangel habe ich zum Theil in meinen „Erläuterungen zu Goethes Werther" abzuhelfen gesucht. Wenn ich heute die genaueste, für die Auffassung von Goethes Verhältnissen zu Wetzlar nicht unwichtige Auskunft über Lottens Familie nebst Nachrichten über ihre Nachkommen zu geben vermag, so verdanke ich dieß der bereitwilligen Freundlichkeit der Herrn Oberpfarrer Förtsch und Premier-Lieutenant a. D. Kohlhauer in Wetzlar und des durch einen unerwarteten Tod zu früh seinem reichen Wirkungskreise entrissenen, an Geist, Gemüth und Charakter ausgezeichneten Dekan Thudichum in Rödelheim, der handschriftlichen Aufzeichnungen folgte.

---

*) Morgenblatt für gebildete Leser 1863 Nr. 45 f.

**) Vgl. meine Anzeige in der Kölnischen Zeitung 1854 Nr. 248.

Lottens Vater, Heinrich Adam Buff, war der Sohn des am 18. Oktober 1674 zu Münzenberg geborenen Christof Buff. Ueber den angeblich englischen Ursprung der Familie Buff fehlt es an Belegen. Die ältesten sichern Nachrichten führen uns auf den Posthalter Simon Heinrich Buff zu Butzbach in der Wetterau zwischen Gießen und Freiberg, der etwa 1580 bis 1650 lebte*). Sein Sohn, der Bäcker Johannes Buff, geboren 1600, hatte fünf Kinder, von denen der zweite, 1640 geborene Sohn Heinrich Buff seit 1669 Kaplan zu Münzenberg war. Im folgenden Jahre vermählte sich dieser mit einer Tochter des Gerichtschreibers Petri zu Crainfeld. 1684 ward er pastor primarius zu Münzenberg. Seine Gattin verlor er im April 1704; er selbst starb am 25. Juni 1724. Von seinen acht Kindern ward Christof, geboren am 18. Oktober 1674, den 15. Februar 1706 Pfarrer zu Steinbach. Aus dessen Ehe mit Anna Sophie, Tochter des Försters zu Windhausen, Adam Haberkorn, gingen fünf Kinder hervor. Der am 26. April 1707 geborenen Helene Susanna Maria folgte ein früh verstorbener Sohn; der zweite am 13. Dezember 1709 geborene Sohn Georg Wilhelm ward Hessen-Darmstädtischer Hauptmann zu Wetzlar. Unser Heinrich Adam folgte ihm am 20. September 1711. Ein vierter Sohn starb bald nach der Geburt. Nach dem am 21. Juli 1714 erfolgten Tode seiner Gattin, vermählte sich Christof Buff mit einer Tochter des Pfarrers Johann Balthasar Seipp zu Reichelsheim, die ihm noch sieben Kinder brachte, von denen Johann Georg, geboren den 10. Januar 1716, Metropolitan zu Gladenbach, Georg Karl, geboren den 18. Januar 1730, Pfarrer und Consistorialis zu Niederwöllstadt wurde. Letzterer hatte sich einer zahlreichen bis auf unsere Tage fortgepflanzten Nachkommenschaft zu erfreuen. Sein ältester Sohn, geboren am 13. Dezember 1762, folgte ihm 1795 im Amte. Christof Buff, der Großvater Lottens, starb zu Steinbach am 25. April 1756.

*) Nach gütiger Mittheilung von Herrn Georg Kestner in Dresden. Wilhelm Herbst „Goethe in Wetzlar. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben" S. 99. bemerkt, die Familie Buff lasse sich in ihren Verzweigungen, in ländlichen Pfarrhäusern namentlich, noch über die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück verfolgen.

Heinrich Adam Buff kam als Deutsch-Ordens-Amtmann nach Wetzlar, wo er das kleine zweistöckige, links vom Eingange des damaligen deutschen Hauses gelegene Gebäude bewohnte, zu dem man auf drei steinernen Treppen gelangt. In seinem neunundreißigsten Lebensjahre verband er sich mit der fast zwanzig Jahre jüngern Magdalena Ernestine Feyler. Ihr Vater war der Hessen-Darmstädtische Lieutenant, spätere Major Peter Ernst Feyler, ihre Mutter Dorothea Charlotte Klumpp. Als Pathen standen bei der am 24. Mai 1731 vollzogenen Taufe (die Geburt war am 23. in aller Frühe erfolgt) Fräulein Magdalena Barbara von Reitzenstein und deren Bruder, Adam von Reitzenstein, Seiner Königlichen Majestät in Schweden und Hochfürstlichen Durchlaucht zu Hessen-Kassel Lieutenant. Die Vermählung erfolgte im Sommer 1750 in dem eine Stunde von Gießen entfernten Schiffenberg, wo sich eine Deutschordens-Commende, ein aufgehobenes Augustinerstift, befand, mit deren Verwalter Bodenburg Buff befreundet war.

Schon am 9. Juni 1751 wurde die Ehe mit der Geburt einer Tochter gesegnet, welche in der Taufe die Namen Karoline Wilhelmine erhielt. Ihr folgte anderthalb Jahre später Goethes Lotte. Charlotte Sophie Henriette wurde am 13. Januar 1753 geboren, am 14. getauft.*) Ihre Pathinnen bei der Taufe waren Elisabeth Charlotte Friederike Bodenburg, geborene Weißenbruch, Gattin des Deutschordensverwalters zu Schiffenberg, Katharina Henriette Felicitas Wetzel, geborene Buff, Gattin des Kaplans zu Reichelsheim, die Halbschwester des Vaters, geboren den 14. Februar 1717, und Marie Sophie Feyler, die Schwester der Mutter. Ihre drei Namen erhielt Lotte von diesen Taufzeugen. Eine dritte Tochter, Ernestine Elisabeth Christiane, geboren am 16. Dezember 1754, scheint frühe gestorben zu sein; freilich findet sich im wetzlarer Kirchenbuche nicht die Angabe ihres Todes, aber wir haben keine weitere

*) Wenn man den 11. Januar als ihren Geburtstag feierte, den auch Goethe in einem Briefe an Kestner (Nr. 48) als solchen nannte, so war dies ein noch heute in der Familie forterbender Irthum, dem denn auch Herbst S. 104 folgte. Die Zuverlässigkeit des Taufbuchs, das Geburts- und Tauftag, auch die Pathinnen nennt, ist ganz unantastbar, jeder weitere Zweifel unberechtigt.

Spur von ihr entdecken können; sie starb wohl auswärts.*) Der vierten Tochter, Helene Justine Johannette, geboren am 11. September 1756, werden wir weiter unten begegnen. Der älteste Sohn, Johann Christian Ludwig Franz, in Goethes Briefen als Hans bezeichnet, ward am 14. November 1757 geboren. Ihm folgten am 9. Dezember 1758 Johann Eberhard Wilhelm, am 28. Januar 1760 Marie Sophie, am 31. Januar 1761 Sophie Caroline und am 1. Februar 1762 Friedrich (Fritz) Heinrich Christof. Drei Tage nach der Geburt, am 14. März 1763, starb das zehnte Kind der Ehe, Dorothea Henriette. Die folgenden vier Jahre waren wieder mit Kindern gesegnet; am 8. Juni 1764 ward Georg Konrad geboren, am 17. Juni 1765 Charlotte Amalie Angela, am 19. Juli 1766 Albrecht Aemilius Christian, am 7. September 1767 Bernhard Ernst Karl.

Den 8. Mai 1767 kam der fünfundzwanzigjährige Johann Christian Kestner (er war wie Goethe am 28. August geboren) aus Hannover, der dritte Sohn zweiter Ehe des geheimen Kabinetsregistrators Johann Hermann Kestner, als Secretär der Subdelegation für das Herzogthum Bremen bei der Reichskammergerichtsvisitation unter dem Gesandten Hofrath Johann Philipp Konrad Falcke nach Wetzlar, wo er seine Wohnung auf dem ersten Stocke des reformirten Pfarrhauses am Ende der steil abfallenden Jäcksburg nahm. Dieser fand in dem Buffschen Hause, das damals elf lebende Kinder zählte, von denen das jüngste noch kein Jahr alt war, die freundlichste Aufnahme. Bald fand er sich von der zweiten, eben fünfzehnjährigen Tochter herzlich angezogen. Den Eltern schrieb er bloß von seiner freundlichen Aufnahme in diesem Hause; seine Liebe vertraute er nur der Schwester Eleonore in einem 1768 geschriebenen Briefe, „Es ist die zweite [Demoiselle Buff]; sie ist fünfzehn Jahr alt. Eine außerordentliche Beauté ist sie nicht, doch ist sie, was man ein hübsches Mädchen nennt, und mir hat noch keine besser gefallen. Und sie gefällt auch andern, worunter es einige giebt, welche sterblich verliebt waren, denen ich aber den Rang abgewonnen.

*) In dem von Herbst S. 207 ff. mitgetheilten Lobgedicht auf die Mutter vom 10 April 1769, das alle ihre Kinder beschreibt, fehlt sie.

Uebrigens hat sie allgemeinen Beifall bei Alt und Jung, und ich habe meine Wahl nie tadeln gehört. Eine freundliche, einnehmende und lebhafte Miene ist für mich ihre größte äußerliche Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament und unterhaltend, und hat gute Einfälle, nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, ist edel und menschenliebend, gutthätig und großmüthig. Sie hat keine Schätze als Tugend und den Segen einer der rechtschaffensten, verehrungswürdigsten Mütter mitzubringen." Bald darauf fällt der uns erhaltene Anfang eines Entwurfs zu einem Briefe an seinen frühern Hauslehrer: „Ich bin hier in einem Hause bekannt," vertraut er diesem; „gewiß der beste Theil der Stadt. Wem es die Eigenliebe nicht verbietet, erkennt es auch dafür, Vornehme und andere; wer genau darin bekannt ist, ist, so zu sagen entzückt davon. Ein redlicher Vater, ein munterer Alter [er war fast 57 Jahre alt], durch Mäßigkeit und gute Natur noch stark, dienstfertig für jedermann und rechtschaffen; obgleich ein wenig rauh, in Vergleichung mit der folgenden Person, doch menschenliebend. Die Mutter (hier weiß ich nicht, wo ich anfangen soll), mit einem Worte die beste Frau, die beste Mutter und die beste Freundin. Ohne es zu wissen, wenigstens ohne den geringsten Schein, daß sie es weiß, zu haben, fehlt es ihr noch nahe im vierzigsten Jahre [sie stand erst im achtunddreißigsten] nicht an Reiz. Das schönste, sanfteste, menschenliebendste, gefälligste, zärtlichste Herz, Einsicht, Verstand und wahre Weisheit, auch gefälliger Witz; dabei ganz Bescheidenheit, ganz Tugend, religieux ꝛc.; von jedermann verehrt, von ihren Kindern zärtlich geliebt. Diese sind ihr vornehmstes Geschäft und Augenmerk, und sie wiederum ihnen ihr bestes Gut. Wenn sie ausgeht, sind groß und klein betrübt und unzufrieden, und wenn sie zu Hause kömmt, lauter Bewillkommungen, Frohlocken, Händedrücken, Küssen und Umarmungen, und heitere Mienen, Fragen, wo sie so lange gewesen, Erzählungen, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen ꝛc. ꝛc. Ihre Verweise sind ihnen bitterer als andern Kindern Schläge.*) Ich breche mit Mühe ab und komme auf die

) Im S. 69) erwähnten Lobgedicht eines Vetters auf sie wird als

Kinder. Zwei Töchter sind erwachsen von 18 und 16 Jahren. Diese, sowie alle Kinder, sind ihrer Mutter würdig. Alle blondes Haar und blaue Augen; eines hübscher wie das andere; nach den Kleinen könnte ein Maler Liebesgötter zeichnen. Die Aelteste ist ziemlich regelmäßig schön, still, ruhig, von sanftem Charakter ꝛc. ꝛc. Die Zweite muß jener, wenn man sie nach Regeln beurtheilen will, weichen, ist aber nichts desto weniger reizender und einnehmender.*) Sie hat ein fühlendes, weiches Herz. Sowie überhaupt ihr (und aller ihrer Geschwister) Bau des Körpers zärtlich ist, so ist ihre Seele auch. Mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit, jedermann zu dienen, gerührt, wenn sie glaubt jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich; freudig, wenn jemanden etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern sonst gewöhnlich ist). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt; und dieses nicht für sich allein, nein Alles, was um sie ist, macht sie vergnügt; durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune oder Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Eltern und Geschwister, und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie, es aufzuklären. Sie ist bei jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich Dumme und Kluge, Ernsthafte und Lustige befinden.**) Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt

---

ein Mittel, wodurch sie auf die Kinder wirkte, ein immerwährendes ihr eignes Ziehen (der Stirne), vermischt mit Ernst und Liebe, angeführt.

*) Als Kind war sie häßlich, wie ihre alte Wärterin Goethe erzählte, aber gutmüthig; nur durch ihre „Schlockerhändchen," die sie auch noch später wohl machte, ärgerte sie oft die gute „Cathrin Lisbet".

**) Auch Friedrich Wilhelm Gatter hatte 1767, bei seinem ersten Aufenthalt zu Wetzlar, sehr viel im Buffschen Hause verkehrt. An Lotten schrieb er den 12. Juli 1768, er werde ewig stolz sein, sich zu einer Familie rechnen zu dürfen, wo „alle häuslichen Tugenden herrschten, die erfordert werden, um glücklich stets zu sein". Gegen Kestner, der ihm von einem freudigen Feste im Buffschen Hause nach der glücklichen Niederkunft der Mutter gemeldet hatte, äußerte er am 22 März 1769: „O die liebe, liebe Familie! Wenn ich doch auch ein Zeuge des allgemeinen Frohlockens gewesen wäre! Mit welchem Entzücken muß der Himmel eine solche Eintracht sehen!"

in allen Frauenzimmerarbeiten, besonders gelehrig und willig, alle [Hausarbeiten zu übernehmen]." Hiermit vergleiche man Werthers Schilderung im Briefe vom 16. Juni: „So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit."

Nach Herbst S. 104 waren Lotten „ein gewisser Kunstsinn, angeborene Liebe zur Musik und Geschick zum Zeichnen eigen". Daß sie musikalisch gewesen, sollen „Werthers Leiden" und das jetzt noch im Wertherzimmer (soll heißen „Lottenzimmer") zu Wetzlar als Reliquie aufbewahrte Klavier beweisen. Freilich tritt im zweiten Buche des „Werther" das Klavierspiel bedeutend hervor, aber gerade in diesem ist manches zum Zwecke des Dichters erfunden, wogegen im ersten nur davon die Rede ist, daß sie sich zuweilen auf ihrem verstimmten Klavier einen Kontretanz vortrommele. Auch das Klavier im Lottenzimmer kann nichts beweisen, da die ältere Schwester Karoline darauf gespielt haben könnte, ja es ist sehr die Frage, ob dieses bis in jene Zeit hinaufreicht. In damaliger Zeit bediente man sich der Spinette und das im Buffschen Hause gebrauchte befindet sich als Geschenk der Frau Amtshauptmannswittwe Eggers, einer Enkelin Lottens, im Besitze des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt, nach den Berichten desselben vom Ostermonat 1881 S. 4 f. Auffallend ist es, daß weder in Kestners mehrfachen Beschreibungen von seinen Besuchen im Buffschen Hause noch in Goethes Erinnerungen an seine wetzlarer Tage je des Klavierspiels und des Singens gedacht ist. Daß sie aber wirklich Klavier spielte und dazu sang, ergibt sich daraus, daß Goethe, ehe er nach dem kurzen zu Wetzlar mit Schlosser gemachten Besuche nach Darmstadt ging, seiner Schwester auftrug, einige Liedchen mit Klavierbegleitung für Lotten abzuschreiben. Vgl. ihre Briefe vom 21. und 25. November 1772 an Kestner. Dieser hatte Goethes Schwester vortrefflich Klavier spielen und auch singen hören. Im Sommer mag Lotte sehr wenig zum Klavierspielen gekommen und daher auch Goethe keine Veranlassung gehabt haben, ihren Liedern, wie er es bei Friederiken that, andere Worte unterzulegen.

Daß sie gezeichnet, beweist Herbst durch ihr Aquarellbild, Wetzlar nach der garbenheimer Seite darstellend, das sich als Albumblatt

im Besitze eines Landpfarrers der Gegend befinde. Es wäre eben zu untersuchen, ob das Bild wirklich von Lottens Hand ist. Goethe hatte in Wetzlar gar nicht gezeichnet, was er kaum unterlassen haben würde, wenn er bei Lotten besondere Neigung zu dieser Kunst gefunden. Zwar sagt sein Werther, er habe dreimal Lottens Porträt angefangen, aber sich dreimal prostituirt, doch dies ist eben einer der freien Züge: aus einem Brief an Kestner (Nr. 40) ersehen wir, daß er zu Wetzlar nicht ans Porträtiren gedacht.

Größere Lust und Liebe hatte Lotte zum Sticken, wie denn auch Kestner sagt, sie sei in allen Frauenzimmerarbeiten geschickt, ohne anderer Fertigkeiten zu gedenken. Im Lottenzimmer findet sich ein Zeichenheft für Stickereien, das auf dem weißen Blatte ihren Namen trägt. Eben dort wird unter Glas und Rahmen eine Stickerei aufbewahrt, welche in einer Guirlande von Rosen und Vergißmeinnicht den merkwürdigen Spruch in feiner farbiger Seide zeigt:

Geh hin, zu deines Vaters Lust
Die Zeit wohl zu vertreiben,
Der Mädchen kennest du genug,
Die dir gewogen bleiben,

den auf Goethe zu beziehen verführerisch genug ist. Auf einer angefangenen Stickerei, „der Tempel der Liebe", sind bereits die Stufen gestickt, auf denen eine heimkehrende Pilgerin von ihrer Freundin begrüßt wird. Auf drei gestickten Täschchen findet sich Lottens Namenszug.

In einem Briefe Kestners an seinen besten Freund vom 2. November 1768 erscheint Lotte schon als seine erklärte, wenn auch nicht verlobte Geliebte. „Mein Gesandter ist von allen, die hier sind, der arbeitsamste und unermüdetste, doch habe ich ihm, bis jetzt wenigstens, Genüge geleistet", schreibt er diesem. „Die schönsten Augenblicke opfere ich der Arbeit oft auf. Der Gedanke an meine Geliebte versüßet mir sie. Mein Verlangen, zu ihr zu eilen, verdoppelt meine Kräfte und beschleunigt die Vollendung der Arbeit. Welch ein Vergnügen, wenn ich dann hinfliege, die Belohnung meiner Aufopferung einzuernten, wenn ich dann ein geliebtes Gesicht sich aufheitern sehe, wenn zärtliche Blicke mich bewillkommen, und ein

sanfter Druck der Hand mir sagt, daß man mich schon lange erwartet hat, wenn ein schöner Mund über das lange Verweilen sich beschwert, gegen die Arbeit zärtlich zürnt und mich deßwegen bedauert, wenn die beste Mutter und die gute Schwester mich gleichfalls freundlich empfangen, und der redliche Vater lobt, wenn man seine Geschäfte vorzüglich verrichtet. Dann höre ich, was in meiner Abwesenheit geschehen, gehört und gesprochen ist. Oft kleine Begebenheiten, die aber, angenehm erzählt, wichtig werden. Oft zielt die Erzählung dahin, einer zärtlichen Besorgniß, sonst Eifersucht genannt, zuvorzukommen, doch auf die ungezwungenste, natürlichste Weise. Dann machen artige Einfälle, Munterkeit und Laune die Stunden dahinfliegen wie Minuten; und dieses nicht allein mir oder meiner Geliebten, auch der Mutter, der Schwester und dem Vater. Ein ‚Ach, da schlägt es schon!' gewährt mit dem Schmerz der Trennung das unaussprechliche Vergnügen, welches dem nächsten Besuch zum voraus einen Reiz bereitet. Oft auch kommt anderer Besuch; denn das Haus wird gern besucht wegen der Ruhe, die da herrscht, wegen der angenehmen Unterhaltung, wegen der freundschaftlichen Bemühungen, kein finsteres Gesicht von sich zu lassen und selbst den Kummer und die Sorge aus dem Herzen zu verjagen; denn hierin findet die Menschenliebe der besten Mutter ihren Beruf, und ihre Weisheit, ihr Verstand, ihre Einsicht weiß ihren Wunsch möglich zu machen. Abends um 8 Uhr pflegen sich dann die fremden Besuche, die ohne Anmeldung und Ceremoniel, und ohne die frauenzimmerlichen Arbeiten zu unterbrechen, angenommen werden, zu verlieren. Wenn ich nicht zum Essen da bleiben muß, so gehe ich dann auch nach Haus, esse schnell, besorge ein und anderes und finde mich wieder ein, wenn ich nicht abgehalten werde. Alsdann bin ich gewöhnlich Abends von halb 9 oder 9 bis 11 Uhr wieder da."

In Betreff der Mutter gibt ein anderer, nach ihrem Tode geschriebener Brief Kestners noch einzelne Züge. „In ihrer Jugend war sie eine Schönheit, und noch am vierzigsten Jahre, nachdem sie vierzehn oder fünfzehn [vielmehr sechzehn]*) Kinder gehabt, versah

*) Noch zwei Kinder gebar sie in der Zeit von Kestners Aufenthalt zu Wetzlar am 12. März 1769 Wilhelm Ludwig (Louis) Karl und gerade ein Jahr später Christian Friedrich Julius.

man sie zu Zeiten für eine ihrer Töchter. Ihre Miene war einnehmend und ganz Bescheidenheit, sittsam und jungfräulich. Sie erröthete noch wie das unerfahrenste Frauenzimmer für einen freien Ausdruck. Ihr Körper war weiblich, schwach und zart; auch ihre Seele war weiblich, aber sie dachte auch wie ein Mann, groß, edel, und war oft heldenmüthig. Ohne piquant, witzig zu sein, konnte sie aufmuntern, anderer Mienen aufheitern, wie sie wollte, und war sehr unterhaltend. Sie redete viel ohne Weibergeschwätz. Ihre Kinder waren ihr vornehmstes Geschäft, für diese sorgte sie unaufhörlich; sie hatte sie immer um sich und bildete ihre jungen Seelen, ohne daß die Kinder es selbst wußten, ohne Strenge, ohne Furcht, durch lauter Liebe und Zärtlichkeit; doch gestattete sie ihnen auch keine Unart. . . . Auch außer dem Hause war sie verehrt und geliebt. Sie war jedermann, wenigstens unter dem Namen ‚die Frau mit den vielen schönen Kindern' bekannt. Von den geringern verehrt; denn gegen jedermann war sie freundlich und gefällig, jedermann war ihr Nächster; ohne Reichthum that sie viel Gutes, entweder durch reellen Beistand oder guten Rath, Zureden, Trösten und Aufmuntern, Alles mit einem Anstande, der zugleich ihr gutes Herz und ihren Verstand verrieth. Ich meine, ihre Wohlthaten ertheilte sie mit einer solchen Leichtigkeit, woraus man sah, daß eine wahre innere Empfindung sie dazu veranlaßte, und doch mit einer Art, welche den Wohlthaten einen Werth mehr beilegte. Gar vieles that sie heimlich; denn ihr Mann, zwar rechtschaffen und gut und selbst gutthätig, machte gern ökonomische Anmerkungen. Von ihres Gleichen hoch geachtet und geliebt und bei den Vornehmern geachtet. Bei diesen vergab sie sich nichts, war bei Verschiedenen, die sie ihrer würdig hielt, gern gesehene Gesellschafterin, auch vertraute Freundin und Rathgeberin. Außerdem, daß sie von solchen selbst gesucht wurde und sich mit Vorbedacht suchen ließ, hatte sie auch noch in Rücksicht dessen, daß ihre Familie groß war und sie das Glück ihrer Kinder wünschte und dazu anderer Beistand nöthig hielt, die Absicht, solche Leute zu conserviren, die ihr oder ihren Kindern nützlich sein könnten. Sie war meine beste Freundin, die ich je gehabt und vielleicht je bekommen werde; und ob sie gleich gegen jedermann gefällig und liebreich war, so war sie doch mit ihrer genauen Freundschaft nicht

so freigebig. Noch ehe sie daran denken konnte, daß ich in ihrer Familie mehr als bloß Umgang und Freundschaft suchen würde, hatte ich ihre ganze Gewogenheit, und es fanden sich Verschiedene, denen sie des Interesses wegen einen Vorzug hätte einräumen müssen, die sie aber mir nachsetzte."

Kestners Verbindung mit der Familie erhielt sich in gleicher Innigkeit. Dieser Umgang entschädigte ihn, wie er am 25. August 1770 an seinen Freund schrieb, für den in Wetzlar herrschenden Mangel an Geschmack und Empfindung; hier holte er sich Geduld, Standhaftigkeit, Ermunterung, Vergnügen. „So oft ich vom Tische komme, um halb 2 oder 2 Uhr, ist mein Gang dahin gerichtet; da bleibe ich bis 3 Uhr, und kann durch diese Stunde Ausruhen die schwerste Arbeit ertragen. Abends, wenn die Arbeit erlaubt, gehe ich um 9 Uhr wieder dahin bis 11 Uhr. Diese Stunden sind der Liebe, der Freundschaft und dem vertraulichen Gespräch gewidmet. Die Unschuld und Tugend setzt die Grenzen. Die würdigste, die sanfteste und tugendhafteste Mutter hat ihre Kinder allezeit unter Augen, und diese entziehen sich ihr nie. Meine Charlotte bildet sich täglich mehr aus. Sie können denken, daß dieses einem Mädchen von 18 Jahren einen Reiz gibt, welcher weit mehr bezaubert als wenn sie die größte Schönheit wäre.... Ihr Herz und ihr Geist ist es vornehmlich, was mich zu ihrem Gefangenen macht; ihr Gefühl, ihr Verstand, ihre Lebhaftigkeit, die alles belebt, was um sie her ist. Ich bin unbemerkt bemüht gewesen, sie weiter bilden zu helfen, und sie ist so gefällig, meine Denkungsart anzunehmen, so weit es sich mit ihrer Munterkeit vereint. Ich würde der glücklichste Mensch sein, wenn nicht das oben Erwähnte [daß er in seinem Dienste nichts als eine Maschine sei] mein Glück beschränkte. Die Abende sind noch immer das Beste, was ich habe. Dies ist gleichsam das geheime Conseil, wo jedes Herz offen ist. Von dem ganzen Tage wird auf diese Zeit gespart. Es wird auch nicht allein gesprochen, sondern auch gelesen, und über mancherlei deliberirt. Die beste Mutter präsidirt in diesem Conseil; die älteste Schwester ist gegenwärtig; der Vater geht gewöhnlich früh zu Bette, und die übrigen Kinder sind schon lange schlafen gegangen."

Dieses Glück sollte das Schicksal nur zu bald zerstören. Die

Mutter erkrankte im Herbst 1770 und starb am folgenden 13. März, noch nicht volle vierzig Jahre alt. Lotte empfand diesen Verlust in seiner ganzen Schwere. Das Loos, der Mutter Stelle zu vertreten, fiel auf sie, die jener in ihrem ganzen Wesen so ähnlich und zu einer solchen Stellung vorzüglich geschickt war. Obgleich ihre ältere, wohl etwas anspruchsvollere, nicht so lebendige Schwester der Geburt nach hierzu berufen schien, so galt es doch für so ausgemacht und unzweifelhaft, Lotte allein vermöge dieses, daß der Vater, die ältere Schwester und noch mehr die jüngern Geschwister, das Gesinde und die Fremden stillschweigend darin übereinstimmten. Und sie führte das schwierige Amt mit einer solchen Zuverlässigkeit, als ob eine förmliche Uebertragung und ein überlegter Entschluß von ihrer Seite vorausgegangen wäre. „An sie wandte sich alles", schreibt Kestner, „auf ihr Wort geschah alles und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink; und was das Vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit der Mutter ihr zum Erbtheil geworden wäre. Bis diese Stunde (den 18. November 1772) hat sich solches erhalten; sie ist die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazu gehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. Ich sage Ihnen, es ist ein halbes Wunderwerk, unerachtet weder sie selbst noch die Familie es merkt, und jedes meint, es müßte so sein."

Als Goethe in Lottens Haus trat, waren noch elf Geschwister von ihr am Leben; denn das jüngste Kind war ein paar Monate später der Mutter gefolgt.*) Ihre älteste Schwester Karoline vollendete gerade an dem Tage, wo Goethe Lotten zuerst sah, ihr einundzwanzigstes Lebensjahr.**) Mit dieser scheint Goethe in keine nähere Verbindung getreten zu sein; freilich verfehlt er nicht, von Frankfurt aus sie nebst den übrigen Geschwistern oder sie als älteste allein grüßen zu lassen, aber von einer innigen Theilnahme verrathen diese Grüße an Karolinen oder Karlinchen keine Spur. „Wenn Schwester Karoline sich meiner erinnert", schreibt er nach Lottens

*) Irrig ist es, wenn Herbst S. 100 schreibt: „Zu Goethes Zeit lebten noch elf von der großen Schar [Kinder]"; denn mit Lotten waren es zwölf.

**) War sie vielleicht zu dieser Zeit abwesend? Auffällt es wenigstens, daß Lotte am Geburtstage der Schwester ohne diese auf den Ball fuhr.

Abreise dem ältesten Bruder, „so küssen sie ihr die Hand.“ Sie hatte schon damals einen Verehrer an ihrem spätern Gatten, dem Kammergerichtsprokurator und Hofrath Dr. Dietz in Wetzlar. Hierauf bezieht sich der Scherz in einem Briefe Goethes an Kestner (Nr. 41):

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doctor Hofrath Grillen heckt
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber hinüber lauft.

Dieser Hofrath Dietz war mit Goethe verwandt. Sein Vater, Advokat und Prokurator, Hofrath Dietz, der im Jahr 1752 starb, war mit Susanna Lindheimer vermählt. Aus der Ehe des Advokaten und Prokurators Hofrath Dr. Cornelius Lindheimer aus Frankfurt († 1724) und der Catharina Seipp, Tochter des Geheimraths und Consulenten Seipp zu Wetzlar († 1760), entsprangen zwei Söhne und fünf Töchter. Die dritte dieser Töchter, Anna Margaretha, heirathete Goethes Großvater, den kaiserlichen Rath und Stadtschultheiß Dr. Textor; ihre jüngste Schwester war die eben als Mutter von Dietz genannte Susanna. In zweiter Ehe verband sich diese Großtante Goethes mit dem Advokaten und Prokurator Hofrath Lange.*) Sie wohnte an der Ecke der Gewands- und Schmidtgasse, Goethe selbst in der erstern, die enge und unfahrbar ist, in einem großen Hause, dem vierten links vom Kornmarkte. In der ersten Zeit seines wetzlarer Aufenthaltes wird er bei der Großtante und den Nichten oft zu Besuch gewesen sein, später vernachlässigte er sie. Am 15. September 1773 schreibt er an Kestner: „Drunten im Visitenzimmer sitzt diesen Augenblick — die liebe Frau Großtante Lange von Wetzlar, mit der so theuern ältsten Jungfer Nichte. Die haben nun schon in ihrem Leben mehr um Lottens willen gesessen, wo ich sie nicht holte; mögen sie auch diesmal sich behelfen. Hannchen ist nicht mit da. Sie haben viel Liebs und Guts von meiner Lotte geredt! Danks ihnen der Teufel!“ Als

*) Von ihren beiden Töchtern war Johanette Elisabeth Christine am 30. März 1755, Dorothea Henriette Marie Jakobine am 30. September 1758 geboren. Zwei Söhne, 1757 und 1760 geboren, waren todt.

Goethe von Wetzlar floh, ohne von der Großtante Abschied zu nehmen, ließ diese durch eine Magd gelegentlich Lotten sagen, das wäre doch sehr ungezogen, worauf diese antworten ließ, warum sie ihren Neven nicht besser erzogen hätte? Goethes Großmutter, die Schwester jener Großtante, starb erst 1783, während ihr Gatte schon vor seinem Abgange nach Wetzlar hingeschieden war.

Die dritte Tochter, die erst im sechzehnten Jahre stehende Schwester Helene, war während Goethes Anwesenheit nicht im elterlichen Hause, aber Lotte, welche diese Schwester liebte, scheint ihm so viel und so herzlich von ihr gesprochen zu haben, daß er innigen Antheil an ihr nahm. Erst im Dezember 1772 kehrte sie in's elterliche Haus zurück. Goethe, der bei dem kurzen Besuche Wetzlars im November von ihrer baldigen Rückkunft vernommen hatte, schreibt am 11. Dezember: „Das ist trefflich. Ich wollte eben fragen: „Ist Lenchen da?“ und ihr schreibt mir: ‚Sie ist's.‘ Wär' ich nur drüben, ich wollt' eure Discurse zu nichte machen, und Schneidern*) das Leben sauer. Ich glaube, ich würde sie lieber haben, als Lotten. Nach dem Porträt (der von Kestner übersandten Silhouette) ist sie ein liebenswürdiges Mädchen, viel besser als Lotte, wenn nicht eben just das. Und ich bin frei und liebebedürftig. Ich muß sehen zu kommen. Doch das wäre auch nichts.“ Kestner schickte ihm auf seinen Wunsch Lenchens Silhouette im Großen, die er, da die Lottchens zu Häupten seines Bettes angeheftet war, auf der andern Seite an der Wand befestigte. „Ich dank' euch, Kestner, für das liebe Bild,“ schrieb er diesem am 26. Dezember; „es stimmt weit mehr mit dem überein, was ihr mir von ihr schreibt, als alles, was ich imaginirt hatte. So ist es nichts mit uns, die wir rathen, phantasiren und weissagen.“ Als

*) Dieser Schneider kommt auch in andern Briefen als ein wetzlarer Bekannter Goethes vor neben dem von ihm besonders geschätzten Mecklenburger Freiherrn (nicht Grafen) von Kielmannsegge, dessen auch Goethes „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt (Kestner nennt ihn einen stoischen Philosophen), und einem jungen Falck. Der letztere, Ernst Friedrich Hektor Falck, geboren zu Darmstadt 1751, hatte schon 1769 ein Trauerspiel „Braitwell“ erscheinen lassen. Es war der Sohn des Vorgesetzten Kestners, derselbe, der 1785 Bürgermeister der Altstadt Hannover wurde, wo er 1809 starb.

er dann weiter der Auszierung seiner Stube mit den glücklichsten Bildern gedacht, fährt er fort: „Lotte ist auch da, und Lenchen auch. Sagen Sie Lenchen, ich wünschte so sehnlich zu kommen und ihr die Hände zu küssen, als der Musier, der so herzinnigliche Briefe schreibt. Das ist gar ein armseliger Herre. Ich wollte meiner Tochter ein Deckbette mit solchen Billetdoux füttern und füllen, und sie sollte so ruhig drunter schlafen, wie ein Kind. Meine Schwester hat herzlich gelacht; sie hat von ihrer Jugend her auch noch dergleichen. Was ein Mädchen ist von gutem Gefühl, müssen dergleichen Sachen zuwider sein, wie ein stinkig Ei." Vielleicht ist unter diesem „Musier" Lenchens späterer Gatte, der Ansbachische Justizrath, Johann Jakob Cella, gemeint, der auch einige Zeit in Wetzlar geweilt und hier Neigung zu dem jungen Mädchen gefaßt zu haben scheint. Der Vater dieses Cella, ein geborener Corse, soll als Hofmeister nach Ansbach gekommen sein. Neben Lotten läßt Goethe jetzt auch immer Lenchen grüßen, von welcher es in einer scherzhaften Darstellung, wie es zu Wetzlar jetzt hergehe, heißt:

Lenchen treuherzig und wohlgemuth
In die Welt hinein lugen thut.*)

Als Goethe gleich darauf Neigung zu einem Frankfurter Mädchen gefaßt hatte, die besonders dadurch gehoben ward, daß er sie an demselben Tage wie Lotten geboren glaubte, schrieb er an Kestner (den 10. Februar): „Das Mädchen grüßt Lotten. Im Charakter hat sie viel von Lenchen, sieht ihr auch gleich, sagt meine Schwester, nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei!" Lenchen sollte, da Karoline dazu wenig befähigt schien, nach Lottens Entfernung deren Stelle in dem großen Haushalt vertreten. „Grüßt mir euren Engel und Lenchen", schreibt Goethe mit Beziehung darauf an Kestner. „Sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehen." Und nach Lottens Abreise trägt er ihrem ältesten Bruder auf, das liebe

*) In dem schon erwähnten mehr als drei Jahre ältern Lobgedicht auf die Mutter heißt es von Lenchen, schon alle Art von Häuslichkeit sei in ihrem Thun, wogegen „scherzt und tändelt Lottchens muntrer Sinn und spricht und lacht", um die Mutter aufzuheitern.

Leuchen zu grüßen und ihr zu sagen, da nun Lotte weg und sie die zweite Lotte für die Geschwister sei, so sei sie's auch für ihn, und er sehne sich, sie zu sehen; wenn's möglich sei, so komme er den Sommer. Auch in den weitern Briefen an diesen Bruder wird Leuchen immer entweder im allgemeinen mit „den Schwestern" oder noch neben diesen gegrüßt.

Die nächste Schwester, Sophie, stand während Goethes Aufenthalt im zwölften Jahre. In der ersten Zeit seiner Rückkehr nach Frankfurt schreibt er an Kestner, es liege ihm schwer auf der Seele, daß er im Zank mit ihr weggegangen sei. „Ich hoffe, sie hat's vergessen und vergeben; wo nicht, so bitt' ich sie darum. Schreiben Sie doch, wie ich mit ihr stehe." Später sendet er dieser und der jüngsten Schwester Amalchen durch ihren Bruder „einige Mäulcher". Nach Amalchen, die, als er Lotten kennen lernte, eben sieben Jahre alt war, fragte er auch gleich von Frankfurt aus. „Sophie und Ammel*) haben mich, hoff' ich, nicht vergessen", schreibt er später, und sie werden in andern Briefen im allgemeinen mit den übrigen Schwestern gegrüßt.**)

Neben den drei Schwestern fand Goethe in Buffs Hause sieben Brüder, die er gern „seine lieben Bubens" nannte und aus der Ferne freundlich grüßen ließ. Wie toll diese es trotz Lottens Strenge getrieben, erkennt man aus Goethes scherzhafter Darstellung, wie es jetzt in Wetzlar wohl hergehe. Er glaubt zu sehen, wie seine Buben noch über einander krabbeln wie junge Katzen:

Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löcher(n) im Kopf, nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf,
Thür' ein Thür' aus, Hof ab Hof auf.

Am Ende des Briefes, womit er von Lotten Abschied nahm, bittet er sie: „Sagen Sie meinen Buben: ‚Er ist fort!'" Freilich waren

*) Annel ist Druckfehler.

**) Das angeführte Lobgedicht schreibt ihr braune Augen zu, während die Farbe der Augen bei den übrigen nicht erwähnt wird. Nach Kestner hatten sie alle blaue Augen. Im „Werther" wird Sophie als älteste Schwester nach Lotten genannt und als ein Mädchen von ungefähr elf Jahren bezeichnet, auch e ner kleinen, naseweisen Blondine von ungefähr sechs Jahren gedacht.

diese, welche so innig an ihm hingen, da er ihnen schöne Märchen erzählte, mit ihnen spielte, am Boden liegend sich von ihnen zerzausen ließ und sie freundlich beschenkte, so überrascht von dieser betrübten Kunde, daß sie nicht daran glauben wollten, bis sie endlich betrübt sich sagen mußten: „Doktor Goethe ist fort!" Der Aelteste, Hans, stand eben im fünfzehnten Lebensjahre und besuchte mit dem ein Jahr jüngern Wilhelm die gelehrte Schule.*) Von Frankfurt aus läßt Goethe Hans Glück wünschen, wohl zu seinen Prämien, die er eben erhalten. Später denkt er sich, wie beide „sich zu Physica (Bezeichnung einer Abteilung) glücklich hinan chriisiren und analysiren". Als Lotte im Begriffe stand, Kestner zu folgen, bat er seinen „vielgeliebten Herrn Hans" bei ihrer alten Freundschaft, die auch dauern werde, ihm wenigstens einmal wöchentlich Nachricht zu geben, was bei ihnen vorgehe. „Sie wissen, wie lieb und herzlich mir alles ist, was aus dem deutschen Haus kommt. Sie haben mich eine gute Zeit so nahe gehabt als einen Vetter, und näher vielleicht. Drum, wie ich sage, lieber Hans, schreiben Sie mir die Woche gewiß einmal, was passirt, damit ich auch wisse, wie meine Kleinen sich aufführen, die Sie alle recht herzlich grüßen werden." Und Hans that dies treulich, so daß Goethe eine „complete Chronik aller Löcher, Beulen und Händel von einigem Belang" erhielt. Zur Meßzeit sandte er dem jungen Freunde Stoff für Weste und Hose. „Wenn Sie es anhaben und herumspringen, auf die Jagd gehen oder sonst lustig sind, so gedenken Sie meiner." Als Lotte Wetzlar verließ, bat er ihn dringend, ihm auch in Zukunft treulich zu melden, was sich zutrage. Manche kleine Aufträge mußte Hans ihm besorgen, und er sandte ihm Geld, um davon das Nöthige zu bestreiten. Zu Weihnachten bat er ihn, das noch in seiner Hand befindliche Geld als Christgeschenk anzunehmen und seinen Geschwistern auch davon etwas zu Gute zu thun. Und auch an Geschenken für die Kleinen ließ er es nicht fehlen. Durch Hans sandte er auch ein Exemplar seines „Götz" an den Papa.

*) Es sind die beiden ältesten Knaben, welche im „Werther" auf die Kutsche klettern. Dem ältesten wird dort ein Alter von fünfzehn Jahren beigelegt.

Wenn dieser und auch etwa die Schwestern es gelesen, solle er ihn auch Annchen und Dorthel (Brandt, Lottens Freundinnen) geben, und sie alle von ihm grüßen. Hans schrieb ihm, der Papa habe viel Freude daran gehabt; auch sei das Stück wahrscheinlich durch Brandts weiter gekommen; der Kammerrichter (Graf Spaur) und von Folz hättens begehrt. Hans vermittelte auch zuweilen Aufträge von den Schwestern und ihren genannten Freundinnen. Als am 11. August 1774 der achtjährige Bruder Albrecht gestorben war, erwiderte Goethe bei Uebersendung eines Briefes an Lotten: „Ihr habt einen lieben Bruder verloren und ich einen von meinen lieben Buben. Seid brav doppelt und dreifach, daß an euch Papa und ich getröstet werden über den Verlust. Grüß er mir alle. Schreib er mir öfter, was passirt. Glaubt er denn nicht, daß mich von euch alle Kleinigkeiten interessiren? Ich bin zwar lang weg, doch immer bei euch.“ Aber Goethe beleidigte ihn dadurch, daß er ihm ein von ihm verlangtes Exemplar des „Clavigo“ zu senden vergaß. Durch die große Freundlichkeit des Herrn Georg Kestner in Dresden sind wir in Stand gesetzt, folgende anziehende Nachschrift von Hans zu einem Briefe an seinen Schwager Kestner vom 19. November mitzutheilen: „A propos! Haben Sie den ‚Werther‘ gelesen? Wie gefällt er Ihnen? Verzeihen Sie den Vorwitz! Es ist ein Spektakel mit dem Buch. Zwei Exemplare sind hier in der ganzen Stadt, und jedermann will es lesen! Einer stiehlt es dem andern, so gut er kann. Gestern Abend lasen der Papa, Carline, Lene, Wilhelm und ich in einem Exemplar, welches wir ungebunden von Gießen hatten; jedes Blatt ging durch fünf Hände. Die Kleine, Fritz, Sophie, Georg und Ammel liefen umher wie närrisch und stahlen den Größern die Blätter; denn sie hatten sehr viel vom Buch gehört. Der arme Werther! Wir lasen es wohl mit Lachen: hat er es auch mit Lachen geschrieben? Den ‚Clavigo‘ haben Sie doch auch gelesen? Um diesen bat ich den Herrn Dr. Goethe, und er wartete mit nichts auf; um den ‚Werther‘ mochte ich nun auch nicht bitten. Ich setze meine Korrespondenz fort mit ihm. Ob er es wohl gern hat?“ Der gute Hans ahnte nicht, wie tief Lotte und Kestner sich durch den „Werther“ verletzt fühlten und was Goethe selbst bei der Dichtung gelitten! er lachte wohl, weil

so viele von ihnen im Roman vorkamen. Noch am 9. Januar 1775 schrieb Goethe an Hans: „Seine Briefe haben mich über Freud' und Leid herzlich lachen gemacht. Fahr er fort, mich lieb zu haben, und grüß er alles." Aber die Wirren, in die ihn bald die Liebe zu Lili verletzte, brachen wohl die Verbindung mit Wetzlar ab, noch ehe er nach Weimar ging. Goethes Mutter wandte sich noch am 2. Februar 1776 mit einem Auftrage an Hans. Daß ihr Sohn ihm so lange nicht geschrieben, entschuldigte sie damit, daß derselbe schon ein Vierteljahr in Weimar sei, „und Gott weiß, wenn er wieder kömmt".

Des dritten und vierten Bruders, des zur Zeit seines wetzlarer Aufenthaltes achtjährigen Georg und des zwei Jahre jüngern Albrecht gedenkt Goethe einmal scherzhaft. „Wenn Albrecht," schreibt er, „einmal die Continuation des ‚Christen in der Einsamkeit' herausgibt, Georg bald versificirt wie Gotter" — wo also auf die Lust an erbaulichen Betrachtungen und am Versemachen hingedeutet wird. Des frühen Endes von Albrecht ist schon gedacht. Der fünfte, damals noch nicht fünf Jahre alte Bruder Ernst war bei Goethes Abreise erkrankt. Deshalb erkundigte er sich gleich von Frankfurt aus nach ihm und wünschte ihm gute Besserung. Letzteres that er auch später, als Albrecht und Ernst zugleich krank lagen. Des im Sommer 1772 dreijährigen Louis*) finden wir nicht ausdrücklich gedacht, doch ist er mit Ernst gemeint, wenn Goethe zu Weihnachten Tamis, „sonst Matelot genannt", für seine „zwei kleinen Buben" zu Wamms und Pumphosen schickt mit der Bitte: „Laßt's ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckchen dazu und küßt sie von mir."

Eine sehr bedeutende und gern besuchte Familie war die des in dem damals vermietheten Haupthause des Deutschordenshofes wohnende des Prokurators und Hofrathes Johann Ferdinand Wilhelm Brandt, dessen Gattin Marie Dorothea Katharina eine ge-

*) Das kleinste, zweijährige Kind wird im „Werther" Louis genannt. Goethe gibt dem Amtmann neun Kinder, von denen sechs von elf bis zwei Jahren um die Butterbrod austheilende Lotte wimmeln.

borene Kirschbaum war. Der frühere Name soll Brandt von Flandern gewesen und sie aus Holland eingewandert sein. Mit den beiden ältesten Töchtern, Maria Anna Sophie, geboren und getauft den 23. Januar 1753, und Dorothea Wilhelmine Thekla Walburgis, geboren den 30. Juni 1754, stand Lotte in vertrautester Verbindung, wozu das gleiche Alter und das nahe Zusammenwohnen wesentlich beitrugen. Wahrscheinlich ist die zweite der Schwestern jene Freundin Lottens, deren Junonischer Gestalt nach dem Berichte in „Wahrheit und Dichtung" Merck vor dieser den Vorzug gab, wobei er dem Dichter vorwarf, daß er sich nicht um diese beworben habe, die dazu noch frei sei. Beide Schwestern waren von stattlicher Gestalt und einnehmendem Wesen, aber die ältere von üppigern Formen. In den Briefen an Kestner, Lotten und ihren Bruder Hans kommen beide unter den Namen Annchen und Dorthel, Dorthelchen vor. „Dorthel Brandt ist fleißig erwähnt worden", meldet Goethe schon am 2. Oktober 1772 von Frankfurt aus; „auch Merckens Frau hat davon hören müssen. Sie sollen nur bald nach Friedberg kommen oder ich komme nach Wetzlar. Grüßen Sie mir die Schwarzaugige (Dorthel)". Goethe liebte schwarze Augen; er hat solche auch Werthers Lotten, wie später seiner Dorothea, gegeben, obgleich seine Lotte blaue hatte. Zwei Tage später fragt er, ob Dorthel noch immer so fort lebe, und er läßt sie durch Kestner grüßen. Irren würde man, wollte man die dortige Aeußerung: „Wär' ich jetzt in Wetzlar, ich hätte der Lotte was zu vertrauen, wovon Sie nichts wissen dürfen", auf seine Neigung zu Dorthel beziehen: sie zog ihn an, ohne sein Herz zu rühren. Im November bittet er Kestner wiederholt, auch Dorthelchen an ihn zu erinnern. Am 6. Dezember schreibt er demselben: „Lottens Wegwerfung meiner treugesinnten Nichtbriefschreibegesinnungen hat mich ein wenig geärgert, das heißt stark, aber nicht lang, wie über alle ihre unartige Arten mit den Leuten zu handeln, darüber Dorthel Brandt, die Gott bald mit einem wackern Gemahl versorge, mich mehr als einmal ausgelacht hat." Auch später wird Dorthel, die sich ganz besonders an Lottens Schwester Lenchen anschloß, mehrfach gegrüßt. Die ältere Schwester Anna kam, als Lotte eben vermählt war, nach Frankfurt, wo Goethe das junge Paar zu sehen

gehofft hatte. „Ich habe Annchen gestern verfehlt, und will jetzo hingehn", schreibt er am 14. April 1773. Nachdem er sie gesprochen, fährt er fort: „Annchen ist lieb und brav, hat mir Lottens Brautstrauß mitgebracht, wohl konservirt, und ich hab' ihn heut vorstecken... Grüßt mir Leuchen und ihre Freundin Dorthel. Anne hat mir alles erzählt, wie sie beisammen schlafen und in Alles, nur nicht in die Liebhaber [sich] theilen, wie der quasi Hofrath (Cella) fortfährt ein Esel zu sein ꝛc." Später läßt er Dorthelchen und Annchen fragen, ob sie sich seiner noch in Ehre und Liebe erinnern. Ein Exemplar des „Götz" soll Haus, wenn der Papa und auch etwa die Schwestern es gelesen, an Annchen und Dorthel geben. Auch weiter läßt er die beiden Schwestern noch mehrfach grüßen. Für Annchen besorgt er in Frankfurt einen Auftrag. Weihnachten fragt er, ob es wahr sei, daß Dorthel heirathe? Erst viele Jahre später am 17. Oktober 1790, vermählte sich Dorothea mit dem Dr. med. Johann Udalrich Heßler. Ihre Schwester Anna hatte bereits am 4. Juni 1781 den Rath Franz Albert Werner geheiratet.*) Dorothea verlor ihren Gatten früh und zog zu einem ihrer Brüder in Bamberg. Ein dritte Tochter Brandts, Thekla, heirathete Lottens Bruder Wilhelm. Zwei seiner Söhne wurden Kammergerichtsprokuratoren.

Eine andere in Wetzlar angesehene Familie war die des preußischen Tribunalraths und Subdelegatus Johann Hartwig von Reuter, dem am 14. November 1767 in Wetzlar ein Sohn Friedrich Hartwig Ludwig geboren wurde. Auf eine erwachsene Tochter könnte die Aeußerung im Briefe vom 27. Januar 1773 gehen, aber auch Frau von Reuter gemeint sein: „Die ‚Philosophie' solle sie (Lotte) doch ja lesen, sagt ihr. Bei Gott, sie wird ein ganz anderes, herrlicheres Geschöpf werden; werden ihr von den Augen fallen wie Schuppen Irrthum, Vorurtheile ꝛc., und wird sein wie der heiligen Götter eine. Sagt ihr das und gebt ihr das Buch, und wenn sie ein Blatt drinne herablieſt, so will ich — Carte blanche für das scheuslichste Ragout, das der Teufel erfinden mag — fressen will

*) Nach dem Kirchenbuch. Privatnachrichten nennen Heßler Prokurator und Hofrat, Werner Reichsfiscal.

ich's. Ich glaub', Lotte hält mich und euch fürn Narren. Sie in mittem (mitten im) Carneval — eine Philosophie! Mach' sie sich einen Domino zurecht und laß sie solche Grillen der Reuters, die Gott weiß, wenn sie alle Gaben hätte, wie St. Paulus spricht, und mit Engel- und Menschen-Weisheit und Zungen spräche, fehlt ihr die Liebe doch und ist ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Man könnte vermuthen, daß bei der Base in Werthers Brief vom 16. Juni diese Reuter vorschwebe. Am 10. Februar schreibt Goethe: „Die Reuters dauern mich und Lotte mit." Welcher Unfall gemeint sei, weiß ich nicht, jedenfalls aber geht daraus eine nähere Verbindung Lottens mit dieser Familie hervor, da Lotte bei der Sache in irgend einer Weise betheiligt gewesen sein muß.

Auch mit der Familie des Rentmeisters Rhodius in dem anderthalb Stunden von Wetzlar entfernten Nassau-Weilburgischen Dorfe Atzbach stand Lotte in freundlichster Beziehung. Dort befand sie sich einige Tage im August 1772, wo Goethe am 8. nicht unterlassen konnte, sie zu besuchen, aber unfreundlich von ihr aufgenommen wurde, weil er ohne Kestner gekommen. Den folgenden Tag (es war ein Sonntag) wollte er mit diesem seinen Besuch wiederholen. Den 15. ward er von Lotten dahin gesandt, um der wohl erkrankten Frau Rentmeisterin eine Aprikose zu bringen. Am 6. September schreibt er: „Ich habe gestern den ganzen Nachmittag gemurrt, daß Lotte nicht nach Atzbach gangen ist, und heute früh hab' ich's fortgesetzt." Von Frankfurt aus fügt er am 26. Oktober dem „Dank für alle gute Nachrichten" hinzu: „Und Lotte oder Sie, wer zuerst nach Atzbach kommt, wird in meinem Namen auch den lieben Leuten Glück wünschen." Von Rhodius ist nichts Näheres bekannt, als daß er sechs Kinder hatte; seine Frau soll als Wittwe zu Wetzlar im Jahre 1816 gestorben sein.*)

Doch wenden wir uns von Lottens Bekannten zu ihren Geschwistern zurück. Karoline heiratete, wahrscheinlich im Jahre 1776

*) Herbst meint S. 210, aus den Erwähnungen in den Briefen Goethes scheine hervorzugehen, daß die Familie von Krankennoth gedrückt worden. Er vermuthet, Frau Rhodius habe bei der sterbenden Freundin in der Stadt vorgeschwebt, um welche Lotte nach den Briefen Werthers vom 1. und 6. Juli immer gewesen, was doch wenig wahrscheinlich sein dürfte.

oder 1777*), den oben genannten Hofrath Dietz. Sie hinterließ fünf Söhne, von denen der älteste, 1778 geborene Friedrich Hofrath beim Archiv des Reichskammergerichts wurde**); eine Tochter war frühe gestorben. Am 29. Oktober 1781 vermählte sich die dritte Schwester Helene mit dem ansbachischen Kreisdirektor Justizrath Cella, der später als Regierungs- und Kanzleidirektor nach Weilburg berufen ward. In dem Hochzeitsgedichte hieß es:

---

*) Vielleicht am 9. Juli. Lotte schenkte Karolinens Sohne später ein gedrucktes abgerissenes Notenblatt, das auf dem ersten Blatt die Widmung: „Dem Deutsch-Ordens-Amtmann Buff in Wetzlar geweyht" trug; die Ueberschrift lautet: Der neunte Juli. Erhalten waren die zwei ersten Strophen:

Reizend öffne sich des Tages Szene,
Rosenfarbnes Morgenroth
Lächle sanft herab in meine Töne,
Die die Liebe mir gebot.
Froh des Hennonds neuntem Sonnenblicke
Sing' ich Heil in meiner Cloe Glücke.
Schmelzend, harmonisch erschalle mein Lied,
Daß es Herzen an sich zieht.

Kleiner Wildbach! meine Lieblingsquelle,
Murmle heute Freuden mir!
Ganz sei deines Busens Spiegel helle!
Cloes Antlitz lächelt dir.
Fließ' melodisch, sanft, wie meine Saiten
Fröhlichkeit Ertönendes verbreiten;
Kühlend erquicke dein wallender Trank
Sie, wie Herzen mein Gesang.

Von der dritten Strophe ist nur das beginnende „Heil" erhalten. Zu V. 9 findet sich die Anmerkung: „Ein kleiner Bach, welcher aus einem Marmorfelsen, dicht an dem schönen Thale vor dem wildbacher Thore zu Wetzlar entspringt. Die Quelle überschatten Lindenbäume." Da der Juli weder der Geburts- noch der Namenstag eines der Buffschen Familienglieder ist, so war das Lied wahrscheinlich zu einem Hochzeitsfeste bestimmt, und da Lotte es dem Sohne Karolinens schenkte, denkt man zunächst an deren Hochzeit; denn obgleich es dem alten Buff gewidmet ist, bezieht es sich auf eine seiner Töchter, die hier den klassischen Liebesnamen Chloe erhält.

**) Er lieferte als solcher dem wiener Hofe eine äußerst vollständige Siegelsammlung.

Vom fernen Land kömmt Er daher,
Der alte Freund; Ihn trieb
Die Redlichkeit; trieb ihn was mehr,
So wars vielleicht die . . . .

Sie starb frühe, im Februar 1792, worauf Cella schon im Mai desselben Jahres eine neue Ehe mit der Tochter des Consistorialraths Schellenberg in Weilburg einging. Ein Sohn dieser zweiten Ehe ward später Pfarrer in Garbenheim, Goethes Wahlheim. Die vierte Schwester Sophie blieb unvermählt. Als sie 1777 bei Lotten zu Besuche war, ließ Goethe sie grüßen. Sie lebte bei ihrem Bruder Georg und zeichnete sich durch ihren wohlthätigen Sinn besonders aus. Ihr Tod erfolgte am 30. September 1808. Die jüngste Schwester Amalie hielt sich einige Jahre bei Lotten in Hannover auf, wo sie ihren spätern Gatten, Dr. Cornelius Johann Rudolf Ridel, zu Hamburg am 25. Mai 1759 geboren, kennen lernte, der Erzieher beim Grafen von Taube in Mecklenburg war. Als Ridel 1786 Weimar besuchte, gefiel er Goethe sehr wohl, und er fand überhaupt Beifall. „Schreibt mir doch etwas Näheres über ihn, seine Familie, seinen Charakter, seine Schicksale und Aussichten", bittet Goethe am 16. Juni seine Freunde in Hannover; „besonders ein Näheres von diesen letzten; vielleicht fände sich etwas für ihn in unserer Gegend. Sagt aber weder ihm noch sonst jemand davon." Schon am 31. Juli erging eine Anfrage an ihn, ob er die Erziehung des Erbprinzen zu übernehmen bereit sei. Als Goethe am 2. September Ridels Antwort dem Herzog sandte, schrieb er: „Wenn es Ihnen um ihn Ernst ist, so lassen Sie etwa durch Schmidten [den geheimen Assistenzrath] mit ihm handeln. Das Beste wäre, dünkt mich, da er ohnedies den Grafen verlassen will, Sie ließen ihn kommen, bezahlten ihm die Reise, ließen ihn ein wenig prüfen, durch Herdern und sonst, und sähen, wie Sie alsdann mit ihm einig würden." So geschah es denn auch. Während Goethes italienischer Reise kam Ridel in Weimar an, wo er gefiel, Erzieher und Landkammerrath wurde. Ein paar Monate nach seiner Rückkehr schreibt Goethe: „Ridel ist ein sehr guter Mann und findet sich immer besser. Anfangs hatte er in mehr als einem Betracht einen schweren Stand. Es löst sich aber alles zu seinem Besten

auf. Das Kind ist froh und gesund." Um ihn aufzumuntern, ließ Goethe ihn merken, daß der Herzog gute Gesinnungen gegen ihn geäußert. „Ein munterer Mensch thut wenigstens, was er kann, wenn ohnedies Trieb in ihm ist", schrieb Goethe am 19. Februar 1789 an Karl August. Er selbst nahm sich der Erziehung des Erbprinzen lebhaft an; mit ihm und Ridel brachte er einige Zeit im Schlosse Belvedere zu. Am 3. Oktober 1790 zeigte ihm Goethe die Genehmigung des Herzogs zur Verheirathung mit Charlotte Amalie Buff an, wobei er zur gangbaren Versicherung der Antheilnahme hinzufügte, er sei in dem gegenwärtigen Falle „doppelt und dreifach interessirt". Die Vermählung erfolgte am 1. Januar 1791, worauf Ridel seine junge Frau nach Weimar brachte. Bei einer gelegentlichen Sendung an Kestner am 10. März äußerte Goethe, Amaliens Anblick sei ihm recht willkommen gewesen; er habe ihn zugleich verjüngt und älter gemacht. Ridel schien dem Herzog später seiner Stellung nicht gewachsen, weshalb er ihn durch eine geeignetere Person zu ersetzen suchte, die er endlich nach längerm Suchen im Jahre 1798 in einem Herrn von Haren*) gefunden zu haben glaubte. Die Herzogin hätte schon 1796 den jüngern Sohn der Frau von Stein für den Erbprinzen gewünscht, worauf dieser aber nicht einging. Doch Ridel wollte sich seine Entfernung nur unter den vortheilhaftesten Bedingungen gefallen lassen. „Mit Ridel will es sich platterdings nicht in der Güte geben", schrieb der Herzog am 22. Januar 1799. „Ich habe ihm endlich den Antrag machen lassen, daß ich ihm gleich sein letztes Gesuch accordiren wollte, nämlich 1000 Thaler Pension und den Abschied. Dieses hat er angenommen und behält sich vor, bei den Ständen sein Glück zu versuchen, um 20, wenigstens 15 Mille Thlr. zu erlangen. Dieses überlasse ich ihm ganz und werde mich gar nicht rühren." Dem Erzieher des Herzogs Karl August, dem Grafen Görtz, hatten die Stände wirklich 20,000 Thaler als Geschenk zuerkannt, wie ein gleiches auch bei der Entlassung des Erziehers des vorigen Herzogs bewilligt worden war. Ridel blieb in den Diensten des Herzogs, ward 1806 geheimer Kammerrath, 1817 Kammerdirektor. Auch

*) Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1863, 26, 477 f.

ward er von der Loge zum Meister vom Stuhl gewählt. Ein näheres Verhältniß zu Goethe bildete sich nicht, wenn sie sich auch mehrfach, so besonders in den Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer, freundlich zusammen trafen. Lotte wird durch ihre Tochter und Ridel selbst viel von Goethe vernommen haben. In der schrecklichen Plünderung Weimars nach der Schlacht bei Jena hatte Ridel fast alles verloren. Lotte erlebte 1816 die Freude, Schwester und Schwager in Weimar zu besuchen.

Von Lottens Brüdern stand der älteste, Hans, Goethe zunächst. Kestner scheint seinetwegen den weimarischen Freund berathen zu haben; denn dieser schreibt ihm den 2. Mai 1783: „Vielleicht fällt mir einmal für Hansen etwas bei.“ Er wurde Rath, später Kammerdirektor beim Grafen von Solms-Rödelheim, bei welchem auch zwei Söhne des Pfarrers Georg Karl Buff, eines Halbbruders von Lottens Vater, sowie ein Schwiegersohn desselben Anstellung fanden. Er vermählte sich am 16. September 1790 mit Sophie Luise Kümmelmann.

Der zweite Bruder, Wilhelm, ward Advokat, später Prokurator und Hofrath, beim Kammergericht. Nach langem Brautstande vermählte er sich 1795 mit der dritten Tochter des verstorbenen Prokurators Geheimerath Brandt, Maria Anna Wilhelmine Thekla, geboren den 19. November 1757, die in der Familie den Namen Annemine führte. Er starb am 13. März 1831.

Fritz, der dritte Bruder, ging in niederländische Dienste und starb am 28. Mai 1846 zu Wetzlar als pensionirter Major. Er verwaltete für seinen jüngern Bruder Georg den eine halbe Stunde von Wetzlar hinter dem Kalsmunt gelegenen Hof Magdalenhausen, welchen dieser aus Liebhaberei vom Fürsten von Solms-Braunfels gepachtet hatte, wobei er aber viel einbüßte. Die vier Söhne von Fritz gingen gleichfalls in niederländische Dienste.

Besondere Beachtung von Goethes Seite fand der vierte Bruder, Georg. Dieser, der längere Zeit bei Lotten verweilt zu haben scheint, trat mit Goethe in briefliche Verbindung! Schon am 24. Juni 1784 schrieb derselbe an Kestner: „Grüßet mir Georgen noch besonders.“ Sodann am 25. April 1785: „Grüßet Lotten und Malchen recht sehr und den guten Georg. Er soll mir mehr

schreiben. Es scheint ein wackerer Knabe zu sein.“ Er heiratete eine reiche Dame aus Hannover, Antoinette Schlemm. Noch bei Lebzeiten seines Vaters verwaltete er die Amtmannsstelle, die ihm nach dessen Tod übertragen ward. Der alte Buff entschlummerte am 3. Januar 1795 ganz ruhig und sanft, nachdem er ein von seiner ältesten Tochter ihm geschicktes Lieblingsgericht (Sauerkraut) zu sich genommen hatte. Seinen Enkel, den spätern Geheimerath Dietz, der ihm dieses Gericht überbracht, hatte er noch mit besonderm Wohlgefallen zu sich kommen lassen. Dieser berichtete über seinen Großvater mündlich: „Er war ein biederer Mann von äußerster Rechtschaffenheit und höchster Willenskraft, die er als Erbstück der ganzen Familie hinterließ. Noch in seinem hohen Alter gab er einmal auf einem Dorfe bei Wetzlar, wo er Gefälle der Ordenscommende zu erheben hatte, im Eifer der Entrüstung einem Bauer eine Ohrfeige, der mit der Pfeife im Munde zu ihm in's Zimmer getreten war. So kurz angebunden war er in solchem Falle bei aller seiner Gutmüthigkeit. Bei seinem kräftigen Körper waren die Jagd und ein tüchtiger Ritt sein Leben. Er hielt sich eine schöne Sammlung Gewehre und tummelte noch als betagter Mann ein wildes Pferd. Erst in seinen spätesten Jahren gab er die Jagd auf und fuhr in einem kleinen Wagen. Im Eifer des Gesprächs pflegte er zu stottern.“ Hatte Goethe auch ihn nie zur Jagd begleitet, da seine Anwesenheit in den Sommer fiel, so durfte er doch an seiner Liebhaberei für die Jagd und seine Gewehre nicht ohne Antheil bleiben. Abgesehen von der Freundlichkeit, die er Lottens Vater erzeugen mußte, konnte er eine solche Gelegenheit, sich hier zu unterrichten, nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

Der fünfte Bruder, Ernst, bekleidete in Marburg eine Stelle bei der Commende des deutschen Ordens und verheiratete sich daselbst. Der jüngste, Louis, trat gleich Fritz in niederländische Dienste. Er starb als pensionirter Hauptmann bei seinem Bruder Hans in Rödelheim.

Kehren wir von den Geschwistern zu Lotten selbst zurück, so war diese der gute Genius ihrer Familie. Von herzlichster Liebe und reinstem Wohlwollen erfüllt, mit klarem Verstande und treffender Einsicht begabt, wußte sie alle Verhältnisse mit feinem Ge-

schick zu behandeln, überall mit fester Entschiedenheit einzugreifen und so das Wohl des Hauses und aller ihrer Angehörigen bestens zu fördern. Dieser gemüthliche, taktvolle, echt weibliche Familiensinn war es, der sie Goethe so ungemein werth machte. Und sie hatte in Kestner, den sich stets gleich bleibenden, tüchtigen, treuen Mann, eine gleich gestimmte Seele gefunden. Wenn der alte Buff Kestner beim Abschiede den Spruch ins Stammbuch schrieb: Finis coronat opus, so deutete er damit auf die feste Entschiedenheit, mit welcher Kestner alle seiner Absicht entgegenstehenden Schwierigkeiten von Seiten seiner Mutter (der Vater war schon während Goethes Anwesenheit in Wetzlar, am 12. Juli 1772, gestorben) und seiner beschränkten Verhältnisse überwunden und ehrlich Wort gehalten hatte. Mit Kestner, der als Archivsekretär mit dem geringen Gehalte von 350 Thaler nach Hannover ging, verlebte sie die schönsten Zeiten häuslichen Glückes.*) Schon am 1. Mai 1774 wurde die Ehe durch die Geburt eines Sohnes gesegnet, dem Goethe so gern seinen Namen Wolfgang gewünscht hätte: aber gehörte er auch zu seinen Pathen, seinen Namen mied man absichtlich jetzt und auch später; das Kind wurde Georg Heinrich Friedrich Wilhelm getauft, was man ihm aber verschwieg. Am 11., nach Empfang der Einladung zur Pathenschaft, schrieb Goethe: er hoffe, daß Lotte alle Ueberlegung auffahrend durchbrochen und gesagt habe: „Wolfgang heißt er! und der Bub' soll auch so heißen!" „Du scheinst dahin zu neigen", schreibt er an Kestner, „und ich wünsche, daß er diesen Namen führe, weil er mein ist. Habt ihr ihm den andern [Georg?] gegeben, so halt' ich mir aus dem nächsten den Namen Wolfgang zu geben, da ihr doch mehr Gevattern nehmt — und ich — wohl alle eure Kinder aus der Taufe heben möchte, weil sie mir all so nahe sind, wie ihr. Schreibt mir gleich, was geschehn ist. Ich habe närrische Ahndungen dadrüber, die ich nicht sage, sondern die Zeit will walten lassen." Er dachte damals wohl selbst zu heiraten,

*) Im Jahre 1775 schrieb ein Rentmeister aus der Nähe von Hannover an einen Freund: „Die Frau Sekretärin Kestner ist nicht schön, besitzt aber doch viel Annehmlichkeiten. Sie wird rot, sobald man von Goethen spricht, scheut sich aber nicht, die Unterredung fortzuführen und viel Gutes von Goethen zu sagen." Der Brief findet sich in der Culemannschen Sammlung zu Hannover.

und sein erster Sohn sollte Albert heißen. Noch am 16. Juni glaubt er in einem Briefe an Lotten, daß ihr Bube „einen seiner Namen durch seinen Willen trage". Man wollte ihn durch die Nachricht, daß man seinen Namen umgangen, nicht aufregen. Auf Georg folgte ein Jahr und einen Tag später Wilhelm Georg Konrad Arnold und am 23. Oktober 1776 Philipp Karl. Kestner, der vorübergehend mit seiner Stelle unzufrieden war, wandte sich 1777 an Goethe, mit welchem er die Verbindung unterhalten hatte, um sich seinen Rath zu erbitten. Am 28. September erwiderte dieser von der Wartburg aus: „Lieber Kestner, nicht daß ich euch vergessen habe, sondern daß ich im Zustande des Schweigens bin gegen alle Welt. . . . Wenn ihr's könntet auf euch gewinnen und mir mehr schriebt, oder nur manchmal, ohne Antwort, glaubt, daß mirs ewig werth ist; denn ich seh' euch leben und glücklich sein. — Einen Rath verlangt ihr. Aus der Ferne ist schwer rathen! Aber der sicherste, treuste, erprobteste ist: Bleibt, wo ihr seid. Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, Verdruß, Hintansetzung u. s. w., weil ihr's nicht besser finden werdet, wenn ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf eurem Platze, fest und treu auf einem [eurem?] Zweck. Ihr seid ja der Mann dazu, und ihr werdet vordringen durchs Bleiben, weil alles andere hinter euch weicht. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Reise- und Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch, und setzt sich zurück. Das sag' ich dir als Weltmensch, der nach und nach mancherlei lernt, wies zugeht. Schreib' mir aber mehr von dir; vielleicht sag' ich dir was bestimmt Besseres." Kestners Gehalt war jetzt auf 700 Thaler gestiegen. Auf die Anzeige von der am 28. November erfolgten Geburt des vierten Sohnes Georg August Christian wünschte ihm Goethe am 23. Januar 1778 viel Glück. „Es wird doch artig sein", meinte er, „wenn ich euch einmal besuche und ihr mir mit einem Halbdutzend solcher Figürchen aufwarten könnt." Pfingstsonntag den 14. Mai 1780 erwidert er: „Schon lange habe ich Plan gemacht, euch zu besuchen; vielleicht gelingt mir's einmal, und ich finde euch und eure fünf Buben wohl und vergnügt.*) Es

*) Der fünfte Sohn, Theodor Friedrich Arnold, war am 15. Mai 1779 geboren worden.

wär' artig, wenn ihr mir einmal einen Familienbrief schicktet, wo Lotte und wer von den Kindern schreiben kann, auch einige Zeilen drein schrieben, daß man sich wieder näher rückte." Ein Jahr später, als Kestner ihn durch den geheimen Kabinetsrath von Brandes hatte begrüßen lassen, äußerte er: „Grüßt mir Lotten mit ihren vielen Buben! Es möchte wohl hübsch sein, wenn ich euch besuchen könnte. Jetzt werd ich täglich mehr leibeigen. . . . Die Aufzählung eurer Thaten in euren kleinen Selbstchens hat mir recht wohl gethan; ich hab' euch dagegen nichts zu geben; denn ich bin ein einsamer Mensch." Mit demselben liebevollen Antheil spricht er sich im März 1783 aus, als ihm Kestner die Silhouetten seiner Kinder geschickt hatte. „Das heißt doch noch eine Partie Köpfe! Mißgönnt mir meine Bäume nicht! eure Buben sind um ein gut Theil besser. Grüßt Lotten! Euer und der Eurigen Wohlfahrt erfreut mich herzlich." Und als gleich darauf am 20. März nach so vielen Knaben auch ein Töchterchen die Eltern erfreute, das den Namen Charlotte von ihrer Mutter empfing, meinte er, das Schicksal scheine ihn recht als Günstling zu behandeln. „Erst so viel Bubens, daß man denken sollte, es wäre des Guten genug, und das erwünschte Mädchen bis zur rechten Zeit aufgehoben. Gott erhalte sie euch!" Und ein Jahr später: „Was ihr mir von euern Kindern schreibt, höre ich gern. Glückselig der, dessen Welt innerhalb des Hauses ist! Erkennt's nur auch recht, wie glücklich ihr seid und wie wenig beneidenswerth glänzendere Zustände sind." Ein sechster Sohn, Eduard wurde in demselben Jahre geboren. Damals erhielt Kestner den Charakter eines Rathes. Als das Mädchen am 21. Juni 1785 starb, sprach Goethe seinen innigen Antheil an diesem Verluste aus. „Ich sehe, was in Herders Familie so ein kleines Weibchen unter den vielen Knaben wohlthut. Da Ihr immer fruchttragende Bäume seid, so müßt Ihr den Verlust zu ersetzen suchen." Und hieran sollte es nicht fehlen.

Doch hatte Goethe bald einen andern Unfall des Freundes zu beklagen, da dieser in einer ihm besonders schmerzlichen Weise einen beträchtlichen Vermögensverlust erlitt. „Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Kestner," erwiderte er am 4. Dezember 1785, „habe ich mich über Euer Schicksal nicht beruhigen können, das Ihr

mit so vielem Muthe ertragt. Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen lassen mich dagegen die Vorfälle machen, die Euch überrascht haben, und nur Euer eigenes schönes Beispiel richtet mich auf. Wenn der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel. Seid meines herzlichen Antheils überzeugt!"

Kurz vor Goethes Reise nach Italien am 11. August wurde Kestner ein siebenter Sohn geboren, Hans Ernst Hermann, mit dem seine Zahl bezeichnenden Septimus. Damals verwandte er sich auch für Ridel. In Rom erfuhr er zu seiner Freude, daß Lotte und Kestner auf ihrer Reise nach Wetzlar seine Mutter in Frankfurt besucht hatten, daß Lotte dieser sehr lieb geworden, welche ihren kleinen Eduard mehrere Wochen bei sich behalten. „Ich freue mich, daß es Euch unter den Eurigen wohl geht", erwiderte Goethe auf Kestners sehr verspätet durch einen nach Italien reisenden Freund erhaltenen Brief am 24 Oktober 1787. „In Wetzlar muß es ein recht Familienfest gewesen sein." Den Anfang der Ausgabe seiner Werke hatte er Kestner senden lassen. Im September ward Goethes Mutter durch die Einladung erfreut, die Pathenstelle bei dem am 7. geborenen Töchterchen zu übernehmen, das aber, weil ihre Antwort sich zufällig verspätete, wie das so früh verschiedene Mädchen, auf Charlottens Namen getauft ward. Da Kestner einmal den Wunsch geäußert hatte, eine Präsentation beim Kammergerichte zu erhalten, so fragte Goethe deswegen am 30. November 1788 bei ihm an; er hatte nämlich Aussicht erhalten, in dieser Beziehung etwas wirken zu können. Doch kam die Sache nicht zu Stande, da Kestner damit nicht mehr gedient gewesen zu sein scheint. Ebensowenig wollte es Goethe gelingen, Kestners anderweitige Wünsche zu erfüllen. Dieser wurde zum Lehnfiskal und Kammerkonsulenten mit der Befugnis, Privatprozesse zu führen, ernannt. Als Regierungsbevollmächtigter nahm er an den Verhandlungen des lüneburgischen Landtags zu Celle Theil, erhielt auch den Titel Hofrath. Im Herbst 1790 war er Botschaftssekretär bei der Kaiserwahl und Krönung Leopolds I., wo er Goethes Mutter, seine Ge-

vatterin, freundlich begrüßte. Nach altem Herkommen wurde er mit den übrigen protokollführenden Botschaftssekretären dem Kaiser vorgestellt. Am nächsten 10. August erfreute ihn die Geburt einer Tochter, die den Namen Luise erhielt. Im Juli 1792 war er als Botschaftssekretär bei der Wahl und Krönung von Franz II. gegenwärtig. Damals riethen ihm Freunde, um seine Erhebung in den Adelstand einzukommen, was bei solchen Gelegenheiten selten abgelehnt wurde. Aber Kestner meinte, er brauche den Adel nicht und wisse nicht, ob seine Kinder desselben bedürften; drum wolle er ihn lieber an sich herankommen lassen. Bei dieser Gelegenheit begab sich Lotte mit allen ihren Kindern, dem Hauslehrer derselben und sämmtlicher Dienerschaft nach Wetzlar, um noch einmal ihren alten Vater zu sehen, dessen Amtsvertretung schon ihr Bruder Georg übernommen hatte. Am 16. Februar 1793 ward Kestner sein Töchterchen Clara und am 16. April 1795 ein achter Sohn Friedrich Franz August geboren. Der Briefwechsel stockte um diese Zeit, wenn nicht mehrere Briefe Goethes verloren gegangen, was bei Kestners späterer Kränklichkeit sehr erklärlich wäre. Seit dem 10. März 1791, wo Goethe Amaliens Ankunft in Weimar gemeldet und den letzten Band seiner Werke gesandt, findet sich eine Lücke von mehr als sieben Jahren vor dem letzten der uns erhaltenen Briefe vom 16. Juli 1798, der auf längeres Schweigen deutet. Goethe nahm damals die Verbindung wieder herzlich auf. „Wenn wir uns wieder sähen, so hoffte ich, Ihr solltet mich dem Innern nach wohl wieder erkennen; was das Aeußere betrifft, so sagen die Leute, ich sei nach und nach dick geworden.“ Er macht sich den Scherz, dem Freunde eine Schnur als Maß seines Umfanges beizulegen. „Ich befinde mich wohl und thätig, und so glücklich, als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann. Ich wünsche von Euch und den Euren, die Ihr herzlich grüßen werdet, das Gleiche zu hören.“ Schon am 24. Mai 1800 starb Kestner plötzlich auf einer Dienstreise zu Lüneburg. Er war zuletzt Hofrath, Vicearchivar, Land- und Lehensfiscal gewesen.

Nach Kestners Tod scheint es vorab zu keiner nähern Verbindung Lottens mit Goethe gekommen zu sein. Zwei ihrer Söhne verheirateten sich bald darauf und befanden sich in angesehener

Stellung. Ihren Theodor traf Goethe im Jahre 1801 als Doktor der Medizin in Göttingen. Dieser begrüßte den seiner Familie so nahe stehenden Dichter. Daß er ihn zur Reitbahn begleitet habe, erwähnen die „Tag- und Jahreshefte". Goethe schrieb an ihn aus Pyrmont am 26. Juni. Die Veröffentlichung des Privatangelegenheiten betreffenden Briefes wird von der Familie beanstandet. Es galt wohl die Empfehlung und Unterstützung Theodors, der als Privatdozent in Göttingen auftreten wollte. Lotte selbst verfehlte nicht, ihre Bekanntschaften zum Vortheile nicht bloß ihrer Kinder, sondern auch ihrer Neffen in Anspruch zu nehmen. Im Jahre 1803 wandte sich Lotte von Wetzlar an den weimarischen Freund; denn dorthin, wo Georg die Stelle ihres Vaters bekleidete, hatte sie sich während der Besetzung Hannovers durch die Franzosen zurückgezogen. Seine damaligen Briefe vom 26. Oktober und 23. November betreffen Privatangelegenheiten, über welche die Hofräthin Kestner Goethe befragt hatte. Die volle Mittheilung derselben ist nicht gestattet. Im letztern heißt es: „Wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich, daß Sie durch eine so harte Nothwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eigenes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geist lebhaft hervorblickt." In Wetzlar verlor sie ihre Tochter Clara. Seine Bereitwilligkeit, sich ihren Kindern gefällig zu zeigen, bewährte Goethe, als er ihrem Sohne Theodor, der im Mai 1810 eine Frankfurterin, Marie Christiane Lippert, geheiratet hatte, zur Erlangung des Bürgerrechts und der Professor an der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt in Frankfurt behülflich war.

Im Mai 1814, in Deutschlands gehobensten Tagen, erschien der dritte Theil von Goethes „Dichtung und Wahrheit", worin der Dichter trotz seiner „verdüsterten Seelenkräfte" jene lieblichen Verhältnisse im Lahnthale so reizend geschildert und besonders Lotten verherrlicht hatte. Wenige Monate später sah er Theodor Kestner zu Frankfurt und er verfehlte nicht, im ersten Heft „Kunst und Alterthum am Rhein und Main" empfehlend auf dessen Bemühung hinzuweisen, in dem bei der damaligen Aufhebung jener Lehranstalt unbenutzt stehenden Laboratorium regelmäßige Vorlesungen über

Chemie zu halten. Dieser blieb Goethe sehr zugeneigt. Als man fünf Jahre später mit der Gründung eines Goethedenkmals in Frankfurt umging, trat er in das dafür gewählte Commitee.

Ein anderer Sohn Lottens, der Legationsrath August Kestner*), besuchte Goethe in Begleitung eines Freundes am 30. August 1815 auf der Gerbermühle bei Oberrad, Frankfurt gegenüber, wo er bei Geheimerath von Willemer die herzlichste Aufnahme gefunden hatte. Ein Besuch in einem, wenn auch gastfreien, doch fremden Hause, von dem Sohne seiner Lotte, der nothwendig die Gesellschaft auf die Wertherzeit bringen mußte, und dazu in Begleitung eines ganz fremden Dritten, konnte Goethe nicht ganz willkommen sein, was er freilich irgend zu verrathen vermied, doch mußte er sich dadurch etwas beengt fühlen. „Sein Anstand war würdig mit Anstand", berichtet Kestner**), „aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend. Er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zu sitzen nöthigte. Ich richtete ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus; er fragte nach meinem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämmtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen seien, daß er uns daher schon sämmtlich kenne. Nach einem kurzen Gespräche verschiedenen Inhalts nöthigte er uns in den Garten. Beim Hinabsteigen in denselben [über eine dunkle Treppe] wurde die Aeltlichkeit [und Kränklichkeit des noch nicht ganz Hergestellten] seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm; denn er nöthigte uns, als wir zu seinen beiden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde. [Natürlich ging er langsamer als die jüngern Leute.] Im Garten trafen wir Gesellschaft von Herren und Damen. Nachdem wir hier vorgestellt waren, kam Goethe uns nach, und nahm sich unserer Unterhaltung so an, wie es dem gebührt, der Besuch bekommt. Er war dabei in einer beständigen

*) Er hatte das Gymnasium zu Weilburg besucht, wo er bei dem Consistorialrath Schellenberg, dem Vater von Cellas zweiter Gattin, in Pension war.

**) Vgl. Lindaus „Gegenwart" XIII (1878), 466 f.

Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne schnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame [wohl Marianne und Frau Städel] das Gespräch, doch hörte dies bald auf, und er ging zwischen uns auf dem von Bäumen umgebenen Platze auf und ab, oder blieb er eine Weile stehen, so wiegte er doch den Körper auf den Füßen. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Ueberrocks, der ihm schon wenigstens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Busen." Aus allem ergiebt sich, daß Goethe sich körperlich unwohl fühlte, was sonderbar genug die beiden Besucher nicht gemerkt zu haben scheinen. Wir übergehen Kestners weitere, von keinem besondern Wohlwollen oder von einer äußerst idealen Vorstellung des Dichters zeugenden Bemerkungen (auffallend ist, daß er ihm schwarze Augen zuschreibt), für uns ist die Hauptsache, daß er Lottens Sohn auf möglichst freundliche Weise bei sich aufnahm. Die Mittheilung des mit Kestner geführten Gespräches über damals lebende Künstler aus dem Bekanntenkreise ist nicht gestattet.

Am 6. Juni 1816 hatte Goethe seine Gattin verloren. Wenige Monate später kam Lotte in Begleitung einer ihrer Töchter, wohl Charlottens, deren Pathin Goethes Mutter gewesen, nach Weimar, um nach so vielen Jahren ihre Schwester Amalie in ihren glücklichen häuslichen Verhältnissen zu sehen. Auch Goethe wurde begrüßt, und er nahm die vor vierundvierzig Jahren zum letztenmal gesehene Jugendfreundin äußerst herzlich auf; beide waren einsichtig genug, daß sie sich nicht von leidenschaftlichen Gefühlen hinreißen ließen, die sie schon in ihrer Jugend überwunden hatten. In den „Tag- und Jahresheften" gedenkt Goethe ganz einfach der Hofräthin Kestner aus Hannover unter den Besuchen, die Erinnerungen früher und frühester Zeiten geweckt. Leider ist von den Billeten, die Lotte an Goethe und er zur Erwiederung schrieb, nur eines, vom 9. Oktober, vorhanden, das wir mit Bewilligung des Besitzers Herrn Georg Kestner hier zum erstenmale geben. „Wenn Sie Sich, verehrte Freundin, heute Abend meiner Loge bedienen, so holt mein Wagen Sie ab. Es bedarf keiner Billete. Mein Bedienter zeigt den Weg durchs Parterre. Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht selbst einfinde, auch mich bisher nicht habe sehen lassen, ob ich gleich oft

in Gedanken bei Ihnen gewesen. Herzlich das Beste wünschend Goethe." Ohne Zweifel saß Lotte an diesem Abende (es wurde Th. Körners „Rosamunde" gegeben, der drei Tage später die erste Aufführung des „Zriny" folgte), in der Loge Goethes, in der noch vor einigen Jahren seine Christiane sich so sehr gefreut hatte, daß ihr Gatte der Leiter der Bühne war. Es war ein Ehrenplatz, um welchen manche die hannöversche Hofräthin beneidet haben werden. Natürlich waren viele gespannt, das Urbild von Goethes Lotten zu sehen. In einer Gesellschaft stürzte eine der überspannten Damen mit ausgebreiteten Armen und dem Rufe „Lotte, Lotte!" der Eintretenden entgegen, was die würdige Matrone, der solche theatralische Szenen zuwider waren, mit unterdrücktem Aerger ruhig zurückwies. Wie sie von je gewohnt gewesen, im Sommer in einfachem weißem, im Winter in schwarzem Kleide zu erscheinen,*) so sah man sie auch in Weimar immer weiß gekleidet. Eine größere Gesellschaft, wie er sie noch am 25. September gehabt, scheint Goethe ihr nicht gegeben zu haben, weil er dazu auch seine langjährige Freundin Frau von Stein hätte einladen müssen und das Zusammentreffen der beiden Lotten oder auch die Entschuldigung der letztern dem weimarischen Klatsche, besonders der Damenwelt, erwünschten Stoff geboten haben würde, was beide Theile möglichst zu vermeiden suchen mußten. Doch wird er die Freundin mit den Ihrigen auch wenigstens einmal zu Tische geladen haben. Schillers Gattin, die bei größern Gesellschaften Goethes nicht fehlte, sah sie nicht bei diesem. Diese berichtet den 9. Oktober an Freund Knebel: „Ich habe das Original der Lotte gesehen, die jetzt hier ist, und Goethe nach zweiundvierzig (?) Jahren zum erstenmal sah! Sie ist Kammerrath Ridels Schwägerin, eine Hofräthin Kestner aus Hannover, eine sehr hübsche Frau, wohl weit in den Sechzigen [sie stand eben im vierundsechzigsten Jahre]. Bedeutende Augen**) und

*) Am 30. Oktober 1773 schreibt Goethe an Kestner von ihr: „Sie geht gerne weiß, alles Nesselluch ist verbannt im Winter, außer gesteppt, und da sieht sie zu altmütterlich drin aus." Drum sandte er ihr zu einem Negligée Stoff, der alle Tugenden des Nesseltuches hatte, aber durch die Atlaßstreifen zur Wintertracht wurde.

**) Doch sollen ihre Augen nach andern klein gewesen sein. Das in den Besitz

schöne Gestalt hat sie sich erhalten, und ein schönes Profil, aber leider wackelt der Kopf, und man sieht, wie vergänglich die Dinge der Erde sind. Sie hat Goethe auch sehr anders gefunden. Sie ist geistreich, gebildet und nimmt großes Interesse an den Weltbegebenheiten. Sie hat acht Kinder, die alle schon in der Welt leben und wirken. Ihr Mann ist todt. Die geheime Kammerräthin Ridel, die im ‚Werther' als naseweise Blondine bezeichnet ist, saß auch ganz gesetzt und ruhig neben uns." Wo Frau von Schiller mit ihr gewesen, ob etwa bei Goethe oder bei Graf Edling, bei dem sie am 8. einer durch musikalische Aufführungen gehobenen Gesellschaft beiwohnte, wissen wir nicht.*) Ihre Aeußerung widerlegt das von Lewes verbreitete, später auf ernstliche Mahnung der Familie unterdrückte verleumderische Gerede, sie habe sich in ihrem weißen Anzuge, wie ein junges Mädchen, halb zärtlich, halb kokett benommen.**) Ueberall, wo sie in Weimar erschien, hatte sie sich der wohlwollendsten und ehrerbietigsten Aufnahme zu erfreuen, aber der neidischen Klatschsucht konnte auch sie nicht entgehen. Was Lewes vierzig Jahre später hörte, war reine Erdichtung, wie sie in Weimar seit den dreißiger Jahren so rücksichtslos aufschoß.

Goethe sollte sie nicht mehr wiedersehen, aber auch in der Entfernung lebte in seiner Brust unauslöschlich das innige Wohlwollen gegen sie und alle die Ihrigen. Freilich trat August Kestner in einer zu Rom im Oktober 1817 verfaßten, 1818 zu Frankfurt

---

des Geheimerath Dietz in Gießen gekommene Pastellbild, das früher im deutschen Hause hing, 1782 von Johann Heinrich Schröder in Hannover gemalt, weicht hierin von der dem Briefwechsel vorgesetzten Lithographie ab. Eine Zeichnung davon hat der Maler Rudolf Lehmann gegeben; sie wurde lithographirt von Giere in Hannover, wo auch mehrere Kupferstiche und Photographien erschienen. Der jetzige Besitzer des Bildes Georg Kestner hat nach dem Gemälde eine gelungene Photographie anfertigen lassen, mit deren Schenkung er seine Freunde erfreut. Im deutschen Hause fand sich auch eine größere Lithographie neben einer kleinern ihres Mannes nach einem Medaillon (letzterer mit scharfgeschnittener, gebogener Nase), und eine andere nach einem von einer ihrer Schwiegertöchter in spätern Jahren gemachten Bilde. Ein Bild Kestners findet sich vor der Schrift von Herbst.

*) Vgl. Werner „Goethe und Gräfin O'Donell" S. 161.

**) Vgl. Lindaus „Gegenwart" XV (1879), S. 184 ff.

erschienenen Schrift: „Ueber die Nachahmung in der Malerei" gegen Goethe auf*), aber es handelte sich nur um eine ästhetische Frage, bei der man von verschiedenen Grundsätzen und Anschauungen ausgehen konnte; und wie hätte er einem mit diesen Studien vertrauten begabten Manne verdenken können, daß er unverhohlen seine Ansicht vertrat, wie tief er sich auch von Achtung für den ersten Dichter der Deutschen und von dessen weltumfassendem Geist durchdrungen zeigte. In näherer Beziehung stand er zu Kestners ältestem Sohne, seinem Pathen Georg. „Ich habe ihn in Weimar besucht", schrieb dieser im Jahre 1863**), „und bin mehrmals in Karlsbad mit ihm zusammengetroffen, wo er lebhafteste Theilnahme an meinen Kunstsammlungen zeigte. Selbst meine Söhne, die ihn als Studenten besuchten, hat er freundlich empfangen." Auch mit dem wissenschaftlich seine Ansicht bekämpfenden römischen Kestner sehen wir ihn später in freundschaftlicher Beziehung, wie es scheint, nach wiederholter persönlicher Berührung.

Einen sehr schweren Schlag versetzte Lotten der am 26. Januar 1821 erfolgte Tod Ridels. Es liegt uns ein ungedruckter Brief von ihr an ihre Schwiegertochter Marie in Frankfurt vom 24. Februar vor, welcher zeigt, wie sehr sie bestrebt war, für ihre sich immer mehrende Familie thätig zu sein, selbst Handarbeiten für sie anzufertigen. Dort heißt es: „Der Tod von meinem Schwager Ridel in Weimar hat mich auch sehr betrübt. Meine gute Schwester verliert ähnlich mit Frau von Martens [deren Gatte, Gesandter in der Militärkommission war, vor kurzem gestorben]; es war eine höchst glückliche Ehe. Es trifft jetzt so viel zusammen, was verstimmt und traurig macht. Meine älteste Freundin, die vortreffliche Feldmarschallin von Reden, liegt schon mehrere Monate ohne Hoffnung in den höchsten Schmerzen und Leiden in der Art, daß der Gedanke an sie alle Freude und Laune verscheucht. Man darf nicht fragen; denn was Gott thut, ist wohl gethan, sonst würde man fragen: ‚Warum nahm er diese bald neunzigjährige Leidende nicht statt Martens?' Du siehst, liebes Kind, es ist um uns auch oft trübe.

*) Vgl. Nord und Süd XXII S. 351 ff.

**) S. Gegenwart a. a. O.

Doch wollen wir das Gute nicht vergessen, was uns zu Theil wird, wohin wir Käthchens [der Gattin Hermanns] glückliche Wochen mit so einem gesunden Kinde rechnen können." Da sie einem zur Vertretung des Verstorbenen von Hermann gesandten angesehenen Beamten den Brief mitgab, bemerkte sie: „Wenn ihr ihm etwas zu Gefallen thun könnt, so ist es angewandt; er ist und wird noch mehr von großem Einfluß. Mir fällt dies ein wegen Theodor seinem Kanonikat. [Er ward später wirklich Kanonikus des Stifts beatae Mariae virginis zu Eimbeck.] Er lacht gern und macht gern lachen. Freilich ist seine Sendung nicht fröhlicher Art, aber er hat auch selber viel erlebt, er ist ein Weltmann im höchsten Grade, der immer die gute Seite herauskehrt. Von Hermann hält er sehr viel." Zwei Jahre später starb der Pathe der Frau Rath, Theodor, zu Thann als Theilnehmer am Geschäft seines Bruders Karl.

Mit Goethe kam Lotte kaum noch in nähere Verbindung, doch hörte sie von ihm manches durch ihre Tochter. Wie heilig diesem noch immer das Andenken an Wetzlar und die Familie war, in welcher er so wunderbare Tage verlebt hatte, zeigt folgende Geschichte, die Paul Wigand aus dem Munde eines Garbenheimers vernahm.*) Als dieser im Jahre 1822 als Rekrut zur Garde nach Berlin marschirte, rief ihn zu Weimar ein Kamerad mit dem Namen Wetzlarer an. Goethe, der im Fenster lag, hatte den Ruf gehört, und sogleich seinen Bedienten mit der Frage an ihn geschickt, ob er aus Wetzlar sei, und ihn, da er dies bejahte, zu sich kommen lassen. Er fragte ihn gar freundlich, ob er die Buffsche Familie kenne, erkundigte sich auch nach verschiedenen andern Personen [besonders wohl nach Brandts], ließ sich von Garbenheim erzählen, fragte, ob die Wittwe Koch noch lebe; auch sprach er von den Linden und dem wildbacher Brunnen. Nachdem er ihm zwei harte Thaler gegeben und ihn zu Mittag bewirthet hatte, entließ er ihn freundlichst. Als Eckermann Ende Mai 1824 nach seiner Heimat reiste, sagte ihm Goethe: „Wenn Sie in Hannover bei Rehbergs vielleicht meine

*) Europa 1839 I, 10. Der größte Theil dieses Aufsatzes ging in Wigands „Wetzlar und das Lahnthal" 1862 über, nur diese Stelle nicht. Herbst gibt S. 198 irrig das Jahr 1820 an. Vgl. daselbst S. 216.

alte Jugendfreundin Charlotte Kestner [Goethe hat ohne Zweifel „die Hofräthin Kestner" gesagt] sehen, so sagen Sie ihr Gutes von mir." Mit dem Besuche Eckermanns wollte er sie nicht belästigen. Im folgenden Jahre erschien die Jubelausgabe von „Werthers Leiden" mit dem schwermüthigen Gedichte an Werthers Schatten, und Goethe selbst feierte das Jubelfest seines Eintritts in Weimar.

Am 16. Januar 1828, drei Tage nach Vollendung ihres fünfundsiebzigsten Jahres, endete Charlotte ihr so thätiges, von reinstem Wohlwollen, entschiedenster Willenskraft und liebevollstem Familiensinn getragenes Leben. Bei der Erziehung ihrer Kinder hatte sie die größte Sorgfalt, aber auch entschiedene Strenge gezeigt. Nichts war ihr mehr zuwider als ein Handeln ohne Grundsätze, was eine ihrer Bekannten sie einst an einem ihrer Knaben ernst rügen hörte. Goethe blieb ihr immer mit herzlicher Liebe zugethan, da er diese schöne Natur tief erkannt hatte, und er war, wenn er auch durch seine weitverbreiteten Verhältnisse an einer lebhaften Verbindung mit ihr und ihrem hochgeschätzten Gatten verhindert wurde, stets bereit, sich ihr hülfreich zu erweisen. Wie sehr diese Freundlichkeit Goethes in der Familie bekannt war, zeigt eine von einem Gliede derselben erzählte Geschichte, die wir hier nicht übergehen wollen, obgleich sie in der Weise, wie sie berichtet wird, sich unmöglich zugetragen haben kann. Eines Tages, so lautet die Erzählung, machte er Lotten eine überaus große Freude. Sie hatte ihm mitgetheilt, daß ein Neffe von ihr, der gerne heiraten wolle, wider Willen als Jäger oder Oberjäger in kurhessischen Diensten festgehalten werde, und ihn gefragt, ob er sich nicht persönlich für den armen Menschen beim Kurfürsten verwenden wolle. Da er vernommen, daß letzterer sich eben in Marburg befinde, so habe er sich demselben vorstellen lassen und die Freilassung erwirkt. Dies kann nicht in den Sommer 1772 fallen, auch nicht 1816, wo Goethe zuerst Lotten wiedersah, oder später, da er 1815 zuletzt in jener Gegend war und von einem Zusammentreffen mit dem Kurfürsten eben so wenig als von einem Besuche Marburgs etwas bekannt ist.

Am Ende desselben Jahres, welches der so weit ausgedehnten Familie die Mutter entriß, am Geburtstage Winckelmanns finden wir den hannöverschen Ministerresidenten August Kestner zu Rom,

wo er schon längst unter den bedeutenden Archäologen durch reiche Anregung, Kenntniß, Geist und wohlwollende, zu jeder Unterstützung bereite Gesinnung eine hervorragende Stellung einnahm, unter den Gründern des archäologischen Instituts neben Bunsen, Gerhard, Thorwaldsen und Fea. Die Sendung des ersten Heftes des Bulletino dell' annali del instituto di Correspondenza archeologica an Goethe muß durch Kestner geschehen sein. Goethe erwähnt derselben mit großer Freude im Briefe an Meyer vom 23. Juli 1829. Aber schon viel früher stand er mit Kestner in freundlicher Verbindung. Als er am 12. Februar 1828 dem nach Italien reisenden Professor Göttling Medaillen zur Vertheilung an dortige Freunde schickte, nannte er unter diesen Kestner in Rom. Der Kanzler von Müller, der im Herbst 1829 nach Italien reiste, begrüßte auch Kestner in Goethes Namen. Der Brief, in welchem der Dichter anfangs April 1830 den Sohn des weimarischen Hofbildhauers Kaufmann ihm empfahl, begann mit der Entschuldigung: „Ich hätte Ihnen, mein theuerster und altbefreundeter Mann, schon längst für manche bedeutende Sendung und wiederholte Gefälligkeit zu danken gehabt." Noch in demselben Monate entließ er seinen eigenen Sohn August nicht ohne nur zu wohl begründete Sorge, ob er ihn wiedersehen werde, mit den freundlichsten Empfehlungen an Kestner, welcher die allgemeine Zuflucht aller Weimaraner in Rom war. Mit welcher Liebe dieser den Sohn des Jugendfreundes seiner Eltern aufgenommen, wie er ihm in seiner Krankheit beigestanden, wie er für seine Bestattung gesorgt, wie er alle Sorge angewandt, daß dem einundachtzigjährigen Vater die Schreckenskunde in der am wenigsten erschütternden Weise beigebracht werde, ist allgemein bekannt. Erst nach der Genesung von seiner schweren Krankheit konnte dieser am 27. Dezember 1830 seinen gerührten Dank aussprechen. Noch am folgenden 9. Juni nahm er Kestners Freundlichkeit in Anspruch, besonders wegen des Wunsches, die Ruhestätte seines Sohnes „auf irgend eine Art bescheidentlich bezeichnet" zu sehen, was auf so schöne Weise durch Thorwaldsens freundschaftliche Neigung geschah. So hatte es ein wunderbares Geschick gefügt, daß Lottens August den Vater in den letzten Augenblicken und bei der Leichenbestattung seines eigenen August vertrat. August

Kestner sollte Goethe mehr als zwanzig Jahre in glücklicher Thätigkeit und geachtetster Stellung als Vicepräsident des archäologischen Instituts überleben. Schon einige Jahre nach Goethes Tode bereitete er dessen Briefe an Kestner und Lotten zur Herausgabe vor. „Unser Dichter ist dahingegangen", begann die Einleitung; „wir betrachten sein mächtiges Leben; wir erforschen seine Spuren; wir sammeln, was ihn betrifft, um der Geschichte die verklungenen Töne zu überweisen, aus denen sie die unvergängliche Sprache bildet, zur Erhebung und Belehrung der Menschen." Daß noch schöner als „Werthers Leiden", das schönste Gedicht seiner Art, das in den Briefen hervortretende Leben gewesen, sprach er entschieden aus. Manchen, die reinen Antheil am Dichter nahmen, wurden diese in der Handschrift mitgetheilt; so lasen sie Gervinus und Gelzer, die sich in ihren Literaturgeschichten darauf bezogen, wie auch im Jahre 1847 die Augsburger allgemeine (Beilage zu Nr. 190) und die Kölnische Zeitung (Nr. 317) Auszüge daraus brachten. Der Herausgabe widersetzten sich mehrere Kinder Charlottens, weil sie darin eine Entheiligung zu sehen glaubten, besonders Lottens gleichnamige Tochter. Diese hatte sich nach dem Tode ihrer Mutter als Pflegerin zu ihrem verwittweten Bruder, dem Fabrikanten Karl, zu Thann im Elsaß begeben, dem in Folge eines Sturzes ein Fuß hatte abgenommen werden müssen und später durch das Umschlagen des Wagens ein Hüftknochen herausgetreten war; nach Karls Tode (am 14. Juni 1846) wohnte sie bei dessen Schwiegersohn in Basel, wo sie erst am 21. Mai 1877 starb. Sie hatte ihren Widerspruch aufgegeben, da August kurz vor seinem am 5. März 1853*) erfolgten Tode den Wunsch baldiger Veröffentlichung ausgesprochen, und es noch erlebt, daß nach dem Erscheinen des Briefwechsels das Andenken ihrer Mutter zu höchsten Ehren gelangte.

Der allgemein verehrte älteste Sohn Lottens, der Archivrath Georg Kestner, überlebte den Bruder noch mehr als fünfzehn Jahre. Er

*) Die richtige Angabe seines Todestages findet sich in „Goethe und Werther" S. 1. Irrig wird anderswo das Jahr 1852 angegeben. Vgl. das Bulletino 1853, 97 f. und Gerhards „Archäologischen Anzeiger" 1853 Nr. 53 S. 344 f.

starb am 22. Oktober 1867, fünf Tage vor seiner zehn Jahre jüngern Gattin Henriette Partz. Er war der Gründer der schönen, durch den Nachlaß seines römischen Bruders bedeutend vermehrten Kunstsammlung, die bei der Erbtheilung auf dessen jüngsten Sohn Hermann überging, wogegen das Familienarchiv und die höchst bedeutenden Autographen dem ältern Sohne, Georg Wilhelm Eduard Johann in Dresden, zufielen, dessen freundlicher Bereitwilligkeit auch ich manche Förderung zu verdanken habe. Hermann Kestner hat eben seine werthvolle Sammlung seiner Vaterstadt zum Geschenke gemacht und zugleich zur Errichtung eines Museums eine bedeutende Summe bestimmt, eine des Enkels Lottens werthe That, die nicht nur in seiner Vaterstadt Hannover seinen Namen verewigen wird.

Von den übrigen Kindern Lottens starb Theodor am 28. Mai 1847 als Stadtphysikus und Professor zu Frankfurt (seine Gattin war ihm am 12. September 1839 vorangegangen), Wilhelm, der Amtmann zu Hagen gewesen, am 22. November 1848 zu Bremen, wohin er sich zurückgezogen hatte, die jüngste Tochter Klara, Stiftsfräulein des Fräuleinstifts Marienwerder bei Hannover, am 9. Juni 1866, Hermann als hannöverscher geheimer Kammerrath und Herr auf Langenhagen (er hatte sich 1817 mit einer Schwägerin seines Bruders Theodor vermählt) am 31. Januar 1871*), Fritz, Kaufmann und Generalkonsul zu Havre de Grace, verheiratet mit Marie Doormann, am 7. Januar 1872. Dieser jüngste Sohn Lottens hatte sich noch am 19. Juli 1864 in das Fremdenbuch des Lottezimmers in Wetzlar in dem Geburtshause seiner Mutter eingetragen. Die höchst ansehnliche weitere Nachkommenschaft der Söhne Lottens bis auf den heutigen Tag zu verfolgen, liegt außerhalb unseres Zweckes. Dieselbe findet sich bis zum Jahre 1880 im „Bericht des freien deutschen Hochstiftes" Ostermonat 1881 S. 31—40 von einem Enkel Hermanns, Premierlieutenant Hermann Konrad Eggers, verzeichnet.

*) Wenige Wochen vorher am 8. Januar hatte er mich um Mittheilung meines Aufsatzes im „Morgenblatte" gebeten, um damit seine Sammlung zu vervollständigen. Zurück erhielt ich ihn mit einigen hier benutzten Verbesserungen durch dessen Sohn den Kreisarzt Hermann August Paul Kestner zu Mühlhausen im Elsaß, der darin „viele neue und schätzbare Familiendetails" fand.

Ueber Goethes Jugendliebe in Wetzlar ist nach der neuesten, äußerst verdienstvollen Schrift des zu früh hingeschiedenen Prof. Wilhelm Herbst und meinen seit 1849 („Zu Goethes Jubelfeier") fortgesetzten Studien, deren Ergebniß meine „Erläuterungen zu Werthers Leiden" (zweite Ausgabe 1880) und „Goethes Leben" (zweite Ausgabe 1883) enthalten, nichts weiter zu bemerken.*) Dagegen muß ich mir gestatten, auch jetzt noch ein Wort über die Abfassungszeit des Romans zu sagen. Bedauerlich, ja widerwärtig ist es, wenn erwiesene Thatsachen immer wieder angezweifelt werden und gar unhaltbaren Einfällen weichen sollen oder durch versuchte feine Aufspürungen verdunkelt werden.

Daß „Werthers Leiden" im Februar und März 1774 gedichtet sind, ergibt sich, wie ich ausführlich mehrfach, zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1847 Nr. 279, entwickelt habe, ganz unwidersprechlich aus brieflichen Nachrichten. Dagegen hat Viehoff gemeint, der erste Entwurf derselben könne schon dem Ende des Jahres 1772 angehören, die Abfassung zum Theil wenigstens 1773 erfolgt sein. Aber nach den uns vorliegenden Zeugnissen ist es unwidersprechlich, daß die düstere Stimmung, in welche Goethe durch sein Verhältniß zu Maximiliane von Laroche versetzt wurde, ihn zur Dichtung trieb, und er diese rasch zur Vollendung brachte Der Irrthum war nur dadurch möglich, daß Viehoff in der Aeußerung Goethes aus Mitte Juli 1773: „Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen", das Wort „Schauspiel" für etwas ganz anderes nahm, als was es wirklich besagt: er wagte zu behaupten, „Schauspiel" bezeichne nicht die bestimmte Dichtart, sondern Goethe wolle sagen: „zur Schau für die Menschen und zum Trutz aller, die sich daran ärgern mögen". Allein Goethe nimmt das Wort regelmäßig in dem gangbaren

*) Goethe war meist unten in der Wohnstube, aber auch zuweilen in der „guten Stub", der jetzigen, Reliquien jener Tage zeigenden Lottenstube, dem obern Eckzimmer nach der Straße zu. Die Wände sind blau mit grünen röthlich umrahmten Feldern, in denen Amor und Psyche, Diana und andere mythologische Figuren, wie es damals Sitte war, wie Marmorstatuen hervortreten. Hier findet sich unter andern Reliquien auch noch die alte, von Kestner und Goethe so oft gehörte Wanduhr, deren papiernes Zifferblatt eine Landschaft zeigt.

Sinne, er nennt den „Götz" ein Schauspiel. „Erwin und Elmire" und „Claudine" Schauspiele mit Gesang, „Stella" ein Schauspiel für Liebende: trotz alledem soll „zum Schauspiel bearbeiten" hier heißen „zur Schau stellen". Nein, Goethe hatte wirklich zuerst die Absicht, aus seinem Verhältniß zu Lotten ein Schauspiel zu machen, doch kam dieß nicht zur Ausführung, und erst im folgenden Jahre gestaltete sich der Stoff in raschestem Flusse zum Roman. Wenn Viehoff weiter in dem Briefe von Jacobi's Gattin aus dem November 1773: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich herzlich; er hat mich amüsirt, so wie Sie es haben wollten", bei dem Romane an „Werther" denkt, so muß er, um über das „Amüsiren" wegzukommen, zur Annahme greifen, Goethe habe bloß die ersten Bogen des Romans geschickt, wogegen der ganze Ausdruck spricht, sowie auch der Umstand, daß gar keiner Fortsetzung gedacht wird, welche die Freundin doch hätte verlangen müssen. Und selbst beim Anfang des „Werther" kann unmöglich von einem „Amüsiren" die Rede sein. Jacobis Gattin theilte alle von Goethe empfangenen Sachen außer ihrem Gatten auch Heinse mit. „Werther" war aber Jacobi ganz neu und Heinse fand gleich auf den ersten Seiten alles anders, als er geträumt hatte. Der von Jacobis Gattin geschickte Roman war nicht von Goethe selbst, sondern ein fremder, der zu ihrer Unterhaltung dienen sollte. Freilich ist bei dem Roman, woran Goethe langsam arbeitete, wie er am 15. September 1773 schreibt, schon an „Werther" zu denken, dem er bereits damals diese Form hatte geben wollen, ohne daß es ihm damit glückte; äußert er ja am 18. November an die Fahlmer, gearbeitet habe er, aber nichts zu Stande gebracht. Wenn Merck am 14. Februar 1774 schreibt, ein Roman, der zu Ostern von Goethe erscheinen solle, werde voraussichtlich ebenso gut aufgenommen werden, wie sein Drama („Götz"), so folgt daraus nicht, daß dieser den Roman schon gelesen, sondern Goethe hatte ihm vertraut, daß er mit einem Roman beschäftigt sei und er, um ganz in seiner Dichtung zu leben, sich von aller Welt absondern wolle. Endlich fällt der für die gegentheilige Behauptung angeführte Brief gerade in den März 1774 nach Vollendung der Dichtung. So bleibt es denn unwidersprechlich, daß wie der Schmerz der Trennung von Frau von Stein

den „Tasso“ in vollen Fluß brachte, so die düstere Verstimmung über die unglückliche Lage der an Brentano vermählten jungen Laroche ihn so tief ergriff, daß sie der Dichtung von „Werthers Leiden“ ihren glühenden Ausdruck lieh und dieselbe so rasch sich ergießen ließ.

Meine Aufstellung, daß die Dichtung des „Werther“ erst in den Februar und März 1774 falle, wurde später durch die Briefe Goethes an Frau von Laroche, wie von Loeper schon vor der Herausgabe derselben (1879), in den Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit“ (III, 380 f.), bemerkt hat, vollständig bestätigt und näher bestimmt. Diese Thatsache kann auch Herbst nicht in Abrede stellen, aber seltsamer Weise behauptet er, daß dem Dichter schon zur Zeit, wo er zur gefaßten Entsagung sich entschloß, das nie versagende ‚Heilmittel‘ als Reaktion seines schöpferischen Vermögens gegeben war, ‚zu sagen, was er litt‘. „Ja, man kann gerade in diesem Fall sagen, mitten in der Gluthitze von Liebe und Leid beginnt schon die noch unsichtbare Arbeit des dichtenden Geistes, und sobald diese eintrat, war damit eine andere Leidenschaft, eine neue Befriedigung und eine Befreiung an die Stelle gerückt.“ Hätte der so scharfsinnige Forscher sich nur klar gemacht, was er eigentlich behauptet, wäre nicht mit den verschleiernden schönrednerischen Wendungen, die neuerdings mit so vielen Nebelgebilden die Goetheforschung getrübt haben, über die Sache hinweggeschlüpft, so würde ihm das Ungehörige, ja das Frivole seiner Annahme aufgefallen sein. In welcher Zeit sollen wir uns denn den Embryon des Romans denken? Herbst nimmt an, die „Predigt“, welche Lotte am 16. August Goethe hielt, ihre Erklärung, daß er nichts als Freundschaft von ihr hoffen dürfe, habe „die Klärung und volle Selbstbesinnung“ bewirkt, ihn „aus dem halbpassiven Sichgehenlassen aufgerüttelt“. Doch schon längst hatte sein Verstand auf Lotten verzichtet, nur sein Herz konnte ihr noch nicht entsagen; die paar Wochen bis zu seiner auf die Mitte September festgesetzten Abreise wollte er sich noch im Glanze ihres unendlich geliebten Wesens sonnen. Der Kampf der Liebe und Pflicht wogte in seiner Seele fort, quälte und beängstigte ihn immer schrecklicher, besonders seit seinem ihn stets zu ernster Einkehr in sich stimmenden, ja oft zu einer

entschiedenen That treibenden Geburtstage, bis er endlich am 9. September, gerade ein Vierteljahr nach dem Tage, an welchem er Lotten zuerst gesehen, sich entschloß, am nächsten Morgen den längst feststehenden Vorsatz auszuführen, sich ohne Abschied zu entfernen, obgleich es für die in Thalehrenbreitstein verabredete Zusammenkunft mit Merck noch zu frühe war. Unbegreiflich ist es mir, wie Herbst Goethe die Frivolität zuschreiben konnte, „mitten in der Gluthitze von Liebe und Leid" den Gedanken zu fassen, „seine Situation", wie Goethe sich ausdrückte, „zu bearbeiten". Dieses war dem Dichter nur zur Zeit möglich, wo der Kampf vorüber war, dann erst hatte er die zur dichterischen Gestaltung nöthige Ruhe, wenn auch freilich während der Dichtung selbst die lebhafte Erinnerung der durchlebten und durchlittenen Zustände ihn wieder bewegte und mitdichtete. Herbst hätte sich sagen müssen, daß der Gedanke, seine wetzlarer Liebe dichterisch zu gestalten und sich von allem in ihm noch nachzitternden Schmerze zu befreien, erst dann in Goethes Seele fallen und in ihr keimen konnte, als der Schmerz um ihren Verlust völlig überwunden war. Nicht einmal Lottens Vermählung brachte die ersehnte Ruhe; erst mit der Abreise der Vermählten von Wetzlar ließ die schreckliche Spannung nach und er gewann die nöthige Fassung, um sein Leiden dichterisch aus sich herauszustellen; er schrieb neben seinen Prozessen, seinem Zeichnen und Bossiren „Dramata und Romane", wie er Mitte Juni 1773 bei Uebersendung des „Götz" an Kestner meldet. Einen Monat später theilte er diesem mit, er bearbeite seine Situation vom vorigen Sommer zum Schauspiel; daß es damit aber nicht recht fort wollte, deuten die vorhergehenden Worte an: „Meine Papageien, die ich erzogen habe, die schwätzen mit mir, wie ich, werden krank, lassen die Flügel sinken." Erst am 15. September hören wir, er arbeite neben einem „Drama fürs Aufführen" einen Roman, mit dem es aber langsam gehe. Daß demselben seine Situation in Wetzlar zu Grunde liege, verräth die vorangehende Aeußerung. Denn nachdem er die wunderliche Bemerkung gemacht, in seinem Gedicht „Der Wanderer" werde Kestner unter der Allegorie Lotten und ihn erkennen, und alles, was er so hunderttausendmal bei ihr gefühlt, fährt er unmittelbar fort: „Darob soll's euch aber

heilig sein, und ich hab' euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe.“ Aber auch diesmal ging es nicht vorwärts; wahrscheinlich sann er damals auf eine Erweiterung seiner eigenen Geschichte durch das künstlerisch damit verbundene Ende Jerusalems. Erst im folgenden Jahre fühlte er sich durch den Schmerz über das Unglück der jungen Max Brentano, der er leider nichts sein konnte, zum raschen Ergusse seines Romans getrieben. Mag er dazu auch einzelnes aus dem ersten Entwurfe vom September, ja vielleicht aus dem diesem vorhergehenden Drama benutzt haben, die eigentliche Gestaltung des Romans gehört dem Februar und März 1774 an. Der Versuch, die erste dichterische Auffassung seiner Situation „mitten in die Gluthhitze von Liebe und Leid“ zu setzen, verkennt ganz den edlen Dichter, dessen Herz zu sehr ergriffen war, als daß er an eine dichterische Verkörperung seines noch immer nicht überwundenen Seelenkampfes hätte denken können.*) „Doch leider hat man jetzt so viele Mittel“, den Thatsachen zum Trotz die Entstehungszeit von Dichtungen ein paar Jahre heraufzuschrauben, wie auch Herbst innere Gründe dafür zu entdecken gewußt hat, daß des Dichters Geist schon in Wetzlar von der Faustidee bewegt worden sei, nachdem er einen äußern in einer Bemerkung Gotters an Goethe gefunden, die aber, genau besehen, nichts beweist. Auch ist es nicht wahr, daß eine Idee den Dichter zum „Faust“ getrieben: er stellte diesen im entschiedenen Gegensatz zur dunkeln Volkssage dar, aus der er sich frei seine dichterische Fabel schuf, wie er auch nach künst-

*) Daß er selbst nach der Vollendung des „Werther“ seine Sehnsucht nach Lotten nicht ganz überwunden hatte, er ihre von Kestner erhaltene Silhouette (sie fand sich noch in seinem Nachlasse) fortwährend verehrte, die er schon am vorigen Karfreitag hatte begraben wollen, zeigen die Worte, welche er auf diese schrieb: „Lotte gute Nacht. am 17. Jul. 1774.“ Herbst hat die thatsächlich falsche Vermuthung geäußert, sie deuteten auf die Vollendung des „Werther“; diese fällt ja vier Monate früher. An jenem Tage befand er sich zu Ems, von wo er am folgenden Morgen nach dem Niederrhein zu fahren gedachte. Als er Abends seine Sachen zusammenpackte, legte er auch die Silhuette an eine Stelle, wo sie keinen Schaden litt, und er begnügte sich nicht, wie sonst einen Kuß auf sie zu drücken, sondern schrieb auch jene wohl doppelsinnigen Worte darauf, die darauf deuten sollten, daß sie von jetzt an ruhen werde.

lerischen Rücksichten seine wetzlarer Liebe umgestaltete, Jerusalems Ende damit verflocht, wodurch auch Lotte und Kestner einige ihnen fremde Züge erhalten mußten, ja Albert, wie er selbst etwas übertrieben sagt, ein Klotz wurde. Aber Goethe war sich bewußt, daß er dadurch eine die tiefste Seele ergreifende, in sich vollendete Dichtung geschaffen, die er trotz allem eiteln Gerede, in welches er dadurch vorübergehend das edle Freundespaar gebracht, „um seines eigenen Lebens Gefahr willen" nicht zurückkaufen wollte. „Werther muß — muß sein!" schrieb er an Kestner. „Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch — und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist*) — Wenn ich noch lebe, so bist dus, dem ichs danke — bist also nicht Albert. — Und also — Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden." Freilich stehen Charlotte Buff und Johann Christian Kestner reiner und würdiger im Leben als in der Dichtung da, aber nur durch die Dichtung wurden die Blicke der Welt auf ihr wirkliches Leben hingewandt, das mit dem des Dichters in herrlichster Weise auf ewige Zeit verknüpft ist.

*) So äußert er auch, noch voll von der dichterischen Kraft seines „Clavigo", gegen Jacobi (am 21. August 1774), der Charakter, die That von Beaumarchais habe sich mit Charakteren und Thaten in ihm amalgamirt, so daß die übersetzten Stellen unzertrennlich mit der Struktur, der Lebensorganisation des Stückes verbunden seien.

Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern.*)

Mit Benutzung ungedruckter Briefe.

Die fein anmuthige Lebensschilderung, welche die Dichterin der „Gabriele" begonnen hatte, bricht bei der Darstellung des Eindruckes ab, welchen die eben in ihrer Vaterstadt eingetroffene Kunde von der Einnahme der Bastille in ihrer Seele hervorgerufen. Von dem Bilde ihres so bedeutend eingreifenden Lebens in Weimar sind uns verhältnißmäßig wenige Striche erhalten. In dem Aufsatze von Stephan Schütze: „Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, 1806 bis 1830"**), finden sich anziehende, auf Tagebuchbemerkungen beruhende Mittheilungen in buntem Gemische. Der ausführliche Brief, welchen Frau Schopenhauer über die Leiden Weimars nach dem Unglücke bei Jena an ihren Sohn Arthur schrieb, liegt gedruckt vor,***) von ihren übrigen von Weimar aus diesen Winter über an ihren Sohn gerichteten Briefen ist bisher nichts benutzt worden. Ein glücklicher Zufall hat mir diese zugeführt, welche für ihre erste Verbindung mit Weimar, ganz besonders mit Goethe höchstbedeutend sind und eine empfindliche Lücke unserer Kenntniß von Goethes Leben ausfüllen.

Das traurige Ende ihres Gatten Heinrich Floris Schopenhauer, der im Jahre 1805 zu Hamburg aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal fiel, hatte der nach geistiger Ausbildung sich sehnenden, noch immer wohlhabenden Frau den Aufenthalt in Hamburg

*) Westermanns „Illustrierte Monatshefte" Band 25. Hier fortgesetzt und erweitert, auch in den Mittheilungen aus den Briefen der Schopenhauer.

**) In „Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840".

***) „Jugend- und Wanderbilder von Johanna Schopenhauer" (herausgegeben von ihrer Tochter) II, 211—256.

verleidet, und in ihr den Wunsch erregt, mit ihrer noch im Kindesalter stehenden Tochter Adele (sie war 1796, acht Jahre nach ihrem Bruder, geboren) ihren Wohnsitz an einen geistig belebten Ort Mitteldeutschlands zu verlegen, während ihr Sohn Arthur, dessen Sonderbarkeiten schon damals das Zusammenleben mit ihm wenig erfreulich machten, in Hamburg bleiben sollte. Ihre Wahl war auf Weimar gefallen, wo die beiden noch lebenden großen Dichter eine mächtige Anziehungskraft auf sie übten. Sie hatte die Stadt vor zwei Jahren am Ende der mit ihrem Gatten und ihrem Sohne gemachten großen Reise durch Holland, England, Frankreich und die Schweiz gesehen, und von Bekannten, besonders von einer in Weimar ansässigen hamburger Familie Kühn, dem Gründer des weithin wirkenden Landesindustriecomptoirs Bertuch und dem Kammerrath Dr. Ridel, aus Hamburg, dem frühern Erzieher des Erbprinzen, dem Schwager der durch „Werthers Leiden" berühmt gewordenen Charlotte Buff, verehelichten Kestner, vielleicht auch von ihrem Landsmanne, dem Satiriker Falk, der vor acht Jahren sich hier niedergelassen, Günstiges über die dortigen Zustände vernommen. Doch wollte sie, ehe sie einen Entschluß faßte, sich persönlich von den dortigen Verhältnissen und Aussichten überzeugen. Im Mai 1806 reiste sie mit Dienerschaft über Lüneburg, Hannover, Kassel, Eisenach und Gotha nach Weimar. In Gotha gefiel es ihr ausnehmend, sodaß sie diese Stadt unbedingt zu ihrem Wohnsitze gewählt haben würde, hätte Weimar sie nicht unwiderstehlich angezogen. Hier kam sie am Abend des 14. Mai an. „Jetzt kann ich noch nichts entscheiden", schreibt sie von hier den 16. ihrem Sohne, „doch gefällt es mir recht gut. Bertuchs, Ridels, Madame Kühn und Falks wollen alles Mögliche für mich thun; ich denke wenigstens vierzehn Tage hier zu bleiben; in der Zeit werde ich wohl mit mir und meinen Wünschen auf's Reine sein. Ich glaube, ich werde hier Hütten bauen." Von dem Gedanken, das in der Vorstadt gelegene kühnsche Haus zu kaufen, ging sie bald ab, da sie es zu klein, baufällig und abgelegen fand, sie auch nicht gleich durch einen Ankauf sich fesseln wollte, dazu billiger zur Miethe wohnen konnte. Schon drei Tage später hat sie sich eingemiethet, bei der verwittweten Frau Hofrath Johanna Caroline Amalie Ludecus, die

unter dem Namen Amalie Berg auch einiges geschrieben hatte. Ihr zweibändiger Roman „Luise oder die unseligen Folgen des Leichtsinns" war vor sechs Jahren mit einer Vorrede Kotzebues, der ihr wohl verwandt war, erschienen. Sie war die Tochter des braunschweigischen Majors von Kotzebue und am 16. November 1757 in Wolfenbüttel geboren, Wittwe des am 23. Oktober 1801 gestorbenen Hofrathes, Steuer- und Accisrathes, Geheimen Secretarius und Schatulliers der Herzogin Mutter Johann August Ludecus, nicht, wie bei Goedeke steht, des erst 1827 gestorbenen Johann Christian Ludecus, der bei der Herzogin Mutter dessen Nachfolger war. Die Kammerfrau der Herzogin Mutter Demoiselle Amalie Dorothea von Kotzebue war wohl ihre Schwester. Das an der Esplanade (Schillerstraße), ganz nahe am Theater gelegene Haus war das jetzige Wertherſche, Theaterplatz 1. Die Schopenhauer hatte den untern geräumigen Stock, vier durcheinander gehende Zimmer, gemiethet, den der erst am 9. verstorbene Hofmedicus Dr. Gottfried von Herder inne gehabt, nebst einem schönen Schlafzimmer und Kammer eine Treppe hoch, einem kleinen Garten und allen häuslichen Bequemlichkeiten für den damals freilich hohen Miethpreis von hundertundsiebenzig Thaler. Die Eigenthümerin wohnte mit ihrer Pflegetochter, der sechzehnjährigen Conta, auf dem obern Stocke. „Equipage brauche ich nicht", schreibt sie; „es giebt hier Miethwagen und Portechaisen, soviel man braucht. Der Ton in Gesellschaft ist äußerst gebildet. Ridels thun, was sie können, für mich. Gestern brachten wir einen Abend mit Falk und Fernow, den du kennen mußt,*) bei ihnen zu. Goethe und Wieland habe ich noch nicht gesehen; ersterer ist in Jena, letztern treffe ich wahrscheinlich Donnerstag bei Madame Kühn. Im Theater bin ich einmal gewesen; es gefällt mir sehr; die Truppe ist ungefähr wie in München, ein schönes harmonirendes Ganzes, Kostüm und Dekorationen sehr schön und herrliche Musik." Eine Woche später hat sie schon einige Möbel angekauft, andere bestellt; die übrigen denkt

*) Er hatte eine „Italienische Sprachlehre für Deutsche" geschrieben. Aus Jena, wo er Professor gewesen, war er von der Herzogin Mutter an die Stelle Jagemanns als ihr Bibliothekar nach Weimar gezogen worden.

sie zu miethen, da sie vorab sich nicht ganz festsetzen möchte. „Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig", äußert sie; „mit wenig Mühe und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar, und vielleicht in Deutschland, um meinen Theetisch zu versammeln und im ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen. Die Gegend um Weimar ist nicht ausgezeichnet schön, aber recht hübsch, der Park ist wirklich sehr schön. Vom Theater verspreche ich mir großen Genuß; ich habe es dreimal besucht: es ist wirklich ausgezeichnet; in Hamburg haben wir kaum den Schatten davon. Mit Wieland soll ich morgen bei Ridel zusammen sein und obendrein l'Hombre mit ihm spielen; den ganzen Abend werde ich denken: O Lord, o Lord, what an honour is this! Goethe sollte ich heute [den 26. Mai] sehen, er wollte mich selbst in der [unter ihm stehenden herzoglichen] Bibliothek herumführen; leider ist er gestern sehr krank geworden, aber doch ohne Gefahr." Alle drei bis vier Wochen wurde er damals von einem schweren Nierenleiden befallen. Von ihrem Freunde Tischbein hatte sie weder diesmal noch später eine Empfehlung an Goethe sich erbeten, der diesem noch am 5. Mai geschrieben und ihn nach Weimar eingeladen hatte.

Am 28. fuhr sie nach Jena, wo sie sich einen Tag der wunderschönen Gegend erfreute. Von dort ging es nach Dresden. Nachdem sie hier besonders an der Galerie sich gestärkt hatte, zog es sie nach Halle, wo sie am 9. Juni ankam. Hier fand sie bei den Professoren Froriep und Loder, sowie im nahen Giebichenstein bei Kapellmeister Reichardt die freundlichste Aufnahme. Alle diese waren genau mit Goethe bekannt gewesen. Ueber den Harz und Braunschweig kehrte sie nach Hamburg zurück, wo alles zur bevorstehenden Uebersiedelung vorbereitet wurde, die sie erst in der zweiten Hälfte September zur Ausführung brachte. Ihr Sohn Arthur blieb in Hamburg zurück, wo er die am Anfange des Jahres 1805 angetretene kaufmännische Lehrzeit bei dem Senator W. Jenisch auch nach dem Tode des Vaters fortsetzte, obgleich er daran so wenig Lust hatte, daß er hinter dem Rücken seines Prinzipals ganz andere Dinge trieb. Mit seinem Jugendfreunde Anthime Gregoire de Bléfimaire aus Havre, der, um Deutsch zu lernen, auf ein

halbes Jahr zu einem Geistlichen in der Nähe von Hamburg gekommen war, führte er, nach dessen Briefen,*) ein lockeres Leben, gab sich auch dem sinnlichen Genusse hin. Daß er der Begierde nicht widerstehen konnte, beklagt er selbst in den Versen:

O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befriedgen
Und nicht zu besiegen.**)

Daß sie es vermied, von ihm Abschied zu nehmen, zeigt ihr am Abend vor der Abreise geschriebenes Briefchen: „Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von deiner Cigarre, und ich weiß, daß ich dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh miteinander hingebracht; laß das der Abschied sein! Lebe wohl, mein guter, lieber Arthur! Wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich vermuthlich nicht mehr hier; aber, wenn ich es noch wäre, komm' nicht! Ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen, wenn wir wollen; ich hoffe, es wird nicht gar zu lange währen, so wird uns auch die Vernunft erlauben, es zu wollen. Lebe wohl! ich täuschte dich zum erstenmale; ich hatte die Pferde halb sieben bestellt. Ich hoffe, es wird dir nicht zu wehe thun, daß ich dich täuschte: ich that es um meinetwillen; denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin, und wie sehr mich jede heftige Rührung angreift. Lebe wohl! Gott segne dich! Deine Mutter J. Schopenhauer. Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch."

Schon auf der Reise wurde sie von Truppenzügen beunruhigt. In Halle erfuhr sie, daß sie auf dem Wege nach Jena und Weimar

*) Wir führen hier aus den uns vorliegenden Briefen mit Uebergehung der Liebesgeschichten Gregoires Aeußerung an: „Ich habe hier (in Paris) den Schopenhauer cadet gemacht, habe alles, Stücke und Schauspieler kritikirt (so!) und bin comme de raison in Streit mit einem jeden gewesen." Daß Arthur sich schon während der Reise der Mutter nach Weimar Sulzers „Theorie der schönen Künste" angeschafft hatte, sehen wir aus einem Briefe der Mutter, welche dieses billigte.

**) Vgl. Gwinner Schopenhauers Leben S. 53 f. (2. Aufl.).

weder Pferde noch Unterkommen finde, da alles von Soldaten in Anspruch genommen sei. Deshalb verweilte sie einen Tag, nahm dann Fuhrmannspferde, welche sie auf einem andern Wege, wo sie von den Truppen fast nichts zu sehen bekam, nach Weimar brachten. Am Abend des 28. traf die vierzigjährige feingebildete Frau an ihrem neuen Wohnsitze ein, wo sie im Gasthofe zum Elephanten abstieg. Ihre in der Jugend ungemein zierliche kleine Gestalt, war jetzt beleibt geworden und durch das Hervorstehen der linken Hüfte entstellt; aus ihren klaren blauen Augen, die sie mit dem hellbraunen Haare von der Mutter geerbt hatte, sprach herzliche Freundlichkeit, die auch ihre nicht schönen Gesichtszüge zeigten; ihr ganzes Wesen war höchst anmuthig und anziehend. „Hier ist alles gutes Muths", äußert sie am folgenden Morgen; „die Armee wird bald vorwärts gehen. Wie es dann wird, liegt freilich noch im Dunkel, aber es läßt sich alles gut an. Der Krieg aber ist unvermeidlich." Acht Tage später schreibt sie: „Das Schicksal spielt wunderlich mit mir, daß ich mich gerade in diesem stürmischen Zeitpunkte hierher versetzt finde, in ein Land, welches wahrscheinlich der Schauplatz eines blutigen Krieges wird. Doch da niemand vermuthen konnte, daß das geschehen würde, was jetzt geschieht, so ergebe ich mich in Geduld und mache mir auch keine Vorwürfe darüber; denn ich that, was ich für mich und die Meinigen für's Beste hielt. Persönlich riskire ich nichts; selbst wenn im schlimmsten Falle die Franzosen Herren dieses Landes würden, so würden freilich die Einwohner durch Kontributionen viel leiden, ich als Fremde aber habe nichts damit zu thun. Niemand hier macht Anstalt zum Fortgehen, und wo die andern bleiben, bleibe ich auch, es sei denn, daß, was nicht zu vermuthen ist, der Krieg sich so in die Nähe zöge, daß nahe bei der Stadt eine Schlacht gefochten würde; so etwas aber merkt man vorher, und mir bleibt dann noch immer die Flucht nach Berlin offen. Der Anblick alles dieses militärischen Wesens ist mir höchst interessant. Gestern zog die sächsische Armee unter dem Kommando des Prinzen Hohenlohe durch, ehegestern war der König, der Herzog von Braunschweig und das ganze Hauptquartier hier. So geht's alle Tage; alle Abende kommen neue Truppen, alle Morgen ziehen sie fort, machen neuankommenden

Platz. Alles dies macht den kleinen Ort sehr lebendig. Die schönen großen Soldaten in den glänzenden neuen Uniformen, die Offiziere, alle die Prinzen und Fürsten, denen man auf jedem Schritte begegnet, die Pferde, die Husaren, die kriegerische Musik, es ist ein so großes, gewaltiges Leben, daß es mich unwiderstehlich mit fortreißt. Nur wenn ich die unvermeidliche Folge des Krieges bedenke, und wie viele von diesen Menschen, die jetzt voll Lust und Leben hinziehen, bald todt oder verstümmelt da liegen werden, dann engt es mir das Herz ein. Die Soldaten, besonders die gemeinen, sind voll Enthusiasmus; sie wünschen nur, daß der Augenblick erst da wäre; er wird bald kommen. Alles zieht nach Erfurt; auch Napoleon rückt mit großer Macht an. Ich habe hier Freunde, die lebhaft an mir Theil nehmen. Ridel sorgt wie ein Bruder für mich; der gute Falk thut auch das Seine, und bringt mir gleich jede neue Nachricht zu, was ich sehr gern habe. Auch Bertuch nimmt sich redlich meiner an. Ich bin unter sehr gute Menschen gerathen." Sie hatte indessen zufällig die Bekanntschaft der Frau Johanne Sophie von Egloffstein, der Mutter des Hofmarschalls, einer sehr verständigen Frau, gemacht. Eine Empfehlung des Malers Tischbein hatte ihr eine zuvorkommende Aufnahme bei Fräulein von Göchhausen, der lustigen, freilich damals schon im fünfundfünfzigsten Jahre stehenden Hofdame der Herzogin Mutter, verschafft, welche sie dieser, Wieland und andern bedeutenden Leuten vorzustellen versprach. Goethe kam erst an demselben 6. Oktober von Jena nach Weimar zurück, wo er alles in großer Bestürzung fand. Auch diesen sollte sie sogleich kennen lernen. Indessen ließ sie durch ihre Dienerschaft, den Franzosen Duguet und dessen Frau Sophie, in ihrer Wohnung alles nach ihrem Geschmacke einrichten. Sie bezog diese bereits am 8., da der Aufenthalt im Gasthofe durch die vielen Fürsten und Generale sehr unbequem geworden war. Indessen mehrten sich die trüben Anzeichen, doch riethen die Freunde ihr zum Bleiben, wozu sie sich freilich genöthigt sah, da keine Pferde zu haben, nicht einmal zu kaufen waren. Am 11. vernahm man, daß Coburg und Saalfeld von den Franzosen eingenommen, der heldenmüthige Prinz Louis gefallen sei. Denselben Tag kamen der König und die Königin von Preußen, der Herzog von Braunschweig und

viele Generäle nach Weimar, die Erbprinzessin, Großfürstin Marie Paulowna, die sich nicht mehr sicher fühlte, reiste ab. Auch Frau Schopenhauer ließ zur Abreise packen und bemühte sich um Pferde, obgleich man ihr vorstellte, die Wege seien unsicher, und persönlich werde man ihr in Weimar nichts zu Leide thun. Da General von Kalckreuth, mit dem sie zu Hamburg in nahe Verbindung gekommen, gleichfalls in Weimar eintraf, bat sie ihn um eine Unterredung, aber leider konnte dieser seinen Besuch erst auf den folgenden Tag zusagen. „Den 12. besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte", berichtet sie selbst; „man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: ‚Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen.' Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe*) wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Mann ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser genommen, als wenn ich mich drauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen." Auch Kalckreuth, der am Abend kam, rieth ihr, bis zum Nothfall zu bleiben; wolle sie aber fort, so solle sie über Erfurt und Magdeburg gehen. Er ward durch seinen Adjutanten zum Könige berufen, weil man wieder eine starke Kanonade hörte. Obgleich es spät war, ließ sie sogleich durch ihren Freund Rath Karl Friedrich Anton Conta, der seit ein paar Tagen nach Weimar zurückgekehrt und in ihrem Hause wohnte, ihren Paß beim Herzoge von Braunschweig unterzeichnen. Dann kamen Ridel und Falk. Letztern, dem bei Ankunft der Franzosen das Schicksal Palms drohte, versprach sie mitzunehmen;

*) Der Abdruck im „Jugendleben" II, 216 hat hier irrig „im Bildnisse" hinzugefügt.

er sollte sich auch einen Paß verschaffen, nach Pferden suchen und sich jede Stunde bereit halten. Beide hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Man las das Manifest des Königs vom 9. aus dem Hauptquartier von Erfurt, das sie beruhigte. Den 13. besuchte sie mit Conta und ihrer Adele das von Ettersberge bis nach dem Parke sich erstreckende Lager. „Das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Offiziere vor des Königs Hause [es war das helldorffsche an der Esplanade] und den König am offenen Fenster; mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalckreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um 2 Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können; er bäte mich, ich möge ihm einige Zeilen zum Abschied schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte, auch mir Pferde zu verschaffen." Es war 12 Uhr. Sie ging zu Fräulein Göchhausen, die sie mit der Herzogin Mutter auf der Treppe fand, wo sie dieser sogleich vorgestellt wurde. Die Herzogin nahm sie mit sich auf ihr Zimmer. „Hier kamen verschiedene Offiziere, alle mit beunruhigenden Nachrichten: man hörte wieder stark kanoniren; das Lager, von dem ich eben kam, wurde abgebrochen, alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Karte den Weg, den Kalckreuth mir vorgeschlagen hatte; die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir, sie ließe alles einpacken zur Reise, und rieth mir ein gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche; noch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen; sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ging." Zu Hause fand sie Kalckreuths Antwort. Dieser gab keine Hoffnung auf Pferde; erst übermorgen würden Postpferde zu haben sein. Gegen 4 Uhr kam er selbst zu ihr, nachdem die Trommel seines Regiments schon zweimal gegangen war. „Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen. Unser Abschied war wirklich erschütternd. Da ging die Trommel zum drittenmal, und er riß sich los." Um den Abend

allein zu sein, schickte sie Adelen mit Sophien ins Theater, wo Himmels „Fanchon" gegeben wurde; denn Goethe hatte es mit aller Gewalt durchgesetzt, daß man trotz der furchtbaren Spannung auch an diesem Abende spielte. Es waren fast bloß Offiziere im Theater. Als sie um 7 Uhr wieder fahren und lärmen in den Straßen hörte, wurde es ihr im Zimmer zu enge; sie ließ sich durch ihren Diener zu Ridels Hause bringen, wohin sie nur durch große Umwege gelangte, da die Straßen von Bagagewagen besetzt waren. Bei Ridel sprach man sich gegenseitig Muth zu; allgemein glaubte man, die Franzosen ständen bei Leipzig. Am folgenden Morgen hörte Frau Schopenhauer erst um neun Uhr, daß man eine Schlacht in der Nähe vermuthe, nachdem diese schon drei Stunden gewährt hatte. Man brachte alle Werthsachen möglichst in Sicherheit. Frau Ludecus suchte die Schopenhauer zu ermuthigen; sie gaben sich die Hand darauf, alles zusammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, was auch kommen möge. Die Herzogin Mutter ließ ihr jetzt sagen, sie reise nach Erfurt; leider aber hatte sie keine Pferde, um sich ihr anzuschließen. In banger Sorge harrte man der drohenden Entwicklung. Nachdem man einige Zeit durch Siegesnachrichten getäuscht worden, vernahm man die Kanonen immer näher und näher donnern; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. Bald hörte man keinen einzelnen Knall mehr, nur das Pfeifen, Zischen und Knallen der Kugeln und Haubitzen, die über das Haus hinwegflogen und in der Nähe einschlugen. Darauf erhob sich in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, man hörte das Trappeln der fliehenden Preußen. Bald sprengten französische Husaren in die Stadt. Fünf derselben kamen in das von ihr bewohnte Haus ins Quartier. Conta und besonders Sophie, die unter ihnen einen Landsmann fand, wußten sie zufrieden zu stellen. Auch die weitern Belästigungen hielten beide mit großer Umsicht und Geistesgegenwart von ihr ab, oder milderten sie möglichst. So verbrachte man denn jene Nacht, die so vielen Bewohnern Weimars, besonders der Vorstadt, verderblich werden, manchem alles, was er besaß, rauben sollte, in ziemlicher Ruhe. Freilich erneuerten sich die Schreckensszenen am andern Tage, aber sie gingen ohne Schaden vorüber. Nachdem sie vom Prinzen Murat (sie hatte sich selbst mit Adelen

in Begleitung eines Husaren durch die den fürchterlichsten Anblick darbietende Stadt zu ihm aufs Schloß gewagt) einen Paß erhalten, führte das Glück ihr einen Dragoneroffizier zu, der sich freundlich ihrer annahm, und als er nicht mehr bleiben konnte, sie einem höchst gebildeten commissaire des guerres des Generals Berthier, Namens Denier empfahl, dem sie ihr bestes Zimmer einräumte. Unter seinem wirksamen Schutze durfte sie sich beruhigter fühlen, obgleich es nicht an beständiger Aufregung fehlte. Nach Deniers Entfernung am 17. erhielt sie zwei andere Offiziere zum Schutze, die freilich viel roher waren. An demselben Abend ward sie ganz heiser; den andern Tag konnte sie gar nicht sprechen, sodaß sie zum Arzte ihre Zuflucht nehmen mußte. Erst am 19., einem Sonntage, zogen die Franzosen ab, nur ein kleines Corps blieb zum Schutze zurück. Denselben Tag ließ sich Goethe mit Christiane Vulpius, mit der er seit achtzehn Jahren verbunden gewesen war, kirchlich trauen. „Er hat gesagt", berichtet Frau Schopenhauer, die es freilich nicht von ihm selbst gehört, „in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeigehen, in Zeiten wie die unsern müsse man sie ehren. Den Tag darauf schickte er Dr. Riemer, den Hofmeister seines Sohnes, zu mir, um zu hören, wie es mir ginge. Denselben Abend [zu Mittag hatte er mit dem Kommandanten Dentzel bei der regierenden Herzogin gespeist] ließ er sich bei mir melden und stellte mir seine Frau vor. Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie vorher gewesen wäre. Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden, und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen.

Morgen (den 25.) will ich meine Gegenvisite machen." Nur zu wenigen, und zunächst wohl nur zu den Bekannten der Frau Schopenhauer, konnte er seine Gattin führen, da man ihm seltsamerweise dieses längst beabsichtigten und gebotenen Schrittes wegen grollte, wohl nicht so sehr der Sache wegen, als weil man der so lange bitter gehaßten Vulpius dieses Glück nicht gönnte.

Besondere Sorge machten nach dem Abzuge der Franzosen die Menge der Verwundeten in Lazarethen und Gasthöfen und selbst im Theater, und das entsetzliche Elend, welches sie auch aus Mangel erduldeten. Hier bewährte sich Frau Schopenhauer auf die schönste Weise. „Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an", schreibt sie, „und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe [einem Gasthofe am Karlsplatze], in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen altes Leinen zum Verbinden, Wein, Thee, der erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot, und was ich konnte. Sophie und Duguet vertheilten es selbst; denn dem harten Inspektor konnte man nichts vertrauen. Es war im ganzen wenig und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen von dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und andere haben davon gehört und sind meinem Beispiel gefolgt."

An den Abenden der Tage der Trübsal kamen ihre Bekannten an ihrem Theetische zusammen, wo nichts außer Thee und Butterbrot im strengsten Sinne des Wortes gegeben, auch kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet wurde; besonders häufig erschienen Fernow und Goethes Freund, der Maler H. Meyer, Professor an der Zeichenschule, der Alles, außer seinen Schriften und seiner guten Laune, verloren hatte, zuweilen auch Goethe. Aus den Gesprächen des letztern theilt sie manches mit. So erzählte er, in seinem Hause sei überall gestreutes Pulver und gefüllte Patronen in jener Schreckensnacht gefunden worden; in einem Hause ihm gegenüber habe man wirklich Feuer angelegt, das noch zeitig gelöscht worden.*) Von Meyers

*) Auch Frau von Stein fand in allen ihren Stuben Pulver und Patronen. „Allerwegens war Feuer angelegt."

Schwiegervater, dem Goethe gegenüber wohnenden Kanzler von Koppenfels, dessen öffentliche Kasse geplündert worden war, sagte er, daß er wie König Lear ausgesehen, nur daß Lear selbst, hier die Welt toll gewesen: er hatte ihn im leeren Zimmer unter seinen zerrissenen Papieren kalt und versteinert an der Erde sitzen sehen. Frau Schopenhauer, meinte er, sei durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden; jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müßten sie auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erleichtern.

Den 31. Oktober schreibt sie: „Jetzt ist hier Alles sicher und ruhig. Die Verwundeten sind weiter geschafft bis auf wenige, die nicht transportabel sind; die Todten sind alle begraben, für Krankheiten ist nichts mehr zu fürchten. Auch haben wir keine Theuerung; unser Markt ist wohl versehen und Alles beinahe wohlfeiler, als wie die preußische Armee hier stand. Das Land umher ist zwar verwüstet, aber doch nur in einem kleinen Bezirke, und wir bekommen unsere Zufuhr aus der Ferne ... Man läßt die militärische Straße nicht mehr über Weimar, sondern über Buttstedt, 5 Stunden von hier, gehen; das ist ein großes Glück für uns. Die Herzogin-Mutter ist mit der Prinzessin Karoline gestern zurückgekehrt; alles hofft jetzt auf die Rückkehr des Herzogs und des Erbprinzen. Ich hoffe, der Winter soll ruhig vergehen, obgleich eben nicht sehr froh. In meinem Kreise darf ich doch auf manchen fröhlichen Abend hoffen. Ich habe jetzt ein Klavier, Conta singt recht hübsch und spielt die Guitarre, seine Schwester und eine junge Malerin, Mademoiselle Bardua, die viel zu mir kommt, auch.*) Da machen wir des Abends Musik.

*) Die Malerin Karoline Bardua, die zweite Tochter eines herzoglichen Kammerdieners in Ballenstedt, geboren am 11. November 1781, war im vorigen Jahre zu ihrer weitern Ausbildung nach Weimar gekommen, wo sie durch W. Körte, Fr. Aug. Wolfs Schwiegersohn, an Goethe empfohlen war. Als sie am 12. Mai 1807 Weimar verließ, um in Dresden Kügelgens Unterricht zu genießen, überreichte sie in der letzten Stunde Goethe ihr Stammbuch, der unwillig war, daß sie es ihm nicht früher gegeben, damit er auf ein passendes Wort hätte sinnen können. Er schrieb ihr die Verse:

Wie wir dich in unsrer Mitte
Ueben dein Talent gesehen,

Ich habe noch immer viel Besuch, der mir nichts kostet; ich darf keinen Luxus zeigen, um denen, die alles verloren, nicht wehe zu thun, und finde also das Leben trotz der schlechten Zeiten sehr wohlfeil." Sie selbst hatte gar keinen Schaden erlitten. „Fünfzig oder sechzig Bouteillen rothen Wein, mehr hat mir die Sache nicht gekostet, und dann, was ich seitdem, da der Wein hier sehr rar geworden ist, an meine Freunde und arme Verwundete gegeben habe." Besonders ihr Madera war eine Seltenheit, womit sie auch Kraus, den Direktor des Zeicheninstituts, stärken konnte, der nur wenige Wochen die von den Franzosen erlittene Mißhandlung überlebte. Auch mit Hemden ihres Gatten mußte sie Meyer und andere unterstützen. Trotz iher Güte glaubte sie doch von manchen, die viel mehr eingebüßt hatten, wie unter ihren nächsten Bekannten von Frau Ridel, die fast nichts behalten, mit Neid angesehen zu werden.

Alles schien äußerlich in das alte Geleise zurückkehren zu sollen. Ein Schreiben des Herzogs an seine Gemahlin, das auf Vorlegung an Napoleon berechnet war, die Rücksendung seines Kontingents nach Weimar und die Beantragung seiner Entlassung aus dem preußischen Dienste hatte den Kaiser milder gestimmt, doch noch immer verzögerte er die Entscheidung über den Bestand des Herzogthums. Weimar hatte auch noch jetzt seinen französischen Kommandanten. Falk, der früher von den Franzosen den Tod gefürchtet hatte, war trotz seiner schlechten Aussprache des Französischen als Dolmetscher beim neuen Kommandanten angestellt, der kein Deutsch verstand. Durch ihn ward der Kommandant bei Frau Schopenhauer eingeführt, die er nach der Sitte seines Landes häufig besuchte. Eine Garnison gab es fast nicht. Die Bürger mußten die Posten am Schlosse, beim Kommandanten und an den Thoren versehen, auch Nachtwache halten. Niemand war vom Dienste befreit. So sah die Schopenhauer ein-

Mögest du in gleichem Schritte
Immer, immer vorwärts gehen!

Drei Briefe Goethes an sie aus dem Jahre 1808 haben sich erhalten. Noch in den Jahren 1827 und 1829 besuchte sie ihn in Weimar. Vgl. Walter Schwarze „Jugendleben der Malerin Karoline Bardua" und (Kügelgen) „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" S. 166 ff.

mal Meyer und den jungen Bertuch*) vor der Hauptwache als Schildwache stehen, wo sie im Scherze recht ordentlich vor ihr das Gewehr präsentirten. „Des Abends wird mir oft eine gute Nacht von meinen guten Freunden zugerufen, die in Wind und Regen für meine Sicherheit wachen", schreibt sie am 7. November. „Alle thun es gerne; die Noth vereint alle und weckt schlummernde Kräfte, da, wo man ihr Dasein nicht ahnte .... Den Morgen und Nachmittag bringe ich zu, wie ich will. Ich habe wieder einen Klaviermeister [Werner] für mich und Adelen genommen, den ersten in der Stadt, der auch den Prinzen Unterricht gibt. Meine Malerei werde ich nächstens auch wieder hervorholen. Um 2 Uhr esse ich mit Adelen; gegen 6 Uhr trinke ich Thee. Dann kommt mein Besuch, unerwartet, unerbeten; aber allein bin ich bis jetzt noch nicht einen Abend gewesen. Es kommen Professor Meyer, Fernow, Falk, Goethe, Ridels, Bertuchs Familie, Mademoiselle Bardua, ein Wunder von Talent: sie wird in kurzem die erste Malerin in Deutschland sein; dazu spielt sie das Klavier und singt in großer Vollkommenheit. Conta und seine Schwester singen auch sehr hübsch. Wieland ist noch nicht gekommen, weil er krank ist, aber Hofrath Weyland,**) ein höchst interessanter Mann, und seine Frau. Der jüngere Bertuch, den du auch in Paris [im Jahre 1804] sahst, singt und spielt recht hübsch. Alle diese und noch einige andere minder Merkwürdige kommen bald alle, bald einer oder zwei. Meine Madame Ludecus, die eine der liebenswürdigsten ältern Frauen ist, und ihre Pflegetochter Mademoiselle Conta bitte ich auch immer dazu. Wir trinken Thee, sprechen, erzählen, lachen, klagen einander unser Leid, wie es kommt; wer Lust hat, singt und spielt im Nebenzimmer; um halb neun geht jeder zu Hause. Glock neune esse ich, um eilfe gehe ich zu Bette. Ich gehe fast nicht aus dem Hause. Jetzt ist mein Haus

*) Landkammerrath Karl Bertuch, der von einer längern Reise nach Wien, die er in Briefen beschrieb, vor kurzem zurückgekehrt war und seinen Vater in seinen Unternehmungen unterstützte.

**) Philipp Christian Weyland, 1765 zu Buchsweiler geboren, der jüngere Bruder von Goethes straßburger Freunde, ein Verwandter Friederikens. 1790 war er als Geheimsekretär nach Weimar gekommen, wo er später vorsitzender Rath, 1806 Vicepräsident des Landschaftskollegiums geworden.

noch das einzige, in welchem es so hoch hergeht; die andern haben alle mehr oder weniger verloren. Hernach wird es freilich nicht mehr so sein; aber dann wird das Theater wieder geöffnet, ich werde mehr ausgehen. Künftige Woche werde ich in verschiedenen Häusern, auch wieder bei der Herzogin Mutter, vorgestellt werden, dann werde ich weiter sehen, wie ich es mache. Auf jeden Fall bin ich hier am rechten Orte, wenn nicht gewaltsame Veränderungen die Menschen auseinander stäuben, die jetzt hier ein so harmonisches Ganzes bilden. Das alles liegt hinter dem düstern Schleier der Zukunft, uns beschäftigt nur noch die Gegenwart. Kommt Zeit, kommt Rath. Allmählich sprechen wir mit Ruhe von der Vergangenheit. Die Blessirten sind bis auf neunundvierzig, die in wenigen Tagen sterben müssen, und ein paar hundert minder Gefährliche, die in Privathäusern einzeln verpflegt werden, fortgeschafft. Seitdem athmen wir freier. Der Anblick jenes Elends, da Tausende hier lagen und fast ohne Hülfe verschmachteten, war herzzerreißend. Einquartierungen sind jetzt sehr selten. Wir haben genug geklagt, allmählich kommen komische Anekdoten aus jener trüben Zeit an den Tag, die durch den seltsamen Kontrast den Ernsthaftesten zum Lachen bringen. Meyer hat darin eine eigene Form; sein sonderbares Ansehen und seine Schweizerische Sprache [er war aus Stäfa am Zürchersee] machen den Eindruck unwiderstehlich, wenn er erzählt. Er selbst ist bis auf's Hemde geplündert worden, aber das schadet seinem Humor nicht."

Am 9. November ward Kraus begraben. „Du mußt dich noch auf den freundlichen alten Mann besinnen, der, wie wir zusammen [1804] in Weimar waren, mit uns ging", schreibt Frau Schopenhauer ihrem Sohne. „Er war Mitherausgeber des Modejournals, seit dreißig Jahren Bertuchs innigster Freund, ein alter Junggesell, aber der Freund und Trost aller jungen Mädchen, der ihnen Bälle und kleine Lustbarkeiten veranstaltete, der durch seine kindliche Heiterkeit jeden Zirkel belebte, liebenswürdig, freundlich, rein wie ein Kind, ohne kindisch zu sein, voll Liebe für die Kunst. Ohne sich zum Ideale zu erheben, gab er ihr die Anmuth, die in seinem ganzen Wesen lag. Er war Direktor der Zeichenakademie, die seine größte Freude war, besonders die zwei Tage, wo alle Mädchen aus Weimar

hinkamen. Er war der Freund und Vertraute einer jeden. Diesen liebenswürdigen, dreiundsiebenzigjährigen Greis*) haben die Barbaren förmlich gemißhandelt. Sein Zimmer hatte er ganz allerliebst eingerichtet, und freute sich, wenn recht viele Frauen da waren, die seine Ordnung bewunderten. Dieses sein Spielwerk ward vor seinen Augen zerstört. Er hielt die Nacht durch aus, dann floh er, geängstigt, mißhandelt, zur Herzogin, wo er zwei Tage blieb, bis Bertuchs ihn zu sich holten. Wie er wieder unter Freunden war, war er wieder froh und dachte nicht mehr der vergangenen Schrecken, aber seine Kraft war erschöpft. Er meinte, er würde besser, aber er wurde immer schwächer und schwächer, bis er sanft unter frohen Phantasien aus seiner Jugendzeit entschlief, ohne die Nähe oder die Möglichkeit des Todes zu ahnen. Sonntag Nachmittag wurde er dicht bei Lucas Cranach [und dem Hofmaler Löber] begraben. Junge Künstler trugen ihn. Goethe, Fernow, Meyer und viele folgten, auch alle Mädchen aus der Zeichenakademie. Conta's Schwester, die bei uns lebt, legte einen grünen Kranz auf seinen Sarg, wie er eingesenkt ward. Es soll unaussprechlich rührend gewesen sein. Ich ging nicht mit, weil ich gern alle zu lebhaften Eindrücke dieser Art meide. Den Abend kam Bertuch zu mir. Wie er die Conta in ihrem schwarzen Kleide sah, fing er wieder unaufhaltsam zu weinen an. Es kamen noch verschiedene dazu. Kraus war das einzige Gespräch und alle wußten so viel Gutes von ihm." Bertuch, in dessen Hause er gestorben war, ließ ihm ein Denkmal setzen und widmete ihm einen Nachruf im „Journal des Luxus und der Moden", der den Jahrgang 1807 eröffnete.

In demselben Briefe schreibt sie: „Da das Unglück einmal so glücklich überstanden ist, so thut es mir freilich nicht leid, es erlebt zu haben; an Erfahrung und Menschenkenntniß habe ich unendlich gewonnen, lieber Arthur. Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, je besser bin ich mit den Menschen zufrieden; sie sind wahrlich so böse nicht. Jetzt, da Anekdoten mancherlei Art zum Vorschein kommen, finden sich Züge von Edelmuth, Fassung, Herzensgüte, die mich bis tief ins Herz rühren, freilich auch Schlechtigkeit, Egois-

*) Er war am 26. Juli 1733 zu Frankfurt am Main geboren.

mus, Kleinheit des Gemüths, aber der Drang der Zeit entschuldigt diese und setzt jene in ein um so helleres Licht. Ich lebe jetzt ganz nach meines Herzens Wunsch, still, ruhig, geliebt von vortrefflichen Menschen, und in einem zwar kleinen, aber höchst interessanten Kreise. Ich bin immer zu Hause, aber Künste und Wissenschaft theilen sich in meine Zeit. Die Musik treibe ich mit Macht. Alles dies ist hier sehr wohlfeil. Ich gebe dem ersten Meister täglich 6 Gr., und er läßt Grund in der Lehrmethode hinter sich. Dann kommt Fernow zu mir und lehrt mich Italienisch; er thut es ohne alles Interesse und bloß aus Freundschaft für mich. Er ist höchst interessant, und dabei so gut, daß ich mit ihm wie mit dem gewöhnlichsten Menschen umgehen kann, und doch ist er einer unserer ersten Köpfe. Lies doch „Carstens Leben" von Fernow, und seine „Römischen Studien", die er mir letztens gebracht hat; es wird dich freuen. Die Malerei fange ich nächste Woche wieder an, und Professor Meyer wird mir auch als Freund mit Rath und That beistehen. . . . Ich werde jetzt in Oel in Lebensgröße mit Adelen gemalt. Die Bardua ließ mich nicht eher in Ruhe, bis ich ihr zu sitzen versprach. Es ist ungeheuer, was diese Künstlerin in Zeit von einem Jahre für Fortschritte unter Meyers Leitung gemacht hat. Sie will das Bild zur nächsten Ausstellung haben."

Den 10. aß Frau Schopenhauer mit ihrer Adele bei Goethe zu Mittag. „Die Gesellschaft war klein," berichtet sie ihrem Arthur, „ich, Bertuchs, Meyer, Knebel mit seiner Frau aus Jena*), ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, und einige Fremde. Ich kann Goethen nicht genug sehen; Alles an ihm weicht so vom Gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Aeußern viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Aergerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht untern Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres,

*) Sie wollten Knebels Schwester, die Prinzessin Karoline, die Herzogin Mutter und Goethe nach den schrecklichen Tagen begrüßen. Knebels Frau war bis 1797 Kammersängerin bei der Herzogin Mutter gewesen.

mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein. Den Abend kamen Bertuchs, Knebels, Fernow und Meyer zu mir. Es ward viel musizirt. Frau von Knebel singt himmlisch; die Bardua und Conta (sonst Mühls [eines jungen Danzigers] Hofmeister) halfen mit, und es ging recht gut."

Am Morgen des 11. besuchte Frau Schopenhauer die Herzogin Mutter, welche sie zu sich hatte bitten lassen. Sie fand sie mit Fräulein Göchhausen ganz allein. „Man vergißt gleich die Fürstin bei ihr", schreibt sie. „Ich blieb zwei Stunden bei ihr, und sie hätte mich gern noch länger behalten, wie es schien." Am Abend kamen Goethe, Fernow, Meyer und Ridel. Fernow brachte den eben fünfunddreißigjährigen Dr. Johann Stephan Schütze mit, der sich seit 1804 in Weimar aufhielt, wo er sich Wielands Gunst erwarb. Er hatte sich durch seine 1802 erschienene „Theorie des Reimes" bekannt gemacht und lebte jetzt besonders der Dichtkunst. Sein Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland" war eben gedruckt. Goethes Bekanntschaft hatte er noch nicht gemacht, obgleich er mit dessen Hauslehrer Dr. Riemer bekannt war. Um ihm vorgestellt zu werden, ließ er sich einführen. „Fünf Personen saßen denn also um die Schopenhauer her, die in stiller Geschäftigkeit hinter der Theemaschine ihr Amt als Wirthin verwaltete, während ganz gemächlich wissenschaftliche Gespräche geführt wurden." So erzählt Schütze. Diesen beschlich, wie er sagt, ein ängstliches Gefühl, wenn er auf die Wirthin blickte, die man so wenig ins Gespräch zog, das sich auf Italien, die italienische Sprache und ihre Mundarten bezog, in denen der vor vier Jahren aus Rom gekommene Fernow außerordentlich bewandert war. Da die Rede auf Goethes in Italien vollendeten „Egmont" kam, äußerte Schütze, Klärchens Lichterscheinung gebe dem Stücke erst seine höhere Bedeutung, da es des Helden Verdienst um die ganze Nation in ihren Folgen ausspreche. Damit hatte er dem Dichter aus dem Herzen geredet und dessen Gunst gewonnen. Frau Schopenhauer berichtet: „Goethe war in einem seltenen Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig. Wir haben einigemale so gelacht, daß die Leute auf der

Straße still gestanden wären, wenn es dergleichen hier gäbe." Schütze bezeichnet diesen Abend als den ersten ganz kleinen Anfang der Abendgesellschaften bei Frau Schopenhauer, was nur insofern richtig ist, als damals wahrscheinlich die Sonntage und Donnerstage als Gesellschaftsabende und der Anfang derselben auf die nächste Woche festgesetzt wurde. Diese Abende hatte man gewählt, weil an denselben nicht im Theater gespielt wurde, dessen Eröffnung man in nicht zu langer Zeit erwartete. Die Sonntage wurden genommen, obgleich diese Hoftage waren; hielt sich ja Goethe jetzt möglichst vom Hofe fern. „Die leichte Art, mit der ich die vorzüglichsten Menschen für mich interessirt habe, ist mir selbst ein Wunder", schreibt die Schopenhauer am 14. „Ich habe noch keine Visite gemacht; alles ist so ganz von selbst gekommen. Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun werden sich meine Freunde bei mir versammeln; was an interessanten Fremden herkommt, wird mitgebracht. Ich habe Goethe den Plan gesagt; er billigt ihn und will ihn unterstützen. Ich gebe Thee, nichts weiter; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen. Wärst du doch hier, lieber Arthur! welchen Werth könnte gerade dieser Zirkel für dich haben! Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Madame Ludecus, Conta und die Schwester, Bertuchs, Falks, Ridels, Weylands sind fürs erste eingeladen; die übrigen werden sich von selbst finden. Kosten macht das Ganze gar nicht, und unendlich viel Freude. Es fehlt hier an einem Vereinigungspunkte, und sie sind alle froh, ihn bei mir zu finden. Das Theater ist noch verwaist; niemand will gleich subskribiren, aber auch das wird sich finden." Sorgen machte ihr die drohende Besatzung Hamburgs durch die Franzosen und die traurige Lage ihrer von diesen belagerten Vaterstadt Danzig. „Lieber Arthur, verliere nur den Muth nicht", schreibt sie diesem. „Auch deine Zeit wird kommen, wo es dir nach Wunsch gehen wird. Wenn man seine Wünsche zu beschränken weiß, so kann man sicher auf Glück hoffen. Das erfahre ich jetzt; denn was ists eigentlich, was mich jetzt froh macht? Wie klein würde das alles in den Augen der großen Welt oder der eleganten Hamburger erscheinen?"

Nach Schütze müßte der erste Gesellschaftsabend Sonntag den

16. oder wenn man die Woche mit dem Montage beginnen ließ, Donnerstag den 20. gewesen sein. Dieser berichtet, zur nächsten Versammlung seien mehrere Familien, so die von Bertuch, Weyland und der Hofräthin Ludecus (diese nebst ihrer Pflegetochter) eingeladen gewesen, und jeden Donnerstag (sonderbar gedenkt er nicht der Sonntage) habe sich der Kreis erweitert. Goethe fehlte sehr selten. Bestimmt wissen wir, daß er am 23. und 27. zugegen war. Diese Regelmäßigkeit bei seinen Besuchen war in Weimar unerhört. Er kam mit einem Handlaternchen, wie wenn er zu Jena Voß besuchte. Gewöhnlich sprach er zuerst bei der Dienerin Sophie vor, die in Weimar wegen ihrer außerordentlichen Gewandtheit und Pünktlichkeit berühmt war. „Der Zirkel, der sich Sonntags und Donnerstags um mich versammelt", äußert die Schopenhauer am 28., „hat wohl in Deutschland und nirgends seines Gleichen; könnte ich dich doch nur einmal herzaubern! Goethe fühlt sich recht wohl bei mir und kommt recht oft. Ich habe einen eigenen Tisch mit Zeichenmaterialien für ihn in eine Ecke gestellt. Diese Idee hat mir sein Freund Meyer angegeben.*) Wenn er dann Lust hat, so setzt er sich hin und tuscht aus dem Kopfe kleine Landschaften, leicht hingeworfen, nur skizzirt, aber lebend und wahr, wie er selbst und alles, was er macht. Welch ein Wesen ist dieser Goethe! wie groß und wie gut! Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedesmal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist, als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe deutlich, daß er denselben Eindruck auf alle übrigen macht, die ihn doch weit länger kennen und ihm zum Theil auch weit näher stehen als ich. Er selbst ist immer ein wenig stumm und auf eine Art verlegen,

*) Wenn Goethe in Jena Abends zur Theestunde bei Frommann erschien, fand er immer seine angefangene Zeichnung in seiner Nähe und alles Nöthige, wie F. J. Frommann berichtet, mit der Bemerkung, er habe um diese Zeit (1806) gern beim Reden gezeichnet. Auch bei der Herzogin-Mutter pflegte Goethe Abends zu zeichnen, zuweilen auch bei Knebel in Jena. Gegen Holtei bemerkte die Schopenhauer im Jahre 1832, Goethe habe an ihrem Theetisch Abends zuweilen drei bis vier Zeichnungen gemacht, die er habe zerreißen wollen, aber sie habe behauptet, er besitze kein Recht darauf, weil sie auf ihrem eigenen Papier, mit ihrer eigenen Tusche gezeichnet seien, und so habe sie diese erhalten.

wenn er kommt, bis er die Gesellschaft recht angesehen hat, um zu wissen, wer da ist. Er setzt sich dann immer dicht neben mich, etwas zurück, sodaß er sich auf die Lehne von meinem Stuhle stützen kann*); ich fange dann zuerst ein Gespräch mit ihm an, dann wird er lebendig und unbeschreiblich liebenswürdig. Er ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern; eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich; ich kann ihn dann nicht genug ansehen. Er spricht von allem mit, erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen, wenn er mit einem spricht, und doch imponirt er allen, ohne es zu wollen. Letztens trug ich ihm seine Tasse zu, wie das in Hamburg gebräuchlich ist, daß sie nicht kalt würde, und er küßte mir die Hand: in meinem Leben habe ich mich nicht so beschämt gefühlt; auch alle, die in der Nähe waren, sahen es mit einer Art Erstaunen. Es ist wahr, er sieht so königlich aus, daß bei ihm die gemeinste Höflichkeit wie Herablassung erscheint, und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner stillen Herrlichkeit wie die Sonne. Dann ist immer Meyer und Fernow da, beide auch gar interessant, jeder anders. Dann kommen die Bertuchs, Dr. Schütze, ein sehr mittelmäßiger Dichter, aber sonst sehr gescheid,

*) Schütze berichtet: „Wenn Goethe eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradeswegs auf die Wirthin zu, machte ihr sein ernstes Kompliment, und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die übrigen im Kreise herum.“ Er möchte dies von der strengen Sitte der alten Zeit herschreiben. Dieses „Förmliche und Feierliche“ hatte Goethe sich angewöhnt, als man in Weimar wegen seiner Verbindung mit Christiane Vulpius gegen ihn äußerst verstimmt war; damals begann er im Aeußern den Hofmann zu zeigen. Vgl. mein Leben Goethes S. 434 f. 2. Aufl. Freilich traten darin auch die Gewöhnung seiner Jugend und eine vom Vater ererbte Seite seiner Natur in Folge der höhern Jahre schärfer hervor.

Dr. Riemer, der bei Goethe im Hause ist, auch ein sehr gebildeter guter Kopf. Das sind die Hauptpersonen, meine gute Ludecus nicht zu vergessen, die unter dem Namen Amalie Berg manchen recht hübschen Roman geschrieben hat*), und noch verschiedene Nebenpersonen, die anderswo Hauptpersonen wären. Um halb sechs versammeln sie sich. Wir trinken Thee, plaudern; neue Journale, Zeichnungen, Musikalien werden herbeigeschafft, besehen, belacht, gerühmt, wie es kommt. Alle, die was Neues haben, bringen es mit; die Bardua zeichnet irgend einen als Karikatur, Goethe sitzt an seinem Tischchen, zeichnet und spricht. Die junge Welt musizirt im Nebenzimmer; wer nicht Lust hat, hört nicht hin. So wird's neune und alles geht auseinander und nimmt sich vor, nächstens wiederzukommen." Schütze berichtet vom Abend des 27., Goethe habe die Frage vorgelegt, welchen Sinn der Nebentitel von Zacharias Werners Luther, „die Weihe der Kraft" haben möchte. Das noch nicht im Druck erschienene Stück hatte großes Aufsehen auf der berliner Bühne erregt. „Jeder sollte seine Meinung sagen, ob eine geweihte Kraft oder eine Weihung der Kraft oder eine Weihung durch die Kraft oder was sonst darunter zu verstehen sei. Seine Absicht ging indeß weniger dahin, jene Worte erklärt zu wissen, als darüber zu scherzen."

Bei einem Besuche, den die Schopenhauer der Frau von Egloffstein zu machen hatte, traf sie mit Wieland zusammen. Da der Alte es vernommen, hatte er sich dort eingestellt. „Er ist lebhaft genug für sein Alter", schreibt sie am 28. „Er bat auch zu mir kommen zu dürfen. Bei schlechtem Wetter geht er nicht aus; daher ist er noch nicht gekommen. Da er ohne Spiel nicht leben kann, so wird er bei mir seine Rechnung nicht finden; denn in meinem Zirkel spielt niemand. Auch weicht er Goethen sehr an Interesse. Er trägt ein schwarzes Käppchen, wie ein Abbé; das giebt ihm bei seinem weißen Haare etwas Würdiges. Er hat eine französische Physiognomie, und kann nie gut ausgesehen haben; jetzt ist er, besonders ohne Brille, ziemlich häßlich. Er war gar freund-

*) Außer dem S. 117 erwähnten Roman hatte sie 1806 „Sophie Normann" und ein Trauerspiel „Johanna Gray" erscheinen lassen.

lich und aufmerksam gegen mich und schien viel von mir gehört zu haben."

Riemers Bericht über den „thé littéraire" der Schopenhauer in einem Briefe an Frommann vom 29. ist sehr anschaulich. „Die unterste Etage, bestehend aus drei kleinen Zimmern en suite ist äußerst nett und geschmackvoll möblirt. Warme Teppiche bedecken den Fußboden, seidene Vorhänge zieren die Fenster, große Spiegel den Fensterraum und schöne Mahagonimeubel das Ganze. . . . Gewöhnlich sind schöne und modische Zimmermeublements hier nicht. . . . Das mittelste Zimmer ist das Entreezimmer, das eine rechts das Theezimmer, das andere links neben dem mittlern, um sich zu ergehen. Sie treten ein und finden eine Versammlung von Männern zunächst, und dann um den Theetisch die Damen. Goethe, Meyer, Fernow, Schütze, Weyland*), Conta sind die gewöhnlichen Besucher. Damen sind die Hofräthin Ludecus, Dr. Herder [die Wittwe des Hofmedicus], Mlle Conta, Bardua ꝛc. Man nimmt Thee, auch Zwieback und Butterbrot, man schwatzt von novis, politischen und literarischen; man spielt Klavier und singt. Um 6 geht man hin, um oder nach 8 schleicht man sich wieder fort. Die Dame ist reichgebildet (malt artig en miniature) und artig. Sie sucht nichts gerade darin; sie will nur unterhalten sein, und daran thut sie recht. Mir ist es sehr lieb, daß ich doch jetzt bei dem Mangel an Theater diese Ausflucht des Abends wöchentlich zweimal haben kann."

Am 28. traf Frau Schopenhauer in der Abendgesellschaft bei der Kammerherrin von Fritsch, der früher als Hofdame der Herzogin Mutter so sehr gefeierten Henriette von Wolfskeel-Reichenberg, der Goethe vor drei Jahren zu ihrer Vermählung ein so hübsches Gedicht („Magisches Netz") gewidmet hatte, statt Wieland, den sie dort erwartet hatte, zur höchsten Freude ihren Goethe, der sich auch hier liebenswürdig zeigte, aber nicht wie bei ihr. Am 3. Dezember brachte er ihr ein schön aus Papier ausgeschnittenes Bouquet des hamburgischen Malers Philipp Otto Runge, von dessen Arbeiten

*) So muß es statt „Wieland" im Abdrucke („Das Frommannsche Haus" S. 90) heißen.

er ihr mit großem Beifall gesprochen hatte.*) Sie war dadurch veranlaßt worden, in gleicher Weise einen von einer Fuchsia umschlungenen blühenden Kastanienzweig auszuschneiden, den sie an jenem Abende auf Goethes Zeichentischchen gelegt hatte. „Nun hättest du ihn und seine Freude über meine Kunst sehen sollen, wie er es gewahr wurde!" schreibt sie ihrem Sohne. „Gegen Runges Bouquet mußte ich freilich zurückstehen, aber meines war in der Art ein erster Versuch; denn die Blumen sind in Lebensgröße. Nun kamen verschiedene, die meine Arbeit für Runges Arbeit hielten, welche sie früher gesehen hatten; und Goethe rief dann ganz triumphirend, wenn sie lange bewundert hatten: ‚Nein, die Frau, die kleine Frau hat das gemacht! Solche Streiche macht sie! Sehen Sie einmal, sehen Sie einmal recht, wie hübsch das ist!' Er freute sich darüber wie ein Kind zum Weihnachten. Den Abend ward nicht gelesen, aber viel Musik gemacht. Die übrigen gingen ans Klavier im Nebenzimmer, ich blieb allein bei Goethen an seinem Zeichentische; denn ich kann ihn nicht genug sehen und hören. Nun erzählte er mir von einem Ofenschirm, den ich so machen müßte, machte mir mit ein paar Strichen eine Zeichnung dazu und will mir auch beim Aufkleben helfen. Wer kann sich Goethen so denken? Hernach versammelten sich Meyer, Fernow und Schütze um uns, wir machten einen kleinen Kreis; die Bardua kam dazu, mit welcher immer heillos umgegangen wird, und der Abend verging unter Scherz und Lachen."

Um diese Zeit lernte sie beim Geheimerath von Schardt, dem ältern Bruder der Frau von Stein, die Frau Geheimerath von Wolzogen, die Dichterin der „Agnes von Lilien", und deren Schwester, Frau von Schiller, kennen; beide fand sie sehr gebildet und in-

*) Schon im Frühlinge hatten ihn Runges mystische Zeichnungen lebhaft angezogen, über die er sich an den Mittwochmorgen gegen die sich bei ihm versammelnden fürstlichen Damen und Frau von Stein aussprach. Knebels Schwester schrieb am 21. Mai 1806, die ganz allerliebsten Gedanken dieser Zeichnungen ließen sich von Goethe selbst am besten hören. Seit dieser Zeit war er mit Runge in ununterbrochener Verbindung geblieben, wovon denn jetzt Frau Schopenhauer, wie früher seine Mittwochsgesellschaft, ihren Antheil erhielt.

teressant. Mit Frau von Schiller trat sie bald in nähere, freilich nicht vertrauliche Beziehung. Auch die so feingebildete Frau von Schardt, die längere Zeit in Hamburg gelebt hatte, hielt sich zurück. Der Kreis der Bekannten der Schopenhauer erweiterte sich immer mehr. Adelige und Bürgerliche begegneten ihr sehr zuvorkommend und freuten sich, die viel besprochene Fremde, die so bald einen höchst bedeutenden Kreis um sich gebildet hatte, persönlich kennen zu lernen. Ueber die traurigen politischen Verhältnisse hatte sie sich gefaßt, worauf Goethe wohl nicht ohne Einfluß gewesen. Der eisernen Nothwendigkeit sich zu fügen und an der angewiesenen Stelle das Seinige zu thun, schien ihr Pflicht zu sein. „Ich begreife es nicht", schrieb sie, „wie man sich noch dem Unbesiegbaren entgegenstellen mag; er geht seinen Gang und was ihm in den Weg kommt, wird getreten." Von ihren Gesellschaften war jedes politische Wort ausgeschlossen.

Am Abend des 7. Dezember hatte sie einen Besuch des Oberhofmeisters der Herzogin Mutter, Freiherrn von Einsiedel, der sich ihr selbst vorstellte, weil es ihm zu umständlich war, fremde Vermittlung in Anspruch zu nehmen. „Denke dir eine lange Figur in völligem Hofkostüm", schreibt sie ihrem Sohne, „mit Haarbeutel, Degen, Chapeaubas in tiefer Trauer um den Herzog von Braunschweig; denn er ist Oberhofmeister der verwittweten Herzogin [der Schwester des an seinen Wänden Gestorbenen]. Ich wußte gar nicht, was ich daraus machen sollte. Zum Glück war schon meine alte Ludecus bei mir, die ihn kannte und mir vorstellte. Da freute ich mich denn wirklich über diese Bekanntschaft; er ist als Dichter wohl auch dir bekannt und hat noch kürzlich den Terenz übersetzt, und zwar meisterhaft, wie ich höre. Er blieb nur bis um sechs, weil er die Herzogin nach Hofe begleiten muß, versprach aber recht bald wiederzukommen. Gleich darauf stellte sich Goethe ein, aber schon um sieben Uhr wurde er zu seinem höchsten Verdrusse abgerufen. „Die Frau des Marschall Lannes kommt hier durch und sollte bei ihm logiren. Weil sie schon viele Tage erwartet wurde und nicht kam, so meinte er, sie käme gar nicht, aß richtig zu Mittag eine kalte Gänseleberpastete, die für die Dame bereitet war, und kam den Abend zu mir. Nun kam die Dame, und die Pastete war

verzehrt, und er war bei mir und mußte fort." Die übrigen unterhielten sich diesen Abend über die ausgestellten Bilder der Bardua, unter denen die Porträte von Wieland, der Schopenhauer und ihrer Adele; das der Mutter fand man sehr ähnlich, dagegen war ihre freilich nichts weniger als schöne Tochter gar nicht getroffen. Man setzte der lustigen Malerin, deren aufkeimendes Talent sehr viel versprach, tapfer zu. Später las Meyer über geschnittene Steine, von denen er Abgüsse vorzeigte. Mit Falk stand die Schopenhauer damals in einem lustigen Kriege. Dieser schrieb ihr ganz unerwartet von Naumburg aus, wohin er als Dolmetscher des dortigen Kommandanten gegangen, er habe ihr zwei hübsche Pferde wohlfeil gekauft, und als sie von einem solchen Kaufe nichts wissen wollte, nahm er es ihr übel und schickte ihr einen witzelnden Brief.

Vierzehn Tage später berichtet Frau Schopenhauer: „Vorige Woche brachte ich einen sehr angenehmen Abend bei der Herzogin [Mutter] zu. Es war niemand dort als ich, die Hofdamen [von Göchhausen und von Stein], Goethe, Wieland und Einsiedel. Goethe zeichnete, wie immer. Ich finde ihn aber nirgends heiterer und liebenswürdiger als bei mir. Auch mit Frau von Schiller [von der sie am 8. besucht worden war] bin ich näher bekannt geworden; sie ist sehr gebildet, wie du leicht denken kannst; ihr Umgang ist mir sehr interessant. Wir sprechen fast immer von Schillern, und sie erzählt mir tausend kleine Züge von ihm, die es machen, daß ich immer mehr bedaure, so spät hergekommen zu sein. Goethe ist noch immer jeden Gesellschaftsabend bei mir.*) Gestern war mein Zirkel klein, aber um so interessanter, obgleich gerade niemand etwas zum Vorlesen mitgebracht hatte. Ich schnitt wieder Blumen aus, und Goethe war gewaltig geschäftig, sie zu einem Ofenschirm zu ordnen, den er selbst aufkleben will; dabei erzählte er Anekdoten aller Art. . . . Die Bardua malt jetzt Goethen; ich glaube fast, er würde mir auch sitzen, wenn ich ihn darum bäte; den Muth dazu hätte ich wohl, aber, wenn's zur Ausführung käme, und er mich

*) Am 13. schreibt dieser an Knebel, er habe sich gewöhnt, die Abende in Gesellschaft zuzubringen, und er hoffe, so über die nächsten sechs Wochen glücklich hinauszukommen.

dann so ernsthaft mit seinen durchdringenden Augen ansähe, dann wäre ich in Gefahr, davonlaufen zu müssen. Also lasse ich es lieber; die Bardua wird mir aber das Bild, welches sehr ähnlich werden soll, kopiren. ... Letzt sprach man bei mir vom Latein, wie nothwendig es wäre und wie wenig es jetzt gelernt würde. Ich sagte, du hättest es in deiner Kindheit durchaus nicht lernen können, obgleich du lebende Sprachen sehr leicht vollkommen begriffest. Goethe sagte, es wundere ihn nicht; es wäre ungeheuer schwer; da hülfe keine Methode, die ganze Kindheit müsse darauf zugebracht werden. ‚Wenn zehn Louisd'or auf einem Tische liegen, kann man sie leicht einstreichen; aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Steine, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist's ein ander Ding; ein Kind kriecht dann wohl mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen.' Ich sagte, du hättest Lust, es noch zu lernen, ich wolle dir aber abrathen. Das sollte ich auch nicht thun, sagte er; es bliebe doch immer etwas hängen, und wenn du es noch thun wolltest, so wäre es sehr gut und nützlich, obgleich du es zur Vollkommenheit nicht bringen würdest." Die Unzufriedenheit mit dem Kaufmannsstande, zu dem ihn der Vater bestimmt hatte, regte sich immer mehr in Arthur. Daneben quälte ihn sein Gehörleiden, wogegen er alle Mittel versuchte, und einer Operation wollte er sich nicht unterziehen. Die Mutter billigte dies. Seine Taubheit, schrieb sie ihm, sei das einzige, was sie jetzt an ihrem vollkommenen Glücke hindere, doch hoffte sie, daß er davon befreit werden würde, und sprach ihm Muth zu. Sie selbst beschäftigte sich fortwährend eifrig mit dem Italienischen, worin sie es den Winter so weit zu bringen hoffte, daß sie es mit Vergnügen lesen könne.

Am Abend des ersten Weihnachtstages fand sich auch wieder Goethe ein, obgleich ihn die am nächsten Tage erfolgende Eröffnung des Theaters sehr in Anspruch nahm. „Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er", hören wir von der ganz von ihm hingerissenen Frau. „So saß er den ersten Feiertag Abend eine lange Weile im letzten meiner drei [durcheinander gehenden] Zimmer mit Adelen [der am vorigen Abend ein schöner Tannenbaum, den einige Damen ihr nach der Landes-

sitte mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen und Wachslichtern verziert hatten, Puppen, eine kleine Galanteriebude und anderes beschenkt worden war] und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Konversation zwischen den Dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophiens Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich Adelens Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen und kam nun mit den frohen Kindern und einem so lieben, milden Gesicht zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich. Ihn freut alles, was natürlich und anspruchslos ist, und nichts stößt ihn schneller zurück als Prätension. Wir hatten den Abend nichts zu lesen; ein Aufsatz über die verschiedenen Mundarten der italienischen Sprache, welchen Fernow mit der ihm ganz eigenen Grazie und Klarheit geschrieben und vorgelesen und der uns einige Abende hindurch unterhalten hatte, war aus. Also kam es dann wieder ans Ausschneiden, wofür Goethe sich lebhaft interessirt. Mein Ofenschirm ist in voller Arbeit .... Ich fabrizirte den Abend noch mit Meyern einen transparenten Mondschein; denn Meyer muß immer so etwas haben; die übrigen standen umher und konversirten im zweiten Zimmer; Conta und die Bardua sangen zwischendurch ein Liedchen, und Goethe ging ab und zu, bald an meinen Tisch, wo ich mit Meyern arbeitete, bald nahm er Theil an jenem Gespräch. Mit einemmale kam man, ich weiß nicht wie, dort auf den Einfall, die Bardua, die sich ohnehin leicht graut, mit Gespenstergeschichten angst zu machen. Goethe stand gerade hinter mir. Mit einemmale machte er ein ganz ernsthaftes Gesicht, drückte mir die Hand, um mich aufmerksam zu machen, und trat nun gerade vor die Bardua und fing eine der abenteuerlichsten Geschichten an, die ich je hörte; daß er sie auf der Stelle ersann, war deutlich, aber wie sein Gesicht sich belebte, wie ihn seine eigene Erfindung mit fortriß, ist unbeschreiblich. Er sprach von einem großen Kopf, der alle Nacht oben durchs Dach sieht; alle Züge von dem Kopf sind in Bewegung; man denkt die Augen zu sehen, und es ist der Mund, und so ver-

schiebt sichs immer, und man muß immer hinsehen, wenn man einmal hingesehen hat. Und dann kommt eine lange Zunge heraus, die wird immer länger und länger, und Ohren, die arbeiten, um der Zunge nachzukommen, aber die könnens nicht. Kurz es war über alle Beschreibung toll, aber von ihm muß man's hören und besonders ihn dazu sehen. So ungefähr muß er aussehen, wenn er dichtet."

Den folgenden Abend ward das Theater mit dem neuen Lustspiel „Die Erben" von Frau von Weißenthurn wieder eröffnet, bei welcher Gelegenheit die Herzogin Luise, die durch ihr heldenhaftes Auftreten bei Napoleon das Land gerettet hatte, mit allgemeinem Jubel begrüßt ward. Tags darauf wurde nach der Oper „Der Schatzgräber" der am 16. zwischen Napoleon und dem Herzoge geschlossene Friede, der das mit schwerer Kontribution belastete Herzogthum unter den Rheinbund stellte, unter Pauken- und Trompetenschall von der Bühne herab verkündet. Frau Schopenhauer war an diesem Morgen mit Fernow nach Jena gefahren. „Jena sieht traurig aus", schreibt sie; „einige zwanzig Häuser liegen in Asche, und gerade am Eingange der Stadt. Von dem Gewühl, das die Studenten dort sonst machten, ist nichts mehr zu sehen, alles todt und still. Wir stiegen in der ‚Sonne' ab, und gingen dann zum Buchhändler Frommann. Die Frau ist eine Hamburgerin, aber sehr gebildet und liebenswürdig. Goethe hält viel auf diese Familie, besonders auf die Frau. Ich war ihr auch schon durch die Lodern empfohlen; also waren wir alte Freundinnen. Von da gingen wir zu Fahrenkrüger [er hatte in Hamburg eine Privatunterrichtsanstalt gehabt und beschäftigte sich besonders mit Englischer Sprache], der ein gar lustiger Kauz voll Geist und Leben ist. Den Abend brachten wir beim Major Knebel mit Frommanns sehr angenehm zu. Die Frau singt wie ein Engel; er ist ein alter genialischer Feuerkopf, durchweg poetisch. Den andern Morgen frühstückten wir auf hamburger Weise bei Fahrenkrüger, aßen bei Frommann, und waren den Abend mit einem großen Veilchenstrauß hier; denn das Wetter war durchweg so warm, daß an den Felsen, wo die Sonne am wärmsten wirkt, die Veilchen blühen." Den folgenden Tag, einen Sonntag, war wieder Gesellschaftsabend, wo

dann von der jenaischen Reise die Rede sein mußte. Damals war es wohl, oder kurze Zeit später, daß Goethe, wie die Schopenhauer am 5. Januar 1807 schrieb, ihr rieth, den Sommer nach Jena zu ziehen, wohin er selbst auch kommen werde; sie wollte sich vor der Stadt einige möblirte Zimmer miethen, die auf drei Monate etwa 10 bis 15 Thaler kosten würden. Sie nahm damals den griesbachschen Garten in Aussicht, ging aber später davon ab.

Am Sylvesterabend hatte sie zum erstenmal ein kleines Souper, das sie aber, obgleich Platz für mehr Personen war, auf zwölf beschränkte. „Goethe mit Frau, Fernow, Meyer, Dr. Riemer, die Bardua und der Dichter Schütze, der ihr ein wenig die Cour macht, Professor Froriep aus Halle, Bertuchs Schwiegersohn und einer der schönsten und dabei angenehmsten Männer, Conta mit der Schwester, ich und Adele, das waren wir Alle, und gewiß einer der angenehmsten Zirkel. Goethe war auf sein Bestes (so!), und alle versichern mir, seit vielen Jahren keinen ähnlichen Abend erlebt zu haben. Auch war das alte Jahr schon seit zwei Stunden vorüber, wie wir uns trennten." Schütze berichtet: „Unter andern erzählte Goethe von dem Erfolge des großen Räthsels, das er in die Welt ausgesandt.*) Briefe über Briefe kamen mit Auflösungen, es kostete viel Porto, und der Bediente gerieth außer sich. ‚Lassen wir das noch eine Weile!' sagte er. ‚Es ging vorzüglich nach dem Harze zu, und endlich brach es sich am Brocken.' Dann neckte er die Bardua, die mich mit einem Einfall malen sollte."

Den Neujahrstag war wieder Gesellschaftsabend. „Die Bardua hatte sich unter den Tisch gesetzt", berichtet Schütze, „weil sie Goethes Befehl vom vorigen Tage nicht vollzogen hatte; als sie unter demselben hervorrauschte, erschreckte sie Goethes ernstes Gesicht." Die Schopenhauer berichtet ihrem Sohne von diesem Abende: „Es wurde (von Fernow) ein Lustspiel von Schütze gelesen, das

*) Was hiermit gemeint ist, weiß ich nicht. Denn wollte man es auch für möglich halten, daß das Räthsel auf den Schalttag gemeint sei, das 1802 für Schillers „Turandot" gedichtet war, und im ersten Bande der neuen Ausgabe der Werke gedruckt wurde, so widerspricht der Umstand, da dieser Band und die drei folgenden erst im nächsten März erschienen. Hier ist also noch ein Räthsel zu lösen.

ganz hübsch ist und allgemeinen Beifall fand. Sieh doch zu, daß du es liest; es heißt: ‚Der Dichter und sein Vaterland. Als Vorschlag zur Todenfeier aller Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden'. Schütze hat diese Bahn noch nicht lange betreten, aber der erste Versuch ist glücklich; es ist Witz und Satire, aber ohne alle Bitterkeit und das ist selten. Goethe [der es schon kannte] hatte auch viel Behagen dran.*) Er war aber recht müde von der Schwärmerei der vorigen Nacht."

Das Theater besuchte Frau Schopenhauer nicht jedesmal; gefiel es ihr auch ganz wohl, so übte es doch keine besondere Anziehungskraft auf sie. Conta, der ihr bisher ein so bequemer Begleiter gewesen, war dem Regierungsrath Müller, der die Verhandlungen mit Napoleon betrieb, beigegeben worden, wodurch sie eine gewisse Lücke fühlte. „Wollte ich ausgehen, so hatte ich seinen Arm", schreibt sie; „wollte ich Schach spielen, so spielte er; wollte ich mir vorlesen lassen, so las er; wollte ich Musik, so sang er zur Guitarre; wollte ich quatre mains spielen, so spielte er; wollte ich malen, so saß er mir; wollte ich allein sein, so ging er; solch einen Cicisbeo finde ich nie wieder." Fernow hielt immer treu zu ihr. Seine Frau, eine Römerin, die fast nie ausging, weil gegen Rom in Weimar ihr alles armselig schien und sie in Folge der rauhen thüringischen Luft kränkelte, war ihr ganz unbekannt. Fernow hatte sie geheirathet, obgleich sie weder durch Schönheit noch durch Geist und Bildung sich auszeichnete, weil sie still und häuslich, von angenehmer Gestalt und dienstfertig war und sie ihre heftige Neigung zu ihm nicht verhehlen konnte.

„Am Abend des 4.", schreibt sie, „fing Goethe an von seinem herannahenden Alter zu sprechen, mit einer Weichheit des Tons, mit

*) Nach Schütze äußerte er zuletzt, wo das zu einem Denkmale gesammelte Geld auf den Grabhügel des todt geglaubten Dichters gelegt wird und er nun plötzlich, es selbst zu empfangen, hervortritt: „Hier will ich dem Autor den Vorschlag machen, daß er einen von den Gesandten der grünen Inseln sagen läßt: ‚Ich muß gestehen, für diesen Fall habe ich keinen Auftrag', was Schütze selbst für einen köstlichen Einfall erklärte, da es den Widerspruch, für einen Lebenden nichts zu thun und für einen Todten Schätze zu einem Denkmal zu sammeln, recht ins Licht setze.

einem so edlen Selbstbewußtsein, daß er uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich fest bei der Hand; er thut das oft, und erinnert mich dann lebhaft an deinen Vater, der mich denn auch so festhalten konnte." Den folgenden Morgen sprach er des Ofenschirms wegen bei ihr vor, hielt sich aber nicht lange auf, da sie eben ihre italienische Stunde hatte. „Es ist unbegreiflich, wie er sich an mich gewöhnt hat. Alles wundert sich drüber, und ich selbst wundere mich auch, aber ich freue mich drüber unbeschreiblich. Er ist mir bei weitem hier das Interessanteste; auch lebe ich so viel mit ihm, daß er sich in alle meine Vorstellungen einmischen muß." Eine besondere Freude dachte sie ihm und Meyer durch Stickmuster zu machen, die sie durch ihren Sohn von Hamburg kommen ließ. Diesem schreibt sie am 9. Januar: „Seit Krausens*) Tode dirigirt Meyer unter Goethens Inspection die hiesige Zeichenschule. Einige junge Mädchen sollen das Musterzeichnen dort lernen, um diese Anstalt, die eigentlich nicht für die höhere Kunst berechnet ist, gemeinnütziger zu machen, und nun sind die Herren Direktoren in großer Noth. Alle Damen sind mit ihrem gestickten Putze in Requisition gesetzt, alle botanischen Werke werden nachgeschlagen, und wenn ich mit diesem Schatze auftrete, werde ich wie ein Engel in der Noth erscheinen". Tags vorher war ihre Abendgesellschaft größer, Goethe wie immer gewesen. An demselben Tage hatte Einsiedel sie besucht, der ihr täglich mehr gefiel. Nächstens wollte er die Uebersetzung eines Stückes des Plautus bei ihr vorlesen. Auf den Abend des 9. war sie mit Fernow, der von ihr unzertrennlich blieb, zu Frau von Wolzogen eingeladen, wo sie auch Frau von Schiller treffen sollte. Je trauriger die Nachrichten waren, die sie von Danzig und von so vielen Bekannten erhielt, die der Krieg in Noth gebracht hatte, um so mehr freute sie sich, daß sie einen so ruhigen, für Herz und Geist so glücklichen Ruhesitz in der kleinen Residenzstadt an der Ilm gefunden, welche freilich auch an der unerschwinglichen Kontribution litt, die der Allgewaltige ihr aufgelegt hatte. Die Herzogin opferte dazu ihren Schmuck.

Den 29. Januar dankte sie ihrem Sohne für die Stickmuster,

*) In Weimar nannte man Kraus gewöhnlich Krause.

die Goethe und Meyer außerordentlich gefallen hatten, und die gleichfalls von ihr gewünschten schwarzen, nach neuester Art von außen glasirten Kreidestifte. „Ich habe Goethen, Fernow, Meyer und der Bardua jedem einen Kreidestift verehrt, und sie haben sich alle hübsch bedankt. Ich habe Goethen auch die Nachtlampe, um nach der Uhr zu sehen, gegeben, weil er letzt drüber klagte, daß er oft aufwache und dann nicht wissen könne, wie viel es an der Zeit wäre. Dafür hat er mir einen Kasten mit transparenten Mondscheinen gegeben, und er wird mir zu dem Kasten immer mehr neue Mondscheine erfinden, und ich und Meyer werden sie ausführen, er mit dem Pinsel, ich mit der Schere. Es ist eine herrliche Sache um solche gemeinschaftlichen Arbeiten, die man mit Lust und Liebe anfängt und ausführt; es giebt kein schöneres, festeres Band fürs gesellige Leben. Ich habe immer mit meinen Freunden etwas vor, und das giebt ein Zusammenkommen, ein Berathen, ein Ueberlegen, als hinge das Wohl der Welt daran; am Ende wird es ein Ofenschirm. Aber es ist nicht der Ofenschirm, es ist die einzige, ewige Kunst, die ewig die Form wechselt und doch stets eine und dieselbe bleibt, die uns zusammenführt, und daß mir das Glück ward, die Kunst zu fühlen, zu lieben und auch nicht ganz ungeschickt zu üben. Das ist's, was mich jetzt in der Liebe dieser vorzüglichen Menschen so glücklich macht. Klugen, vernünftigen Leuten muß unser Beginnen fast thöricht erscheinen. Wenn so ein Senator oder Bürgermeister sähe, wie ich mit Meyer Papierschnitzel zusammenleime, wie Goethe und die andern dabei stehen und eifrig Rath geben, er würde ein recht christliches Mitleid mit uns armen kindischen Seelen haben; aber das ist eben das Göttliche der Kunst, sagt dein Liebling Tieck, wenn ich nicht irre, daß ihr Beginnen, ihre Werkzeuge fast kindisch und einfältig aussehen. Der Ofenschirm ist fertig und die Bewunderung aller Welt; er ist wirklich über Erwarten hübsch. Goethe hat letzt mit dem Lichte in der Hand wohl eine halbe Stunde davor gesessen und ihn besehen, und wer ihm näher kam, der mußte mit bewundern und besehen. Jetzt wird ein anderer gemacht, und zwar wird der echte Bogen Goldpapier, den ich aus London brachte, mit dazu gebraucht. Goethe ist seit einiger Zeit nicht recht wohl; er ist nicht krank, aber er fürchtet krank zu werden

und schont sich ängstlich, doch kommt er zu mir, wenn er irgend kann, und läßt sich in der Portechaise zu mir tragen. Er kommt mir bisweilen etwas hypochondrisch vor; denn seine Krankheit verschwindet, wenn er nur ein wenig warm in der Gesellschaft wird, und das geschieht so leicht. Am Dinstag (den 27.) gab ich einmal eine Extragesellschaft; denn ich mußte einige der adligen Häuser, in denen ich gewesen war, einladen. Wie wenig kostet ein solcher Zirkel und wie hübsch ist er! Ich hatte ein kleines Konzert. Mein neues Piano ist wunderschön von Ton; Werner, mein Musikmeister, spielt es sehr schön; auch singt er einen schwachen, aber angenehmen Tenor. Die Bardua und der erste Sänger bei der Oper, Strohmeyer,*) sangen Duette, Arien und auch kleine Lieder, meistens von Goethen, zur Guitarre.**) Dann waren noch drei Musici von der Kapelle des Herzogs da. Alles dies kostete nichts als einige Gläser Punsch; diese Leute spielen nicht für Geld, sie kommen aber, wenn man sie bittet. Um neun Uhr ließ ich Punsch, Bouillon und Butterbrötchen herumgehen, wie in Hamburg in der Sonntagsgesellschaft beim Spiel, und wir blieben bis gegen zwölf Uhr lustig und guter Dinge zusammen. Die Goethen kam allein und sagte mir, er wäre nicht wohl, würde aber, wenn es ihm möglich wäre, eine halbe Stunde kommen, doch sei dies nicht gewiß. Miteins sah ich ihn aber im Nebenzimmer zwischen der Bardua und der Conta ganz gemüthlich sitzen. Ich lief gleich voller Freude zu ihm, die Mädchen machten mir Platz, und ich habe fast eine Stunde mit ihm geplaudert. Er erzählte mir viel von Huber, dessen Leben jetzt herausgekommen ist.***) Er war unbeschreiblich sanft und liebens-

*) Dieser bedeutende Bassist war im vorigen Jahre auf Befehl des Herzogs gewonnen worden. Zwei Monate später schrieb die Schopenhauer, Strohmeyer habe eine hübsche Figur und eine wunderschöne Stimme, aber er spiele so, daß er öfter Strohmann als Strohmeyer genannt werde Vgl. E. W. Weber „Zur Geschichte des Weimarischen Theaters" S. 170. Riemer schreibt einmal mit launiger Vertauschung (am 16. April 1808) Jagemeyer und Strohmann.

**) Der im Jahre 1805 von Weimar abgegangene Sänger Wilhelm Ehlers hatte sechs Gesänge Goethes, „mit Begleitung der Chittarra eingerichtet", 1804 herausgegeben.

***) L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802, nebst seiner

würdig gestimmt. Du meinst, es sei unmöglich, vis-à-vis ihm nicht ein wenig scheinen zu wollen. Sähest du ihn nur, du würdest fühlen, wie unmöglich es ist, ihm gegenüber sich anders als natürlich zu zeigen. Er ist ganz Natur, und seine klaren, hellen Augen benehmen alle Lust sich zu verstellen; man fühlt, daß er doch durch alle Schleier sieht, und daß diesem hohen, reinen Wesen jede Verstellung verhaßt sein muß. Ich pflegte ihn nach besten Kräften, und hatte die Freude, einen Bedienten, der schon um acht Uhr gekommen war, bis eilf mit der Laterne warten zu sehen. Seit gestern ist der Herzog wieder hier [er war von Berlin über Dresden zurückgekehrt] und der Prinz von Gotha auch; morgen ist der Herzogin Geburtstag. Das Alles macht in dem kleinen Neste viel Lärm und Spectakel und ist Schuld, daß ich Goethen und manchen andern bisher nicht sah. Morgen wird der Herzogin zu Ehren ‚Faniska' gegeben, worauf ich mich sehr freue." Cherubini hatte diese Oper nach einem italienischen Texte, den von Sonnenleithner später übersetzte, für das wiener Hoftheater komponirt.

Am 3. Februar stellte Goethe für Frau Schopenhauer ein kleines Fest an, das ganz allerliebst war. „Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamiren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen, und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, ‚Die Mitschuldigen' betitelt, vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirths darin übernommen, was blos mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie was Aehnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamirt; niemand hat das Echtkomische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt. ‚Seid ihr

Biographie B. 1. In der Vorrede schreibt dessen Gattin, Heynes Tochter: „Nur über einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboten manches ist.... Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in diese Blätter thun lassen, so wird er, auf der untastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen, daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen gibt." Knebel hatte gemeint, Goethe werde damit nicht zufrieden sein. Vgl. den Brief an seine Schwester vom 2. Januar. Frau von Schiller hatte sich schon am 17. Dezember gegen Knebel über das Buch ausgesprochen.

denn gar nicht verliebt?' rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halb ein Ernst. ‚Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahr alt, und ich kann's besser.' Wir blieben bis halb zwölf zusammen. Ich saß bei ihm und die Bardua auf der andern Seite; wir beide sind seine Lieblinge. Am Donnerstag drauf (den 5.) bestand mein Zirkel fast nur aus Herren, aber es waren gerade die interessantesten; Frau von Goethe war die einzige Dame. ‚Weil wir eben in solchem kleinen vertraulichen Zirkel sind', fing er an, ‚so will ich denn einen Bericht von einer Naturmerkwürdigkeit mittheilen. Es ist billig, daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt.' Und damit fing er aus einem Briefe eine Geschichte einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war, an zu lesen.*) Darüber kam die Bardua. ‚Gerechter Himmel! da kommt die Bardua!' rief er aus. ‚Nun darf ich nicht weiter lesen.' ‚Es thut nichts!' sagte ich; ‚die Bardua muß so lange draußen bleiben.' Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben. Den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thür, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. ‚Halten, halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau;**) es soll Ihr Schaden nicht sein. Ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen als hier.' Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Klavier. ‚Eine Kriegslist!' sagte er. ‚Hilft nichts! wir lesen lauter.' Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward. Alles dies ist nichts, aber man muß es sehen. Dieses kleine Intermezzo stimmte uns alle lustiger; es wurde viel den Abend gelacht. Zuletzt aber

*) Es war der Brief, den Heinrich Voß am 31. Januar ihm von Heidelberg aus geschrieben hatte, jetzt gedruckt im „Goethe-Jahrbuch" V, 56—61.

**) Der Scherz muß sich auf eine Geschichte beziehen, die dem jungen Bertuch in Breslau begegnet und der Gesellschaft wohl aus dessen eigenem Berichte bekannt war.

kam das Gespräch auf die ‚Alemanischen Gedichte' [von Hebel]. Meyer als Schweizer und Legationsrath Weyland als Elsasser sind der Sprache mächtig und lasen manches daraus sehr hübsch vor. Goethe ist die Sprache fremd; er las aber doch sein Lieblingsstück: ‚Gespenst an der Kanderer Straße' (er hält viel von diesem Gedichte), und er las es, wie nur er lesen kann."*) Um diese Zeit waren auch vier von Gerhard von Kügelgen gemalte Porträte (Oelenschläger, Seume, Adam Müller und Fernow) in ihren Zimmern ausgestellt, über welche es zu lebhafter Unterhaltung kam. Goethe war ganz außerordentlich damit zufrieden, ja er glaubte, es gäbe wohl gegenwärtig keine bessere Porträtmalerei, und sprach deshalb den Wunsch aus, auch von Kügelgens größern Arbeiten etwas zu sehen.**) Vom Fastnachtssonntag (am 8.) hören wir nichts.

Am 12. gab die Schopenhauer ihrem Sohne ein paar Aufträge für Goethe. „Du siehst einliegende Karte; die habe ich mit Goethe fabrizirt, nämlich er hat R gezeichnet, und ich habe es ausgeschnitten, dann hat er es auf Papier gelegt, ist mit einem Tuschpinsel darüber gefahren, und wir haben eine gewaltige Freude über das schöne R gehabt, das dadurch wie gedruckt dastand. Es will verlauten, daß man in England ganze Alphabete dieser Art von Blech hat, die dazu dienen, um Inschriften und dergleichen sehr sauber zu fabriziren und auch schnell. Nun wollte ich dich bitten, zu sehen, ob man dergleichen in Hamburg fertig verkauft und mir den Preis davon zu melden. Machen wollen wir sie dort nicht lassen, das könnte man auch hier thun; auch sollst du sie nicht gleich kaufen, im Falle sie zu haben sind. Die Buchstaben müssen wohl einen Zoll groß sein oder auch etwas mehr; auch übersieh nicht den Einbug unten an der Karte; er dient dazu, daß man die Form gleich aufkippen kann; durch's Wegnehmen würde der nasse

*) Schon vor zwei Jahren hatte er in einer ausführlichen Beurtheilung der hebelschen Gedichte in der „Jenaischen Literaturzeitung" sich höchst günstig darüber ausgesprochen und von dem „Gespenste an der Kanderer Straße" bemerkt, in seiner Art sei nichts Besseres gedacht noch gemacht worden.

**) Vgl. Fernows Brief an Kügelgen vom 19. Februar und den Bericht über diese später in Dresden ausgestellten Bilder im „Journal des Luxus und der Moden" 1807 S. 266 und 372.

Buchstabe verwischt werden." Dann wünscht sie zu wissen, ob Laurent noch ein Bild von Denner besitze, welches er ihr einmal habe verkaufen wollen. Goethe habe Lust, es zu kaufen, wenn der Preis nicht zu hoch wäre, aber dieser weigerte sich das Bild zur Ansicht zu schicken, worauf Goethe die Sache fallen ließ.

„Mein Leben dreht sich in dem schönen engen Kreise", schreibt sie am 20. Februar; „je schöner es ist, desto weniger läßt sich davon sagen, doch habe ich diese Woche einige ungewöhnliche Plaisirlichkeiten gehabt. Am Montage (den 16.) wurde ‚Tasso' zum erstenmale auf einem Theater hier gegeben, und vortrefflich. Ich habe beim Lesen keinen Begriff von dem hohen Interesse gehabt, das man auf der Bühne auch an der Handlung dieses dem Ansehen nach so thatenlosen Stücks nehmen kann. Aber freilich muß es gespielt werden, wie es hier gespielt ward.*) Ehegestern las Einsiedel Goethen, mir, Meyern und Fernow**) und einigen, die deshalb mich besuchten, eine Komödie aus dem Lateinischen des Plautus vor; sie heißt: ‚Das Gespenst" [die Mostellaria]. Einsiedel hat sie gar hübsch übersetzt. Goethe war so bezaubert davon, daß er sie ehestens hier spielen lassen will.***) Trotz des Abweichenden der Sitten ist das Ganze so durchaus unterhaltend, die Situationen

*) Vgl. Goethes „Tag- und Jahreshefte", Martersteig „Pius Alexander Wolff" S. 40 ff. und mein Lebensbild der Frau von Stein II, 263 f.

**) Die Worte „und Fernow" stehen in der Handschrift unmittelbar nach „Einsiedel".

***) Hierauf scheint sich Schützes Bericht zu beziehen, der, nachdem er zweier Uebersetzungen aus dem Plautus gedacht, die Einsiedel in seinem kräftig biederherzigen Tone zum Besten gegeben, fortfährt: „Und wie Goethe darauf über die mögliche Darstellung sprach, glaubte ich zu bemerken, daß er mit seiner Neigung zum Plastischen in Gefahr war, im Komischen in eine mimische Breite zu gerathen, in welcher Stand zu halten kaum dem größten Komiker gelingt. Er erzählt aber in dieser Weise gern von den italienischen Komikern, wie z. B. ein im Rausch ins Elysium versetzter Mensch allmählich erwacht, um sich tastet, die Augen reibt u. s. w." Terenzische und plautinische Stücke waren schon früher in Weimar auf die Bühne gekommen, ja man hatte im Jahre 1801 Einsiedels Uebersetzung der „Brüder" in Masken nicht ohne Beifall versucht. Weniger glücklich war man zwei Jahre später mit drei andern Stücken des Terenz, unter denen Einsiedels Bearbeitung des „Eunuch" als „Mohrin" oder „Mohrensklavin".

so komisch, daß die alte Ludecus, die oben nervenschwach auf dem Sopha liegt, ganz unruhig über den Jubel ward, den wir unten trieben. Die Alten, lieber Arthur, sind doch unsere Meister, doch du bist in diesem Artikel ein Ungläubiger." Gleichzeitig theilt sie ihm einen Auftrag Goethes mit, der den Sänger Eilaix vom hamburgischen Theater gern für Weimar gewonnen hätte.

Den 10. März giebt sie Arthur wieder einen ausführlichen Bericht von ihrem Leben, das seinen alten Gang gehe. „Am Sonntage (den 8.) hatte Goethe mich mit meinen beiden Freunden Meyer und Fernow zum Frühstück eingeladen, um mir Arbeiten von Rungen zu zeigen. Beschreiben kann ich sie dir nicht, sie sind zu wunderbar: aber mach' doch um Gotteswillen, daß du den Runge kennen lernst! dir kann in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren als diese Bekanntschaft. Ich konnte sie machen, Tischbein bot sie mir an, und ich möchte mich prügeln, daß ich's nicht that, aber die Dresdener, Neumann und Demiani besonders, hatten mich gegen ihn eingenommen. Welch ein poetisches Wesen ist dieser Mensch! Erst sah ich viel von seinen ausgeschnittenen Sachen; sie sind sehr schön, aber ich mache sie fast so gut. Goethe sagt, ich mache sie ebenso gut; das ist aber nicht wahr. Dann ist sein Gesicht in Kreide gezeichnet. Goethe sagt, er hat nie ein Gesicht wie seines gesehen. Dieser Kopf ist leider en face, er hat aber einen raphaelschen Blick, ohne Raphael zu gleichen. Dann sind vier große Blätter, bloße Umrisse in Kupfer gestochen; sie werden aber nicht verkauft, er verschenkt sie nur. Die sind eben das unbeschreiblich Wunderbare; es sind Blumen und Genien wie Arabesken, aber der tiefe Sinn, der darin liegt, die hohe Poesie, das mystische Leben!*) Du mußt sie sehen, mein Arthur; ich kann dir anders nicht helfen; ich weiß, du wirst davon ergriffen, entzückt, bezaubert werden. Meyern dabei zu sehen, ist höchst ergetzlich; er schimpft drauf wie ein Rohrsperling, weil er immer davor stehen bleiben muß, bis ihm der Kopf weh thut. Hernach führte Goethe mich im Parke spazieren. Daß ich immerfort dachte: O Lord, o Lord etc.

*) Vgl. die Briefe von Henriette Knebel an ihren Bruder vom 21. Mai und 7. Juni 1806. Die Originalzeichnungen sah Goethe erst im Jahre 1808.

wirst du dir wohl selbst denken. Seit ein paar Abenden liest Goethe selbst bei mir vor, und ihn dabei zu hören und zu sehen ist prächtig. Schlegel hat ihm ein übersetztes Schauspiel von Calderon (‚Der standhafte Prinz‘) im Manuscripte geschickt; es ist Klingklang und Farbenspiel, aber er liest auch den Abend keine drei Seiten, sein eigener poetischer Geist wird gleich rege: dann unterbricht er sich bei jeder Zeile, und tausend herrliche Ideen entstehen und strömen in üppiger Fülle, daß man alles vergißt und den Einzigen anhört. Welch ein frisches Leben umgiebt ihn noch immer! Der arme alte Wieland kommt mir gegen ihn vor, wie der alte Kommandant von Eger, wenn Wallenstein ihm sagt: ‚An meinen Locken zogen die Jahre leicht vorüber.‘ Du kennst die Stelle; sie heißt anders,*) aber das ist der Sinn davon. Auch fühlt Wieland sich durch Goethens Gegenwart gedrückt; deshalb kommt er nicht in meine Gesellschaft, so gern er möchte; denn wo er mich zu treffen weiß, geht er gerne hin. Letzt besuchte ich die Göchhausen, er kam gleich auch; denn er hatte von der Herzogin [Mutter] gehört, daß ich oben wäre. Diesmal interessirte er mich wirklich; er war traurig, denn er hatte den Tag vorher die Nachricht bekommen, daß seine erste und einzige Liebe, die alte Laroche, gestorben wäre. Er sprach viel von sich, seiner Jugend, seinem Talente. ‚Niemand‘, sagte er, ‚hat mich gekannt oder verstanden. Man hat mich in den Himmel gehoben, man hat mich in den Koth getreten; beides verdiente ich nicht.‘ Dann erzählte er, wie er der Laroche zu Gefallen die ersten Verse gemacht hätte; wie er eigentlich nicht zum Dichter geboren wäre; nur Umstände, nicht die Macht des Genies hätten ihn dazu gebracht; er habe seine Laufbahn verfehlt. Er hätte Philosophie studieren sollen oder Mathematik, da wäre was Großes aus ihm geworden; er hätte immer so gerne gerechnet, nun aber hätte er müssen Jura studieren. Nachher wäre er Registrator oder so etwas bei einem Archive in einem kleinen Städtchen geworden; da hätte er nun Verse gemacht, um sich von der jämmer-

*) Und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingezogen.

lichen Aktenkrämerei zu erholen. ‚Nie', sagte er, ‚hatte ich einen Freund, dem ich meine Arbeiten mittheilen oder darüber sprechen konnte; immer war ich alleine; niemand verstand mich, niemand kam meinem Herzen entgegen.' Lieber Arthur, einen fast achtzigjährigen Greis so sprechen zu hören, ist wahrlich betrübt. Und dieser heißt der Dichter der Grazien, und ist offen genug, sich gegen mich, eine Fremde, die er wenig kennt, und gegen eine alte Hofdame, die er wohl kennen muß, so herauszulassen. Ich begreife das nicht. ‚Hernach', sagte er, ‚kam ich hierher in's vornehme Leben, und da mußte alles eben bleiben, wie es war. Jetzt bin ich alt und stumpf, und werde wohl nicht lange mehr bei euch bleiben, und ich tauge auch nicht mehr unter euch.' Die Göchhausen und ich trösteten tüchtig drauf los und widersprachen, was wir konnten. Ich führte ihm Voltaire zu Gemüthe; ich weiß, er hört sich gern mit ihm vergleichen. ‚Ach', sagte er, ‚Voltaire war ein ganz anderer Mensch! Was schrieb der noch in meinem Alter! Ich habe keine Phantasie mehr; mit mir ist's vorbei.' Indessen übersetzt er doch noch den Cicero sehr emsig und mit großer Freude daran."

Werner's „Weihe der Kraft" hatte sie endlich gelesen: „Es sind einzelne herrliche Stellen und Szenen drin", schreibt sie, „aber ‚Die Söhne des Thales' sind mir lieber. Luther selbst gefällt mir am wenigsten; er ist mir zu unbestimmt gezeichnet. Die Szene, wo er beim Uebersetzen die Starrsucht bekommen hat, ist zu arg. Auch sein Ton wechselt; bald spricht er schillersch, bald shakespearsch, bald echt lutherisch; das ist nicht gut. Es fehlt dem Ganzen an Haltung. Es ist schade um Werner, daß er mit dem großen Talent unter den verblasenen Berlinern lebt; hierher sollte er kommen und bei Goethen in die Schule gehen." Man hört hier Goethe's Urtheil über Werner durch. Dieser hatte sich am 6. „Die Weihe der Kraft" von Meyer vorlesen lassen, worüber Frau von Stein launig äußerte, sie würde lachen, wenn sie eine Tragödie von diesem in seiner schweizerischen Mundart vorlesen höre. Dieser Freundin hatte der Dichter sich schon Mitte November wieder genähert, aber zu einer gemüthlichen Vertraulichkeit kam es zunächst nicht.

Arthur konnte indessen seinen Mißmuth über den ihm aufgedrungenen Kaufmannsstand nicht unterdrücken, was der Mutter große Sorge machte. „Wenn Fernow und Stephan Schütze mir erzählen, wie sehr spät sie zum Studiren gekommen sind, und ich doch sehe, was beide wurden", schreibt sie ihm, „so fliegt mir so manches Projekt durch den Kopf; aber freilich, beide brachten Schul- und mühsam selbsterworbene Kenntnisse auf die Akademie, die dir bei der eleganten Erziehung, die du erhieltst und erhalten mußtest, mangeln; beide, in sehr beschränkter Mittelmäßigkeit an einem kleinen Orte geboren, konnten so manchen Genuß, ohne ihn nur zu wünschen, entbehren, der dir wenigstens für die Zukunft unentbehrlich sein muß. Also mußt du wohl in der Laufbahn bleiben, zu der du dich einmal bestimmt hast. Hier, wo niemand reich ist, sieht man alles anders; bei euch strebt man nach Geld, hier denkt niemand daran, nur leben will man; die Freude findet man in dem, wodurch man die Nothwendigkeit des Lebens sich erwirbt. Ich bin hier in einer ganz andern Welt, aber ich weiß wohl, daß die Welt, in der du lebst, auch sein muß, obgleich ich mich freue, daß ich ihr entronnen bin. Indessen kann es doch nicht fehlen, daß meine Ansichten dir bisweilen wunderbar vorkommen müssen, und ich verarge dir es nicht." Sie hatte damals ihr Porträt in Lebensgröße im Pastell nach dem Spiegel unter Meyers Rath zu malen angefangen.

Am 13. schreibt sie: „Gestern war mein Theezirkel. Ich denke, ich habe dir den Tod des Generals Schmettau erzählt, der hier verwundet lag und im Augenblick, da die Franzosen einzogen, sich aus dem Fenster stürzte, und wie ehrenvoll er hernach vom Feinde begraben ward. Die rechte Geschichte seines Todes wurde nicht ganz offenbar; es hieß, er wäre an seinen Wunden gestorben.*) Die Familie läßt ihm ein Denkmal setzen, wozu Goethe die Idee gab. Ein Haus, welches einstürzt, weil Jupiters Donnerkeil drauf fällt. Schmettau, in Rittertracht, das Schwert in der Hand, geht im Augenblick des Einsturzes mit festem Tritt heraus und sieht zürnend hinauf nach dem Donnerkeil, der eben einschlägt. Goethe

*) Vgl. mein Lebensbild der Frau von Stein II, 242—245.

zeichnete es mit ein paar Strichen auf, um es mir deutlich zu machen. Ich schicke dir seine Skizze.*) Bin ich nicht eine prächtige Mama? Aber nimm sie gut in Acht. Doch das thust du schon von selbst." Goethes Plan ward leider nicht ausgeführt, ohne Zweifel, weil man die Anspielung auf den Sturz Preußens nicht wollte. Schmettaus Grab wurde mit einem dreiseitigen, Inschriften tragenden Steine versehen, der mit einem Helme gekrönt ist.

Den folgenden Tag wurde Frau Schopenhauer durch einen Besuch Wieland's überrascht. „Er konnte es doch nicht übers Herz bringen", berichtet sie am 23., „nicht zu mir zu kommen, wie die andern, und so kam er denn mit der Göchhausen angestapft, trank Thee mit mir und war seelenvergnügt. Es war keiner meiner Gesellschaftsabende, und ich hatte dem Professer Reinbeck**) versprochen, den Abend mir einen kleinen Roman von ihm vorlesen zu lassen, der in England spielt, und über welchen er, ehe er ihn drucken läßt, gern meine Meinung wissen wollte, besonders in Hinsicht auf Sitten, Lokal ꝛc. Reinbeck kam also mit seiner Frau und Fernow mit einem Kammerherrn der verwittweten Herzogin, der mich kennen lernen wollte, auch dazu, und ich hatte einen recht hübschen kleinen Zirkel, der den alten Wieland recht zu erfreuen schien; besonders lieb war es ihm Reinbecken zu treffen, den er noch nicht kannte, und dieser freute sich ebenfalls nicht wenig darüber. Wie Wieland fort war, fing Reinbeck seine Vorlesung an. Die Geschichte ist ganz artig, aber Aufsehen wird sie wohl eben nicht machen, und das englische Leben war sehr verfehlt; da habe ich aber ausgeholfen, so gut ich's vermochte. Fernow ward die Zeit darüber jämmerlich lang, er

*) Diese Skizze habe ich Salomon Hirzel für seine jetzt im Besitze der leipziger Universitätsbibliothek befindliche Goethesammlung geschenkt.

**) Georg Reinback, 1766 zu Berlin geboren, war in Petersburg Lehrer an der deutschen Hauptschule und an dem kaiserlichen Pageninstitute gewesen. Seiner Gesundheit wegen war er im Jahre 1805 nach Deutschland zurückgekehrt und kurz vor der Schopenhauer nach Weimar gekommen, wo er mehrere kleine dramatische Arbeiten auf die Bühne zu bringen gedachte. Er blieb bis zum nächsten Frühjahre, wo er nach Heidelberg ging. Ein Band „Erzählungen" von ihm („Eitelkeit", „Unschuld und Liebe" und „Schwärmerei") erschien 1808. „Schauspiele" hatte er schon vorher drucken lassen. Seine Frau, die großen Einfluß auf ihn hatte, war eine Freiin von Pallandt.

mußte dabei aushalten." Darauf kommt sie wieder auf ihren Lieblingsgegenstand. „Goethe verläßt mich nicht", fährt sie fort; „er hat jeden Abend seinen ‚standhaften Prinzen' standhaft vorgelesen, bis gestern, wo er ihn zu Ende brachte. Es ist ein wunderbares Wesen drum, und es sind wahrlich Dinge darin, die gerade in's Herz dringen, und wo es mir anfängt möglich zu erscheinen, daß man Calderon neben Shakespearen nennt. Aber wie viel Wust, Haupt- und Staatsaktionen sind mit hineingewebt, und dann das ganze südliche Wesen, das Farbenspiel, das Spiel mit Bildern und Tönen, die unsere nördlichen Naturen gar nicht ansprechen. Indessen ist es doch ein hoher Genuß, von Goethen dies lesen zu hören; mit seiner unbeschreiblichen Kraft, seinem Feuer, seiner plastischen Darstellung reißt er uns alle mit fort, obgleich er eigentlich nicht kunstmäßig gut liest. Er ist viel zu lebhaft, er deklamirt, und wenn etwa ein Streit oder gar eine Bataille vorkommt, macht er einen Lärm, wie in Drurylane, wenns dort eine Schlacht gab. Auch spielt er jede Rolle, die er liest, wenn sie ihm eben gefällt, so gut es sich im Sitzen thun läßt. Jede schöne Stelle macht auf sein Gemüth den lebhaftesten Eindruck;*) er erklärt sie, liest sie zwei-, dreimal, sagt tausend Dinge dabei, die noch schöner sind, kurz, es ist ein eigenes Wesen, und wehe dem, der es ihm nachthun wollte! Aber es ist unmöglich, ihm nicht mit innigem Antheil, mit Bewunderung zuzuhören, noch mehr ihm zuzusehen; denn wie schön alles diesem seinem Gesichte, seinem ganzen Wesen läßt, mit wie einer eigenen hohen Grazie er alles dies treibt, davon kann niemand einen Begriff sich machen. Er hat etwas so rein Einfaches, so Kindliches. Alles, was ihm gefällt, sieht er leibhaftig vor sich; bei jeder Szene denkt er sich gleich die Dekoration, und wie das Ganze aussehen muß. Kurz ich wünschte, du hörtest das einmal." Weiter schreibt sie: „Diesen Sonntag (den 29.) wird Fernow eine Erzählung von Stephan Schütze vorlesen, die hübsch und lustig sein soll; dann kommt Goethe wieder mit einer Ballade. Zwischendurch singt die Bardua uns

*) Nach Schütze warf er am 22. bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Hand dem kommenden Heere voranleuchtet, ganz von der Schönheit der Dichtung hingerissen, das Buch mit solcher Heftigkeit auf den Tisch, daß es zur Erde fiel.

ein Lied von Goethe, von Zelter oder Himmel komponirt; er hat das gern und extert [neckt] die gute Bardua nicht wenig, wenn sie undeutlich ausspricht oder gar die Verse verwechselt. Letzt habe ich entdeckt, daß sein [am Anfange des vorigen Jahres nach der Melodie eines geistlichen Liedes gedichtetes] Lied ‚Ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt' recht gut zur Melodie „Es gingen drei Burschen zum Thor hinaus" sich paßt. Darüber hatte er große Freude, und nun muß die Bardua es jeden Abend singen. Diese Woche [es war die Karwoche] ist kein Theater, und da wird Einsiedel uns wieder einen Abend ein Stück aus dem Plautus vorlesen. Wieland wird uns auch wohl etwas von seinen Briefen des Cicero zum Besten geben. Fernow hat sie ihm durchsehen müssen, und er rühmt sie sehr."

Ihr Sohn scheint bei ihr immer auf Sparsamkeit gedrungen zu haben; deshalb schreibt sie ihm so häufig, daß dieses und jenes sehr wenig koste. Nicht weniger äußerte er stets seine Sorge, daß sie zum zweitenmale sich vermählen werde, wogegen sie immer hervorhebt, daß ihre Unabhängigkeit ihr viel zu lieb sei. Einmal suchte sie ihm seinen Verdacht auf Fernow zu benehmen, der nicht mehr jung und längst verheiratet sei. Diesmal schreibt sie ihm, nachdem sie bemerkt, wie sehr glücklich sie in Weimar sich finde: „An Anbetern fehlt es mir auch nicht; aber laß dir nicht bange werden! Ein, wie ich glaube, reicher frankfurter Kaufmann, der sich einer Erbschaft wegen einige Zeit hier aufhielt, hat sehr ernstlich um meine Hand geworben, ich habe ihn aber ebenso ernstlich nach Hause geschickt. Dann ist hier auch ein Kammerherr der Großfürstin, von Schardt,*)

*) Ludwig Ernst Wilhelm von Schardt war der jüngste Bruder der Frau von Stein. Seine Frau war am 24. März 1805 in Eisenach kurz vor ihrer beabsichtigten Uebersiedlung nach Weimar gestorben, wohin er am Ende des Jahres 1804 als Kammerherr gezogen worden war. Er hatte schon eine schöne Wohnung auf das feinste einrichten lassen. „Er ist außer sich über den Verlust", äußert Frau von Stein; „denn all sein Geist stirbt ihm mit ihr hinweg .... Was wird nun aus Louis werden? Sie konnte alles so hübsch zurecht legen." „Dieser betrübte Wittwer ergießt und versüßt seinen Schmerz durch Thränen, womit er seine Wangen stets benetzt, doch schmeckt ihm die Mahlzeit," schreibt Henriette von Knebel am 30. März 1805. Darauf am 3. September 1806: „Der Schardt geht noch immer als Bräutigam herum, als wenn er sich noch nicht entschließen könnte." Ihn scheint auch die Schopenhauer im Sinne zu haben,

der mich gerne in den Adelstand erheben möchte, ein herzlich alberner Tölpel, der eine geistreiche Frau gehabt hat und gerne wieder in mir hätte, der mich unverhohlen venerirt; alle Welt weiß es, aber abweisen kann ich ihn noch nicht, weil er aller Welt, nur mir nicht, seine Absichten erklärt. Dieser macht uns allen großen Spaß mit seiner prächtigen Uniform, seinem hohen Federbusch und seinem goldenen Schlüssel. Am Freitag (den 20.) hatte er mich und meinen ganzen Zirkel zu sich gebeten; die Bardua, seine Vertraute, mußte ihm eine Liste davon machen. Wir kamen auch alle, selbst Goethe. Ich machte den Thee und er spielte die Harmonika dazu. Was das gottlose Volk für eine Lust dabei hatte, kannst du dir denken; indessen er war seelenvergnügt und ließ sich nichts anfechten. Solche kleine Coteriespäße giebt es denn auch, und sie beleben das Ganze. . . Habe ich Zeit, so schreibe ich dir noch ein Zigeunerlied von Goethen hin, welches nie gedruckt ward, obgleich es schon lange existirt." Das ist nicht ganz richtig, da das aus dem damals noch ungedruckten Entwurf des „Götz" stammende Lied bereits 1784 in Einsiedels „Adelar und Hilaria" gedruckt worden. Goethe hatte es gefunden, als er seinen „Götz" für das Theater bearbeitete, aber es auch jetzt noch zurückgehalten; nur dem Kreise der Schopenhauer scheint er es mitgetheilt zu haben. Diese selbst erhielt eine Abschrift davon, die sie ihrem Sohne mit der Bitte um Rücksendung zugehen ließ, da die traurigen Nachrichten, welche sie von der Belagerung ihrer Vaterstadt Danzig durch die Franzosen erhalten, sie nicht zum Abschreiben kommen ließen.

Um diese Zeit müssen zwei Gesellschaftsabende fallen, deren Schütze ohne nähere Angabe gedenkt. „Goethe hatte schottische Balladen mitgebracht und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten.*)

---

wenn sie am 8. Dezember 1806 schreibt: „Ein Kammerherr hat der Bardua eine schlagende Nachtigall, das Futter dazu für den Winter und einen Ring obendrein versprochen, wenn sie ihn bei mir einführen wollte. Aber dem wirds so gut nicht; er soll dumm und langweilig sein; der paßt nicht für uns."

*) Hiernach müßten es Uebersetzungen gewesen sein. Seine eigene Ueber-

Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein. Glücklich kam man über den ersten Vers hinaus. Aber als dieselbigen Worte sich zum zweiten- und drittenmal wiederholten, überwältigte die Frau Professorin Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Worten eines donnernden Jupiters an: ‚Dann lese ich nicht!" Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, versprach auf's neue Gehorsam und verbürgte sich für die übrigen. Nun ging es in Gottes Namen wieder vorwärts." Es fällt doch auf, daß Schütze kein strafendes Wort für die Unart der vornehmen Dame hat, derselben, die in Heidelberg im Laufe dieses Jahres so viele gegen sich aufbrachte, daß Heinrich Voß sie in seinem Briefe an Goethe vom 21. Januar 1808 eine „schreckliche Frau" nennt.*) Das Zusammensprechen im Chore war doch keineswegs etwas so Lächerliches, wenn nicht etwa die Damen es lächerlich machten. Von einem andern Abende berichtet Schütze, ein Lustspiel des Professor Reinbeck sei mit vertheilten Rollen vorgelesen worden. Wenn derselbe weiter bemerkt, mehrere Stücke Reinbecks seien während dessen Anwesenheit zu Weimar mit Beifall aufgeführt worden, so kann ich diese nicht nachweisen. Vielleicht war von Reinbeck das einaktige Lustspiel „Der Pfandbrief", der am 6. Mai gegeben wurde. Von Schütze erschien eine Woche später die launige Kleinigkeit „Die Journalisten", aber ohne besondern Beifall auf der Bühne.

Goethe hatte am 1. April in seinem Hause wieder die Mittwochsversammlungen für die fürstlichen Damen und Frau von Stein begonnen, doch wurde dadurch sein Antheil an den schopenhauerschen Gesellschaftsabenden nicht gestört. Aber der am 10. erfolgte Tod der Herzogin-Mutter setzte ganz Weimar in tiefe Trauer. Frau Schopenhauer nahm daran um so herzlichern Antheil, als die Hingeschiedene ihr vertraulich entgegengekommen war und sie mit ihrem nähern Kreise in genauer Verbindung stand, wogegen

setzung der Ballade The Miller of Dee (vgl. meine Erläuterung zu den lyrischen Gedichten II, 276) könnte in diese Zeit fallen.

*) Goethe-Jahrbuch V, 55. Daß das Jahr 1807 im Datum auf Versehen beruht, der Brief 1808 geschrieben ist, hätte der Herausgeber sehen sollen.

sie dem herzoglichen Hofe noch fern geblieben war. „Heute wird sie in der Stille beerdigt", schreibt sie am 13., „nachdem sie einige Stunden vorher auf einem Katafalk wird gesehen werden können. Ich will mit Bertuchs hingehen. Du weißt, ich sehe nie einen Todten, und ich glaube doch, es ist gut, auch dies zu können. Ich denke, die traurige Pracht, die um sie verbreitet ist, wird ein rührendes, aber kein schreckliches Bild in meinem Gemüthe zurücklassen. Ich will sie gern noch einmal sehen, die seltene Frau und noch seltenere Fürstin. Sie soll im Tode ihrem großen Oheim Friedrich II. sehr ähnlich sehen; sie glich ihm schon im Leben; sie hatte auch die schönen, großen, blitzenden Augen, die bis ins Herz hineinsahen; nur waren sie wohl milder, als seine der Beschreibung nach sein mochten. Sie hatte etwas unbeschreiblich Gütiges und Freundliches in ihrem ganzen Wesen. Ich habe drei Abende und zwei Morgen in allem bei ihr zugebracht; sie hatte mich gern, und ich konnte mit ihr so zutraulich sprechen, als ob sie keine Fürstin wäre. Ach, sie war das Band, das die Bessern hier zusammenhielt! ... Sie ist nur wenige Tage, dem Anscheine nach, ganz unbedeutend krank gewesen. Man konnte ihr ein weit längeres Leben versprechen; sie war fast nie krank, aber die vielen Schrecken, der Untergang ihres ganzen Hauses und alles, was sie die sechs letzten Monate erleben mußte, haben wohl ihr Leben untergraben, obgleich man ihr äußerlich nichts ansah." Denselben Abend schreibt sie: „Ich bin hingegangen mit den Bertuchs. Ich traf auf Meyer, der mich hinaufführte. Ich habe gesehen und nicht gesehen. Das schwarz behängte Vorhaus, die Treppen, mit Tuch schwarz bedeckt, die künstliche, durch tausend Kerzen erhellte Nacht, die lange schwarze Galerie, an deren Wänden die Lichter wie Sterne aussahen und kaum leuchteten, weil das Schwarz rings umher jeden Lichtstrahl fast einsaugte, alles das stimmte mich wunderbar feierlich, aber eben nicht traurig. Nun trat ich in den Saal; er war noch schwärzer, Seitenwände, Decken, Fußboden, alles schwarz; er war voll Menschen, und kein Laut war zu hören. Ich wurde vorgeschoben bis an das Geländer, das die Menge von dem Trauergerüste trennte. Da lag sie im Sarge mit ihrem Fürstenmantel; ich konnte in der grauenhaften Beleuchtung ihr Gesicht nicht unterscheiden; neben ihr lag

der Fürstenhut und der Szepter; die Juwelen daran blitzten wunderbar in dem Helldunkel. Am Haupte standen zwei in Krepp gehüllte Damen, an beiden Seiten viele Männer in Trauermänteln mit großen, an den Seiten aufgekrempten Hüten, von denen lange Flöre herabhingen; sie standen starr und stumm wie Geister. Es waren alle, die zu ihrem Hofe gehörten, und Deputirte von der Stadt und den verschiedenen Departements; alle sahen gleich aus, alle schienen mir kaum lebendig. Einer sah mich an; er war blaß wie ein Todter; ich erkannte meinen Freund Fernow, der ihr Bibliothekar und auch ihr Freund war; es kam mir vor, als wäre er auch gestorben. Ich erschrak heftig. Dies und die schwüle Luft, oder was es sonst war, genug mir schwindelte. Ich wäre vielleicht ohnmächtig geworden, wenn Meyer mich nicht schnell ergriffen und herausgeführt hätte. Unten in der Frühlingsluft, unter den knospenden Bäumen ward mir gleich besser. Meyer führte mich zu Hause und blieb bis neun Uhr bei mir. Sein Gespräch erheiterte mich. Er erzählte mir viel von ihr; fünfzehn Jahre lang [vielmehr schon seit 1788] war er mit ihr in freundlichstem Verhältnisse; heute hatte er die traurige Pflicht, die Verzierung des Sarges, des Baldachins ꝛc. anzuordnen. Jetzt ist mir ganz wohl und ich werde ruhig schlafen; nur fürchte ich für Fernow. Seine Gesundheit ist nicht stark, sein Gefühl ruhig und tief; er liebte sie sehr und sie that viel für ihn; nun mußte er in der dumpfen Luft an ihrem offenen Sarge bis neun Uhr stehen. Meyer ist ein vortrefflicher Mensch; ihn von Weimar und dem ehemaligen Leben hier erzählen zu hören, ist ganz einzig. Er hat mich ganz wieder erheitert. Goethe schätzt und liebt wohl niemand so wie ihn. Er muß hier nolens volens Verzierungsrath sein. Wir haben neulich in einem Anfalle von lustiger Laune eine Menge Räthe erdacht; ihn nennen wir also beliebter Kürze wegen den Zierrath und alles, was nicht Rath ist, zum Beispiel Schütze, Fernow, heißt Unrath."

Am 15. April hielt Goethe seine Mittwochsgesellschaft und wahrscheinlich war er am folgenden Abend noch bei der Schopenhauer. Aber in der nächsten Nacht wurde er von einem äußerst heftigen Anfalle seines alten Uebels heimgesucht, doch konnte er schon am 18. Frau von Stein brieflich für ihre Anfrage und eine

Sendung danken. Das Fallen des Barometers, schrieb er, habe sich an ihm gerächt; auch sei in der letzten Zeit so viel zusammengekommen, und er habe sich nicht geschont. Zwei Tage später hatte er sich von den Folgen seines Anfalls wieder ziemlich erholt, doch noch am 22. verbot ihm der Arzt, die Mittwochsgesellschaft zu halten. Wie ihm die Schopenhauer ihren Antheil bezeigt, wissen wir nicht. Diese meldet ihrem Sohne am 28.: „Ein großes Unglück hat über uns geschwebt; es ist vorübergezogen. Goethe ist dem Tode nahe gewesen. Seit vierzehn Tagen, die er krank war, habe ich ihn nicht gesehen; jetzt ist er besser und kommt hoffentlich übermorgen zu mir; dann gebe ich meine Gesellschaft zum letztenmale. Es wird jetzt Sommer und die Zeit der Geselligkeit ist vorüber. Er hat der verwittweten Herzogin eine Standrede gehalten, die am Tage ihres feierlichen Leichenbegängnisses in der Kirche abgelesen wurde. Gerne schickte ich sie dir, wenn sie nicht auf so dickem Papier gedruckt wäre. Sie ist, ich weiß nicht, ob in der hallischen oder jenaischen Literaturzeitung, abgedruckt; dort kannst du sie finden, auch kommt sie wohl ins ‚Morgenblatt'.*) Wie wunderbar der große Mann jeden Ton zu treffen weiß! wie meisterhaft alles ist, was von ihm kommt! Im Modejournal des künftigen Monats wirst du einen sehr hübschen Aufsatz über sie von Fernow finden.**) Auch einen über eine große Katzbalgerei, die in Dresden unter den Malern bei der diesjährigen Ausstellung entstanden ist.***) Vor ein paar Monaten war auch etwas von

*) Einen Auszug, nicht von Goethes Hand, einen „Nekrolog", brachte das Intelligenzblatt zur jenaischen Literaturzeitung vom 18. Einen Abdruck gab das „Morgenblatt" vom 29., und schon sechs Tage früher brachte die „Zeitung für die elegante Welt" den ganzen Aufsatz.

**) „Den Manen der verewigten Herzogin Anna Amalia", „F." unterzeichnet, S. 277—285.

***) So schrieb auch Fernow am 3. Mai an Kügelgen, im nächsten Stücke des Modejournals werde er einen vorgeblichen Brief aus Dresden finden, in welchem er ihren letzten Ausstellungsskandal erzähle; er hätte nicht geglaubt, daß die großen Künstler in Dresden sich so geberden würden. Doch ward dieser Brief unterdrückt, die Fortsetzung der im Aprilhefte begonnenen, C. B. unterzeichneten „Kunsterinnerungen aus Dresden" erschien erst im Junihefte als „Gemäldeausstellung in Dresden" und gedachte des Streites nicht.

meiner Fasson darin, aber nur eine Uebersetzung, nämlich die englischen Moden.*) Versuch hat hier niemand, der Englisch ordentlich versteht, da half ich ihm aus der Noth, aber lustig wars mir, mein Geschreibsel gedruckt zu lesen. Morgen wird „Das Gespenst" von Plautus hier gespielt, welches Einsiedel übersetzte und bei mir vortrug; ich freue mich darauf; es wird ganz nach alter Weise mit Masken gespielt.**) Am Sonnabend [den 25.] wurde „Don Carlos" ziemlich gut gegeben; besonders Wolff und seine Frau als Posa und Eboli spielten meisterhaft. Das Ende war mir neu; Schiller hat's kurz vor seinem Tode verändert. Wie der König den Carlos mit der Königin überrascht (der Großinquisitor bleibt ganz weg), brennt Don Carlos zwei Pistolen auf den König ab, die beide fehlen; der König giebt Befehl, ihn der Hermandat auszuliefern. Die Königin liegt in Ohnmacht, Carlos tritt zu ihr, betheuert ihre Unschuld in einer langen Rede und ersticht sich. Fürs Theater ist dies Ende wohl befriedigender, aber mir wollte es doch nicht gefallen, vielleicht wegen des Ungewohnten." Zuletzt spricht sie noch ihren Aerger über den von Hamburg zurückgekehrten Ridel aus, der ein armer, ängstlicher Philister sei. „Du weißt, Tischbein hat ein Eselsbuch, das er gar nicht aus den Händen giebt***); er will es gern mit Erläuterungen bekannt machen, und gab mir damals einen Brief an Professor Remer in Braunschweig, damit ich mit dem drüber sprechen und dann Tischbein meine Meinung von ihm melden sollte. Ueber alle dem Wirrwarr schrieb ich nur durch Ridel erst, und rieth Tischbein davon ab, weil Remer mir nicht der Mann dazu scheint. Zugleich bat ich ihn, das Buch durch Rideln an Goethe zu schicken, mit dem ich drüber gesprochen hatte. Er hat es auch gewollt, was mich sehr wundert, und der ängstliche Ridel hat's nicht mitnehmen wollen, weil Goethe es der Esel wegen seiner Meinung nach übelnehmen könnte, ist also abgereist, ohne von Tischbein Abschied zu nehmen. Ist das nicht eine echte Eselei?" In

*) „Londner Moden im Dezember 1806", im Märzhefte S. 204—207.

**) Die Vorstellung fand keinen Beifall.

***) Es ist die nicht veröffentlichte „Lebensgeschichte des Esels" gemeint, um die sich auch Falk bemüht hatte. Vgl. Schiller zu Tischbein's „Aus meinem Leben" I, S. XXV.

Folge dessen unterblieb zunächst alle weitere Verbindung Tischbeins mit Goethe.

Die eben gegebenen Mittheilungen schließen den Brief, dessen Hauptinhalt der Entschluß ihres Sohnes bildet, den Gelehrtenstand zu ergreifen. Am 28. März hatte er ihr mit so gelassener Ruhe seine unbezwingliche Unzufriedenheit mit dem Kaufmannstande und seinen mächtigen Trieb nach einem der Wissenschaft gewidmeten Leben ausgesprochen, daß sie nicht unterlassen konnte, die Sache reiflich zu erwägen. Sie berieth sich deshalb mit Fernow, der schriftlich sich eingehend über den Entschluß aussprach, sich so spät die gelehrte Bildung zu verschaffen. Diesen Aufsatz*) legte die Mutter ihm bei. Ernstlich bat sie ihn, die Sache allseitig zu erwägen und sich zu prüfen, ob der Hang zur Wissenschaft so groß in ihm sei, daß er die Aussicht auf fünf bis sechs Jahre sehr angestrengter Arbeit und am Ziele ein mäßiges arbeitsvolles Leben aufwiege; dann möge er sich entschließen, Arzt oder Jurist werden; denn für ein Brodstudium müsse er sich bestimmen, nicht allein weil er nicht reich genug sei, um von seinen Renten zu leben, sondern auch weil nur ein solches feste Bestimmtheit gebe. „Ich sage dir nicht, daß du mich nicht betrügen sollst (denn ich kenne dich und deine feste reine Rechtschaffenheit), aber mit Thränen im Auge beschwöre ich dich: ‚Betrüge dich selbst nicht! Gehe ernstlich und ehrlich mit dir selbst um!‘ Es gilt das Wohl deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage; denn nur von dir und Adelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. Ich ertrüge es nicht, dich unglücklich zu wissen, besonders wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, durch zu große Nachgiebigkeit dies Unglück dir zugezogen zu haben.“ Sei er entschlossen, so werde sie ihn wenige Meilen von Weimar in einer Stadt oder auf dem Lande bei einem geschickten Schulmanne unterbringen, wo er nach Fernows Ansicht, wenn er zwei Jahre fleißig Tag und Nacht arbeite, so viel Latein und was sonst nöthig sei, erlernen könne, um ein Gymnasium besuchen zu können. Sie überließ ihm ganz die Entscheidung, wenn

*) Gwinner hat ihn in „Schopenhauers Leben“ S. 55 ff. (2. Aufl.) mitgetheilt.

sie auch hoffte, die ihm ernst vorgehaltenen Schwierigkeiten würden ihn im Kaufmannstande zurückhalten.

Mit diesem Briefe vom 28. April brechen die uns vorliegenden Briefe an Arthur ab; aus den spätern bietet jetzt die zweite Auflage von Gwinners Leben Schopenhauers bedeutende Auszüge. Unsere bisherigen Mittheilungen geben ein in sich geschlossenes Bild der Anfänge jener Abendgesellschaften, der mächtigen Anregung, welche diese von Goethe empfingen, und der genußreichen Erholung, welche sie dem Dichter boten. Es ist ein eigenes Schauspiel, wie die Schopenhauer durch die bloße Anziehungskraft ihres gemüthlichen, bildungsreichen und fest auf sich beharrenden Wesens in jener traurigen Zeit ohne besondern Aufwand, ja ohne daß sie sich ernstlich darum bemühte, einen schönen Kreis um sich versammelte und festhielt, dessen belebender Mittelpunkt der von der Gesellschaft durch seine Heirat fast ausgeschlossene Goethe war, dem diese Verbindung eine edle Zuflucht seiner nach liebevoller Anerkennung seiner menschlichen Eigenthümlichkeit, seines vollen Herzens, seines edlen Strebens sich sehnenden Natur war. Sein Dichterruhm, seine wissenschaftlichen Entdeckungen standen ihm hier ganz fern, nur als Mensch wollte er hier geachtet und geliebt sein. Damals lagen ihm die Farbenlehre und die naturwissenschaftlichen Fragen, wie die von Riemer aufbewahrten Aphorismen zeigen, sehr am Herzen, aber im Kreise der Schopenhauer verlautete hiervon ebenso wenig als von sonstigen Arbeiten, besonders der Durchsicht seiner Werke, nur gelegentlich geschah eines oder des andern neu darin erscheinenden Gedichtes Erwähnung. Wir haben hier eine ganz ähnliche Erscheinung wie in den Briefen W. Humboldt's an eine Freundin, die uns gar nicht ahnen lassen, welche großartigen Sprachforschungen seinen Geist zu derselben Zeit in Spannung hielten. Für Goethe war die begeisterte Bewunderung der zu ihm aufschauenden Frau ein Lebensbalsam, dessen er damals so sehr bedurfte, wo sich die höhern Kreise, besonders die Damen, mit denen er bisher in freundlicher Verbindung gestanden, durch seine Trauung mit Christiane Vulpius verletzt fühlten. War ja selbst Frau von Schiller darüber so erbittert, daß sie den natürlichen Gesichtspunkt gar nicht finden, sogar als ihre Mutter ihr denselben vorhielt, sich dabei nicht be-

ruhigen konnte: sie fand diesen Entschluß nutz- und zwecklos, meinte gar, eine solche Zeremonie sollte man nur in den glücklichsten Tagen seines Lebens feiern oder nie; das Nachtheilige des Eindruckes davon auf die Gemüther lasse sich nicht unterdrücken. Deshalb konnte sie sich auch nicht entschließen, ihm, wie andere gethan, dazu Glück zu wünschen. Wenn Charlotte von Schiller also urtheilte, wenn sie sich durch ihren leidenschaftlichen Haß gegen die „Demoiselle", mit dem sie auch Schiller angesteckt hatte, so weit fortreißen ließ, wie viel ärger mußte die Trauung auf Frau von Stein wirken! Da war es kein Wunder, daß Goethe sich von diesen Kreisen und dem Hofe, mit dem sie in nächster Verbindung standen, zurückgestoßen fühlte. In dieser Vereinsamung mußten die innige Theilnahme und die warme Verehrung, welche er bei der neuen Freundin fand, ihm wunderbar wohlthun, seine Seele heiterm Vertrauen öffnen. Natürlich erweckte ein so enges Verhältniß zu der Fremden eine gewisse Eifersucht in Frau von Stein, aber Goethe ging mit ruhiger Besonnenheit seinen Weg, da jede Leidenschaftlichkeit seiner Neigung fern blieb. Er freute sich der edlen Zuneigung einer so bedeutenden, bildungsreichen und bildungsbedürftigen, gemüthvollen Frau, welcher seine Theilnahme einen festen Mittelpunkt in Weimar gegründet hatte, und gab sich rücksichtslos dem heitern, durch Kunst verschönten Leben hin, welches er in ihrem Hause fand. Sie selbst, die sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten suchte, machte keinen Anspruch an ihn, sie betrachtete alles, was er ihr bot, als eine unverdiente Gabe des Glückes, und wenn sie wirklich, wie Ludecus berichtet, auf die Frage, wie Goethe dazu gekommen, seine Haushälterin zu heiraten, erwiderte, er habe kein seiner würdiges Frauenzimmer finden können, so sprach sie damit ihre volle Ueberzeugung aus. Sein Verhältniß zu dieser edlen Freundin erhielt sich in inniger Herzlichkeit, auch als die vornehmen Damen von ihrem Abscheu gegen seine Heirat sich wieder so weit erholt hatten, daß die Verbindung mit ihnen und dem Hofe sich herstellen konnte. Die dankbare Erinnerung dessen, was sie ihm in trüber Zeit geworden, verließ ihn nie, konnte die Verbindung auch nicht so eng, fast ausschließend wie früher bleiben. Zunächst verwandte er seinen Einfluß, daß man Fernow, der durch den

den Tod der Herzogin Mutter seine Stelle verloren, wenn er auch sein Gehalt behielt, nicht wieder als Professor nach Jena sandte, sondern er Weimar, wo er auf Goethes Anregung die Herausgabe der Werke Winckelmanns unternommen hatte, und dem schopenhauerschen Kreise erhalten blieb. Der darauf bezügliche Brief Goethes an Voigt ist vom 1. Mai. Goethe selbst war mit der Farbenlehre und der Durchsicht der letzten Bände beschäftigt. Seine Mittwochsversammlungen konnte er freilich fortsetzen, doch fühlte er sich sehr ermattet und lebte „in halber Hypochondrie". Auch ihm gab die Schopenhauer von dem Entschlusse ihres Sohnes Kunde, über dessen Ausführung sie viel mit Fernow und Meyer verhandelte. Am 11. Mai nahm Goethe von ihr Abschied, da er am nächsten Sonntag, den 15. nach Karlsbad gehen wollte. „Gebe der Himmel, daß er mit neuem frischen Leben zurückkehre!" schrieb sie ihrem Sohne.

Dieser kam bald nach Goethes Abreise zu Weimar an, wo seine schon früher besprochene Uebersiedelung nach Gotha ins Werk gesetzt wurde. Fernow brachte ihn entweder allein oder in Begleitung der Mutter nach Gotha oder leitete dort die nöthigen Verhandlungen; denn am 11. Juli schreibt er an Kügelgen, er sei vier oder fünf Tage in Gotha gewesen. Seine Wohnung hatte Arthur beim Gymnasiallehrer Lenz, Privatunterricht erhielt er im Lateinischen vom Direktor Döring; in der Selekta des Gymnasiums nahm er an den Stunden im Deutschen unter dem trefflichen Friedrich Jacobs Theil. Mit unendlichem Eifer gab er sich, obgleich er auch an Vergnügungen sich vielfach betheiligte, seinen Studien hin und machte bald die glänzendsten Fortschritte zur innigen Freude der Mutter. Mitte Juli begab sich Fernow mit Schütze nach Carlsbad, wo er Heilung von seinen Fieberanfällen und dem stechenden Schmerze auf der Brust suchte. So fanden sich also drei ständige Mitglieder des schopenhauerschen Kreises in Karlsbad zusammen, freilich in leidendem Zustande. Bald nach Fernow und Schütze anfangs September kehrte auch Goethe nach Weimar zurück, wo sein zur Wiedereröffnung der Bühne am 19. September gedichtetes Festspiel auf die Wiedervereinigung der herzoglichen Familie sich allgemein herzlichen Beifalls erfreute. Hatte er sich auch jetzt dem Hofe mehr genähert, wo er regelmäßig

Dienstags am Morgen bei der Prinzessin Karoline, Abends bei der Herzogin war, so blieb doch die Abendgesellschaft der Schopenhauer nicht unbesucht. Daß er Abends sehr oft in Gesellschaft gehe, berichtet Riemer den 14. Oktober an Frommanns Gattin. Am Sonntag den 1. November führte er bei der Schopenhauer die romantisch tolle Bettine Brentano ein, die an diesem Tage mit Schwester und Bruder nach Weimar gekommen war.*) „An sich schon zog sie durch ihr drolliges, naives Wesen an, und durch die Art, sich auszudrücken," berichtet Schütze. „Wie wenn sie sich halbversteckte, theilte sie sich lieber wenigen in ihrer Nähe als dem größern Kreise mit. Wenn man sie ansah, konnte man ihr wohl glauben, daß sie auf der Reise in Mannskleidern die Rolle eines jungen Burschen mit Glück gespielt, dem Postillon gefallen und sich und andere mit mancher kleinen Verlegenheit geneckt habe. Auch das Klettern auf Bäume traute man ihr zu. Ein leises Fragen, ob man sie fasse oder ihr glaube, drang aus den hin und her und abwärts gehenden Blicken. Ein heiterer, gutmüthiger Kobold sprach aus ihrem ganzen Wesen, wobei noch eine Schwärmerei über die Musik sie ins Geisterhafte erhob." Ob auf diese Schilderung der zur Zeit ihrer Abfassung vorliegende „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" einigen Einfluß gehabt, bleibe dahin gestellt. Am Tage vor dem Gesellschaftsabend des 12. ging Goethe mit Riemer nach Jena, von wo er am 18. Dezember nach Weimar zurückkehrte. Ihm folgte gleich darauf der früher seiner mystischen Ueberschwenglichkeit wegen bespottete Zacharias Werner, dessen „Luther" von der weimarischen Bühne ausgeschlossen worden war. Goethe hatte ihn jetzt näher kennen lernen und seine noch ungedruckte „Wanda" zur Feier des Geburtstages der Herzogin bestimmt. Auch bei der Schopenhauer führte Goethe Werner ein, und zwar noch vor dem nächsten Gesellschaftsabende. „Wir haben gestern bei der Schopenhauer mit Werner gegessen," schreibt Riemer den 23. an Frommann. „Nach

*) Die Schopenhauer selbst schreibt (Jugendleben II, 39): „Bettina in Weimar, durch Goethe bei mir eingeführt." Wie wenig sie für diese eingenommen war, dürfte sich aus ihrer spätern Aeußerung an Holtei über „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" ergeben: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffirt, zu Tage gebracht."

Tische las er uns die bekannten und noch einige andere Sonette vor, und selbst Fernow fand sie, der schwer zu befriedigende, lobenswerth." Von jetzt an erschien Werner sehr häufig bei der Schopenhauer, auch ohne Goethe. Als Goethe am 23. die Familie Frommann auf die Weihnachtstage zu sich einlud, wurde auch schon der Besuch der Schopenhauer am Sonntagsabende in feste Aussicht genommen, doch kam derselbe nicht zu Stande. Den Sylvesterabend, der diesmal auf einen Donnerstag fiel, verbrachte Goethe bei der neuen Freundin. Es waren auch Sänger und Sängerinnen des Theaters eingeladen. Schütze berichtet: „Goethe kam von der Lektüre italienischer Schäferidyllen und befand sich in einer sanften, lyrischen Stimmung, in welcher er sich auch mit großer Anmuth über das Gelesene aussprach. Nachdem herrliche Lieder, besonders von Zelter, waren gesungen worden, während Goethe in den Zimmern auf- und abging, setzte sich die Gesellschaft an verschiedene Tische. Ich bekam meinen Platz unter den Künstlern und gab mich hier um so lieber lustigen Einfällen hin, als in diesem Kreise sich eine Lachtaube [die Engel oder Elstermann?] befand, die für Scherze sehr empfänglich oder reizbar war. Aber plötzlich, mitten in der Fröhlichkeit, klopfte Goethe auf den Tisch, augenblickliche Stille und Gesang gebietend. Da hätte man sehen sollen, wie das halb ausgesprochene Wort auf den Lippen erstarb, wie die Mienen zuckten und ein Wetterleuchten über die Gesichter fuhr. Lachtaube hatte die erste Stimme; sie kämpfte ritterlich, mit bewunderungswürdiger Fassung rang sie sich auf und die andern folgten ihrem Flug, während manche bittersüße Thräne über hochgeröthete Wangen floß. Zum Glücke haben Schauspieler sich mehr in ihrer Gewalt als andere Menschen. Sie blieben nun auf ihrer Hut, und wie Goethe auf einmal aufgestanden war, schlich einer nach dem andern nach und kam mit der Nachricht zurück: ‚Er lacht!' was dann die vorige Lust wieder zurückführte." Wie Schütze hierdurch so peinlich berührt werden konnte, sieht man nicht recht. Die Schopenhauer hatte Goethe den Auftrag gegeben, zu bestimmen, wann die programmmäßig feststehenden Lieder gesungen werden sollten; die Sänger und Sängerinnen standen unter ihm als Theaterdirektor, sangen auch bei ihm oft im Hause, und das Zeichen zum Anfang zu geben, war er vom Theater her gewohnt.

Unterdessen hatte die Mutter um Arthur neue Noth gelitten. In seinem Uebermuthe hatte er bei Tische Spottverse auf einen Gymnasiallehrer Schulz gemacht, weil dieser sich in einer Zeitung ungünstig über die Selekta geäußert hatte. Sie wurden dem Verspotteten verrathen und setzten diesen in solche Wuth, daß Döring aus Rücksicht auf seinen Amtsgenossen, trotz aller Liebe zu Schopenhauer, sich gedrungen fühlte, ihm den Privatunterricht aufzukündigen.*) Sofort meldete er der Mutter, daß er unter diesen Umständen nicht in Gotha bleiben könne; er wollte sofort abreisen: aber diese bat ihn, doch ihren nächsten Brief abzuwarten, bis sie mit ihrem Freunde sich berathen, wohin er sich wenden solle. „Ich würde dich gleich herkommen lassen," schrieb sie ihm, „aber theils weiß ich dich jetzt nicht gut auf längere Zeit zu beherbergen, theils würde mich auch deine Gegenwart und dein ewiges Einreden hindern ordentlich für dich zu forschen und zu wählen, und mich bald ärgerlich, bald verwirrt machen, besonders wenn deine edle bekannte Unentschlossenheit dazu käme, und überhaupt kann ich diesmal nicht dafür stehen, daß der Unwille über dich, der doch bei Lesung deines Briefes in mir aufwallte, nicht meiner Herr würde und es zu heftigen Auftritten käme, die wir beide besser thun zu vermeiden." Arthur hatte an Göttingen, Braunschweig oder München gedacht. Aber die Mutter stellte ihm nach reiflicher Erwägung die Wahl zwischen Altenburg, wo er in ähnlicher Weise zum Gymnasium stehen würde, wie in Gotha, und Weimar. Hier sollte er den Privatunterricht des eben an das Gymnasium berufenen, noch blutjungen tüchtigen Philologen Passow genießen, der ihm freilich nur sechs Stunden wöchentlich geben könne. Aber bei ihr wohnen könne er nicht, da dadurch ihre zwanglose, friedliche, unabhängige Ruhe gestört werde, die sie jetzt erst recht eigentlich des Lebens froh worden lasse. Mittags werde er bei ihr zu Tische sein, etwa von 1 bis 3 Uhr, dann auch an den beiden Gesellschaftsabenden. Freilich würden ihm letztere nicht immer ganz angenehm sein, da er der einzige ganz junge Mensch in der Gesellschaft sei, doch das Interesse an dem von ihm hochverehrten Goethe, von dem er manchen Spruch

*) Gwinner S. 62 f. 240.

im Munde führte, werde ihn hoffentlich für die vermißte Lustigkeit entschädigen. Auch als Arthur sich für Weimar entschieden hatte, erklärte sie (am 13. Dezember) die Unmöglichkeit, ihn in ihr Haus aufzunehmen. „Ich verkenne dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten, kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal athmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine ewigen Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finstern Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Innern, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrücke, um nur nicht zu einem Streit Anlaß zu geben." Bald darauf kam Arthur nach Weimar, wo er mit Passow in demselben Hause wohnte und sich in strengstem Eifer seinen Studien widmete. Besuchte er auch die Abendgesellschaften seiner Mutter, an denen auch Passow Theil nahm, so hielt er sich doch zurück; seine gespannte Aufmerksamkeit widmete er dort Goethe, doch war er zu stolz, sich ihm als dem Freunde seiner Mutter aufzudrängen. Diese muß unterdessen den Titel einer Hofräthin erhalten haben,*) der sie hoffähig machte, doch trat sie dem Hofe nicht näher, vielmehr scheint die Herzogin ihr wenig geneigt gewesen zu sein. Von welchen Hofe sie den Titel erhalten, weiß ich nicht; daß sie ihn nicht von Weimar erhalten, zeigen die dortigen Staatshandbücher.

Auch im folgenden Jahre blieb Goethe den Gesellschaftsabenden der Schopenhauer treu, wovon sich freilich nur einzelne bestimmte Angaben erhalten haben, wie wir auch zufällig nur weniges von

*) Knebel schreibt am 26. Januar 1808, Frau Hofräthin Schopenhauer und Professer Fernow würden den Abend bei ihm den Geburtstag der Frau Herder feiern.

den Besuchen der Schopenhauer in seinem Hause wissen. Häufig genug stellte sich Werner bei ihr ein. Schütze berichtet: „Werners hagere, wiewohl nicht unkräftige, doch schon etwas verknöcherte Gestalt mit den ungewöhnlich tiefen Verbeugungen, sein längliches, schwärzlich-gelbes Gesicht mit den breitgeschlitzten feuchtmatten Augen nahmen nicht sehr für ihn ein. Den meisten Ausdruck hatte noch die langgestreckte Nase mit dem hervorragenden Kinne, besonders wenn er sich damit, wie nach der Meinung anderer spürend, rechts und links wandte. Die Zuhörer aber gewann er nicht allein durch Mittheilung poetisch-religiöser Ideen in bedeutsamen, populär erhabenen, nicht immer geschmackvoll gebildeten Worten, sondern auch durch burleske Fabeln und Schnurren, womit er die Gesellschaft unterhielt, wie z. B. wenn er zwei Enten auf dem Wasser miteinander sprechen ließ. Bei einer grandiosen Vorlesung des ‚Faust', womit er eines Sonntags ein halbes Stadtviertel erschütterte, glaubte man in ihm mehr den Mephistopheles als den Faust zu sehen." Freilich könnte die letztere Vorlesung erst ins folgende Jahr gefallen sein. Goethe befand sich damals so wohl, daß er mit seiner Gattin nach Jena, wo er vom 16. bis zum 18. Januar weilte, zum Balle fuhr. Nach der Rückkehr nahmen ihn und Werner die Aufführung der „Wanda" sehr in Anspruch. „Am Tage der Darstellung [den 30.]", so hörte Holtei die Schopenhauer erzählen*), „waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen ließ. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell, und sie wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung des wernerschen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte, und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und

*) Vierzig Jahre V, 59 f. Die Darstellung scheint doch etwas holteiisch gefärbt.

rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: ‚Wir bekommen auf die Nacht Scharen von Gästen; richte dich ein und hilf dir, so gut du kannst!‘ Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolg [der Erfolg war vielmehr glänzend] die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon Tags zuvor gegessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Aufschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhub, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme, und rief dem bekanntlich sehr cynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: ‚Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!‘ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf.“ Dazu ist zu bemerken, daß, nach Schütze, hübsche Mädchen nach der Vorstellung den Dichter mit Blumen bekränzt hatten. Einen starken Stoß erlitt freilich Werners Ansehen, als man von einem Angriff vernahm, den der Dichter der „Weihe der Kraft“ auf ein von ihrer Herrschaft zu ihm geschicktes Kammermädchen gemacht, eine Geschichte, die Meyer am 14. März mit seinem drolligen Humor bei der Schopenhauer vortrug. Werner verließ denn auch bald darauf Weimar. Fernow, dem seine karlsbader Kur keine Linderung gebracht hatte, war damals sehr leidend, ja er mußte zuletzt sich entschließen, bei dem ungewöhnlich rauhen Wetter das Zimmer zu hüten.

Am 30. (31?) März war Goethe mit dem Kanzler Müller bei der Schopenhauer, wo er sich sehr theilnehmend und mittheilend zeigte. Er beschrieb Karlsbad, kam auf die großen Orkane zu sprechen, endlich auf den Schauspieler Schröder, der kein wahrer Künstler sei, weil ihm das Gemüth fehle. Gleich darauf fand er sich sehr angegriffen, da er seinen achtzehnjährigen August nach Heidelberg entlassen mußte. Davon, daß dieser an den Gesellschaftsabenden der Frau Schopenhauer Theil genommen und mit ihrem Arthur in Verbindung getreten, wissen wir nichts, doch konnte es nicht fehlen, daß August die so hochgeehrte Hausfreundin bei seinem

Abschied begrüßte. Gleich darauf trat Goethe eines Abends mit wirklichem Zorn bei der Schopenhauer ein, „als ihn Friedrich Schlegel aus seiner Ruhe aufgejagt hatte", wie Schütze berichtet. Wenn er nicht irre, habe die Veranlassung dazu Schlegels Aeußerung gegeben, in Goethes poetischen Gesinnung seien die Grundsätze von Voltaire anzutreffen. Man trachte dahin, habe er gesagt, ihn ganz allmählich herunterzuziehen, ihm etwas und dann wieder etwas zu nehmen; aber man sollte nur wissen, wie sie es in Jena getrieben, wo sie zu einem Musenalmanach aufgefordert, um nur für ihre Gedichte ein schönes Honorar zu bekommen. Aber zu dem hier gemeinten von A. W. Schlegel und Tieck 1801 herausgegebenen „Poetischen Taschenbuch" hatte blos der Verleger Cotta eine Ankündigung erlassen, und es war nicht Schuld der Herausgeber, wenn sie von Schiller und Goethe keinen Beitrag erhalten konnten. Schützens Bericht ist außerordentlich bedenklich, nur das steht sicher, daß Goethe um diese Zeit sich scharf wider Schlegel ausgelassen. Schütze sagt, Falk habe diese Szene ausführlich beschrieben, aber aus seiner eigenen Phantasie so viel hinzugedichtet und Goethes einfache Worte mit seinen eigenen Ausdrücken so überschwenglich vermischt, daß Goethe darin nicht wieder zu erkennen sei. Schützes eigene Zeitbestimmung des 17. Mai ist unrichtig, da Goethe schon einige Tage vorher seine karlsbader Reise angetreten hatte. Falk setzt Goethes Ausbruch auf den Abend des zweiten Ostertags 1808, an welchem er mit Goethe in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen gewesen; das träfe auf den 18. April. Jedenfalls ist der April zu setzen, wahrscheinlich der 17., der Ostersonntag, da wir einen gewöhnlichen Gesellschaftsabend anzunehmen haben. Auch die Veranlassung scheint bei Falk richtiger angegeben: „Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen." Auffallend ist nur, wie Schütze, da ihm beide richtige Bestimmungen vorlagen, den Irrthum begehen konnte. Die von Falk gemeinte Zeitung ist die „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" des frühern jenaischen Privatdozenten Georg Anton Friedrich Ast, der 1805 nach Landshut berufen worden war. Dort

wird in den „Aphorismen“ gesagt, Goethes Poesie habe ihr Gegenbild in der heidnischen Plastik, die von Tieck und Novalis in der romantischen Malerei. „Die Poesie aber scheint Friedrich Schlegel zu der Höhe emporzuführen, wo sie plastisch und musikalisch zugleich sein wird, zu idealer, verklärter Gediegenheit und Objektivität sich vollendend, wie die pindarische Muse.“

Vom 23. April bis zum 1. Mai weilte Goethe in Jena, elf Tage darauf trat er die Reise nach Karlsbad an. Einen Monat später begleitete Frau Schopenhauer mit ihrer Tochter ihren sehr leidenden Freund Fernow nach dem Bade Liebenstein.*) Anfangs August kehrte sie zurück, aber leider hatte auch Liebenstein Fernow keine Linderung gebracht, und in Weimar fand er seine Frau dem Tode nahe, so daß er trotz seiner eigenen Schmerzen und der gesteigerten Schwäche sich ihrer Pflege widmen mußte. Anfangs September hütete er selbst das Zimmer, vor dem Ende des Monats starb seine Frau. Jetzt konnte die Freundin leicht ihn bestimmen, ein Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen. Der Umzug wirkte anfangs sehr wohlthätig auf ihn, doch in wenigen Wochen fühlte er sich so angegriffen, daß er sein Zimmer nicht mehr verlassen konnte.

Goethe kehrte Mitte September zurück, wo ihn die erschütternde Kunde vom Tode seiner Mutter traf; dann aber nahm ihn das Zusammentreffen Napoleons mit dem russischen Kaiser in Erfurt und die leidigen in Folge desselben veranstalteten Feste zu Weimar, wo er die Einrichtung des Theaters für die französischen Schauspieler zu besorgen hatte, außerordentlich in Anspruch, so daß er bei der um Fernow so unendlich bekümmerten Schopenhauer wenig vorsprechen konnte. Erst Mitte Oktober hatte die Sturmflut sich verlaufen, nach welcher Goethe zu seiner Erholung auf kurze Zeit das freundliche Jena aufsuchte. Nach seiner Rückkehr fand er sich auch wieder in den Abendgesellschaften der Freundin ein. In den November muß sein begeisterter Vortrag über das Nibelungenlied fallen, dessen Schütze gedenkt; denn seine Mittwochgesellschaft erfreute er damit seit dem 9. November. Als am 13. von der sonn-

*) Irrig läßt Gwinner S. 71 sie in diesem Jahre die Kur in Wiesbaden gebrauchen.

täglichen Hofcour „mit einer kleinen Weinlaune“ zur Schopenhauer kam, übte er, wie Schütze berichtet, gegen Wieland „auf eine fast bösliche Weise völligen Uebermuth“ aus. „Er reizte ihn durch Widerspruch, und man hörte gleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, Recht zu behalten, sondern ihn in Harnisch zu setzen. Wieland nahm die Sache ernsthaft und ärgerte sich denn auch in allem Ernste. Meyer hielt sich zu Goethe als treuer Adjutant, und seine zurechtweisenden Worte: ‚Lieber Wieland, Sie müssen das nicht so nehmen!‘ klangen mir verletzend.“ Wieland ließ sich zuweilen zu einer unbesonnenen Behauptung hinreißen, an die Goethe, um das Gespräch zu beleben, sich hing und dann vom Eifer sich hinreißen ließ. Große Unannehmlichkeit hatte er bald darauf mit dem Theater, besonders da der Herzog und die Herzogin leidenschaftlich gegen ihn Partei nahmen. Wie sehr er sich der Abende bei der Schopenhauer neben mancher andern angenehmen Unterhaltung freute, zeigt sein Brief an Knebel vom 25 November. Diesem schreibt er, nachdem er seiner Mittwochsversammlungen gedacht hat: „Uebrigens ist es bei uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen [nach Petersburg], das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit [der Großfürstin] und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bei uns äußerst angeregt, und die Woche könnte mehr Tage haben, und immer doch noch genugsam Unterhaltung darbieten. Bei Frau Hofrath Schoppenhauer*) sind der Donnerstag und der Sonntag, jeder auf seine Weise, interessant: der erste wegen vieler Sozietät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Sozietät genöthigt ist, auf eine konzentrirte und konzentrirende Unterhaltung zu denken, und, was du dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der du dich gelegentlich selbst ergetzen sollst.“ Das letztere ist nicht auf die schopenhauerschen Gesellschaftsabende zu beziehen. Goethe selbst scheint besonders die Sonntagsabende geliebt zu haben. An den Donnerstagsabenden

*) Diese Form erklärte Arthur Schopenhauer wenigstens später für die richtige Schreibung seines ursprünglich holländischen Namens. Goethe braucht sie regelmäßig.

waren bei ihm wohl schon jetzt Proben seiner Singkonzerte, nach denen bei ihm ein frugales Abendmahl stattfand.

Schon am 2. Dezember schrieb Goethe, wohl auf Veranlassung der Schopenhauer und Fernows selbst, an Cotta wegen der Forderung, welche dieser noch an Fernow hatte, da dessen Gesundheit wenig Hoffnung lasse und seine Freunde durch Berichtigung seines ökonomischen Zustandes, durch Vorsorge für seine Kinder ihn einigermaßen zu beruhigen suchten; er wünsche deshalb die Höhe seiner Schuld zu wissen.*) Noch ehe Cottas Antwort mit dem Verzicht auf seine Forderung von mehr als 2700 Gulden eintraf, in der Nacht auf den 4. Dezember, erlag Fernow dem sein Leben so lange untergrabenden Uebel. Tiefe Trauer erfüllte die Freunde, welche an diesem Tage (es war ein Sonntag) in dem gastlichen, meist von frischem Leben bewegten Hause erschienen. Donnerstag den 8. fand das Begräbniß statt. Der Maler Kügelgen war am vorigen Abend angekommen, um den Freund in seiner Krankheit zu pflegen; bitterster Schmerz ergriff ihn, als er am andern Morgen im Gasthofe auf die Frage nach Fernows Wohnung erfuhr, dieser werde heute begraben. Der talentvolle Maler hielt sich längere Zeit in Weimar auf, wo er eine Zierde der Gesellschaftsabende bildete, denen Fernow entrissen war. „Die Guitarre im Arm", berichtet Schütze, „schloß er mit geschicktem Saitenspiel ganz vorzüglich dem schönen Geschlechte sich an, welchem er nach dem Wechsel des Zufalls oft bis zur bewunderten Langmuth sich hingab." Am Gesellschaftsabende des 18. modellirte er Goethe. „Um keine Langeweile auf seinem Gesichte zu sehen, eröffnete er einen Streit mit ihm über die griechische Malerei", erzählt Schütze. „Daran aber that er sehr übel. Goethe konnte nicht einmal einen einzelnen Widerspruch gern ertragen, und Disputiren ist ein fortwährendes Widersprechen. Es kreuzten sich daher so viele verdrießliche und zornige (?) Züge durch das Gesicht, daß es ganz den Charakter einer ruhigen Uebereinstimmung verlor und

*) Doch muß Fernow sich selbst vorher an Cotta gewandt haben; denn in einem ungedruckten Briefe der Schopenhauer an Cotta vom 26 November 1811 und noch später, am 6. März 1813, dankt sie diesem besonders dafür, daß er durch seine gütige Nachsicht und milde Tröstung Fernows letzten Lebenstagen Ruhe und Heiterkeit gegeben.

sich wohl nur noch wenig zum Modelliren eignen konnte. Aber was den Inhalt des Gesprächs betraf, da mußte ich Kügelgen Recht geben, der es bezweifelte, daß die Griechen in der Malerei die höchste Vollkommenheit und schon den Gipfel der spätern Kunst erreicht hätten. Goethe glaubte daran, weil die Griechen überhaupt so vollkommen gewesen." Daß die Malerei, das Helldunkel, das Kolorit der Alten so hoch gestanden wie ihre Plastik, sprach er in der „Geschichte der Farbenlehre" aus. Bei jenem Gespräche war es ihm nur darum zu thun, seinen Satz mit aller Entschiedenheit durchzuführen. Kügelgen wußte wohl, was er that, wenn er Goethes Gesicht in lebhafter geistiger Bewegung sehen wollte. Auf seinem Bilde hat Goethe, wie Frau Schopenhauer in ihrer Beschreibung desselben sagt, „eben gesprochen und ist im Begriffe zu antworten; was er hört, freut ihn, er hat den Sprecher lieb, aber er ist nicht ganz seiner Meinung".

Lange konnte die Schopenhauer Fernows unersetzlichen Verlust nicht verwinden. „Wenn sie von etwas anderm sprechen wollte", erzählt Schütze, „kam sie wieder auf Fernow zurück, stockte dann, besann sich und schloß mit den Worten: ‚Was wollte ich doch sagen?'" Tröstlich war es ihr, als gegen den 20. Cottas Antwort bei Goethe eintraf, die Fernows Schuld „wegen der Armuth der Kinder" tilgte. Für diese zu wirken, war ihr eine heilige Aufgabe, und so berieth sie eifrig mit Goethe den Ankauf der hinterlassenen Bibliothek von Seiten des Herzogs.

Zacharias Werner ließ sich bald darauf, wahrscheinlich durch die Kunde, Goethe habe die Theaterleitung niedergelegt, zu dem Entschlusse verleiten, nach Weimar zu eilen. Er kam am 27. Dezember an, den 31. speiste er bei Goethe in größerer Gesellschaft zu Mittag, wo eines seiner Sonette dessen Groll über seine mystische Richtung zum Ausbruche brachte; am Nachmittag war er mit den Familien Frommann und Steffens bei der Schopenhauer. An diese und den Hof hielt er sich jetzt, da Goethe ihn zunächst fallen ließ. Bei dem großen Maskenzuge auf dem Stadthause zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin, am 3. Februar 1809, stellten Frau Schopenhauer, ihre Tochter und Frau Falk die heiligen drei Könige dar, denen Werner als Knecht Ruprecht die Stocklaterne

trug. Später ward Goethe Werner wieder günstiger, bis die Geliebte des Herzogs, die Jagemann, ihn für sich in Anspruch nahm. Bestimmte Nachrichten von Goethes Anwesenheit an den Gesellschaftsabenden in diesem und den nächsten Jahren fehlen uns; auch vom Erscheinen der Schopenhauer bei Goethes Sonntagskonzerten oder zur Mittags- oder Abendtafel wird nichts berichtet. Wenn Gwinner erzählt, Arthur sei 1809 durch die Aufführung von Calderons „standhaftem Prinzen" so erschüttert worden, daß er die Abendgesellschaft seiner Mutter habe verlassen müssen, so muß hier ein Irrthum obwalten; denn erst zwei Jahre später kam das Stück auf die Bühne. Alles stimmt, wenn wir an eine Vorlesung Goethes bei der Schopenhauer denken; freilich hatte Goethe das Stück hier schon 1807 gelesen, aber die Annahme, daß er es zwei Jahre später nochmals gethan, ist immer möglich. Weiter hören wir von dem Aufsehen, welches das Erscheinen der „Wahlverwandtschaften" im Oktober 1809 in den Abendgesellschaften erregte, da darin mehrere in diesen sehr bemerkte Personen als Modelle des Dichters deutlich hervorgetreten, besonders ein zartgebautes reizendes Fräulein, das einem Tischnachbar, der nur *einen* Arm hat, vorschneidet, und der lange Architekt Engelhard aus Kassel, mit dem Goethe Bettinen in dem Briefe vom 22. Februar 1809 neckt. Aus dem Jahre 1812 gedenkt Schütze noch des Gesellschaftsabends vom 19. April (es war ein Sonntag), an welchem Goethe verlangt habe, man solle ihm den Inhalt der neuen Stücke sagen, von denen er eben im Theater Probe gehalten. „Trafen auch einzelne Worte zu, wie wenn man zu einer Aufführung Requisiten zusammenschleppen sieht und von einem Degen auf einen Offizier, von einem Hirschfänger auf einen Jäger schließt, so wollte doch kein ganzer Zusammenhang entstehen, und wir blieben immer auf der Folter der Langeweile." Daß ein solches Spiel habe langweilig sein müssen, steht doch kaum zu behaupten, besonders wenn Goethe es geistreich zu leiten verstand. Auch Goethes Sohn wird schon damals bei den Gesellschaftsabenden erschienen sein, wie er ja selbst am Hofe bei dem Maskenzug „Die romantische Poesie" am 30. Januar 1810 als Heldendichter abwechselnd mit dem Präsidenten von Fritsch die von Goethe gedichteten Stanzen sprach. Arthur Schopenhauer studirte schon seit dem Oktober 1809 in Göttin-

gen; er war bereits im Besitze seines väterlichen Vermögens. Wir wissen, daß er die Mutter im Frühjahr 1811, ehe er nach Berlin ging, besuchte; damals brachte er seinen Freund Bunsen mit. Auch jetzt kam er Goethe nicht nahe, obgleich dieser durch die „Wahlverwandtschaften" einen mächtigen Eindruck auf ihn geübt hatte; er war noch immer zu stolz, sich ihm aufzudrängen, und der Dichter fand eben keine Veranlassung, sich näher mit ihm einzulassen, wie es Wieland that, der ihn einmal zu sich einladen ließ. Er wollte ihm bei dieser Gelegenheit das Studium der Philosophie auszureden suchen, ward aber durch seine entschiedene Erklärung, er habe sich entschlossen, sein Leben damit zuzubringen, daß er darüber nachdenke, so für ihn eingenommen, daß er ihn aufforderte, nur seiner Natur zu folgen und bei der Philosophie zu bleiben. Die Schopenhauer selbst hatte sich eben einen Namen durch ihr Leben Fernows gemacht, zu welchem sie dankbare Verehrung des Verewigten getrieben, der im Italienischen und in der Kunst ihr Lehrer gewesen, sie das Verständniß der Antike gelehrt und sie mit der Kunstgeschichte vertraut gemacht hatte.*) Hier gedachte sie auch ihres Gesellschaftskreises. Fernow habe jeden Abend nach vollbrachter Arbeit in ihrem Hause Erheiterung und Erholung gefunden, „wo er gewiß war, wenigstens zweimal die Woche um meinen Theetisch einen Kreis versammelt zu finden, wie ihn in geistiger Hinsicht vielleicht Jahrhunderte nicht zusammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele desselben, neben diesem in unaussprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einsiedel; was Weimar damals nur an geistreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten, liebenswürdigen Frauen enthielt [aber die vornehmen adligen Damen hielten sich alle zurück!], schloß, von jenen beiden angezogen, der Gesellschaft sich an, die überdem durch die vielen merkwürdigen Fremden, welche,

*) Nach dem Bericht Adelens hätte Cotta Fernows Schuld gegen die Bedingung erlassen, daß ihre Mutter aus den vorhandenen Materialien dessen Leben entwerfe. Das ist jedenfalls nicht richtig. Man könnte denken, Frau Schopenhauer habe das Honorar der Schrift für Fernows Kinder bestimmt. Welches Honorar sie dafür erhalten, wissen wir nicht, da weder Cottas erhaltene Contobücher der Schopenhauer gedenken, noch Briefe von ihr an Cotta aus den Jahren 1809 und 1810 vorhanden sind.

um Goethen und Wieland in der Nähe zu sehen, bei mir Zutritt suchten, an Zahl, mehr noch an Bedeutung und Interesse unendlich gewann." Frau von Schiller konnte freilich ihr Mißbehagen über die neue Schriftstellerin um so weniger unterdrücken, als sie durch die Stelle von den „gebildeten liebenswürdigen Damen" sich verletzt fühlte. Sie schrieb der Prinzessin Karoline, die auch der Schopenhauer nicht besonders geneigt gewesen zu sein scheint, am 10. Oktober 1810: „Goethes Freundin ist auf einmal Schriftstellerin geworden, und wir sind erstaunt, daß sie so hübsch erzählt, ob ich wohl glaube, daß sie, da sie ein so gutes Gedächtniß hat, noch vieles von ihm selbst so wörtlich behalten hat." Mochte die Schopenhauer sich auch in der vornehmen adligen Gesellschaft gedrückt fühlen, wenigstens Schillers Gattin gegenüber, so war sie doch reich gebildet und des lebendigen Ausdrucks immer mehr mächtig geworden. Einzelnes hatte sie schon im „Journal des Luxus und der Moden" ohne ihren Namen erscheinen lassen, so im vorigen Jahre den Brief „Gerhard von Kügelgens Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder", denen sie 1810 zwei Briefe „über Gerhard von Kügelgen und Friedrich in Dresden" folgen ließ.*) Die höhere Bildung, welche sie in Weimar im Zusammenleben mit den geistreichsten Männern der verschiedensten Lebenskreise erfahren, zeigte sich sogar in ihren Gesichtszügen. Dies überraschte Schütze, als später einmal ein früheres Porträt von ihr zum Vorschein kam. „Wie hatte das einfache jugendliche Gesicht von 1806 sich mit Gedankenzügen bereichert!" bemerkt er.

Im Frühjahre 1811 erschien die Schopenhauer zum erstenmal bei Hofe. Bei einer großen Cour war sie mit Goethe und Wieland. Als Goethe sich mit ihr unterhielt, trat Wieland auf sie zu und sprach mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer. Wissen Sie mit wem? Mit Ihrem Sohn! Ha, es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen; aus dem wird einmal noch etwas Großes werden." Auch scheint sie zur Herzogin eingeladen worden zu sein, was Frau Schiller in ihrer Weise der Prinzessin Karoline nach Ludwigsburg schrieb. Diese erwiderte am 24. Mai:

*) Vgl. Jugend- und Wanderleben II, 263—285.

„Die Schopenhauer bei meiner Mutter ist ja ein wahres Evenement; mein Bruder wird glücklich sein.“ Unter dem Bruder ist der Erbprinz oder Prinz Bernhard verstanden, die schon damals deren Abendgesellschaften zuweilen besucht haben werden. In dem die ganze weimarische Damenwelt in Aufregung setzenden Streite zwischen der damals mit von Arnim vermählten Bettine und Frau von Goethe wird die Schopenhauer kaum auf der Seite der erstern gestanden haben. Mag Bettine auch bei ihrer Anwesenheit die Hofräthin begrüßt haben, in ihrer Noth, daß Goethes Zorn sich mit gutem Rechte nicht ohne eine Abbitte, zu der sie sich nicht verstehen mochte, besänftigen ließ, wandte sie sich an Frau von Stein, aber auch diese vermochte nicht den alten Freund zu bewegen, die Beschimpfung seiner Gattin ohne Widerruf zu vergeben, sein Haus blieb der Beleidigerin verschlossen.

Neue Kriegsgreuel drohten Deutschland und besonders dem armen Weimar nach dem Brande von Moskau. Trotz aller ängstlichen Spannung und körperlichen Leidens, trotz des Schmerzes über Wielands Tod, den auch die Schopenhauer lebhaft betrauerte, suchte Goethe gerade jetzt alles zur künstlerischen Feier der Hoffeste beizutragen, die ihm kaum Zeit ließen, sich an den Gesellschaftsabenden der Freundin zu betheiligen. Preußens Kriegserklärung sollte Weimar in die äußerste Gefahr bringen. Als ein preußisches Streifcorps am 12. April Weimar besetzte und das dortige Kontingent gefangen nahm, ward Goethe so schrecklich aufgeregt, daß die Seinigen auf seiner sofortigen Abreise nach Teplitz bestanden. Die Gesellschaftsabende der Schopenhauer dauerten freilich fort, aber wie sehr hatten sie sich verändert, da die politische Unruhe, die man früher, als eben die Schreckenstage Weimars vorüber waren, von ihnen fern gehalten, jetzt, wo man das Schlimmste fürchtete, auch sie bewegte und allen heitern Genuß störte! Der herrliche Sieg bei Leipzig brachte Weimar wieder ähnliche Schreckniſſe wie vor sieben Jahren. Es folgten die Tage stürmischer Bewegung der aus allen Ständen zu den Waffen sich drängenden Freiwilligen. Der noch immer leidende Dichter gerieth in fürchterlichste Aufregung, als er auch seinem Sohne die Erlaubniß zum Eintritt nicht verweigern konnte, doch gelang es ihm, den Herzog zu bestimmen, daß er ihn durch

einen dienstlichen Auftrag zurückhielt. Trotz aller noch so gewaltigen Bewegung erschien Goethe häufig bei Hofe, auch die Gesellschaftsabende der Freundin, die mit ängstlicher Sorge auf ihn schaute, mied er nicht; wir wissen, daß am 10. Februar 1814, einem Donnerstage in seiner Anwesenheit die Verlosung eines Bildes, wohl zu einem wohlthätigen Zwecke bei der Schopenhauer stattfand. Schütze gedenkt dieser Verlosung als eines Beispiels, wie selbst das Heitere sich bei Goethe der Förmlichkeit habe unterwerfen müssen: erst seien umständliche Vorbereitungen getroffen worden, dann habe sich sein Sohn an einen mitten im Zimmer stehenden besondern Tisch wie zu Gericht setzen müssen. Eine ähnliche Verlosung hatte bei der Schopenhauer schon früher stattgefunden. Der als Freiwilliger eingetretene Professor Kieser hatte damals von Frau von Helldorf (die Geberin wollte ungenannt bleiben) eine massive goldene Dose zum Besten der Freiwilligen erhalten. Es wurde beschlossen sie verlosen zu lassen, was auf Goethes Vorschlag bei der Schopenhauer geschah; es waren 200 Lose zu einem Thaler gemacht worden.

Den Winter auf 1814 brachte auch Arthur in Weimar zu. In Rudolstadt hatte er während der stürmisch bewegten Sommertage des Jahres 1813 seine Abhandlung „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geschrieben. Am 2. Oktober war er auf Grund derselben von der philosophischen Fakultät zu Jena zum Doktor ernannt worden. Als er Mitte November ein Exemplar der indessen gedruckten Abhandlung seiner Mutter überreichte, äußerte diese, welche zu den philosophischen Spekulationen ihres Arthur wenig Vertrauen hatte, das sei wohl etwas für Apotheker. In bitterm Hohn erwiderte er: „Man wird es noch lesen, wenn von deinen Schriften [in demselben Jahre waren ihre „Erinnerungen an eine Reise durch England und Schottland“ erschienen] kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird.“ Sie gab ihm den Spott zurück: von seinen Schriften werde die ganze Auflage noch zu haben sein. Arthur war, als er im Juni von Dresden kam, ein paar Tage bei der Mutter gewesen, hatte sich aber mit dem bei ihr in Pension wohnenden acht Jahre ältern von Gerstenbergk, genannt Müller, dem Verfasser der im vorigen Jahre bei Cotta erschienenen „Kaledonischen Erzählungen“ entzweit,

vielleicht weil er in ihm einen Liebhaber seiner Mutter argwöhnte. Dieser Sohn des altenburger Justizrathes Müller, von dem Bruder seiner Mutter adoptirt, hatte 1810 die Dienste der Herzogin von Kurland aufgegeben und war als Assessor in die weimarische Landesregierung getreten. Als Arthur jetzt nach Weimar kam, bat die Mutter ihn, bei ihr Pension zu nehmen, wozu dieser sich schwer verstand, da ihm Gerstenbergk zuwider war. Wann Schopenhauer Goethe seine Abhandlung gab, wissen wir nicht; dieser entdeckte in ihr mit Freuden einen selbständigen Denker, aber er fand sich damals so leidend und reizbar, daß er selten ausging und sehr verschlossen war. Selbst daß Arthur sich nicht hinreißen ließ, als Freiwilliger einzutreten, da er auf andere Weise besser wirken zu können meinte, scheint keine Annäherung veranlaßt zu haben, obgleich er darin ganz mit Goethe übereinstimmte, den der beabsichtigte Eintritt seines August äußerst bekümmerte. An einem Abend, wo bei seiner Mutter junge Mädchen ein Stück aufführten (Goethe soll noch Arthur für Adelen seinen weißen Brokatrock von Straßburg hergegeben haben), kam es zur ersten Annäherung. Der Dichter lud ihn ein den nächsten Abend bei ihm zuzubringen, da er doch nicht in „Die Räuber" gehen werde, die an diesem gespielt wurden und noch immer auf die Jugend wirkten. „Die Räuber" wurden am 18. Dezember 1813, gar nicht im folgenden Jahre aufgeführt. Demnach fand die erste Unterredung am 17. statt. Den Anknüpfungspunkt bildete vielleicht Schopenhauers Abhandlung, in welcher besonders die Demonstration der geometrischen Sätze durch bloße Anschauung Goethe anzog. Davon war leicht der Uebergang zu seiner Farbenlehre gemacht, für welche Goethe ihn zu gewinnen wußte. Er schickte ihm bald den größten Theil seines optischen Apparates ins Haus und lud ihn zu sich ein, um die verwickelten Versuche ihm zu zeigen. Erhalten sind uns die Einladungszeilen Goethes vom 8. Januar 1814: „Herrn Doktor Schoppenhauer wünsche um eilf Uhr, lieber jedoch um halb eilf bei mir zu sehen, um den ersten klaren Sonnenschein zu benutzen".*)

*) An Schultz schreibt Goethe am 19. Juli 1816, Schopenhauer sei ein bedeutender Kopf, den er bei seiner Anwesenheit in Weimar selbst veranlaßt, seine Farbenlehre zu ergreifen, damit sie in ihren Unterredungen einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten.

Während die Blicke der Welt mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge jenseit des Rheins gerichtet waren, überzeugte sich Schopenhauer von der Richtigkeit von Goethes Herleitung der Farben. Leider wurde die Spannung zwischen Mutter und Sohn immer unerquicklicher. Mit Gerstenbergk kam es zu so schlimmen Reibungen, daß dieser in Zukunft auf seinem Zimmer blieb, da Arthurs Haß gegen ihn unbezwinglich war. Einen jüdischen Freund, Joseph Gans, brachte Arthur mit zu Tisch und er ließ ihn bei sich wohnen, was der Mutter mißfiel. Auch war die Theuerung so groß, daß die Schopenhauer bei ihrer Pension Schaden litt. Auf ihre Klage wollte Arthur den Pensionspreis erhöhen, doch die Mutter erklärte sich zufrieden, wenn er auch für seinen Freund bezahle. Aber an ein längeres Zusammenleben war nicht zu denken; nur Goethe, die Farbenlehre und die Belehrungen des Orientalisten Friedrich Mayer, der auch zur Abendgesellschaft seiner Mutter gehörte, hielten ihn noch zurück. Goethe konnte leider zwischen Mutter, und Sohn nicht vermitteln, da beide sich nicht verstanden, Arthur der Mutter ungerechte Vorwürfe machte, ihr alle Mutterliebe absprach, behauptete, daß er alles seinem Vater verdanke, der ihn doch hart behandelt und zum Kaufmannstande gezwungen hatte, die Mutter, die viel von seinen schroffen Eigenheiten gelitten, seine geistige Bedeutung nicht zu würdigen wußte. Als Arthur sich endlich entschlossen hatte, nach dem seit seiner Knabenzeit ihm lieben Dresden sich zurückzuziehen, schrieb Goethe ihm am 8. Mai in sein neues Stammbuch die bezeichnenden Worte:

„Willst du dich deines Lebens freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche."

Seine jetzt fast achtzehnjährige Schwester Adele war äußerlich nichts weniger als eine reizende Erscheinung: ihre blauen Augen traten stark hervor und ihre glänzend weißen Zähne wurden von der kurzen Oberlippe zu wenig bedeckt; bei hoher Gestalt hatte sie schwache Schultern, doch floß ihr braunes Haar weich und voll. Aber wegen ihres sinnigen Geistes, ihres reichen Gemüthes und ihres edlen Herzens gehörte sie zu den Lieblingen Goethes, der sie vor

seinen Augen sich hatte entwickeln sehen. Da sie eine ungemein seelenvolle, weiche Stimme hatte, so nahm sie auch an dem Singkonzerte Theil, das unter Eberweins Leitung in Goethes Hause stattfand und Sonntagmorgens vor einer größern Gesellschaft sang. Auch deklamirte sie mit tiefem Gefühle. Im Zeichnen und Malen, besonders in dem von Blumen, ebenso im Ausschneiden war sie geschickt.

Die Kunde vom Einzuge in Paris, der sechs Tage später, am 15. April, die von Napoleons Abdankung folgte, ließ Goethe wieder frei aufathmen, wie wenig er sich auch, besonders da er so leidend war, daß er das Haus nicht verlassen konnte, zu enthusiastischem Jubel hinreißen ließ, doch gab er bald darauf in „Epimenides' Erwachen" eine dichterische Abbitte seines Mißtrauens auf die vereinte Kraft des seine Freiheit von den Fremden sich wiedererkämpfenden deutschen Volkes. Schöne Tage verlebte er in den zwei folgenden Herbsten am Rhein und Main. Dort knüpfte sich ein recht seelenvolles Verhältniß zu Marianne von Willemer, das aber seiner freundlichen, auf wahrer Hochschätzung und inniger Dankbarkeit beruhenden Verbindung mit Frau Schopenhauer ebenso wenig Abbruch that als seine Erhebung zum ersten Staatsminister. Aber ihre Gesellschaftsabende, an denen jetzt so manche andere sich einstellten, unter denen auch Goethes Sohn nicht fehlte, besuchte er kaum noch. Arthur hatte ihm seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" in der Handschrift gesandt; erst auf der Gerbermühle bei Frankfurt fand er Zeit und Gelegenheit, nach Wunsch zu erwidern. Am 7. September vertröstete er ihn deshalb auf seine Rückkehr nach Weimar. Als er ihn aber von Weimar aus am 23. Oktober mit vollster Anerkennung schrieb, konnte er seine abweichende Ansicht sich unmöglich zueignen, und so machte er den Vorschlag, darüber mit dem berühmten Seebeck zu verhandeln, doch stand er davon ab, als Arthur seine entschiedene Abneigung äußerte, daß jemand außer Goethe von seiner Ansicht vor dem Drucke etwas erfahre. Leider mußte Goethe ihm bei der Rücksendung am 28. Januar 1816 melden, daß er bei dem Versuche, sich mit ihm zu verständigen, nur allzudeutlich gesehen, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung völlig einig sein könnten, aber über Ab-

sicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen würden, selbst die nicht, welche in Prinzipien einig seien; denn die Anwendung entzweie sie sogleich wieder. Von Zeit zu Zeit möge er ihn wissen lassen, womit er sich beschäftige; denn er werde immer theilnehmend sein. Da Arthur den Aufsatz zum Drucke ausarbeiten wollte, gab er auf dessen Wunsch ihm einige literarische Nachweisungen. Aber seine Sendung der gedruckten Abhandlung fand den Dichter in betrübten Umständen, so daß er alle optische Untersuchungen aufgeben mußte. Nach langen Leiden starb seine Gattin am 6. Juni. Zehn Tage später zeigte Goethe Arthur seinen schweren Verlust an, der ihm unmöglich mache, auf seinen „wohlgedachten" Aufsatz einzugehen. „Indessen ist aus [allem] doch zu ersehen, daß der Punkt, von dem wir sämmtlich ausgehen, lebendig fortwirkt, wenngleich nach verschiedenen Richtungen. Möchten doch auch Sie nicht müde werden, dieses schöne Feld zu bebauen und Ihre Ansichten fortzuhegen, damit wir vielleicht in einigen Jahren fröhlich in dem Mittelpunkt wieder zusammenträfen, von dem wir herstammen."*)

Frau Schopenhauer hatte, wie alle Freunde, an den Leiden und dem Tode seiner Gattin innigsten Antheil genommen, da sie wußte, wie sehr er die Hingegangene geliebt hatte. Um so freudiger begrüßte sie die Verbindung seines August mit Ottilie von Pogwisch, einer Freundin Adelens. Die Hochzeit wurde im engsten Familienkreise am 17. Juni gefeiert, aber Adele war von jetzt an die herzlichste Freundin des jungen Paares, und so war sie häufig am Mittagstische des goetheschen Hauses ein erwünschter Gast. Von dem leidenschaftlichen Antheil, den sie an Ottiliens Niederkunft nahm, zeugt der Brief, den Schillers Gattin, die der Schopenhauer und ihrer Tochter wenig geneigt war, am 14. April 1818 an Knebel schrieb. Nachdem sie der Geburt von Goethes Enkel gedacht, bemerkt sie:

*) In den „Tag- und Jahresheften" heißt es erst unter diesem Jahre: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches [über die Farbenlehre] übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie, wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen."

„Es ist doch alles natürlich zugegangen und die Angst der handelnden Personen hat die Begebenheit nur zu tragisch erwartet und zu tragisch genommen ... Man kommt sich recht über die Zeit entrückt vor, wenn man die heutige Generation ansieht, wie bei unnatürlicher Bildung und überspannten Ansichten alles, was die Natur fordert, verunstaltet wird. Wie können da reine Naturmenschen erscheinen, wenn sie selbst schon unter der Unnatur seufzen, ehe sie zum Bewußtsein kommen! Fragen Sie Münchow und Stark [beide Professoren in Jena, der zweite Arzt und Geburtshelfer]; die werden Ihnen vertrauen, wie weit die Ueberspannung geht. Zur Geschichte des Tages wird Freundschaft und Liebe unter solchen menschlichen Wesen. Die Adele Schopenhauer spielt eine wunderbare, sehr unpassende Rolle für ein Mädchen in diesen Tagesgeschichten .... Der arme junge Papa hat viel ausgestanden, und ich glaube noch mehr durch die weiblichen Umgebungen als durch die Lage der Frau." Goethe selbst hielt viel auf den Geschmack und das Urtheil der kunstsinnigen Adele und freute sich, daß sie zu Ottiliens herzlichsten Freundinnen gehörte.

Arthur eilte, ehe sein die Philosophie der Zeit umwälzendes Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" im Drucke vollendet war, Italien zu, wovon er Goethe Kunde gab. Dieser erwiederte von Karlsbad aus am 9. August: „Endlich einmal wieder von Ihnen zu hören, war mir sehr angenehm: Sie gehen rasch Ihren Weg mit Freudigkeit, wozu ich Ihnen Glück wünsche. Das angekündigte Werk lese gewiß mit allem Antheil .... Möge die italienische Reise glücklich sein! An Vergnügen und Nutzen wird es nicht fehlen". Er unterließ nicht, Empfehlungskarten an Freunde in Italien beizulegen. Adele hielt sich ganz an Ottilien und Goethe. Der Gedanke, einmal von Weimar gerissen zu werden, war ihr schrecklich. Ihre Mutter fand sich dort nicht mehr so glücklich als früher. Sie hing sehr an Gerstenbergk, dessen Klagen über seine verfehlte Laufbahn sie zu beruhigen suchte. Einige Zeit hatte es den Anschein, daß dieser nach Süden ziehen werde, wo denn Adele fürchten mußte, die Mutter werde ihm folgen. Aber für dieses Jahr war sie durch zufällige Umstände dagegen gesichert. Als Goethe im November den Auftrag erhielt, zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter

von Rußland einen Festzug zu dichten, worin alle bedeutenden Erzeugnisse der weimarischen Dichter vorgeführt werden sollten, zog er sich nach Berka zurück, wohin die Hauptdarsteller sich zur Leseprobe begaben. „Wir brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu", schreibt Adele, „und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und der Ueberredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen." Sie selbst trat mit großer Begeisterung (am 18. Dezember) als Tragödie auf, ihre Mutter stellte Frau Marthe in „Faust" dar, die, wie die meisten Personen, bloß vorüberzog. „Seitdem nun ging ich oft mit [Gräfin] Julie [von] Egloffstein [die im Zuge die Nacht dargestellt hatte] zum Goethe", berichtet Adele weiter, „um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studirte uns ‚Paläophron und Neoterpe' ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu. Wir lernen dabei weit mehr, als man glaubt; denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres. Nebenbei amüsirt es ihn selbst; es erinnert ihn an seine Jugend, an Wolffs [das Schauspielerpaar, das bis 1815 die Zierde der weimarischen Bühne gewesen] ꝛc. ꝛc." Da wegen der Hoftrauer es sonst in Weimar still war, lebte sie viel zu Hause. Von den Gesellschaftsabenden schweigt Adele. Freunde von Bedeutung erschienen nicht; von den wenigen alten Bekannten kam am meisten von Froriep, der 1816 als Obermedizinalrath nach Weimar gezogen war, wo er die Leitung des Landesindustriecomptoirs übernahm, und von Könneritz. „Die Mutter schreibt einen Roman [Gabriele]", berichtet sie, „der uns einen Theil der Abende beschäftigt; sie liest ihn vor; er kommt mir ausgezeichnet vor, und ich glaube, gerade Romane schreiben Frauen am besten. Da ich anfange, die Stimme zu verlieren, habe ich mich aufs Klavier verlegt, und treibe es mit großem Eifer. Nebenbei habe ich mir das Studium des Vasari [Leben der Maler] auferlegt, weil ich nach Dresden (auf vier Monate) gehe und dort die Galerie mit etwas gescheiterm Blicke als sonst sehen möchte." Endlich war auch das durch Zufall verspätete Werk Arthurs angelangt, das Adele sogleich Goethe überreichte. Darüber berichtet sie dem Bruder: „Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze

dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden [mit Bleistift geschriebenen] Zettel*) und ließ sagen: er danke dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Bald gedenkt er dir weitläufig seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude; denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende, und denke wohl, so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir, und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem dein Weg von dem seinigen abginge. In deinem Buche gefalle ihm besonders die Klarheit der Darstellung, der Schreibart, obschon deine Sprache von der der andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vortheil erlangt und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl. Nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruhe und bildete er sich glücklich ein, das Buch bestehe aus zwei Theilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen und vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist du der einzige Autor, den Goethe auf diese Weise, mit diesem Ernste liest." Aber von einem anhaltenden Lesen des umfangreichen Werkes hielten ihn so manche andere Arbeiten und die Gewöhnung ab, aus einem philosophischen Werke sich nur das für ihn Bedeutende herauszulesen, ja er kam nicht einmal dazu, an den selbstbewußten Philosophen

*) Er enthielt bloß die Seitenzahlen, deren sie darauf gedenkt. Es waren die Stellen über den erworbenen Charakter und über die Aufgabe des Künstlers, im einzelnen Dinge dessen Idee zu erkennen und rein auszusprechen, mit Beziehung auf Phidias.

ein freundliches Wort zu richten, da es ihm widerwärtig war, ihn mit einer wenig sagenden Bmerkung abzuspeisen. Dagegen verhehlte seine Schwester Arthur nicht, daß sie sein Buch zu lesen angefangen habe, aber bald durch viele Fremdwörter und unverständliche Anspielungen abgehalten worden sei; zuweilen lese sie einzelne Stellen, müsse aber das Buch weglegen, wenn sie auf Aeußerungen komme, die mit ihrem Glauben in Widerspruch ständen; seine Menschenverachtung sei ihr zuwider. Auch Goethe mag durch solche Stellen vom weitern Lesen des Buches abgehalten worden sein, darüber aber mit Schopenhauer zu verhandeln und seinen entgegengesetzten Standpunkt zu betonen mußte er für unnütz halten. Mitte Mai schrieb Adele dem Bruder: „Goethe habe ich von dir erzählt. Deine sechzehn Engländer belustigten ihn sehr .... Die sandische Geschichte [die Ermordung Kotzebues am 13. März] hat ihn ungewöhnlich ergriffen; er spricht fast immer Politik und scheint im Innersten tief verwundet, obgleich er immer äußert, er habe vorausgesehen, daß es so kommen müsse, als unvermeidliche Folge der gewaltig eingreifenden Roheit. Es ist traurig, diese Andeutungen zu hören; er spricht sich nur selten in einzelnen Worten aus, doch seine Meinung ist klar.*) ... Nun, wie ich lebe? In Saus und Braus, seitdem alles gesund ist. Wir fahren viel aus, ich bin fast den halben Tag mit den Freunden in freier Luft, und halte diese Zeit nicht für verloren, weil ich mich viel gesunder fühle. Goethe sehe ich alle Mittwoch, wo wir [also auch ihre Mutter] Abends [nach dem Theater] bei ihm essen. Er hat mir ein sehr schönes Blumenstück von Segers zum Kopiren gegeben. Mein Inneres ist klar und heiter, wie der blaue Himmel über mir. Ottilie fehlt mir, aber ich gönne ihr ihr Glück, in Preußen zu sein, da sies Jahre lang wünschte. [Sie war vor kurzem in Begleitung ihres Gatten nach Berlin gereist, wo sie bei dem wirklichen geheimen Oberregirungsrath Nicolovius, der Goethes Nichte geheiratet hatte, ihre Wohnung nahmen.] Die Mutter ist unendlich freundlich und gut, die Freunde kommen viel, alles umher ist mir eben recht."

Zwei Tage nach diesem heitern Briefe traf die Unglückskunde

*) Vgl. meine Schrift „Charlotte von Stein" II, 463 ff.

in Weimar ein, daß das äußerst befreundete danziger Bankhaus, welchem das Vermögen der Schopenhauer und fast das ganze Adelens gegen Wechsel anvertraut war, seine Zahlungen eingestellt habe. Dem Bruder, der auch unvorsichtig genug gewesen war, diesem Hause 8000 Thaler und das Erbtheil seines Oheims zu lassen, meldete Adele sofort das Unglück, das die Umwälzung ihres ganzen Erdengeschicks hervorgebracht. Die Freunde nahmen an diesem schweren Schlage großen Antheil. Dabei gereichte es Adelen zu einigem Troste, daß die Mutter unterdessen eine angesehene Schriftstellerin geworden. War auch ihre Sammlung „Novellen, fremd und eigen" auf einen Band beschränkt geblieben, so hatten dagegen ihre verschiedenen Reiseerinnerungen großes Glück gemacht, und eben war der Anfang ihres großen Entsagungsromans „Gabriele" erschienen. Wie hoch Goethe diesen hielt, zeigen seine freilich erst im Juni 1822 zu Marienbad niedergeschriebenen Bemerkungen, die er in der größten Gemüthsruhe und aller Empfänglichkeit beim Lesen des „ihm längst vortheilhaft genannten" Romans gemacht. Sie erschienen in „Kunst und Alterthum" IV, 1 (1823). Hier heißt es: „Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse gar anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht." Die Schopenhauer hatte sich hier den Weg zu weitern Erfolgen gebahnt; mit Sicherheit konnte man ihren nächsten Arbeiten besonders bei der Frauenwelt großen Erfolg versprechen.

Arthur schrieb sofort, er sei bereit das Wenige, was ihm, geblieben, mit Schwester und Mutter zu theilen, aber statt dessen kam es bald zu einem Zerwürfnisse. Der Besuch Arthurs, dessen Goethe in den „Tag- und Jahresheften" gedenkt, muß im August oder September bei dessen Reise von Heidelberg nach Dresden erfolgt sein. „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung", heißt es hier. Schopenhauer, der damals an einer Universität aufzutreten beab-

sichtigte, muß ein eingehendes Gespräch über seine Weltanschauung mit Goethe geführt, dieser mit seinem Rathe nicht zurückgehalten haben. Mutter und Schwester traf Arthur in Weimar nicht; sie waren sofort nach Danzig gereist, um, was möglich sei, zu retten. Aber auf den von beiden angenommenen Nachlaßvertrag, wonach die Gläubiger nur 30 Prozent erhielten, wollte er nicht eingehen, obgleich die Gefahr nahe lag, den Schaden beider dadurch zu vergrößern. Dabei zeigte er ein so verletzendes Mißtrauen gegen Adelen und beleidigte sie so bitter durch den Vorwurf wegen ihrer frühern Abweisung mehrerer Heiratsanträge, daß es zu einem förmlichen Bruche kam, der zehn Jahre lang dauerte. Freilich hatte Adele den Versicherungen der Falliten und der Mutter, die ihre Schulden verschwiegen, zu sehr geglaubt und war dadurch zu Schaden gekommen, während Arthur durch sein gewagtes Mißtrauen seine ganze Forderung rettete.

Als Mutter und Schwester nach Weimar zurückkehrten, mußten sie manche Einschränkungen sich auflegen. Mochten auch alle Freunde das Gefühl der Unglücklichen schonen, beide empfanden tief ihre gedrückte Lage. Sechzehn Jahre später schreibt Adele: „Mein Vermögensverlust hat alle edlern, schönern Verhältnisse geknickt, verdorben, mein Leben verpfuscht, weil ich lebte, als wäre ich wohlhabend, und doch nicht heiraten konnte aus Armuth, und weil mich die Scheinwohlhabenheit drückte wie eine Lüge.“ Noch im Januar 1820 hatte sie gegen den Bruder geäußert: „Gebe nur Gott, daß ich bei Ottilien bleiben kann! Dazu lasse er mir alle meine Freunde und ich werde zufrieden sein!“ Aber daß sie auch Arthur aufgeben mußte, war für sie ein Herzensstoß. Ottilie und Goethe bildeten jetzt ihr schönstes Glück, aber auch diese Freundin mußte sie unter der Wildheit ihres Gatten und durch eigene Heftigkeit leiden sehen. Sie blieb ein erwünschter Gast im goetheschen Hause, auch bei großen Abendgesellschaften. Von den Beziehungen zu Frau Schopenhauer wissen wir nur, daß sie von Stuttgart, wo sie im Herbste 1820 die Boisserée'sche Gemäldesammlung gesehen, eine kleine Sendung Goethe überbrachte. In den „Tag- und Jahresheften“ rühmt Goethe unter dem Jahre 1821 als „zwei entschiedene Talente der Rezitation und des rhythmischen Vortrags“ die Gräfin Julie von Egloffstein

und Fräulein Schopenhauer; beide hätten sich ergetzt, seinen „Prolog zur Eröffnung des berliner Theaters“ ‚jede nach ihrer Art‘ vorzutragen, „jede die Poesie durchdringend, ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend“. Sein Wunsch, Adelen mit seiner innigst geliebten Marianne Willemer zu Frankfurt in Verbindung zu bringen, sollte auf eine zufällige Weise in Erfüllung gehen. Am 2. April 1821 sandte er Mariannen „mitten in die frankfurter Messe“ durch einen Handelsmann „eine Probearbeit einer westöstlichen Fabrik“; es waren „Turban, Shawl und Zubehör“, von Adelen, die er nicht genannt, „niedlich zu- und ausgeschnitten“. Drei Monate später wollte er Exemplare des ersten Bandes seiner „Wanderjahre“ der frankfurter und der weimarischen Freundin zuschicken. Da Adelens Geburtstag auf den 12. Juni fiel, fügte er zur Widmung des für sie bestimmten Bandes die Worte: „Erinnerung des 12. Juni 1821“. Aber die Exemplare wurden bei der Absendung zufällig verwechselt. Marianne theilte dem Dichter in launiger Weise den Zufall mit und erbot sich zur Einsendung ihres für eine andere Dame bestimmten Buches. Aber Adele wollte auf den Umtausch nicht eingehen; deshalb schickte Goethe Mariannen das Exemplar zurück, in welches er vorn einige auf den Roman, der „so Löbliches erzielt“ habe, bezügliche Verse einklebte. In dem beigefügten Briefe bezeichnete er launig die Verwechslung als eine höchst gerechte und anmuthige Wirkung der moralischen Weltordnung; Marianne habe erfahren sollen, wie das kunstreiche Mädchen heiße, welches das Meßgeschenk bereitet, und daß es am 12. Juni geboren sei, ob sie vielleicht an der glücklichen Wiederkehr desselben freundlichen Theil nehmen wollte. „Damit Sie denn ferner dem guten Kinde noch mehr geneigt werden, sende eine andere kleine Arbeit.“ Auch in Adelens Exemplar schrieb er heitere Verse, aber erst nach der Rückkehr von Marienbad und einem weitern Aufenthalt zu Jena, am 28. November. Zu einer nähern Verbindung der beiden so verschieden angelegten, aber mit gleicher Innigkeit an ihm hängenden Freundinnen kam es zunächst nicht; und auch als Adele im Herbst 1822 einige Zeit in Frankfurt verweilte, bildete sich zwischen ihnen kein herzlich vertrauliches Verhältniß; sie blieben bei ihrem zweimaligen Zusammentreffen sich innerlich fremd. Marianne, die von

Frommanns Tochter und Sohn gehört hatte, daß Goethe einzelne schwermüthige Augenblicke habe, schrieb ihm am 20. Oktober: „Wie glücklich ist Fräulein Adele, ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigene Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtenswerthen Mädchens erfüllte. Ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit und, fast möchte ich sagen, von Schelmerei, machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehen, die beiden male, als ich sie sah, habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist: die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber den Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner bemeisterte, an dem sind Sie wohl schuld, an der Demuth gewiß. Wenn Sie meine Briefe eigentlich beantworteten, was man so heißt, so würde ich freundlich bitten, mir diese Zweifel zu lösen; dazu kommt, daß es mir nie wohl zu Muthe ist, wenn ich an Adele denke. Das wird davon kommen, daß ich mich sehr gebunden fühlte in ihrer Nähe, und nur durch ihre Entfernung das Gefühl der Verpflichtung für ihre Gefälligkeit in mir wächst, welches ich bei der nächsten Gelegenheit zu beschwichtigen hoffe. Vielleicht darf ich Sie bitten, ihr in meinem Namen für die freundliche Herstellung des geschnittenen ‚Divans' zu danken." Goethe antwortete mit einer räthselhaften Lösung des Räthsels in der Weise seines „Bakis":

Da das Ferne sicher ist
Nahes zu überwiegen,
Wie's der kleine Blücher ist,*)
Freut es sich im Siegen.
Fühlt auch erst ein zartes Blut
Einige Verlegenheit,
Bald erwacht Verwegenheit,
Liebenswürdger Uebermuth.

Die Verse deuten darauf, daß Marianne („das Ferne") der Ueber-

*) So nannte Goethe launig Mariannen schon bei seinem Aufenthalte auf der im Sommer von der Familie bewohnten Gerbermühle, von welcher Willemer und seine Gattin als „Müller" und „Müllerin" bezeichnet wurden.

zeugung lebte, der Dichter stehe ihrem Herzen näher, wie gut er auch Adelen sei, die er hochschätze, deren Talent und Gemüth er liebe. In seinem Briefe heißt es weiter, nach dem Danke für gesendete Artischocken und der Bitte um ein paar Krüge frankfurter Senf: „Nach allem diesem scheint es ein wunderlicher Uebergang, wenn mir noch von Adelen zu reden einfällt; wahrscheinlich, weil sie manchmal an unserm Familientische vorlieb nimmt. Es scheint ihr, wie Ihnen gegangen zu sein: denn trotz ihrem Verstand, einem ziemlich unbefangenem Blick und großer Redefreiheit war sie über Mühle und Müllerin sehr lakonisch; welches ich mir jedoch durch Bakis' räthselhafte Enträthselung gewissermaßen erklären konnte." Daß ein gewisser Antagonismus der beiden von Goethe bevorzugten Frauen zu Grunde liege, gab Mariannens Erwiderung zu, sowohl in den launigen eingefügten Versen, wie in der Aeußerung, sie sei eigentlich geschlagen und nur insofern ein kleiner Blücher, als sie selbst im Rückzug nicht ganz den Muth verliere und sich auf ihr Inkognito etwas zu Gute thue, wobei sie freilich gewiß sein müsse, ob sie [ihr Gefühl, daß der Dichter ihr inniger anhänge] nicht durchschaut werde.

Im nächsten Jahre wurden beide in so verschiedener Weise an Goethe geknüpfte Frauen durch dessen zweimalige gefährliche Krankheit in tiefe Noth versetzt, wie sie auch durch die zwischen beiden liegende Krisis seiner leidenschaftlichen Liebe zu einem ganz jungen Mädchen eigenthümlich bewegt wurden. Aber auch um die Mutter mußte Adele ernstlich besorgt sein, da diese von einem Schlaganfall betroffen wurde, an dessen Folgen sie noch am Anfang des folgenden Jahres litt. Ihre Abendgesellschaften waren längst hinter den von allen bedeutenden Fremden und dem Schwarm junger Engländer belebten bei Ottilien zurückgetreten, auf denen auch Goethe zuweilen erschien. Adele hatte indessen die Bekanntschaft mit einem Jugendfreunde Arthurs, dem außerordentlichen Professor der Philologie zu Jena, Friedrich Osann erneuert. „Sie wissen, daß sich zwischen Adelen und mich ein Dämon gedrängt hatte, der uns von einander schied", schrieb Osann am 25. Januar 1824 an Schopenhauer. „Das Bedürfniß, an Sie zu denken, über Sie zu sprechen, von Ihnen etwas zu hören, hat die Schranken gebrochen,

die uns bisher geschieden hielten." Aber vergeblich war sein Versuch, Schopenhauer zu bestimmen, Adelen die Erlaubniß zu geben, ihm wieder einma zu schreiben.

Als die Schopenhauer mit Adelen im Frühjahr 1824 Frankfurt besuchte, sprachen sie auch bei Willemer vor. Marianne meldete Goethe am 27. April, Frau Schopenhauer habe ihr recht wohl, Adele diesmal auch besser gefallen: aber zu einer nähern Verbindung kam es auch jetzt nicht.*) Dagegen blieb Adele die vertraute Freundin Ottiliens, die an allen Leiden ihres Familienlebens innigen Antheil nahm, wie wenig sie auch zur Heilung des Uebels beizutragen wußte. Aber sie liebte sie innig, wie sie auch mit herzlichem Mitleid ihrem sich selbst dämonisch zerstörenden Gatten folgte, der sie freilich oft durch sein schroffes, rücksichtsloses Wesen aufregte. Wie diesen wilde, verzweifelnde Leidenschaft hinriß, so folgte Ottilie den ausschweifenden Launen ihrer geistreich liebenswürdigen Natur, die oft ins Phantastische sich verirrte. Adele sah mit tiefstem Schmerze, wie sehr Goethe unter diesen unseligen Zuständen litt, so daß er oft den Familientisch mied und in seine hintern Zimmer sich zurückzog. Um so mehr freute sie sich, ihm etwas sein zu können und herzliche Neigung ihm zu bezeigen. Leider litt Adele selbst, die den Sommer mit ihrer Mutter meist am Rheine zubrachte, an unglücklicher Liebe. Ihre Verbindung mit Osann löste sich; sie sah diesen ein anderes Verhältniß anknüpfen und bald nach Gießen scheiden, wohin er im Jahre 1825 als ordentlicher Professor berufen wurde. Sie hatte dem innigst geliebten Manne mit der vollen Entschiedenheit ihrer tiefen Natur die Treue bewahrt und fühlte sich unglücklich.**) Das folgende Jahr sahen Mutter und Tochter Boisserée in Wiesbaden; den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung bildeten Goethe und die Kunst. Adele überbrachte dem verehrten Dichter die freundlichsten Grüße. Bald hatten Mutter und Tochter Gelegenheit, bei der Jubelfeier seines Eintrittes in Weimar ihm ihre innigste Verehrung zu bezeigen.

*) Im Jahre 1832 schreibt sie an ihren Bruder, sie habe in Frankfurt sehr liebe Freunde, die ihr überall gern gefällig seien; sie meinte die Familien Brentano und Willemer. Auch an erstere hatte Goethe sie wohl empfohlen.

**) Noch im Jahre 1831 schreibt sie ihrem Bruder, sie kenne nur einen Mann, den sie ohne Widerwillen heiraten könne, und der sei schon verheiratet.

Im Frühjahr 1827 ging Adele ihrer angegriffenen Gesundheit wegen wieder an den Rhein, wo sie auch den Winter bleiben und im nächsten Jahre ihre Mutter erwarten sollte. Während ihrer Abwesenheit kam Holtei zweimal nach Weimar. Schon das erstemal, im Mai 1827, empfing die Mutter ihn freundlich, ja sie lud eine große Gesellschaft auf den beliebten Liederspieldichter und Vorleser ein, aber sie trat ihm noch nicht näher, wie beim zweitenmal, im Anfange des nächsten Jahres. Sie hatte mit dem Kanzler von Müller, dem sie sonst nicht sehr gewogen war, sich dazu vereinigt, Holtei einen zahlreichen Zuhörerkreis zu einer Reihe dramatischer Vorlesungen zu verschaffen, die „unter Goethes ermunternder, zur Theilnahme auffordernder Protektion" stattfinden sollten. Damals, wo Holtei auch mit Goethes Sohn einen wunderbaren Seelenbund schloß, eröffnete ihm die Schopenhauer ihr ganzes Herz und zog ihn durch ihre reine, seine Schwächen liebevoll tragende, auf vollem Verständniß beruhende Zuneigung an. Die „kränkliche, alte, durch manchen Kummer belastete" Frau, die am liebsten in ihren vier Pfählen blieb, fühlte jetzt, wo der Umgang mit Goethe nur sehr beschränkt sein konnte, ein wahres Bedürfniß, sich gegen den dreißigjährigen dichterisch begabten, sinnlich glühenden Mann auszusprechen, der schon ein bewegtes Leben hinter sich hatte, dessen Beichtigerin und Beratherin zu werden.*) Goethe empfand die Abwesenheit Adelens schmerzlich, doch setzte er seine Verbindung mit ihr brieflich fort. Erhalten ist uns ein Brief an sie vom 16. November 1827, worin er Familien- und sonstige Nachrichten mittheilt und den Wunsch ausspricht: „Möge sich Ihr liebes Innere an der herrlichen Rheinnatur in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten

*) Vgl. Holtei „Nachlese" S. 36—48. „Sie wußte um alles", schreibt er. „Diskret gegen Fremde, ihr Unbekannte; kurz abfertigend gegen zudringliche Neugierde; mittheilsam, unerschöpflich für diejenigen, die sie dessen würdig erachtete; unparteiisch im Urtheil über Freund und Feind; nachsichtsvoll in Beurtheilung menschlicher Schwächen; abgesagte, offene Verächterin von Klatschereien; begeistert in anerkennender Ehrfurcht für Edles, Großes, Schönes — so entfaltete sie absichtslos, ohne Eitelkit und Anspruch, als echte geborene Malerin treue, lebensfrische Schildereien, deren Farbenpracht nicht weniger zu bewundern war als ihre Naturtreue."

und liebenswürdigsten wieder herstellen!" Auf ihre Klage, daß sie dort sich einsam fühle, bemerkt er: „Freunde tragen dazu nichts bei. Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören."

Am 20. Mai 1828 begab sich Frau Schopenhauer nach Frankfurt und von dort nach Godesberg, wo Adele sie sehnsüchtig erwartete. Sie fand diese noch immer bleich und abgefallen, aber doch gesunder, lebensfrischer und heiterer. Unter ihrer Pflege in der herrlichen Gegend und auf einer vorzüglichen und lehrreichen Reise nach den Niederlanden stellte sie sich ganz her. Erst am 22. September kehrten sie beide nach Weimar zurück, das unterdessen durch den Tod des Großherzogs in tiefe Trauer versetzt war. In Folge des Regierungswechsels war dort noch alles in der Schwebe. Goethe zeigte sich „heiterer, gesunder und wohlaussehender als seit Jahren". Den Verlust seines fürstlichen Freundes trage er, schrieb die Schopenhauer, „mit der allen Alten eigenen stillen Ergebung". Da die Jagemann durch den Tod des Großherzogs allen Einfluß verloren hatte, hofften Holteis Freunde, ihn als Theaterintendanten oder Regisseur oder beides zugleich nach Weimar zu ziehen. „Ottilie ist eifriger als wir alle, um Sie hier zu haben," meldet Frau Schopenhauer an Holtei; „denn sie behauptet, ihr bischen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger steht als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der sie jetzt baß quält und während Ihres Hierseins fromm wie ein Lamm war. Sie will den Alten für Sie gewinnen und hofft es zu können, dessen Wort freilich das Kräftigste wäre. Sie hat auch schon die alte Gräfin Henckel, ihre Großmutter, auf Ihre Seite gebracht, die anfangs gegen Sie war. . . . August ist ganz für Sie. Ihn werden Sie in Berlin sehen, wohin er den 11. Oktober reisen will; Ottilie behauptet, um Sie zu sprechen." Die Mittheilungen über Goethes Schwiegertochter hatte sie wohl von Adelen, da sie selbst dieser nicht so nahe stand. Adele hielt sich jetzt um so inniger an Goethe, als sie dessen Umgang bald ganz entbehren sollte; denn schon hatte die Mutter den Vorsatz gefaßt, nächsten Sommer Weimar zu verlassen, wahrscheinlich auf immer, was sie schon in demselben Briefe ihrem Vertrauten Holtei als strengstes Geheimniß mittheilt. „Tausend

gültige Gründe, die hier aufzuführen für uns beide zu langweilig wäre, bestimmen mich zu diesem Entschlusse; diesen Gründen gesellt sich der Wunsch, in einem bessern Klima, in einer schönern Gegend mein Leben zu beschließen, und die Sorge um Adelen, die nun einmal ungern in Weimar lebt und deren Gesundheit ein milderes Klima bedarf. Ich ziehe an den Rhein, nach Bonn, wo ich alles beinahe wieder finde, was ich hier verlasse, nur gottlob! das Hofwesen nicht, in das ich bei jetziger Lage der Dinge [der neue Großherzog war ihr sehr gewogen] immer mehr hineingezogen würde." Leider gelang es mit der „Verschwörung" zu Holteis Gunsten nicht, trotz aller Vorsicht, die so weit ging, daß die Schopenhauer Holtei bat, vor Erledigung der Sache nicht seinen melodramatischen „Faust" zur Aufführung bringen zu lassen, da er sich sonst leicht einen mächtigen Feind machen könnte; denn „der alte Herr" sei zuweilen wunderlich. Seinen Widerwillen gegen einen solchen „Faust" konnte man ihm freilich nicht verdenken. Als Tieck mit seinem ganzen Gefolge anfangs Oktober drei Tage in Weimar blieb, wußte Goethe sich dessen unvermeidlichem Vorlesen, das ihm vor wenigen Monaten sehr lästig gefallen, dadurch zu entziehen, daß er ihn zwei Abende der Schopenhauer überließ, und am mittlern trotz der gegebenen Zusage nicht bei Ottilien erschien. Adele freute sich, den geistvollen Vorleser wiederholt zu hören. Mit August wurde es immer schlimmer. Goethe blieb in seinen hintern Zimmern, wo er fast unzugänglich war. Zuweilen lud er einen einzelnen Gast zu Mittag; mehrfach wurde diese Ehre Adelen zu Theil, an der er immerfort großen Gefallen fand. Einige Zeichnungen von ihr sandte er dem Maler Rösel, um sie auszuführen, wie die heitern Verse an diesen vom 25. Januar 1829 zeigen. Dieser Freundin vertraute er auch das scharfe Urtheil Zelters über Holteis in Berlin aufgeführten melodramatischen „Faust", mit dem er sehr unzufrieden war, doch verbot er ihr, der Mutter, die ganz auf Holteis Seite stand und von diesem gegen Zelter eingenommen war, davon genauere Mittheilung zu machen. Als Holtei seinen „Faust" in einem Briefe an August entschuldigt hatte, schrieb ihm die Schopenhauer, durch deren Hände der Brief gegangen war: „Sie hätten nach der Art, wie der alte Herr sich in der Sache benommen, es kaum nöthig

gehabt. Aber der alte Herr ist achtzig Jahre alt, und da ist es kein Wunder, daß er oft kaum begreift, wie andre sich unterstehen können, auch existiren zu wollen." Mit ihrem Herzen stand sie ganz auf Holteis Seite, und so manches, was geschah, sah sie bei dem am Theater herrschenden Parteitreiben einseitig an, aber wo sie Goethe nicht recht geben konnte, entschuldigte sie ihn mit der Schwäche des Alters.

Im Frühjahr schied sie von Weimar; schon drei Wochen vor ihr war Adele nach ihrem neuen Wohnsitze in Unkel abgegangen, um dort die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Goethe empfand schwer den Abschied; aber die junge Freundin hatte ihm ausführlichen Bericht von ihren neuen Zuständen und unausgesetzte briefliche Mittheilung versprochen. Frau Schopenhauer war noch am 11. April mit dem jungen Grafen Reinhard, dem mit ihr auf vertrautem Fuße stehenden Leibarzte Vogel, einem Landsmanne Holteis, Eckermann, Ottilien und deren Schwester Ulrike Mittags bei ihm zu Tische, wo von der Einrichtung ihres neuen Besitzes in Unkel die Rede war. Der Abschied ward ihr weit schmerzlicher als sie gedacht hatte. „Erst wenn die Freunde sterben oder man sonst auf immer von ihnen getrennt wird, fühlt man recht, wie lieb man sie hatte," äußert sie gegen Holtei. Am nächsten stand ihr Gerstenbergk, der nun in Weimar, wo er Vicekanzler wurde, ganz zufrieden war. Den 2. Juli kam sie bei Adelen in Unkel an, wo sie sich gesunder und heiterer als seit Jahren fühlte. Leider war der Sommer höchst ungünstig. Im Nachlasse Adelens fand sich ein Couvert Goethes mit der Ueberschrift: „Fräulein Adele Schoppenhauer zu gemüthlicher Vertheilung"; es enthielt fünf Blättchen, auf welche dieser eigenhändig Verse geschrieben, auf zwei, vom März 1826 datirte, unter Bildchen die Sprüche: „Suche nicht verborgene Weihe! Hinterm [nicht Unterm] Schleier" u. s. w., überschrieben: „Dem Symboliker", und „Memento mori! gibts genug u. s. w.", auf drei andere die Verse aus dem Divan: „Märkte reizen dich zum Kauf, Doch das Wissen blähet auf", „Bist du Tag und Nacht beflissen . . . sich gebühre" und „Soll das Rechte zu dir ein, Fühl' in Gott was Rechts zu sein!" Da diese drei zu einem Gedichte gehörenden Sprüche vom 28. August 1829 datirt sind, so dürfte

Goethe das Couvert in Erwiderung einer Sendung zu seinem Geburtstage der Freundin geschickt haben. Auf ihren Glückwunschbrief bezieht sich Goethes Aeußerung an Boisserée vom 2. September 1829: „Unsere muntere, gute, uns wahrhaft fehlende Adele hatte mir schon gemeldet, Sie seien auf dem Apollinarisberge erwartet", und aus Goethes Briefe an diesen vom 3. sehen wir, daß er der Freundin ein Kästchen schicken wollte. Adele selbst schreibt an Boisserée: „Den freundlichsten Dank für die wirklich sehr erfreuliche Mittheilung des goetheschen Briefs (vom 2.). Gestern erhielt auch ich ein Schreiben Ottiliens und wußte also wenigstens von den Außendingen, die dort vorgehen; von des alten Herrn Stimmung war ich durch die Mittheilung unterrichtet, daß er das Gartenhaus bezogen. Viele interessante Freunde drängen sich eben jetzt dorthin, und wahrscheinlich ist der Garten ein buon ritiro."

Adele war stets bereit, Goethes Aufträge in ihrer Nähe rasch zu besorgen. So verschaffte sie ihm eine Zeichnung des berühmten kolossalen Medusenhauptes des wallrafschen Museums in Köln, das ihn besonders wegen der Vergleichung mit der rondaninischen Meduse anzog, die er in Rom verehrt hatte und wovon er einen alten Abguß besaß. Am 17. Januar 1830 dankt er dafür, spricht aber zugleich den Wunsch aus, einen Abguß zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit schreibt er: „Wenn Sie, meine Gute, auch eine Zeitlang nichts unmittelbar von mir erhalten, so denken Sie, ich sei beschäftigt mit etwas, was Ihnen zunächst Freude machen soll." Für ihre Aufnahme seines Briefwechsels mit Schiller dankt er und empfiehlt ihr seinen „zweiten Aufenthalt in Rom". In Betreff der Entführungsgeschichte des schon alten Präsidenten und Professors Nees von Esenbeck äußert er, es sei doch ein zu arger Jugendstreich. „Wir andern, die in Ausübung mancher Thorheit alt geworden, dürfen freilich den ersten Stein nicht aufheben, und uns nicht vermessen, wenn wir das Glück hatten, wohlfeiler davon zu kommen."

Die Mutter hätte sich freilich verletzt finden können, als sie in den Ostern 1830 erscheinenden „Tag- und Jahresheften" kein Wort über sich und ihre ihm so wichtig gewordenen Abendgesellschaften

seit dem November 1806 fand, aber sie schrieb dies keineswegs bösem Willen zu. Hatte er ja die Darstellung des traurigen Schlusses des Jahres 1806 ganz übergangen, dem er wohl eine genauere, aber nicht zu Stande gekommene Schilderung bestimmt hatte, und wie viele befreundete Damen, selbst Frau von Stein, die Schiller, die Wolzogen, Bettine waren gleichfalls unerwähnt geblieben. Dagegen hatte er zweimal ihres Arthur und auch einmal Adelens ehrenvoll gedacht, und war sie auch noch immer auf ihren sich ganz fern von ihr haltenden Sohn so erbittert, daß man ihr von diesem gar nicht sprechen durfte, so mußte es ihr doch erfreulich sein, dessen geistige Bedeutung an höchster Stelle anerkannt zu sehen, obgleich er noch immer mit seinem Hauptwerke nicht durchgedrungen war und er zweimal vergebens versucht hatte, durch mündliche Lehrthätigkeit an der berliner Universität den Götzen des Tages gegenüber auf die Jugend zu wirken.

Wie sehr die Gedanken der Schopenhauer auch in der Ferne noch an Weimar hingen, zeigt die Aeußerung an Holtei vom 7. Juli 1830 zur Zeit, wo August endlich seine Reise nach Italien angetreten hatte: „Was Sie mir über Weimar schreiben, stimmt ganz mit dem überein, was ich von andern vernehme. Ich bin aber mit dem commencement de la fin davon gegangen und wünsche mich nicht wieder zurück, obgleich man in meinem Alter neue Freunde nicht leicht mehr findet, und ich die alten immer vermissen werde. Mein alter Goethe dauert mich. Wie furchtbar einsam steht er da, am Rande des Grabes! ... Otilie dauert mich auch tief in der Seele, obgleich ich mir nicht leugnen kann, daß sie zum Theil ihr Schicksal sich selbst bereitet hat. Von August mag ich gar nicht reden, wie wohl ich einsehe, daß auch er Mitleid verdient. Am besten wärs ..... [er stürbe] in Italien; mit dem Klima jenes Landes ist nicht zu spaßen.“ Dennoch erschütterte sie die Nachricht von Augusts rasch erfolgtem Tode, und um so gewaltiger, als sie diese unvorbereitet in der Zeitung las. „Auch Adele war betrübt um ihn“, schrieb sie an Holtei, „so sehr sie Ottilien liebt und so aufgebracht sie oft über das Betragen des Verstorbenen gewesen. Und was für Berichte hatten wir dagegen aus Weimar erhalten!

Der Kanzler [von Müller], der ewige Pasquale*), hatte mit Vogel übernommen, dem Vater die Trauerpost kund zu thun. Der Alte hat sie nicht ausreden lassen. ‚Als er fortging, gab ich ihn schon verloren‘, hat er gesprochen, sie verabschiedet, und die Herren konnten mit sich selbst nicht einig werden, ob er sie wirklich verstanden. Zu Ottilien sagte er: ‚August kommt nicht wieder; desto fester müssen wir beide aneinander halten.‘ Und sie . . . . ? An uns schrieb die Pogwisch in ihrer Tochter Namen. Der Alte schloß seinen Schmerz in sich, wie er immer thut. Die Kinder bekommen Vormünder. Sie sind dereinst, Gott gebe so spät als möglich! des Großvaters einzige Erben. Auf welche Weise er für die Mutter sorgen will, hängt von ihm ab. Gewiß geschieht es nicht auf die Weise, daß ihre Wünsche, ins Ausland, besonders nach England, zu ziehen, befriedigt werden können, wenigstens werden die Vormünder nicht zugeben, daß sie die Kinder mitnimmt. So lange der Großvater lebt, bleibt alles vor der Hand beim Alten. Ottilie wohnt bei ihm und beträgt sich sehr gut gegen ihn. Uebrigens ist sie, wie sie war; was soll man weiter darüber sagen?“ Goethes darauf eintretende gefährliche Krankheit setzte Mutter und Tochter in noch größere Unruhe; wöchentlich zweimal ließen sie sich durch einen Freund [Gerstenbergk] darüber berichten. Sie selbst schreibt: „Vierzehn Tage, nachdem er der Todesgefahr entgangen, traf sogar ein Brief von ihm ein an Adelen, die hier sein Geschäftsträger ist. ‚Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab’ ich mich wieder auf die Füße gestellt,‘ heißt es in diesem, freilich, wie immer, von fremder Hand geschriebenen Briefe; aber einige von ihm selbst mit gewohnter Festigkeit am Ende hinzugefügten Zeilen machten uns große Freude. Adele schickte ihm eine Zeichnung von unserer ländlichen Wohnung in Unkel, und noch einiges, das ihn freute; seine Antwort folgte sehr schnell. Er ließ sich offener als sonst über sich selbst aus, sprach von der Art, wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht

*) Diesen Namen hatte Holtei nach Goldonis „Diener zweier Herren“ dem Kanzler gegeben, weil er durch seine Geschäftigkeit manche Verwirrung anrichte. Aber auch von ihrem Gerstenbergk sagte sie, er verwirre alles.

wieder herzustellen sucht; seine Krankheit sei die Folge davon gewesen; jetzt wolle er also alles thun, um nach gewohnter Weise auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen.' Auch unter diesen Brief hatte er mit eigener Hand ein paar herzliche Zeilen geschrieben."**) Aber am folgenden Tage wurde sie durch die Nachricht erschreckt, Cotta habe Bankerott gemacht. „Ich kann Ihnen nicht sagen," schreibt sie, „wie sehr es mich schmerzte, daß Goethen am Spätabend seines Lebens noch dieser herbe Schlag treffen sollte." Aber der drohende Bankerott brach nicht aus, und der Dichter hatte keineswegs, wie die Schopenhauer glaubte, noch eine große Forderung an Cotta. „Ich wünsche nichts sehnlicher," schließt sie, „als daß Ottilie nur verständig genug werde, um Hirngespinnsten zu entsagen, durch die sie am Ende unglücklich werden müßte, daß sie in ihre jetzige Lage sich zu finden lerne." Ihre Absicht, im Herbst nach Weimar zu gehen, um dort „den alten Herrn, Ottilien und ihre übrigen Weimaraner" zu sehen, dann noch Leipzig und Dresden zu besuchen, wurde durch den Ausbruch der Cholera vereitelt. Adelen, die dem Dichter beim Glückwunsche zum Geburtstage die beabsichtigte Reise mitgetheilt hatte, erwiderte er freundlich am 19. September. Nachdem er ihr seinen Aufenthalt in Ilmenau an seinem Geburtstage beschrieben, fuhr er fort: „Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländische Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigem Zwiespalt in sich selbst sind, ob es räthlich sei, gegen Nordosten zu ziehen, wo die asiatische Hyäne uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist. Hier kann niemand dem andern rathen; beschließe, was zu thun ist, jeder bei sich. Im Islam leben wir alle (vgl. Divan VI, 39), unter welcher Form wir uns auch Muth machen."

*) Dieser vom 3. Januar 1831 datirte, freilich nicht wörtlich so lautende Brief ist erhalten. Den Inhalt und ein paar größere Stellen daraus hat Strehlke mitgetheilt.

Die aufgeschobene Reise hofften Mutter und Tochter im nächsten Jahre nachzuholen. Aber der beginnende Frühling raubte Weimar und der Welt den Einzigen und versetzte alle, die mit liebevoller Verehrung an ihm gehangen, die neben dem großen Manne den edlen Menschen in ihm erkannt hatten, in tiefe Trauer um den unersetzlichen Verlust. Und nun sollte gar ein trauriges Nachspiel folgen. Nicht allein, daß man unglaublich frech in Tageblättern mit Goethes Andenken verfuhr, daß Falk „ein Gemisch von Lügen" in die Welt brachte und sich als Seelenfreund des Heimgegangenen aufspielte, daß „das Büchlein von Goethe" bei aller Wahrheit im einzelnen, „so innerlich boshaft und falsch" war: auch mit Ottilien begaben sich unsagbare Dinge, die ihr das Herz zerrissen. „Wissen Sie", schrieb sie den 27. Oktober an Holtei, „daß die Pogwisch, Ottilie und ihre beiden Söhne mich diesen Sommer in Unkel besucht und drei bis vier Wochen bei mir zugebracht haben? Die Veranlassung dieses Besuches ist wunderlich genug. Erzählen möchte ich sie Ihnen mündlich, aber es schriftlich zu thun, wage ich nicht." Und doch waren die beiden folgenden Zeilen so schlimm, daß Holtei hier im Drucke eine Lücke eintreten ließ. Dann heißt es weiter: „Die Mutter mit den beiden (Enkel-) Söhnen kam gleich zu uns nach Unkel. Ottilie zog noch ein bischen am Rhein herum bis Köln und kam dann ebenfalls zu uns; liebenswürdig, unerträglich, verrückt, geistreich, wie Sie's kennen. Nach einigen Wochen gingen sie alle nach Frankfurt, wo sie Ulrike, Alma [Goethes geliebte Enkelin, bei der Holtei schwur], den Hofmeister der Knaben [Rothe] ꝛc. antrafen, die wegen der Cholera in Erfurt sich geflüchtet hatten. Sie nahmen dort Privatlogis und Adele ging nun auch nach Frankfurt, wo sie vierzehn Tage bei ihrer Jugendfreundin blieb. [Kleinere Lücke Holteis.] Die Geschichte ist seitdem, ich weiß nicht wie? (in Schlesien würde man, glaub' ich, sagen ‚so gerne!') auseinander gegangen. Ottilie sitzt wieder in Weimar, ist krank und wieder gesund. Das Schlimmste bei dem allen" — Hier sieht sich Holtei wieder zu einer Lücke von drei Zeilen genöthigt. Auf etwas sehr Arges deutet der Schluß eines drei Jahre spätern Briefes: Nach einer kleinen Lücke heißt es dort: „Was ist wahr? was nicht? Ist ein kleiner Zeuge da? Ward dieser ins Findelhaus

geschickt, wie man in . . . [Bonn?] erzählt? Im Hauptpunkte bin ich, gegen die Gewohnheit alter Frauen, tolerant und möchte um keinen Preis den ersten Stein werfen, aber die zweite Beschuldigung kann ich nicht verwinden. Das wäre schlechter als schlecht! Armer — — [Goethe?]! wohl dir im Grabe!" Wir wollen den Schleier nicht lüften, aber es war für die Schopenhauer, die seit fast dreißig Jahren die innigste Freundin des goetheschen Hauses gewesen, eine der bittersten Erfahrungen ihres Lebens, das so manche harte mit Ruhe ertragen hatte. Ihre eigenen äußern Verhältnisse waren keine günstigen. In demselben Briefe sagte sie Holtei, sie liege nicht auf Rosen; der Abend ihres Lebens scheine sich nicht heiter gestalten zu wollen; eben müsse sie sich durch einen Wust trauriger, mühseliger, höchst unangenehmer Geschäfte arbeiten.*) Im Sommer 1837 gewährte ihr die Gnade des Großherzogs durch eine Pension die Erfüllung ihres letzten irdischen Wunsches, unter ihren alten Freunden und Umgebungen „auszuleben"; sie ließ sich in Jena nieder. Es war ein Sonnenstrahl in ihr zu Ende neigendes Leben. Mit welchen Gefühlen kehrte sie nach dem für sie wie ausgestorbenen Weimar zurück! In Jena fand sie freundliche Aufnahme im frommannschen Hause; freilich war vor kurzem der alte Frommann seiner Gattin im Tode gefolgt und auch den guten alten Knebel traf sie nicht mehr. Kaum ein halbes Jahr nach ihrer Ankunft beschlich sie bei der Ausarbeitung ihrer Lebenserinnerungen der Tod.**) Bis zuletzt hatte sie sich die hohe Verehrung Goethes erhalten, der ihr als Ideal eines großen, edlen

*) An ihren Bruder, der endlich während seiner Krankheit wieder mit ihr angeknüpft hatte, schrieb Adele: „Ich wache etwas über die Ausgabe und habe doch oft schwere Sorgen." Sie selbst hatte in Bonn Gelegenheit gefunden, eine Vernunftehe einzugehen, aber nach kurzem Kampfe darauf verzichtet.

**) Nach den freundlichen Mittheilungen von W. Vollmer hatte sie im Dezember 1837 Cotta ihre Memoiren zum Verlag angeboten und die Handschrift des ersten Bandes zur Ansicht beigelegt. In einem spätern Briefe bemerkte sie, der dritte Band, der ihr Leben in Weimar enthalte, werde der interessanteste sein. „Meine Verbindung mit Goethe, Wieland, Zacharias Werner, Bettina und so vielen andern, die hier zu nennen zu weitläufig wäre, werden mir Stoff genug zu zahlreichen Genrebildern geben, den ich zu benutzen nicht unterlassen werde. Furcht kenne ich nicht; denn mit 70 Jahren, was hat man da noch viel

Mannes in traurigster Zeit erschienen war und sie in Weimar festgehalten hatte, dessen dankbare Neigung, wenn auch die enge Verbindung sich allmählich lockern mußte, ihr immer geblieben, die er dann auf ihre einzig geliebte Tochter übertragen hatte, von der sie selbst sich gestehen mußte, daß ihre äußere Erscheinung keinen angenehmen Eindruck mache, ja auch der Antheil, den er an ihrem Sohne genommen, war wohl von der Neigung für sie beeinflußt, wenn dieser auch sich von der Mutter schroff zurückgezogen hatte. Innerlich waren sich beide treu geblieben; das liebe Bild, das sie in den schweren Tagen nach der Plünderung Weimars von einander gewonnen, lebte in ihrem Herzen fort und ließ sie gegenseitig des herzlichsten Antheils an einander genießen, wie manche andere Verhältnisse auch ihre Seele in Anspruch nehmen mochten, wie verschieden auch die Wege waren, die sie wandelten. Goethe freute sich, daß seine Freundin als anmuthige, geistreiche Erzählerin besonders bei gebildeten Damen ihre eigentliche Bestimmung gefunden, während diese mit verehrender Bewunderung dem großen Geiste in seinen mannigfaltigen Schöpfungen folgte, wenn auch einzelne derselben, besonders seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, ihr fern lagen oder sie weniger ansprachen; er galt ihr, wie ihn die Prinzessin Karoline nannte, im vollsten Sinne des Wortes als der Meister, aber zugleich als der edelste, größte Mensch, dessen Wohlwollen das glänzendste Kleinod ihres Lebens gewesen.

---

zu fürchten? Aber auch vor Klatschereien, wie sie jetzt Mode sind, will ich mich hüten; treu und wahr will ich sein, aber weder bissig noch giftig."

Minna Herzlieb
und Goethes „Wahlverwandtschaften".*)

I.

Mit einem neuen romantischen Liebesabenteuer hat eben Adolf Stahr in einem Anhange zur dritten Ausgabe seiner Schrift „Goethe's Frauengestalten" des Dichters reiches Leben ausgestattet.**) Goethe, der sich vor elf Monaten mit seiner ihm achtzehn Jahre angehörenden Christiane Vulpius kirchlich verbunden hatte, soll nach Stahr in leidenschaftlicher Liebe zu der achtzehnjährigen Minna Herzlieb entbrannt sein, sich von ihrer Gegenliebe überzeugt, ihr seine Freude darüber in einem Sonette, in einem andern sein „Liebestoben" ausgesprochen haben; er soll, statt sich dem unmöglichen Verhältniß zu entziehen, es so lange unterhalten haben, bis die Verwandten mehr als ein Jahr später sich veranlaßt gesehen, die Geliebte „aus seinem Gesichtskreise zu entfernen und ein Zusammensein zu trennen, welches möglicherweise zu ernsthaften Verwicklungen führen konnte"; in seiner Trostlosigkeit über ihre Entfernung habe er sich mit aller Kraft der Vollendung seiner zwei Jahre früher entworfenen „Wahlverwandtschaften" zugewandt und in der dichterischen Beschäftigung mit dem Bilde der von ihm geschiedenen Geliebten Befreiung von seinem Schmerze, in den Bezeichnungen des lieben, des guten, des schönen, des herrlichen, des himmlischen Kindes, mit denen er die von ihm geschaffene Gestalt Ottiliens verherrlichte,

---

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1870, Nro. 20 f. 30. 1873, 5 f. Hier durchgesehen und mit einem neuen Artikel vermehrt.

**) Goethe's Frauengestalten, von Ad. Stahr. Dritte vermehrte Ausgabe. Mit einem Anhang: Minna Herzlieb, Goethes Ottilie der „Wahlverwandtschaften", und mit dem Facsimile eines von Goethe an dieselbe gerichteten Gedichts. 2 Bände. Berlin, J. Guttentag, 1870.

zugleich seiner eigenen Liebe für das Urbild Genüge zu thun versucht haben. Als sie 1814 (vielmehr ein paar Jahre früher) verlobt nach Jena zurückgekehrt sei (sie habe wohl gedacht, daß es sicherer und für alle Theile besser sei, wenn sie als Verlobte eines andern in die Nähe des Dichters zurückkehre), scheine eine lebhafte Wiederannäherung Goethes an sie oder doch eine Wiedererweckung seines Schmerzgefühls über den ersten Verlust der von ihm Geliebten und Gefeierten stattgefunden zu haben; noch im Jahre 1818 (zu einer Zeit, wo sie selbst noch frei und Goethe fast zwei Jahre Wittwer war) habe er in einem an sie gerichteten Gedichte seinen Schmerz ausgesprochen, daß er ihr habe entsagen müssen.

Halten wir dieses Bild an den aus so vielen Erlebnissen durchsichtig klaren Charakter des edlen Dichters, so müssen wir schon vorab erklären: Das ist eine Unwahrheit! Goethe kann mit einem so unmöglichen Verhältnisse nicht Jahre lang sich und die jugendliche Geliebte gequält und über das diesem anmuthigen Wesen im Besitze eines ihrer würdigen Gatten winkende Lebensglück sich wie ein düsterer Schatten gelagert haben! Sein Herz war an Entsagung längst gewohnt, und des Frevels, durch seine Leidenschaft ein anderes Dasein zu untergraben, völlig unfähig. Ist nicht sein Liebesleben eine fast ununterbrochene Kette schwerer Entsagungen? Mit wie vielen reizenden jungen Frauen und Mädchen traf er seit seiner natürlichen, aber von ihm heilig gehaltenen Ehe (1788) zusammen, die eine herzliche Neigung in ihm erregten, aber immer war er stark genug, sich zur Zeit sein „Nicht weiter!“ zuzurufen, wie er selbst einmal in Bezug auf seine amtliche Stellung zu den Schauspielerinnen berichtet, gegen die er sich nie, so nahe es ihm auch manche gelegt, eine Schwäche erlaubt habe. Welch ein Kreis junger Damen schloß sich an ihn und hatte sich seiner herzlichsten Zuneigung zu erfreuen, ohne daß er einer leidenschaftlichen Liebe zu ihnen sich hingegeben hätte! Bleiben wir bei der Zeit stehen, in welche die Liebe zu Minna fällt, wie herzlich zeigte er sich gegen die edle Prinzessin Karoline, Fr. A. Wolfs Tochter, Bettina Brentano und Silvie von Ziegesar! Besonders letztere, die er seit ihrer frühesten Kindheit bei ihren Eltern in Drakendorf gesehen, mit welcher er seit 1801 in brieflicher Verbindung stand, zog sein Herz inniger

an, als das alle Männer durch ihre strahlende Anmuth und ihr stilles, verschlossenes, auf eine reiche Tiefe deutendes Wesen hinreißende Mädchen von Züllichau. Wären seine Briefe an Silvie Zigesar gedruckt, so würde schon daraus allein erhellen (denn gerade im Jahre 1808 ist der Briefwechsel besonders lebhaft), wie wenig Goethe damals an leidenschaftlicher Spannung und düsterm Liebesgram litt.*) Bei allen so zahlreichen Neigungsverhältnissen zog er sich immer zur rechten Zeit zurück, so daß er dem Ausbruche übermächtiger Leidenschaft zuvorkam. Solcher Beziehungen erinnerte Goethe sich gern. So erzählte er im Jahre 1819 dem Kanzler von Müller und der jungen Gräfin Julie von Egloffstein, die ihm seit dem vorigen Jahre nahe stand, in sehr anmuthiger Weise, wie er einmal auf dem besten Wege gewesen sei, sich in Fräulein Mellish zu verlieben. Wie anziehend ist sein Verhältniß zu der jungen Polin zu Karlsbad im Jahre 1820, diesem „allerliebsten sarmatischen Hanswurst, voll Verstand, Laune, Frohsinn"! Aber den glänzendsten Beweis seiner sittlichen Kraft bewies er drei Jahre später, wo ihn die Liebe zu Ulrike von Levezow wirklich eine Zeit lang recht unglücklich machte, was uns aus seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller so recht anschaulich entgegentritt. Gegen diesen äußerte er vertraulichst: „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen." Ein äußeres Verhältniß stand seiner Vermählung mit dem lieblichen Wesen damals kaum entgegen, aber die Stimme der Besonnenheit sprach laut genug, um über die Leidenschaft des fünfundsiebzigjährigen Greises den Sieg zu gewinnen. Und diese Entsagungskraft hat Goethe stets geübt; er hat sich nie auf so leichtfertige Weise seiner Leidenschaft hingegeben, wie es der Fall sein würde, hätte Stahr über sein Verhältniß zu Minna Herzlieb die Wahrheit gesagt, und sich nicht vielmehr, wie auch sonst häufig genug in seiner Darstellung von Goethes Frauengestalten,

*) Fünf Briefe an sie aus dem Jahre 1808, freilich erst vom 22. Juli an, finden sich im „Goethe-Jahrbuch" III, 193 ff., andere von 1809 daselbst I, 243 f. III, 192 (Nro. 2, wo die Jahreszahl verdruckt ist), einer schon von 1801 III, 192.

von einem raschen Einfalle rücksichtslos hinreißen lassen, der vor dem prüfenden Blicke sich verflüchtigt. Doch gehen wir auf seine Begründung näher ein.

Längst war es bekannt, daß Goethe im Dezember 1807 zu Jena auf Minna Herzlieb das „Epoche“ überschriebene Sonett dichtete:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Stahr war es vorbehalten, in diesem Sonette den Ausdruck der Freude über die Entdeckung zu sehen, daß der Dichter von Minna wiedergeliebt werde. Das Gedicht ist nichts als eine im Tone der italienischen Sonette gehaltene Galanterie gegen das anmuthige Mädchen, welches ihm am ersten Sonntag im Advent, wo er bei dem gastfreien Buchhändler Frommann zu Mittag speiste, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschienen war und seine herzliche Liebe gewonnen hatte, so daß er dieses Advents, der ihm nicht eine Ankunft des Herrn, sondern eine Ankunft der Herrin geworden, immer freudig gedenken wird, im Gegensatze zu Petrarca, den der kleine Gott unbewehrt an einem Charfreitag mit dem Pfeile der Liebe zu Laura getroffen hatte, der aber elf Jahre später, gleichfalls an einem Charfreitag, zu Gott flehte, er möge den irren Geist auf bessere Pfade führen, dessen Liebe ein ewiges Herzensweh war. Schon hieraus ergiebt sich, welcher Art Goethes Liebe ist, die in dem heitern Genusse der Anwesenheit der Geliebten ihre volle Seligkeit fand, keine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihrem Besitze war.

Er ist ihr, die er schon als Kind im Herzen getragen, jetzt wieder ans Herz getrieben; er muß sie immerfort lieben; sie ist seine Herrin, an deren beseligenden Blicken er hängt. In einem heitern Gedichte, welches er im folgenden Jahre an Silvie von Ziegesar zum Geburtstage richtete, nannte er diese am Schlusse „Tochter, Freundin, Liebchen".

Zur vollen Würdigung unseres Sonettes bedarf es aber eines Blickes auf Goethes damalige Sonettendichtung überhaupt, in die er bei seinem längern Aufenthalte zu Jena gerieth. Außer den Briefen Knebels, geben uns die von mir früher mitgetheilten Angaben in Riemers Nachlaß, die Stahr gar nicht zu kennen scheint, nähere Kunde. Auch war es mir gestattet, Knebels Tagebücher zu benutzen.

Am 11. November fuhr Goethe mit Riemer nach Jena, wo er sich besonders der Farbenlehre widmen, auch an der ihm vorschwebenden Dichtung „Pandora" arbeiten wollte, von welcher er wenigstens einige Stücke den ihm befreundeten Herausgebern der wiener Zeitschrift „Prometheus" zugesagt hatte. Daß er mit diesem Plane sich bereits im Jahre 1806 trug, beweist die von mir schon früher mitgetheilte Stelle aus Goethes Tagebuch: „Den 27. Juli. Frau von Bröfigke und Frau von Levezow. (Pandora.)" Auf der Fahrt nach Jena theilte Goethe Riemer die ganze Idee von „Pandorens Wiederkunft" umständlich und ausführlich mit. Die ersten Tage konnte er ruhig nach seinen Zwecken und Wünschen leben, wie er an Frau von Stein schreibt, doch sehnte er sich manchmal nach Weimar zurück. Knebel ward häufig besucht und zum Spaziergange abgeholt. Den 19. las er Riemer den Anfang seiner „Pandora". Am Adventsonntage, den 29., diktirte er Riemer daran. Denselben Mittag war er mit Knebel in größerer Gesellschaft bei Frommann zu Tische, wo Minna Herzlieb einen lieblichen Eindruck auf ihn machte. Daß er aber in keine leidenschaftliche Spannung dadurch gerieth, ergiebt sich schon daraus, daß er die folgenden Tage ruhig an seiner „Pandora" fortdiktirte, die erst durch den Antheil, den ihm die am 2. Dezember erfolgte Ankunft des Dichters Zacharias Werner erregte, ins Stocken gerieth. Eine Goethe gewaltig aufregende Liebesleidenschaft würde entweder seine Dichtung

gleich haben stocken lassen, oder sie würde ihn gerade zur Ausführung jener bewegten Stelle getrieben haben, vor welcher er diesmal stehen blieb. Den 1. Dezember schrieb er an Frau von Stein: „Ich bringe manchen Abend bei Knebel zu, wo dann manches gelesen und durchgeschwätzt wird. Freilich sind die trüben und langen Abende hier fast unüberwindlich." Das ist nicht die Sprache eines Liebesseligen oder eines von der Leidenschaft Aufgeregten; ein solcher würde auch nicht an Werner einen so lebhaften Antheil genommen haben. Den 2. ging Goethe wieder mit Knebel spazieren, bei dem er den Abend mit Werner und dem Physiker Seebeck zubrachte. Werner las mehrere seiner kleinen Gedichte, die auf Knebel besondern Eindruck machten und auch Goethe, wie Knebel seiner Schwester berichtet, wohl gefielen. Den folgenden Abend war Goethe in größerer Gesellschaft, worunter Knebel und Werner, bei Frommann. Werner las mit der ihm eigenen feurigen Innigkeit von seinen Sonetten vor, womit sich der dichterische „Liebesgesell" (so nennt er sich selbst in einem Liede zum Abschiede von Jena und Goethe bezeichnet ihn so in einem Briefchen an Frau von Stein) besonders an die reizende Minna gewandt haben dürfte. Daß die jungen Leute mit Minna viel geschäkert und sich, besonders der etwas lose Riemer, mit ihr zu schaffen gemacht, wird erzählt. Auch am 4. wendet sich Goethe wieder an Frau von Stein, ohne eine Spur leidenschaftlicher Aufregung zu verrathen. Es sei genöthigt, versichert er dieser, den Dichter der „Söhne des Thals", die er noch immer nicht gelesen habe, interessant und sogar liebenswürdig zu finden. Da Werner viel um Goethe war und ihm manche seiner Sonette vorlas, fühlte er sich durch diesen zu mancherlei Betrachtungen über diese Kunstform und zur Lesung italienischer und deutscher Sonette veranlaßt, ja, wie er nicht lange in Theoretischem verweilen könne, ohne sich praktisch zu versuchen; er begann selbst Sonette zu dichten. Das erste derselben ist vom zweiten Adventsonntag, vom 6. Dezember, wie Riemer aus Goethes Tagebuch mittheilt, das dem liebenden Mädchen in den Mund gelegte: „Du siehst so ernst, Geliebter!" Hätte ihn eine mächtige Leidenschaft zu Minna schon seit einer Woche hingerissen, so würde er diese bereits in seinem ersten Sonette glühend gefeiert haben. Goethe erkannte,

daß das Sonett für dichterisch zugespitzte Liebesempfindungen besonders passend sei, und so suchte er dazu geeignete Gemüthslagen zu erfinden. Die erste, welcher er einen noch sehr im Zwange des Reimes gehenden Ausdruck gab, war des Mädchens Drohung, das kalte Marmorbild des ernst und düster bei ihr weilenden Geliebten so lange küssen zu wollen, bis dieser aus Eifersucht sie vom Marmorbilde fortreiße. Eine persönliche Beziehung wird man darin am wenigsten annehmen wollen. Wie hätte er Minna einen solchen launigen Vorwurf in den Mund legen können! Lag es nicht vielmehr einer wirklichen Leidenschaft näher, sich selbst in glühendster Weise auszusprechen? Wie frei er damals von aller leidenschaftlichen Spannung war, beweist die Aeußerung Knebels an seine Schwester vom 8.: „Goethe lebt hier recht wohl, und ich sehe ihn fast täglich. Zuweilen bringt er die Abende bei uns zu, und da ist dann jetzt der poetische Luther [Werner, den auch Goethe scherzhaft Dr. Luther nennt] auch zugegen. Wir haben Goethe diese letzten Male besonders geistig und mittheilend gefunden, und es scheint, als wenn er es in diesem Kreise mehr noch sei als anderwärts.“ Am Mittag des 9. war er, nach Riemers Bericht, bei Frommann, wo er in Minnas Gegenwart Sonette von A. W. Schlegel vorlas. An demselben Abend wurde auch bei Knebel gelesen, wo sich Goethe mit Werner befand. Den folgenden Morgen war Goethe in aller Frühe mit eigenen Sonetten beschäftigt; am Abende wurden bei ihm solche von W. Schlegel gelesen. Auch am Morgen des 11. versuchte er sich wieder in dieser Dichtung; denselben Abend kamen Sonette von Dr. Gries, dem Uebersetzer Tassos und Ariosts, und dem jungen Freunde desselben, Dr. Klinger*), zum Vortrage. Den Abend des 12. las er Knebel den Anfang der „Pandora“. Den dritten Adventsonntag, den 13., dichtete er wieder Sonette; am Mittage war er mit Werner, Riemer, dem Major und Kommandanten von Hendrich und Frommann bei

*) Der junge Frommann nennt ihn einen geistvollen Doktor; er sei, wie er glaube, aus Wien gewesen und jung gestorben. Goethe gedenkt seiner schon im Briefe an Aug. Friedr. Wolf vom 5. Januar 1806, welche Stelle Bratanek (Goethe-Jahrbuch III, 273) irrig unter die Belege zu Fr. M. Klingers Briefen an Goethe aufgenommen hat.

Knebel. Tags darauf trug Werner bei Goethe wieder eigene Sonette vor; und diesen selbst finden wir am andern Morgen mit neuen Sonetten beschäftigt. Werner dichtete ein Charadensonett auf Minna Herzlieb, das er am 16. Goethe vortrug; dieser wurde dadurch zu seinem eigenen Charadensonett auf das Wort Herzlieb veranlaßt, welches er am 17. Riemer mittheilte. In diesem Sonette bittet der Geliebte das liebende Mädchen, die er als sein Herzlieb bezeichnen möchte, ihn mit sich selbst zu beglücken. Es ist kein eigentlich auf den Namen von Minna Herzlieb gedichtetes Sonett, sondern ganz allgemein gehalten. Ja, geradezu auf diese bezogen, würde es albern sein, da man die Geliebte nicht mit ihrem Zunamen anredet; eine schalkhafte Beziehung auf die reizende Minna kann immer dabei beabsichtigt sein. Am vorigen Abende hatte Goethe seine Sonette Knebel vorgelesen, der sie äußerst niedlich fand. Denselben Tag schrieb er an Zelter, es sei ihm in Jena ganz gut geworden, und, was er nicht errathen werde, er sei in's Sonettenmachen hineingekommen. Gelegentlich werde er ihm ein Dutzend davon schicken, d. h. unter der Bedingung, daß er sie niemand zeige und keine Abschrift davon nehmen lasse. Wann das S. 215 angeführte Sonett „Epoche" gedichtet worden, steht nicht fest; nur daß es noch in das Jahr 1807 falle, wußte Riemer. Höchst wahrscheinlich schrieb es Goethe zum Abschied von Jena, wie Werner sein Lied „Liebesgesells Abschied von Jena". Daß er, ehe er von Minna schied, seine Freude über den diesmaligen Advent aussprach, wo sie sein ganzes Herz gewonnen, sowie die Versicherung, daß ihm dieser Advent immer in freudiger Erinnerung bleiben werde, lag sehr nahe. Dann aber wäre es fast selbstverständlich, daß Goethe ihr noch vor dem Abschiede wenigstens dieses Gedicht gab. Wenn Minna Herzlieb selbst Herrn von Loeper im Jahre 1857 versicherte (vgl. unten S. 235), Goethe habe ihr keine Sonette zugesandt, so wird dies kaum im allerstrengsten Sinne richtig sein; aber sie selbst gestand demselben, daß sie die meisten schon vor dem Drucke kennen gelernt habe, wonach man denn annehmen müßte, sie habe sie durch Vorlesung am vorletzten Abende bei Frommann kennen gelernt: aber von einer solchen Vorlesung weiß Riemer nichts. Stahr beruft sich auf das Zeugniß von Frommanns Tochter,

wonach Minna ihr ein Jahr vor ihrem Tode gesagt habe, sie habe Goethes Gedichte und Briefe verbrannt, woran er selbst aber so wenig glaubt, daß er meint, sie habe kurz vor ihrem Tode derselben Verwandten, welcher sie die beiden Gedichte mit Goethes Weihgedicht widmete, auch Goethes Briefe und Gedichte übergeben. Aber als Herr von Loeper sie einige Jahre früher sah, besaß sie von Goethe eben nur jenes Weihegedicht. Uns scheint es unzweifelhaft, daß Goethe ihr beim Abschiede eine Anzahl Sonette, unter denen die „Epoche" und „Charade" überschriebenen, zurückließ. Wenn Minna sich dessen später nicht mehr erinnerte, so beweist dies eben, daß sie dadurch nicht besonders lebhaft aufgeregt wurde, da sie sonst diese Huldigung des Geliebten unmöglich hätte vergessen können.

Die Frage, welche Sonette Goethe vom 6. bis 18. Dezember in Jena gedichtet, ist nicht sicher zu beantworten; nur von dreien steht es fest. Siebzehn Sonette finden sich unter den Gedichten; ziehen wir diese drei und das später zu erwähnende vom 24. Dezember ab, so bleiben noch dreizehn übrig, von denen Riemer nur zu sagen weiß, daß sie 1807—1808 fallen, in den Dezember des ersten, oder in die ersten Monate des letzten Jahres. Riemer schrieb am 2. und 3. März eine Anzahl Sonette ab, die Goethe an die Zeitschrift „Prometheus" senden wollte, was aber unterblieb. Jedenfalls sind die meisten jener vierzehn Sonette vom 6. bis 18. Dezember, an den oben näher bezeichneten Tagen, gedichtet. Betrachten wir sie genauer, so finden sich darunter drei, welche sich auf die Sonettform selbst beziehen (11, 14, 15), eben so viele, worin die Geliebte spricht (8—10), eines, das scherzhaft darstellt, wie sich das Sonett ihm von selbst bildet (3), ein anderes, worin der Liebende sich beklagt, daß alle seine Sonette ihm keine Antwort der Geliebten eintragen (13); die übrigen fünf sprechen Liebesgefühle aus. Haben wir gesehen, wie Goethe in das Sonettmachen durch Werner und die Beschäftigung mit dem Wesen und dem Gebrauch dieser Kunstform hineingekommen, so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß eben die praktische Uebung, nicht der Drang des Herzens, der ihm den größten Theil seiner lyrischen Gedichte eingab, ihn hier getrieben habe, wofür auch das Spielende mancher spricht. Bei denjenigen,

wo er wirkliche Liebesgefühle darstellte, wählte er zu dieser Kunstform passende Stimmungen und Wendungen, die ihm sein augenblickliches Verhältniß nicht darbot. Daß er in der immer beengenden Form des Sonettes dichten, sich auf den Wogen dieses Klangspiels oft tändelnd schaukeln konnte, das ist uns gerade der deutlichste Beweis, daß ihn damals keine leidenschaftliche Liebe aufgeregt hatte, wie Stahr sie gegen Minna Herzlieb ohne stichhaltigen Grund behauptet hat.

Auf Minna bezieht dieser auch das Sonett „Wachsthum"*):

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen mit holden Sorgen
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen."

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen;
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben,
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Stahr hat hierbei die Stimme von Minna Herzlieb selbst auf seiner Seite, die, nach von Loeper, äußerte, gerade dieses Sonett drücke ihr Verhältniß zu Goethe aus, der sie als Kind und in ihrer weitern Entwickelung habe kennen lernen. Daß Goethe ihr dieses Sonett mitgetheilt, behauptete sie nicht, sie glaubte nur,

*) Früher führte es die Ueberschrift „Wachsende Neigung", wie das dritte statt „Kurz und gut" hieß „Gewöhnung", das siebente „Trennung" statt „Abschied". Diese Ueberschriften finden sich nämlich in den Abschriften im Album von Zelters Gattin, worin auch noch die beiden ersten Sonette aufgenommen sind. Goethe hatte im Juli 1808 eine Reihe seiner Sonette Zelter mitgetheilt.

dieses gerade am meisten auf sich beziehen zu dürfen, aber gewiß bloß des Anfangs wegen: darüber, daß der Schluß nicht auf sie passe, beruhigte sie sich mit dem Gedanken, den sie wiederholt aussprach, Goethe sei ja ein Dichter gewesen, bei welchem man nicht alles so genau nehmen müsse. Und wirklich paßt der Schluß so wenig auf Goethes Verhältniß zu ihr wie möglich. Wie? Minna sollte den von Liebesglut entbrannten, nach Kuß und Umarmung schmachtenden Dichter mit einem hohen, vornehmen Blick gestreift haben, so daß er nicht gewagt, sein Sehnen ihr zu gestehen? Geben wir zu, daß der Anfang auch auf Minna gepaßt habe, obgleich Goethe, als er Minna kennen lernte, bereits eine Gattin, einen Sohn, der nur einen Monat jünger als Minna war, und ein wohlbegründetes Haus besaß: daraus folgt mit nichten, daß das Sonett wirklich auf sie gedichtet war. Minna war am Adventsonntag dem Dichter in aller Lieblichkeit wie eine ganz neue Erscheinung aufgegangen: wie aber stimmt dazu die vornehme, kalte Haltung des Mädchens in unserm Sonette, das doch einem spätern Erlebnisse angehören müßte? Und im Adventsonette heißt es im Widerspruch mit unserm Gedichte, er habe die Geliebte sich später „weislich aus dem Sinne geschlagen".

Daß auch Bettina das Gedicht „Wachsthum" für sich in Anspruch nahm, ist freilich ohne Gewicht, da Goethe diese erst kurz vorher kennen gelernt hatte; aber es zeigt, wie leicht man in solchen Fällen auch unmögliche Beziehungen annimmt. Doch bei Minna trat noch ein besonderer Umstand hinzu. Goethe hatte ihr 1817 zu ihrem Geburtstage, wo er gerade zu Jena anwesend war, die beiden vor zwei Jahren erschienenen Bände seiner Gedichte mit ein paar Widmungsversen verehrt, worin es hieß, wenn sie in diesem Kranze von Gedichten, den er heute neben so vielen andern Kränzen ihr zuwende, Bekannte finde, so habe sie vielleicht sich selbst erkannt, was er später beim Abdrucke der Verse in seinen Werken dahin erläuterte, die Freundin habe sich darin auf manchem Blatt wie im Spiegel wiederfinden können. Wenn er also auf mehrere ihr gewidmete Gedichte hindeutete, so hatte sie das Recht, zunächst in den Sonetten solche aufzusuchen, wo sie aber außer dem „Christgeschenk" überschriebenen kaum etwas so gut auf sich beziehen konnte als eben den Anfang

des Sonetts „Wachsthum"; denn „Epoche" und „Charade" fehlen noch in dieser Ausgabe der Gedichte. Bei jener Aeußerung im kleinen Weihegedichte erinnerte sich Goethe, daß er vor zehn Jahren einige Sonette mit Bezug auf Minna gedichtet hatte, aber es fiel ihm nicht ein, daß er ein paar derselben in dieser Sammlung weggelassen hatte, und so konnte er sich in jener Weise äußern, obgleich wirklich nur ein Gedicht der Sammlung sich auf sie bezog.

Nach allem findet sich in den Sonetten keine Spur von leidenschaftlicher Liebe Goethes zu Minna Herzlieb; wir sehen nur, daß er diesem anmuthigen Wesen, das ihm jetzt erst in seiner vollen Lieblichkeit aufgegangen war, seine dichterische Huldigung darbrachte. Wenn man den Schluß des launigen achten Sonetts Nemesis:

Doch trennet mich von jeglichem Beginnen
Sonettenwuth und Raserei der Liebe,

als Beweis von wirklicher leidenschaftlicher Liebe Goethes während jener Dezembertage anführen möchte, so übersieht man die scherzhafte Uebertreibung, da ja von einer Sonettenwuth nur in launigem Sinne die Rede sein kann. Die Sonettform hat den Dichter aber zu seinen Liebesempfindungen getrieben, da er in dieser den einzigen passenden Stoff dazu erkannte. Goethes heitere Stimmung spricht gegen jedes damalige Liebesleiden, jede „Raserei der Liebe". Auch wissen seine vertrautesten jenaischen Genossen, Knebel und Riemer, davon nicht das geringste: ersterer würde in den Briefen an seine Schwester dieselbe unmöglich haben übergehen können, und Riemer faßt, was wohl zu bemerken, die Sonette nur als ein dichterisches Spiel, wozu Werners Vorlesung seiner Gedichte Goethe angeregt habe (II, 596). Der Mythus von einer leidenschaftlichen Liebe Goethes zu Minna muß später entstanden sein.*) Auch Varnhagen von Ense, der mit diesen Kreisen und Verhältnissen innigst vertraut

*) In dem bitterbösen Büchlein von Goethe (1832) des jenaischen Professor O. L. B. Wolf (vgl. S. 209) findet sich davon keine Spur, eben so wenig im schopenhauerschen Kreise; dagegen deutet freilich auf die Kenntniß eines Verhältnisses Goethes zu Minna die Thatsache, daß man in den dreißiger Jahren die Gattin des frühern Verlobten Minnas, des Prof. Pfund, in seltsamer Verwechslung für eine Geliebte Goethes ausgab.

war und gewiß noch die spätere Frau Professorin Walch persönlich kannte, wollte von einem leidenschaftlichen Verhältnisse Goethe's zu dieser nicht das geringste wissen; sie sei nie eine Liebschaft Goethe's gewesen, schrieb er mir 1858, sondern nur der Gegenstand einer stillen, vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. Prof. Nicolovius in Bonn, der in den zwanziger Jahren mehrfach auf längere Zeit in Weimar war und mit Goethes Sohn zuweilen in Jena bei Frommann wohnte, hörte wohl von Minna sprechen, aber nie von einer nähern Beziehung derselben zu Goethe. Wahrscheinlich war das ganze Gerede aus dem Advent- und dem Charade-Sonett hervorgegangen, und erst nach deren Veröffentlichung (im Jahre 1827) entstanden.

Heiter und wohlgemuth kehrte Goethe nach Weimar zurück; niemand bemerkte an ihm die geringste leidenschaftliche Spannung. Er führte damals Werner in die bedeutendsten weimarischen Kreise ein und betrieb die Aufführung seiner „Wanda". Den 22. besuchte er, wie gewöhnlich Dienstags, die Prinzessin Karoline, der er den Anfang der „Pandora" vorlas, und zeigte sich, wie deren Erzieherin, Fräulein Knebel, bemerkt, sehr liebenswürdig. Abends führte er Werner bei der Schopenhauer ein. Den folgenden Tag sah er die Herzogin nebst der Prinzessin, Frau von Stein und Frau von Schardt, wie gewöhnlich Mittwochs, in seinem Hause, wo Werner sein „Kreuz an der Ostsee" vorzulesen begann. Den 24. sandte er Minna eine kleine Weihnachtsbescheerung von Süßigkeiten nebst einem Sonette, vielleicht auch einigen Briefzeilen; denn auch heute noch glaube ich auf sie das von Stahr übergegangene Sonett „Christgeschenk" beziehen zu müssen. Hier ist keine Rede von glühender Leidenschaft, sondern nur von „freundlichem Erinnern", welches der Geliebten die kleine Gabe werth machen werde. Die herzliche Freundlichkeit, welche aus dem Sonette weht, war die eigentliche Seele seines ganzen Verhältnisses zu Minna. Hatte er wirklich eine leidenschaftlichere Regung für sie augenblicklich empfunden, so muß er sie rasch unterdrückt haben. Dienstags war Goethe Vormittags immer bei der Prinzessin Karoline, wo er Calderons „standhaften Prinzen" las, Donnerstags und Sonntags häufig bei Frau Schopenhauer, zuweilen auch bei der Herzogin, wo er

gleichfalls vorlas; Mittwochs hatte er die Damen des Hofes bei sich, denen Werner nach Beendigung des „Kreuzes an der Ostsee" seinen „Attila" zum Besten gab. Auch nach Jena kam er wieder, aber, damit man ja nicht meine, Minna Herzlieb habe ihn herübergelockt, er kam in Begleitung seiner Frau. Dies ergibt sich aus Knebels Tagebüchern. Wahrscheinlich fuhr Goethe am 16. Januar dorthin; denn an diesem Tage besuchte Knebel ihn am Morgen. Den Abend war Goethe mit seiner Frau auf dem von Professoren und Studenten besuchten Balle in der „Rose", wo sie wohl mit der Familie Frommann und Minna zusammenkamen. Den andern Abend speiste Goethe bei Frommann, wo er zu allgemeinster Erheiterung ergetzliche Geschichten aus „Hackerts Leben" vorlas. Die Sonettenzeit war also vorüber. Daß Goethe seine Frau mit zu Frommann brachte, beweist, daß seine Beziehung zu Minna wenigstens damals nicht leidenschaftlich war. In Weimar, wohin er am 18. zurückkehrte, fand man ihn allgemein heiter und sehr liebenswürdig. Er hatte Ruhe und Stimmung zur Fortsetzung der „Pandora", deren Anfang um diese Zeit im Taschenbuch „Prometheus" erschien. Von einer Sendung desselben an Minna zeigt sich keine Spur, auch von keiner sonstigen Verbindung mit ihr. Seine Geschäfte führten ihn im März wieder nach Jena, wo er vom 17. bis zum 21. verweilte. Häufig besuchte er in diesen Tagen Freund Knebel, dem er am Nachmittag des 19. die Fortsetzung der „Pandora" las. Natürlich ward auch Frommann begrüßt, wovon Knebels Tagebücher nichts erwähnen, weil dieser damals nicht eingeladen war. Am Tage nach der Rückkehr kam er zur Prinzessin, wo er länger als gewöhnlich blieb; „er schien heiter und war sehr offen und gesprächig", berichtet Knebels Schwester. Am nächsten Dienstage las er der Prinzessin aus „Pandora" vor, Tags darauf war wieder der Hof, diesmal mit der Großfürstin, bei Goethe, der auch etwas Musikalisches aufführen ließ.

Werner, der sich etwas von Goethe zurückgezogen und andern Kreisen zugewandt, auch durch eine Skandalgeschichte von sich reden gemacht hatte, zog am Ende des Monats von Weimar ab, dagegen kam Seebeck, dessen galvanische Versuche Goethe so sehr anzogen, daß er sie auch in Gegenwart des Hofes in seinem Hause anstellen

ließ. Der Abschied von seinem nach Heidelberg gehenden Sohne griff den damals auch körperlich Leidenden außerordentlich an, doch wandte er sich wieder den im vorigen Jahre begonnenen für die „Wanderjahre" bestimmten Erzählungen zu, worin er, wie er später gegen Boisserée äußerte, die verschiedenen möglichen Liebesverwicklungen in einzelnen Novellen behandeln wollte. Unter ihnen befand sich auch der Stoff zu den „Wahlverwandtschaften", den er bereits sich vorgesetzt hatte, ehe Minna Herzlieb ihn durch die Anmuth ihres Wesens so mächtig angezogen; denn es ist durchaus kein Grund, Goethes Bericht in den „Tag- und Jahresheften" unter dem Jahre 1809 zu bezweifeln, schon vor einigen Jahren sei der Hauptgedanke dazu gefaßt gewesen, ihre erste Konzeption habe ihn schon längst beschäftigt.*) Am 22. April las er bei der Herzogin den Anfang seiner „Wanderjahre" und der Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren". Endlich am folgenden Tage unternahm er die durch sein Unwohlsein verschobene Reise nach Jena, wo er bis zum 1. Mai verweilte. Geschäfte und die Anwesenheit des berühmten Afrikareisenden Lichtenstein riefen ihn dorthin. Sonst beschäftigte ihn damals die Fortsetzung der „Pandora". Es konnte nicht fehlen, daß er die Zeit über mehrmal zu Frommann kam und auch Minna begrüßte. Am Abend des 28. las er bei Knebel in Gegenwart von Maler Meyer, Frommann, Seebeck und Prof. Voigt die Erzählungen aus den „Wanderjahren". Als er nach seiner Rückkehr die Prinzessin in Weimar besuchte, war er heiter und liebenswürdig. Endlich am 12. Mai trat er mit Riemer seine Badereise nach Karlsbad an, auf welcher er in Jena sich nur ein paar Stunden aufhielt. So zeigt sich bei Goethe seit dem Tage, wo Minna Herzlieb ihm so anmuthig erschien, nach allen vorliegenden Zeugnissen keine Spur leidenschaftlicher Spannung und Schwermuth, wie wir sie voraussetzen müßten, hätte er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt, wie sechszehn Jahre später,

*) In den „Tag- und Jahresheften" ist eine Verwirrung dadurch eingetreten, daß das, was über „Die Wahlverwandtschaften" und „Pandora" während der Jahre 1807 und 1808 zu berichten war, unter dem erstern sich findet. Im Jahre 1808 werden beide gar nicht erwähnt.

als Ulrike, seine „Stella", sein Herz an sich gezogen, oder hätte gar, nach Stahr, ein unmögliches Verhältniß, von düsterer Leidenschaft gefesselt, fortgeführt.

Zu Karlsbad wurde der Plan der „Wahlverwandtschaften" ernstlich bedacht und näher entworfen. Als Idee derselben sprach er am 17. gegen Riemer*) die symbolisch gefaßte Darstellung sozialer Verhältnisse und Konflikte aus. Wir wissen, daß er sich an dem belebten Badeorte im Juni besonders des frischesten Zusammenlebens mit der ihm unendlich lieben heiter anmuthigen Silvie von Ziegesar erfreute, die mit ihrer Familie das Bad besuchte. Ein sprechender Zeuge seiner fröhlichen Stimmung ist das jetzt in die Werke übergegangene launige Geburtstagslied an Silvien. Wir erwähnten schon des herzlich liebevollen Briefwechsels Goethes mit dieser Freundin, worin er die feine Gränzlinie der Freundschaft so glücklich inne zu halten weiß. Und Minna gegenüber, die ihm viel weniger ins Herz gewachsen war, sollte er sich gewissenlos vergessen, er sollte ein unmögliches Verhältniß zu beiderseitiger Qual leidenschaftlich fortgesetzt haben, bis die Familie Frommann es für gerathen gehalten, diese von Jena zu entfernen, wo sie in den angenehmsten Verhältnissen lebte! Zu einer solchen harten, dem Charakter des Dichters zuwiderlaufenden Beschuldigung (denn eine solche liegt in der Annahme) bedarf es zwingender Belege und gründlicher Nachweisung. Stahr selbst giebt zu, daß die Idee der „Wahlverwandtschaften" vor das angebliche Aufflammen der Liebe zu Minna falle, aber gleich bei der ersten Fassung der Idee muß dem Dichter die tragische Lösung und Sühne vorgeschwebt haben, daß, wie er sich bald nach Beendigung des Romans ausdrückte, Ottilie und Eduard karterieren (dulden) müssen, nachdem sie der Neigung freien Lauf gelassen, damit das Sittliche seinen Triumph feire. Und wie? Goethe, der sonst immer sittlich stärker als seine Helden ist, sollte sich hier, bei dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Entsagung, so schwach, erwiesen haben, daß er das Verhältniß fortsetzte, mochte auch das Glück der Geliebten dadurch untergraben werden, ihre Seele den empfindlichsten Schaden leiden? In der letzten Zeit seines karls-

*) Briefe von und an Goethe S. 323, wo „März" statt „Mai" gedruckt ist.

bader Aufenthaltes begann er die Ausführung des Romans, nachdem er „Pandora" bis zu einem gewissen Punkte geführt hatte. Wenn Goethe als Grund, weshalb er „Pandora" und „Die Wahlverwandschaften" zu gleicher Zeit habe fördern können, den Umstand anführt, daß beide das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, so ist dies doch nur im beschränkten Sinne der Fall; in dem zu Karlsbad gedichteten Stücke der „Pandora" nimmt das Gefühl der Entbehrnng, das Epimetheus ausspricht, nur einen kleinen Theil ein und im Anfange der „Wahlverwandtschaften", den er damals ausführte, trat dieses Gefühl noch nicht hervor. Den Dichter zog es an, abwechselnd beide zu fördern, wie er überhaupt in Karlsbad durch wechselnde Beschäftigungen sich zu erfrischen suchte. Alle seine wissenschaftlichen, literarischen und praktischen Unternehmungen seien um etwas zugerückt, schrieb er an Frau von Stein.

Nach der Rückkehr aus dem Bade raubten die unglücklichen politischen Verhältnisse, Zerwürfnisse über die Theaterleitung mit dem Herzoge und mancherlei während der Zeit gehäufte Geschäfte ihm alle zur Dichtung nöthige Ruhe; auch drückte ihn der Tod seiner Mutter mehr nieder, als er äußerlich zeigte. Von den nächsten und irdischen Dingen wurde er, wie er in dieser Zeit an Knebel schreibt, so gedroschen, daß er das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere. Doch zeigte er sich gegen die Gesellschaft heiter und gefällig. Seine freie Zeit wendete er der Geschichte der Farbenlehre zu. Nach Jena kam er nicht. Erst mit dem Frühjahre kehrte er zu den „Wahlverwandtschaften" zurück. Daß dies in Folge der Entfernung der Geliebten von Jena geschehen sei, ist ein luftiger Einfall Stahrs. Während er den Roman weiter ausführte, zog ihn die Gestalt Ottiliens als eine hohe Aufgabe der Kunst lebhaft an; jene heilige Ottilie des Odilienberges lag ihm seit fast vierzig Jahren im Sinne. Schon am 18. April konnte er der Herzogin, der Prinzessin und Frau von Stein den Anfang des Romans lesen, womit er in den folgenden Tagen zu höchster Befriedigung seiner edlen Zuhörerinnen fortfuhr, bis er am 29. nach Jena flüchtete, das von jeher seiner Muse so förderlich gewesen war. Hier hielt er sich so unausgesetzt an die ihm

am Herzen liegende, durch die lebhafte Theilnahme seiner weimarischen Freundinnen ihm noch lieber gewordene Dichtung, daß er sie vor dem Eintritte des Herbstes zu Ende führte. Niemand verkenne an diesem Roman, bemerkt er selbst, eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte; er drücke das Gefühl der Entbehrung aus, und sei ihm in manchem Betracht theuer zu stehen gekommen; kein Strich finde sich hier, den er nicht selbst erlebt, aber keiner so, wie er ihn erlebt, wie er später dasselbe von „Wahrheit und Dichtung", besonders von der Darstellung seiner sesenheimer Liebe, sagte.*) Erinnern wir uns des Wortes unseres Dichters an Schiller, es sei ihm nie eine tragische Situation ohne pathologisches Interesse gelungen, so erkennen wir, daß bei der Darstellung des Glückes und Leidens seines liebenden Paares die Erinnerung an den Entsagungsschmerz lebhaft in ihm erwacht war, den er so oft sich selbst auflegen und das im Vollgenusse der Neigung ihm blühende Glück sich versagen mußte. Die Bilder so mancher jungen Mädchen und Frauen, die ihn zu leidenschaftlicher Liebe hinzureißen gedroht, erhoben sich vor seiner Seele und der bittere Schmerz traf auf dieselbe Stelle, wo noch sein Mißgeschick mit Frau von Stein nachwirkte.

Jetzt erst sind wir im Stande, den Bericht zu würdigen, den Sulpiz Boisserée über seine Unterhaltung mit Goethe in der Nacht des 5. Oktober 1815 im Wagen gegeben. „Unterwegs kamen wir dann auf ‚Die Wahlverwandtschaften' zu sprechen," schreibt dieser. „Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältniß zu Ottilien, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft

*) Die Aeußerung: „Der Dichter war bei der Entwicklung dieser herben Geschicke tief bewegt; er hat seinen Theil Schmerzen getragen.... Der Dichter hat sich hier die Aufgabe gestellt, in diesem einen erfundenen Geschick, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches Versäumte zu sammeln", steht wenigstens nicht im echten Briefe Goethes an Bettina vom 5. Februar 1810, ist auch schwerlich aus einem andern Briefe Goethes hier eingefügt, sondern wahrscheinlich von Bettinen nach Goethes obigen Aeußerungen gebildet.

ahnungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers.“ Dieser wunderliche Bericht ist das einzige, was Stahr mit einigem Schein für sich anführen kann, aber es ist eben auch nur Schein. Wir hören, Goethe sei zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden geworden. Der schon halb schläfrig gewordene Freund Sulpiz hatte Goethe eben mißverstanden, der von den „Wahlverwandtschaften“ unter dem Namen „Ottilie“, gesprochen wie er bekanntlich den Roman zu nennen liebte, und hatte bemerkt, derselbe habe ihm viel Schmerzen gemacht, da er ihn an so manche Entsagungen erinnert, wie wir ihn dies eben in anderer Weise aussprechen hörten. So liegt also die einfache, leicht erklärliche Verwechselung des Romans mit dem angenommenen Urbilde Ottiliens zu Grunde. Wie sollte auch Goethe dazu gekommen sein, ohne weiteres dem Urbild seiner Ottilie, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, vor dem von der ganzen Geschichte nichts wissenden Boisserée gegenüber den Namen Ottilie beizulegen und den Freund davon zu unterhalten! Boisserée giebt nur im allgemeinen den Inhalt des Gesprächs nach seinem unglücklichen Mißverständnisse, wonach auf dessen Fassung nichts zu geben ist. Aber Stahr glaubt nicht allein das, was für jeden, der die andern Aeußerungen Goethes über „Die Wahlverwandtschaften“ kennt, sich als eine Unmöglichkeit herausstellt, sondern er denkt gar, noch damals habe Goethe tiefen Schmerz über Minnas Verlust empfunden, ohne zu beachten, wie sehr sich, was dem Kundigen offen vorliegt, sein ganzes Leben seit der Befreiung Deutschlands erheitert hatte und in den Liedern des „Divans“ ein frischer dichterischer Frühling ihm aufgegangen war, eine neue heitere Neigung zu seiner Suleika, Marianne von Willemer, ihn beglückt hatte. Daß Goethe manche Züge von Minna Herzlieb seiner Ottilie gegeben, habe ich schon in meinen Erläuterungen angenommen, und es wird dies durch die dankenswerthen Mittheilungen Stahrs und von Loepers über ihre Persönlichkeit bestätigt. Aber Ottilie ist kein Abbild Minna's; Ottilie, welche Goethe eine seiner liebsten Töchter nennt, bei welcher er selbst, schon während der Ausarbeitung des Romans, in einem Briefe an Frau von Stein an die heilige Ottilie erinnert, die sich dem Jüngling so lebhaft eingeprägt hatte, wie er es mit bestimmter

Hindeutung auf die Ottilie des Romans zwei Jahre später in „Wahrheit und Dichtung" dargestellt — Ottilie ist ein Bild seiner Phantasie, wie es sich aus der Absicht des Romans herausbildete. Um seinen dichterischen Zweck nach der Idee desselben zu erreichen (daß der Roman nach einer Idee gearbeitet sei, hat er selbst bekannt), mußte sie so und nicht anders sein, wobei er freilich einzelne Züge in seiner Weise von dem lieben Kinde hernehmen konnte, das aber damals nichts weniger als unglücklich war, sondern zu einem fröhlichen Familienereignisse nach der Heimat gereist war. Hat ja auch die Luciane der „Wahlverwandtschaften", Ottiliens schärfster Gegensatz, wie man schon damals in Frankfurt erkannte, manche Züge von Bettinen, ohne deren Abbild zu sein. Und wir wissen auch, wie viele Züge von andern der Dichter diesem Roman, wie früher den „Lehrjahren", geschickt einzuweben wußte, aber in seiner Weise lag es, wie Stephan Schütze sehr fein bemerkt, nur die äußere Erscheinung zum Grunde zu legen und durch die Wirklichkeit der aufwärts strebenden freien Dichtung keinen Zwang anzuthun. Von der tragischen Geschichte Ottiliens stimmt auch kein einziger Zug zu den Lebensereignissen von Minna. Hätte bei Ottilien eine wirkliche Person vorgeschwebt, so würden wir auch ihre äußere Gestalt genauer gezeichnet sehen, was Goethe absichtlich gemieden hat. Er gedenkt außer ihrer strahlenden Anmuth nur ihrer großen, schwarzen, durchdringenden Augen, und zwar letzterer nur bei einer für die Handlung äußerst bedeutenden Gelegenheit, da, wo sie die ihr ganz ähnlichen Augen des Kindes bemerkt. Darauf, daß Minna braune Augen hatte, lege ich kein Gewicht; gab ja Goethe auch Werthers Lotten schwarze Augen, während die wirkliche Lotte blaue hatte. Beachtenswerth bleibt jedenfalls, daß, während man in Weimar und Jena bei einzelnen Gestalten des Romans das Urbild in wirklichen Personen erkannte, niemals, so viel wir wissen, auch von Minnas nächsten Bekannten, eine Andeutung gegeben worden, daß Goethe bei seiner Ottilie an sie gedacht habe. Auch schickte dieser an Minna seine „Wahlverwandtschaften" so wenig als „Pandora", als die Schilderung seines Lebens in „Wahrheit und Dichtung" und die Ausgabe seiner Werke; erst bei einer zufälligen Veranlassung schenkte er ihr die

zwei Jahre früher erschienene Sammlung seiner Gedichte. Wie könnte er hiernach später in näherer Verbindung mit ihr gestanden haben?

Daß Minna schon 1812 nach Jena zurückkehrte, daß nicht ihr Verlobter, der bei Stahr eine so traurige Rolle spielt, sondern Minna selbst die Verbindung gelöst, ergiebt sich aus von Loepers Mittheilungen (vgl. S. 236 f.). Einer sehr starken Mißdeutung hat sich Stahr in Bezug auf die Stanzen „Urworte. Orphisch" schuldig gemacht. Aus dem Umstande, daß Goethe am 21. Mai 1818 einem Briefe an Boisserée das Gedicht beilegt, schließt er, es sei an diesem Tage entstanden, und weil auf den 22. Minnas Geburtstag fällt, müssen die „Urworte" an diese gerichtet sein. Aber wer Goethes Briefe an Boisserée näher angesehen, kennt dessen Gewohnheit, diesem vor kurzem geschriebene, ihm gerade vorliegende Gedichte mitzutheilen und sie mit dem Datum des Briefes zu versehen, dem er sie beilegte. Und daß die „Urworte" im Jahre 1817 gedichtet sind, sagt Goethe selbst. Ich habe schon längst darauf hingewiesen, daß Knebel bereits 1789 ein Gedicht zum Geburtstage der Frau von Schardt unter der Unterschrift „Nach dem Griechischen" schrieb, worin in ganz ähnlicher Weise, wie in den „Urworten", als die vier besondern Mächte, welche den Menschen durchs Leben führen, der Dämon, das Glück, die Liebe und die Noth genannt werden, denen Goethe als fünfte die Hoffnung hinzufügt. Dies Gedicht findet sich gedruckt in der 1815 erschienenen „Sammlung kleiner Gedichte" Knebels, welche Goethe mit freundlichem Beifall begrüßte, und unmöglich kann ihm das knebelsche Gedicht ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden gewesen sein, als er seine „Urworte" dichtete. Wie es sich aber auch mit dem Verhältnisse beider Gedichte zu einander verhalten mag, Goethe hat jene Verse nicht zum Geburtstage Minnas im Jahre 1818 gedichtet (wir wissen zufällig, daß er gerade an diesem Tage von Jena nach Weimar zurückkehrte und so nicht am großen Festmahle zu Ehren des Geburtskindes theilnahm), und die Ausführung über die Liebe ist ohne alle persönliche Beziehung. Den Gipfel der Willkür ersteigt Stahr, wenn er in den Worten, womit Goethe die Beschreibung des Dämons, des Lebensgeistes, einleitet:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,

eine Hindeutung auf den morgigen Geburtstag erspäht, da doch „du“ hier offenbar nur allgemeine Anrede ist. Sollte nicht etwa gar der Dichter durch die letzte Strophe Minna andeuten wollen, ihre Verbindung mit ihm sei noch möglich, da ja seine Gattin bereits vor zwei Jahren gestorben war. Folgerichtig wäre dies jedenfalls nach den von Stahr angewandten Grundsätzen, besonders da Goethe die Hoffnung frei hinzugefügt hat.

Wir sind zu Ende. Von einer leidenschaftlichen Liebe zu Minna Herzlieb, die den Dichter unglücklich gemacht und die er trotz der Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem anmuthigen Mädchen genährt habe, ergiebt sich auch nicht die allergeringste Spur; er war ihr nur mit liebevoller Herzlichkeit zugethan, feierte sie in seiner Sonettenzeit, wo sie ihm eben in ihrer vollen Liebenswürdigkeit erschienen war, nahm einzelne Züge von ihr zu seiner Ottilie und bewahrte ihr seine Zuneigung, so lange sie in seinem Gesichtskreise blieb; ihr späteres Unglück schmerzte ihn, ohne daß er diesem Schmerze im Drange des Lebens, das uns immerfort zu gefaßter Duldung aufruft, irgend nachgehangen hätte. Das von Stahr aufgestellte Bild von Goethes Verbindung mit ihr ist so völlig haltlos, wie es dem Dichter selbst ein seiner unwürdiges, seiner sittlichen Entsagungskraft widerstreitendes Verhalten aufbürdet.

Es gereicht uns zur Freude, zum Schlusse einen vom 22. März datirten Brief des Herrn von Loeper in Berlin über Minna mittheilen zu dürfen, der manche anziehende Aufschlüsse, Ergänzungen und Bestätigungen bietet. Der Brief lautet:

„Sie wünschen, verehrter Freund, daß ich Ihnen über den Besuch, den ich vor dreizehn Jahren der Minna Herzlieb abstattete, und über die dabei gewonnenen Eindrücke etwas Näheres mittheile. Wenn ich auch dieser Aufforderung Folge leiste, so geschieht es im Bewußtsein, daß ich zur Ergänzung und Berichtigung des inhaltreichen Artikels von A. Stahr über die Genannte im Märzhefte

der Westermannschen Monatshefte nur Geringfügiges beizubringen vermag.

Es war am 6. August 1857, als ich, zu Züllichau in Geschäften anwesend, an einem heißen Nachmittage das schattige, auf der Straße nach Grünberg belegene Haus aufsuchte, dessen ersten Stock die verwittwete Frau Walch mit ihrer Schwägerin, der verwittweten Superintendentin Herzlieb, bewohnte. Leider hatte sich in den wohnlichen, wohlausgestatteten Räumen kurz vor mir eine Damengesellschaft eingefunden, deren Anwesenheit mir die Nöthigung möglichster Abkürzung meines Besuchs auflegte. Beide Frauen empfingen mich mit außerordentlicher Freundlichkeit, und Minna insbesondere ließ sich sogleich in ein Gespräch über ihre in Jena verlebte Zeit verwickeln. Sie stand damals bereits am Ausgange der Sechszig, aber die vorzüglich konservirte hohe und schlanke Gestalt, die blühende Gesichtsfarbe, die leichten Bewegungen ließen sie mindestens um zwanzig Jahre jünger erscheinen. Sie machte ganz den Eindruck, wie sie bei Stahr geschildert ist. Den ersten Stoff unserer Unterhaltung bot Lewes' damals eben erschienenes, ihr schon bekanntes, aber noch nicht von ihr gelesenes Buch über Goethe, dessen ‚Die Wahlverwandtschaften' berührender zweiter Theil in der Freeseschen Uebersetzung erst im Spätherbste jenes Jahrs veröffentlicht wurde. Sie freute sich, daß Goethe wieder Mode werde, wie sie sich ausdrückte. Meiner Frage jedoch, ob sie sich in der Ottilie der ‚Wahlverwandtschaften' wiedererkenne, wich sie gewandt und etwas verlegen schmunzelnd aus. Mit großer Bestimmtheit aber bestritt sie, daß sie Goethes wegen aus Jena entfernt oder, nach Lewes, in eine Pension zurückgeschickt worden sei; ihre zeitweilige Entfernung von Jena sei aus ganz andern Motiven erfolgt. Daß viele der goetheschen Sonette ihr gewidmet seien, stellte sie nicht in Abrede, mit dem Hinzufügen: „Sie müssen immer denken, Goethe war ein Dichter," und der Bemerkung, daß sie davon mehrere erst durch den Druck kennen gelernt habe, welche daher wohl Bettinen gehören könnten; an diese möge ich mich nur wenden. Besonders eignete sie sich das Sonett „Wachsthum" an; dies drücke ganz ihr Verhältniß zu Goethe aus. Die Sonette seien so schön und vollendet in sich, daß es Unrecht sei, die thatsächlichen

Beziehungen aufzusuchen; ‚Goethe war ja ein Dichter.' Sie habe ihn gekannt von etwa 1800 bis etwa 1823 oder 1824. Im Frommannschen Hause habe er sie als Kind, und in ihrer weitern Entwickelung sie, wie jenes Sonett es andeute, kennen gelernt; sie sei oft mit ihm spazieren gegangen. Da sie im besten Zuge war, so wagte ich nicht die Bemerkung, wie Goethe dazu gekommen, sie sich als Fürstin zu denken, und daß der hervorgehobene Standesunterschied, das Geschick des sechsten Sonetts, auf ähnliche Beziehungen, aber auf eine andere Sphäre hinweise. Als ich hervorhob, daß Goethe damals schon im achtundfünftigsten und sie erst im achtzehnten Jahre gestanden, bemerkte sie mit Lebhaftigkeit: ‚Goethe war immer jung, man bemerkte bei ihm nicht das Alter'; er sei gegen sie stets von großer Liebenswürdigkeit gewesen, und sie könne an ihn und an jene Zeit nur mit angenehmen Erinnerungen zurückdenken. Unbefangene Verehrung und fast Enthusiasmus für Goethe sprach sich dabei in Mienen und Worten aus. Sie leugnete, die Sonette von Goethe zugesandt erhalten zu haben und erklärte, weder Briefe noch Gedichte von ihm zu besitzen, außer seinen gedruckten Gedichten, in die er sich eingezeichnet habe. Auf meine Bitte holte sie, mit lebhaftem Gange sich entfernend, aus einem andern Zimmer denjenigen Gedichtband herein, dessen Stahr gedenkt. Ich kopirte aus demselben auf einen mir von Minna gegebenen Briefbogen jene von Stahr erwähnte Widmungsstrophe vom 22. Mai 1817, deren Beziehung auf Minna damals noch unbekannt war. Während ich in dem Buche blätterte, fiel die Rede auf manches der darin enthaltenen Gedichte, und ich sah, daß sie hier ganz zu Hause war, eine Menge der Gedichte auswendig wußte, und wenn ich eines zitirte, sogleich einzuhelfen im Stande war. Ihre braunen, treuherzigen Augen waren meist von den Wimpern beschattet, und obgleich sie mit Anmuth und Feinheit auf die Unterhaltung einging, blieb sie doch im ganzen zurückhaltend, in sich gekehrt und fast jungfräulich verschämt. Die Schwägerin, welche immer zugegen war, machte der Unterhaltung ein Ende, da die Erinnerungen Minna aufzuregen schienen, auch die übrige Gesellschaft auf die Wirthinnen wartete. Von Minna's Gemüthsleiden

ahnte ich damals nichts, aber die Rücksicht auf dasselbe leitete unzweifelhaft das Verhalten der Schwägerin.

Als ich Sie, verehrter Freund, im folgenden Jahre am Rheine sah, theilte ich Ihnen den Zusammenhang jener Widmungsverse mit den Sonetten noch so rechtzeitig mit, daß Sie davon für Ihre Erläuterungen der letzteren noch Gebrauch machen konnten (II, 351 Ihres Kommentars von Goethe's lyrischen Gedichten, 1858); auch ist die Notiz in das Verzeichnis der bei Hempel hierselbst erschienenen Gedichte Goethes übergegangen (II, S. XI, 1868).

Später, bei den Vorbereitungen der hiesigen Goetheausstellung, im Jahre 1861, bat ich Minna brieflich, mir jenen Band Gedichte zu derselben anzuvertrauen. Sie lehnte es mit folgenden, vier Jahre vor ihrem Tode geschriebenen, ganz ihren Charakter ausdrückenden Worten ab: ‚Geehrter Herr! Durch Abwesenheit von Züllichau verhindert, Ew. Hochwohlgeboren Schreiben eher zu erwiedern, kann ich erst heute um Nachsicht bitten, daß ich Ihren Wunsch, meiner Ihnen schon bekannten Neigung nachgebend, nicht erfüllen kann. So großen Werth das von Ihnen Gewünschte für mich auch hat, so klein wäre der Beitrag für Ihr großes, schönes Unternehmen. Deshalb wird es Ihnen leicht werden, meine scheinbare Ungefälligkeit milde zu beurtheilen. Dies hoffend hochachtungsvoll Minna Walch Herzlieb. Züllichau den 27. April.' Auch ihr Bild war für die Ausstellung nicht zu erlangen.

Eine Schwester Minnas, Frau Müller-Herzlieb, eine achtzigjährige, ehrwürdige Matrone, lebt noch in Bromberg. Sie sowohl, als die noch lebenden Mitglieder der frommannschen Familie, sollen alle von den innern Widersprüchen in der stahrschen Darstellung des Verhältnisses von Goethe zu Minna tief durchdrungen sein."

Aus andern Quellen fügte Herr von Loeper zur Vervollständigung der stahrschen Nachrichten noch folgendes hinzu:

„Nicht im Jahre 1814, wie Stahr annimmt (S. 670), sondern spätestens 1812 kehrte Minna nach Jena zurück. Denn im Dezember 1812 suchte sie dort ihr Verlobter, der Professor Pfund, dessen Nahmen Stahr verschweigt, bereits auf. Zelter schreibt an Goethe am 12. Dezember d. J.: „Herr Professor Pfund, vom

hiesigen joachimsthalschen Gymnasio,*) Mitglied der Liedertafel und ein Biedermann, unterbricht dies Schreiben. Er bittet mich um einen Brief an Sie, da er in diesen Tagen nach Jena reiset, um seine Braut zu holen, die dort in Frommanns Hause lebt, und ich gebe ihm diesen mit." Pfund war aus der Gegend von Züllichau gebürtig und mit der herzliebschen Familie von früher bekannt. Auch nach der Lösung ihres Verlöbnisses blieb er mit Minna in freundlicher Verbindung, und sie sahen sich nach zwanzig Jahren in Berlin wieder, wo Pfund großer Achtung und des nahen Umganges von Schleiermacher, Fr. A. Wolf, Buttmann u. a. genoß. Jene nicht von ihm ausgehende Lösung schmerzte ihn tief, und er mußte Erholung in einer Reise suchen. Aber Minna hatte ihn im Dezember 1812 sehr kalt empfangen, und Frau Frommann ihm bald erklärt, es sei dies nicht als Symptom vorübergehender Verstimmung, sondern entschiedener Abneigung anzusehen und damit das Verhältniß aufgehoben. Uebrigens bemerke ich, daß Frommann's nur eine Tochter, die jetzt in Berlin lebende akademische Künstlerin Alwine Frommann, besaßen.

Eine zweite Quelle sind Riemer's Tagebücher. Goethes Verhältniß mit Minna soll darin als ein sehr zartes und platonisches bezeichnet sein. Knebels Tagebücher bieten eine Reihe authentischer, aber nur äußerer Haltpunkte. Im Jahre 1818 ist an Minna's Geburtstage, den 22. Mai, bemerkt: „Großes Convivium bei Frommann's", dem jedoch Goethe, der am 21. Abends nach Weimar zurückgekehrt war, nicht beiwohnte. Minna's Verlobung mit Walch wird zu Ende Mai 1821 stattgefunden haben; denn Knebel notirt am 31.: „Vormittag Madame Schopenhauer nebst Tochter, Appellationsrath Walch und Braut hier." Die Hochzeit wurde am 25. September 1821 während Goethes Anwesenheit in Jena gefeiert. Knebel notirt unter diesem Datum: „Nachmittag Goethe hier; item Herr Dr. von Schröter, Bonn, Döderlein. Mlle. Herzlieb Hochzeit." Minna muß ihren Gatten später verlassen haben, als Stahr berichtet worden ist; denn Knebel notirt am 7. Oktober d. J.: „Morgens

*) Er starb am 14. Juli 1852, 72 Jahre alt; ein Jahr vorher war er aus seiner Stelle als erster Professor geschieden.

Oberappellationsrath Walch nebst Frau hier", und am 29. Dezember: „Frau Geheime Justizräthin Walch hier" (d. h. zwei Besuche bei Knebel)."

II.

Fast gleichzeitig mit unserm Versuche, in diesen Blättern (Nr. 20 u. 21) Goethes Neigung zu der lieblichen Blume von Züllichau in's Licht zu setzen, brachten die „Preußischen Jahrbücher" (Juniheft 623—636) einen F. K. M. unterzeichneten Aufsatz: „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb", welcher dieses ganze Verhältniß in ein eigenthümliches Halbdunkel rückt, und gerade dieses mystische Halbdunkel für den heiligen Schleier ausgiebt, den Goethe über diese ganz einzige Liebesgeschichte habe werfen wollen. Das heilige Helldunkel, worin der Dichter Ottilien lieben und irren, dulden und sterben lasse, habe er schon durch den Athem seiner eigenen geheimnißvollen Liebe auch über Wilhelminen ausgegossen, und als Hüterin desselben Ottilien selbst hingestellt, die uns mit gefalteten Händen anflehe, der Verklärten ihre Verborgenheit zu gönnen (als ob diese nicht längst, und auch durch den Sprecher selbst, aufgehoben wäre!) und sie nicht, mehr zur Störung als zur Rechtfertigung, an das grelle Licht des Tages zu zerren. Wir aber rufen im Sinne des Dichters dieser mystischen Verdunkelung ein freudiges „O holy light!" entgegen. Bei Goethe ganz besonders wollen wir überall „in's holde Klare schauen", das er nie und nirgends zu scheuen braucht, und auch Minna Herzlieb bedarf in ihrem Verhältnisse zu dem Dichter der „Wahlverwandtschaften" keiner schonenden Verhüllung, ja das um sie gezogene Halbdunkel ergiebt sich als das schreiendste gegen sie begangene Unrecht. Der Vertreter Minnas beruft sich bei seiner Darstellung auch auf eigene mittelbare Erinnerungen, „wie er sie dem Munde älterer, nun auch größtentheils verklärter Freunde und Freundinnen entnommen habe". Wir können uns aber auch mit diesem Halbdunkel, worin er uns die Zeugnisse erscheinen läßt, nicht befreunden, müssen vielmehr zum Vortheil der Sache hier die greifbarste Bestimmtheit wünschen. Wer

weiß nicht, wie leicht auch noch unter uns Personen und Verhältnisse zu Mythen werden, ja wie gierige Klatschsucht vor der ärgsten Verleumdung nicht zurückschreckt, so daß wir dringend fordern müssen, die Zeugnisse genau und bestimmt zu kennen, um ihre Glaubwürdigkeit, worauf es vor allem ankommt, prüfen zu können. Als Schiller nach Weimar kam, war man dort allgemein überzeugt, daß Goethes Verhältniß zu Frau von Stein durchaus rein sei; fünfzig Jahre später machte der weimarische Klatsch Fritz von Stein zum Sohne Goethes, obgleich dessen Geburt ein paar Jahre vor des Dichters Ankunft zu Weimar fällt. So lange wir nicht wissen, aus welcher Zeit die Zeugnisse stammen, so lange ihre bestimmte Fassung uns nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenschaft Goethes zu Minna, während doch Minna's unglückliche Ehe die Erinnerung daran hätte hervorrufen müssen; ja Minna selbst ahnte gar nichts davon, wenn wir recht unterrichtet sind, ehe Lewes das mittheilte, was er so lange nachher in Jena vernommen hatte.

Minnas Vertreter setzt einen gewaltsamen Entsagungskampf Goethes in Bezug auf Minna voraus, ja er meint, dieser sei vielleicht der gewaltsamste gewesen, den der Dichter je durchgekämpft habe. Dafür vermissen wir jede stichhaltige Begründung. Minna ging im Sommer 1808, während Goethe in Karlsbad war (diese genauere Zeitbestimmung nehmen wir dankbar an, in der Hoffnung, daß sie durchaus zuverlässig) zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester nach Züllichau, wo sie länger blieb, als Frau Frommann wünschte, bis zum Herbste 1812; sie hatte, wie wir von Stahr hören, dort ein Verhältniß angeknüpft. Daß diese Entfernung Minnas in Goethe einen leidenschaftlichen Schmerz verursacht, obgleich er selbst ihre Nähe Monate lang verließ und durchaus nicht ahnen konnte, daß die Reise in die Heimat Minna so lange zurückhalten werde, davon wissen wir nichts, vielmehr war er in Karlsbad so heiter und munter, als je, wie wir, nach manchen andern Zeugnissen, eben aus dem im zweiten Bande der Sammlung „Aus Schelling's Leben" mitgetheilten Briefe von Pauline Gotter an Schelling's erste Gattin (vom 6. September 1808) ersehen. Pauline Gotter war mit Goethe

durch die innigst befreundete Familie von Ziegesar bekannt geworden. „Wir machten bald", schreibt sie, „mit Ziegesar's, Goethe und seinem Freund Riemer einen kleinen Zirkel aus, der fest zusammenhielt, und gewiß der lustigste und vergnügteste in ganz Karlsbad war. Er war die Seele unserer Gesellschaft, immer gleich liebenswürdig, heiter und mittheilend." Nach der Abreise der ziegesarschen Familie hielten sich Goethe und Riemer in gleicher Weise mit Pauline und ihrer Freundin Frau von Seckendorf aus Schleusingen zusammen. Abends beim Thee theilte der Dichter ihnen immer sehr artige Kleinigkeiten aus der Handschrift mit. Einer spätern Aeußerung Paulinens entnehmen wir, daß darunter sich auch die launige Ballade „Wirkung in die Ferne" befand, welche Goethe im Januar Riemer, nach des letztern eigenem Zeugnisse, diktirt hatte, also zu einer Zeit, wo wir uns ihn nach dem neuen Minna-mythus von tiefer Leidenschaft durchwühlt denken müßten. Unter den andern „Kleinigkeiten" waren ohne Zweifel die Sonette, die er ja auch Knebel vorgelesen, die er Zelter hatte senden, ja in der Zeitschrift „Prometheus" wenigstens größtentheils hatte veröffentlichen wollen, zum deutlichsten Beweise, daß sie nicht in die heilige Tiefe seines Herzens griffen, nicht die Frucht einer leidenschaftlichen, ihn unglücklich machenden Liebe waren. Pauline erzählt weiter, Goethe habe viel Güte für sie gehabt und sich auf alle Weise ihrer angenommen; oft sei er früh gekommen, ihr botanische Stunden zu geben, einigemal habe er sie allein zu weiten Spaziergängen abgeholt. Wer Goethe kennt, weiß, daß es ihm unmöglich gewesen, ein so heiteres Wesen anzunehmen zu einer Zeit, wo er den gewaltsamsten Entsagungskampf bestand, da eine derartige Erschütterung seine ganze Seele ergreifen mußte, sein Herzensweh sich nicht verstecken ließ. Und der Beweis für Goethes gewaltsamen Entsagungskampf zu eben dieser Zeit? Obgleich der durch ein glückliches Familienereigniß veranlaßten, nur auf kurze Zeit berechneten Entfernung Minnas schwerlich [vielmehr ganz gewiß nicht] eine gegen Goethes Verhalten gerichtete Absicht zu Grunde gelegen, so zeigten doch schon [was denn weiter?] die noch im Jahre 1807 (1808), wohl in Karlsbad, gedichteten leidenschaftlichen Klagen des Epimetheus um seine entschwundene Pandora und besonders das in

‚Die Wahlverwandtschaften' so mächtig eingreifende Motiv der Entfernungen sowohl Eduards als Ottiliens, wie tief Goethe solche mehr äußerliche und zufällige Abwesenheiten als nothwendige ewige Trennung vorempfunden und als tragisches Schicksal sich gegenüber gestellt habe." Vor dem Hauche des thatsächlich Feststehenden stürzt dieser seltsame Luftbau zusammen. Wir wissen, daß „Pandoras Wiederkunft", und somit auch die nothwendig im Plane liegende Entfernung Pandoras nebst den Klagen des Epimetheus über die Entschwundene, bereits im Jahre 1806 Goethe vorschwebte, daß er am 11. November 1807 auf dem Wege nach Jena die ganze Idee des Gedichtes Riemer umständlich vortrug, daß er die Ausführung noch in demselben Monate begann, ja daß die betreffenden Klagen bereits im Anfange des Jahres 1808, also lange vor Minnas Entfernung, im ersten Hefte des „Prometheus" erschienen waren. Jene vermuthete Beziehung auf Minna ergiebt sich demnach als eine baare Unmöglichkeit. Ebenso verhält es sich mit der Heranziehung des Motivs der Entfernungen in den „Wahlverwandtschaften". Den Hauptgedanken zu dem Romane hatte Goethe bereits ein paar Jahre vor 1809 gefaßt, wobei ihm schon Eduards und Ottiliens Entfernungen vorschweben mußten; der Plan ward gleich nach seiner Ankunft zu Karlsbad, Mitte Mai 1808, ernstlich bedacht und entworfen, zu einer Zeit, wo Minna nach der eigenen Angabe ihres neuen Anwaltes, Jena noch nicht verlassen hatte. Aber abgesehen davon, sind die Entfernungen der Liebenden offenbar aus dem Plane der Dichtung hervorgewachsen, nicht aus rein äußerlicher Veranlassung eingeschoben. Ueberhaupt entbehrt die ganze Beziehung des Inhaltes des Romans auf Minna und ihr Verhältniß zu Goethe jeder Berechtigung, muß als ein arges Unrecht sowohl gegen den Dichter, als gegen das liebreizende Mädchen von Züllichau zurückgewiesen werden, für welches man doch ein so zartes Gefühl verräth, das sie aber leider gegen ganz unerwiesene Behauptungen nicht schützt.

Daß Goethe manche Züge Ottiliens in seiner bekannten Weise von Minna hernahm, geben wir gern zu, nur wissen wir dies eben nicht von allem einzelnen genau zu bestimmen. Minnas Vertreter läßt sich also vernehmen: „Ottiliens gesammtes inneres wie äußeres

Wesen: die schlanke, leise wandelnde Gestalt; das dunkle Haar und Auge; das einseitige Kopfweh; die Mäßigkeit im Essen; die Innigkeit der Geberden; das zugleich Weiche und Zähe, Schwankende und Gehaltene, Ausweichende und Zuvorkommende ihres Benehmens; bei Unentschlossenheit im Handeln eine plötzlich hervorbrechende Entschiedenheit des Gefühls, der Neigung und Abneigung; bei Langsamkeit und Ungeschicktheit im wissenschaftlichen Begreifen eine treffende Schärfe stiller menschlicher Beobachtung; bei geselliger Schüchternheit und Befangenheit ein allen Glanz und Witz anderer weiblicher Reize überbietender Magnetismus des Liebreizes — alle diese Züge hat Goethe, wie sich aus Schilderungen und Bildnissen, brieflichen und mündlichen Mittheilungen heute mit Sicherheit nachweisen läßt, den Zügen Wilhelminens, wenn auch im ganzen nicht ohne dichterische Verklärung, doch im einzelnen getreu nachgezeichnet." Wir stehen an, dieses alles ohne weiteres zuzugeben; wir müßten die Zeugnisse selbst prüfen, und können die im besten Falle aus später Erinnerung an die jugendliche Minna geflossenen Schilderungen, die zum Theil durch die in neuester Zeit aufgekommene Beziehung Minnas auf Ottilien beeinflußt sein mögen, nicht als durchaus getreu gelten lassen. Von der schlanken Gestalt und dem dunklen Haar giebt Goethe keine bestimmte Andeutung; ob das einseitige Kopfweh und manches andere wirklich für Minnas Jugendzeit genugsam bezeugt sei, lassen wir auf sich beruhen. Aber wie kann man Goethes eigenes Zeugniß unbeachtet lassen, daß ihm bei Ottilien das Bild der heiligen Ottilie vorgeschwebt, das er im Jahre 1770 nach der anmuthigen Legende sich von ihr gemacht und so lange Zeit mit sich herumgetragen, eine Aeußerung, die er bereits im Jahre 1813 that, und auf deren sonstige Bestätigung wir früher hingewiesen haben! Nur einzelne Züge wird er von Minna genommen, die Gestalt im großen Ganzen nach dem Phantasiebilde jener Heiligen und der zu Grunde liegenden Idee des Romans geschaffen haben. Aber auch, wenn man alle Grundzüge Ottiliens von Minna herleiten wollte, so fehlt doch jedwede Berechtigung, deshalb in der Geschichte Ottiliens irgend eine Aehnlichkeit mit Goethes Verhältniß zu Minna anzunehmen. Dafür fordern wir im Namen der geschichtlichen Wahrheit um so mehr ganz un-

verdächtige Zeugen, als Goethe selbst es entschieden ausgesprochen, er habe diesen Roman nach einer Idee gearbeitet. Die ganze Dichtung ist, wie es bei Goethes Künstlernatur nicht anders sein konnte, aus dieser hervorgewachsen, hat sich nicht nach persönlichen Verhältnissen und Erlebnissen gebildet, wie oft er auch solche als Einschlag benutzt, Persönlichkeiten und Vorfälle der Wirklichkeit, wie bei seinen meisten Dichtungen, verwerthet haben mag. Hier liegt der Angelpunkt der Frage über „Die Wahlverwandtschaften". Man beweise einen wirklichen leidenschaftlichen Kampf Goethes gegen die Neigung zu Minna, deren Herz selbst unter diesem Verhältnisse gelitten, oder man nehme eine haltlose Behauptung zurück, welche die Würdigung der Personen, ja des Romans selbst bedauerlich trübt.

Wußte man ja zu jener Zeit, wo der Roman die Welt in Bewegung setzte, von einer solchen Beziehung desselben auf Goethes Neigung zu Minna weder in Jena, noch in Weimar, wo man doch andere vorschwebende Persönlichkeiten sehr wohl kannte.*) Knebel, der bei Frommanns aus- und einging und Goethe, wenn er zu Jena weilte, immer sah, hatte davon keine Ahnung; er würde sich sonst gegen seine Schwester darüber geäußert haben. Riemers Andeutungen über den Roman lassen nicht im geringsten daran denken. Auch Pauline Gotter, die viel zu Drackendorf bei Jena verweilte und Minna kannte, wußte nichts davon. Sonst würde sie auf Schellings Frage, ob sie etwas von Goethes Gedanken bei diesem Romane wisse, besonders auch wann und wo er geschrieben sei, mit einer so merkwürdigen Enthüllung nicht zurückgehalten haben; sie behielt sich aber, eben weil sie nichts Wichtiges zu entdecken hatte, die Antwort für ein andermal vor, da sie schon so viel geschrieben habe. Doch der Vertreter Minnas versteigt sich sogar zur Behauptung, dem Dichter hätten zu seinem Romane keine andern unmittelbaren Verhältnisse zu Gebote gestanden, als der Verkehr im frommannschen Hause und die Besuche zu Drackendorf,

*) Späterer Zusatz: Ja wir wissen jetzt aus dem Briefe, welchen Frau Frommann am 18. Oktober 1809 ihrem Gatten über Goethes Roman schrieb, daß ihr nicht einfiel, jemand könne bei Ottilien an Minna denken.

worüber uns die Briefe von Pauline Gotter manche neue Auskunft geben. Das Leben zu Weimar und der an Bekanntschaften so reiche Aufenthalt zu Karlsbad, wo Goethe gerade manche Studien und Beobachtungen zu unserm Roman machte, ja viele „Repräsentanten" seiner Romanfiguren fand, wie Riemer ausführlich berichtet, sollen nichts gelten, nichts die volle Vorrathskammer von Erfahrungen, Erlebnissen und Beobachtungen aus dem langen Leben eines so lebhaft die Welt aufnehmenden Dichtergeistes! Oder soll etwa der Dichter bloß aus der allernächsten Vergangenheit schöpfen müssen? Bei einer solchen beschränkten Ansicht ist es nicht zu verwundern, wenn hier auch die ganze Oertlichkeit des Romans in Drackendorf gesucht wird, obgleich man sie schon längst richtiger in Wilhelmsthal gefunden hat. Freilich auch an Kochberg hat man gedacht, worauf aber kaum etwas anderes als die Kapelle passen dürfte. Sehen wir von andern hier gewagten Behauptungen ab (Charlotte soll gar Frau von Stein mit einigen Zügen der Frau Frommann sein, obgleich sich auch für sie eine willkommene Repräsentantin zu Karlsbad fand), unser Verklärer Minnas bildet sich gar ein, der geheime Reiz derselben habe sich in der ganzen Erfindung und Anlage des Romans (die doch vor den nachhaltigen Eindruck Minnas auf den Dichter fällt) in der denselben durchziehenden Stimmung des Gemüths und Schicksals abgedrückt, er bilde gleichsam die himmlische Musik, welcher der Dichter seinen Text anzupassen versucht habe, Minna sei dessen Muse gewesen. Als ob auch die vollkommenste Offenbarung der Tiefe und Würde einer weiblichen Seele den Geist der Dichtung schaffen, diese mehr als eine mächtige Anregung der gestaltenden Dichterkraft bieten könnte, welche von der geheimnißvollen Macht der Natur gegründet, im mannigfachen An- und Abklingen der Welt gebildet, gleichsam besaitet wird? In solchem Sinne waren selbst Lotte und Frau von Stein nicht die Musen von „Werther" und „Iphigenie", obgleich diese Dichtungen aus dem mächtigen Eindrucke beider Frauen hervorgingen. Höchstens kann man behaupten, Ottilie habe viel von Minna, wie Goethe dasselbe einmal in ähnlicher Weise von der Giovanna seines beabsichtigten Dramas „der Falke" in Bezug auf Lili sagt, wenn sie

nicht etwa bloß „mit einigen Tropfen ihres Wesens tingirt" ist, oder gar nur einige äußere Züge von ihr hergenommen sind.

Aber die Sonette? Wir hören von unserm Anwalt Minnas, Goethe habe, da er die künstliche Sonettform zum Ausdrucke seines Gefühls sich gewählt, dieser den Gehalt unbequemt, und daher weniger der Erguß als der stauende, zum See zurückgeteichte Stillstand seiner Liebe, weniger seine wirkliche Leidenschaft als ein heiteres Spiel mit demselben zum Ausdruck gelangen müssen. Seltsam! Wäre der Dichter wirklich von einer gewaltigen Leidenschaft ergriffen gewesen, würde er nicht die unbequeme Sonettform, die „breite, langsame Bewegung dieses dreigliederigen Gedankenschlags", zur Seite geworfen und sich solcher Versarten, worin er sich frei ergießen konnte, bedient haben? Wir haben gezeigt, daß die Sonette des Dezembers 1807 eben aus der theoretischen Beschäftigung mit dieser Dichtform und dem Wettstreit mit Zacharias Werner hervorgegangen*), daß es dem Dichter eben um Uebung darin zu thun gewesen, ihn hier nicht der dichterische Drang, der nothwendige Erguß seines wogenden Gefühls getrieben, sondern er vielmehr zu dieser Kunstform passende Empfindungen gesucht. Unserm Vertreter Minnas war, wie er sich ausdrückt, „die Bezugnahme vergönnt auf die freundschaftliche Offenheit dieser an Tochter [Minna Herzlieb] und Pflegemutter [Frau Frommann] zugleich gerichteten Uebersendung [der Sonette] und auf die heitere, unbefangene Weise, in welcher der begleitende Brief die Sonette als Erzeugniß mehr äußerlicher Anlässe, als ein heiteres Gegengewicht gegen die zugleich übersandten leidenschaftlichern wernerschen aufzuführen weiß". Wir wünschten, den hier so bedeutenden Wortlaut des goetheschen Briefes zu kennen.*) Aber hat anders Minnas Anwalt den Sinn

*) Die von dem Vertreter Minnas gegebene Schilderung des frommannschen Abendkreises paßt eben nicht auf die Zeit, von welcher dieser spricht, auf die Zeit vor Minnas Aufenthalt in einer Mädchenpension zu Gotha, dessen hier zuerst gedacht wird, mit der ungefähren Zeitbestimmung des Jahres 1805. — Späterer Zusatz. Frommanns Darstellung scheint geradezu einem solchen Aufenthalt in einer Pension zu widersprechen.

**) Späterer Zusatz. Wie sehr dies Noth that, hat sich später gezeigt. Der Bericht ist eine arge Entstellung.

des goetheschen Briefes richtig angegeben, warum will er denn nicht jenem Briefe vollen Glauben schenken, besonders da er zu allem, was wir sonsther wissen, sehr wohl stimmt? Hat Goethe wirklich die Sonette an Frau Frommann und Minna zugleich geschickt und sie als heiteres Gegenspiel den leidenschaftlichern von Werner entgegengestellt, können wir dann noch einen schlagendern Beweis dafür fordern, daß kein wildes, leidenschaftliches Feuer damals seine Brust durchwühlte? Ein solches würde ihm ganz andere Töne erpreßt haben, die er vor der besorgten Pflegemutter geheim gehalten hätte, er würde sich nicht als minder leidenschaftlich Werner gegenübergestellt, sondern sein ganzes Herz in brandenden Wogen ergossen, nicht in künstlich klingenden Sonetten gespielt haben. Hatte Minna wirklich, was wir freilich nicht entschieden in Abrede stellen wollen, die tiefsten Saiten seines Herzens gerührt, jedenfalls hat er gleich am Anfange sein Herz, dem er nicht, wie einem kranken Kinde, jeden Willen that, zur Ruhe verwiesen.

Wir haben gezeigt, daß Goethe zur Zeit, wo ihm Minna im reichsten Jugendglanz aufging, und in den nächsten Monaten darauf nicht leidenschaftlich gespannt, sondern in liebenswürdigster Heiterkeit erscheint, zum vollsten Beweise der Haltlosigkeit jener Annahme. Von den Sonetten soll sich, wie wir hier vernehmen, nur eines noch vorgefunden haben, wenn wir recht unterrichtet sind, nur eine Hälfte des „Wachsthum" überschriebenen, was erklären würde, weshalb Minna später gerade von diesem besonders sprach. Liegt aber nicht darin, daß Minna die Sonette so wenig sorgfältig bewahrte, gerade der sprechendste Beweis, wie wenig Werth sie auf diese legte, die sie, wäre sie wirklich einer leidenschaftlichen, von ihr nicht unerwiederten Liebe Goethes sich bewußt gewesen, als ein unersetzbares Heiligthum gepflegt haben würde! Außerdem soll sich, so vernehmen wir hier, noch eine landschaftliche Zeichnung Goethes, wie er sie Abends auch in Gesellschaft, und gerade auch in jenen jenaischen Tagen, zu zeichnen pflegte, und eine getrocknete, im Juni 1807 gepflückte Blume von dem „lieben alten Herrn" vorgefunden haben. Die Zeitbestimmung ist bedenklich; denn im Juni 1807 befand sich Goethe zu Karlsbad, wohin er am 25. Mai

von Jena aus gegangen war. Wir wollen gern die Möglichkeit einräumen, daß Goethe im Mai 1807 bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Minna ihr die Blume gegeben; daß er sie von Karlsbad 1807 gesandt, ist kaum glaublich, da ihm Minna damals noch nicht so bedeutend erschienen war. Wichtiger ist für uns ihre Bezeichnung Goethes als des „lieben alten Herrn", die auf einen leidenschaftlich wiedergeliebten Liebhaber gar nicht passen will. Gerade so wird Goethe auch von Pauline Gotter bezeichnet, die, wie ihre Freundin Silvie von Ziegesar, mit ihm auf dem vertrautesten Fuße stand, ohne daß je ein leidenschaftlicher Anflug sie hingerissen hätte. Beide Freundinnen nennt Goethe in seinen Briefen, ebenso wie Minna, liebes Kind. Von dem herzlichen Tone zeuge folgendes Briefchen Goethes an Paulinen: „Da ich nicht hoffen konnte, daß mein Dank für Ihre letzten lieben Worte, daß ein freundliches Lebewohl Sie noch in Weimar erreichen könnte, so soll es Ihnen bei dem schönsten Sonnenschein auf dem Fuße folgen. Leben Sie recht wohl und heiter! Wie Ihr Reisetag, sei Ihr Leben, liebe, gute Pauline! Und wenn es so recht hell Mittag ist, dann lassen Sie die Freunde in der Camera clara Ihres feinen Gemüths auf- und abspazieren, und seien Sie den wandelnden Bildern freundlich. Lassen Sie einmal wieder von sich hören und erlauben Sie, daß ich Ihnen manchmal ein Büchelchen oder sonst etwas unterschiebe. Adieu, liebes Kind!" Ein andermal bittet er sie, bei Uebersendung der Ballade auf Johanna Sebus, die er in ihre Hände und an ihr Herz lege: „Lassen Sie den Verfasser nicht fern sein!" Pauline sagt von ihm, er habe sich bald als Lehrer und Vater, bald als Freund und Liebhaber ihr gezeigt; an ihm fand sie den einzigen, der auch in wehmüthigen Augenblicken sie verstand. Als Goethe und Knebel einmal nach Drackendorf kamen, putzten sich Silvie und Pauline, um sie recht aufgeträumt zu machen, auf das zierlichste und gewählteste, und zeigten sich so liebenswürdig, daß die alten Herren äußerten, nicht ihre Füße, aber ihre Herzen hätten getanzt.

Goethe erfrischte sich gern im vertrauten Umgange mit reizenden, gemüthlichen und geistig begabten jungen Mädchen, wobei er sich aber von leidenschaftlicher Erregung frei zu halten wußte. So zog

es ihn auch zu der in wundervoller Schönheit strahlenden Minna Herzlieb hin, deren zartes, etwas scheues, zurückhaltendes Wesen ihn besonders ansprach, so daß er in seiner Sonettenzeit ihr seine dichterische Huldigung darbrachte. Aber ein dauerndes Verhältniß herzlicher Vertraulichkeit, wie zu Silvie Ziegesar und Pauline Gotter, bildete sich nicht, da Minnas Herz sich ihm nicht zu heiterm Leben erschloß. Freilich sah Goethe sie noch mehreremal in den ersten fünf Monaten des Jahres 1808, aber ohne ihr näher zu treten. Als er aus Karlsbad zurückkam, fand er sie nicht mehr in Jena, ohne daß ihm ihre Abwesenheit besonders aufgefallen wäre. Bei ihrer Rückkehr im Herbst 1812 beobachtete Goethe, auch nach Minnas Anwalt, eine väterlich freundschaftliche Haltung. Minna habe auch Goethes gedruckte Huldigungen (das soll heißen, die Sonette, als sie später gedruckt waren) nur sehr bedingt sich anzueignen gewagt, und kaum die letzten, persönlich auf sich gehenden Sonette [die erst viel später gedruckt wurden] ganz auf sich bezogen, den Gegenstand derselben weniger in sich als in einem dichterischen Ideale gesehen, welche Anschauung ihr wohl zuerst von ihrer trefflichen Pflegemutter angedeutet worden. Aber sollte Frau Frommann dies nicht schon gleich bei der Sendung der Sonette gethan haben, die zugleich an sie oder durch ihre Hände gingen? Dadurch wäre denn von vornherein jeder übermäßige Eindruck der Sonette auf Minna verhindert worden. Und wer sagt uns, daß Goethe dies nicht gerade beabsichtigt, da er Frau Frommann zur Mitwisserin machte? Möchte nur sein betreffender Brief zur Feststellung des Sachverhältnisses uns nicht vorenthalten bleiben!*) Unser Anwalt Minnas meint freilich, diese möge später in den „Wahlverwandtschaften" sich persönlich in Ottilien wiedererkannt und im Anblick dieses tragischen Spiegelbildes den Sinn und Muth nicht nur des eigenen Lebens, sondern auch, in Folge ihrer unglücklichen Vermählung, des eigenen Werthes verloren haben, und was er weiter an diese haltlose An-

*) Späterer Zusatz. Frommann hat später den Brief mitgetheilt, aus dem sich ergibt, daß die Sonette bloß an Frau Frommann gesandt wurden, und Goethe zugleich andeutete, daß sie rein dichterisch seien.

nahme knüpft. Das sind Alles nur Phantome, die in dem Halbdunkel, woraus sie hervorgegangen, auch verschwinden werden.

Dergleichen Märchen sah ich oft entstehn,
Und plötzlich wieder untergehn.

Wir haben keine Lust auf alle sonstigen wunderlichen, oft mehr als spielenden Einfälle des überfein geschriebenen Aufsatzes einzugehen. Den Gipfel ersteigt dieses Haschen nach seltsamen Beziehungen in den Behauptungen, „Die Wahlverwandtschaften" griffen darin auf den lyrischen Lebensstoff der Sonette zurück, daß der See und das Feuerwerk, die in zwei Sonetten als Gleichniß verwandt werden, im Roman in einen wirklichen See und ein wirkliches Feuerwerk verwandelt würden, und „Wilhelm Meister" stehe mit dem Romane durch den Zufall des Namens Wihelmine in geheimem Zusammenhange. Von einer solchen Anschauung kann man natürlich keinen Sinn für einfache geschichtliche Wahrheit und keine besonnene Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse erwarten, die dem Dichter und der Dichtung gerecht würde. Daß ein Beweis für ein leidenschaftliches Verhältniß zwischen Goethe und Minna und die Beziehung der „Wahlverwandtschaften" darauf auch hier nicht erbracht sei, das hoffen wir klar gestellt zu haben.

III.

Bei Hermann Grimms feiner Auffassung sieht man jedem neuen Versuche des gewandten Darstellers, auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst neues Licht zu verbreiten, mit gespannter Erwartung entgegen; steigern muß sich diese, wo ihm der Gegenstand desselben persönlich nahe liegt. So griffen wir denn mit hastiger Freude nach dem Novemberhefte der „Preußischen Jahrbücher", das von seiner Hand einen Aufsatz bringt: „Goethe, Minna Herzlieb und Bettina Brentano."*) Wir hofften besonders über Bettina

*) Verändert abgedruckt 1874 in seinen (ersten) „Fünfzehn Essays".

neue Aufschlüsse zu erhalten, die wir so lange von Seiten der Familie erwarteten, fanden aber, einzelne geistreiche Gedanken abgerechnet, nichts, was die Sache wesentlich fördert, Bettinens Vertheidigung parteiisch gefärbt und unsere Erwartung, endlich die echten Briefe zu empfangen, bedauerlich getäuscht.

Grimms Hauptergebniß läuft darauf hinaus, daß bei dem Verhältnisse Goethes zu Minna ebensowenig wie bei dem zu Bettinen Leidenschaft mit in's Spiel gerathen sei, während wir väterliche Zuneigung in so hohem Grade dabei annehmen könnten, wie es uns nur immer genehm sei. Persönlich können wir damit sehr zufrieden sein, da dies nahezu ganz mit der von uns entwickelten Ansicht stimmt: aber, abgesehen von einigen Einzelheiten, in denen wir anderer Ansicht sind, ist der Weg, auf welchem er dazu gelangt, gar sonderbar: statt mit sicherer Klarheit zwischen den Parteien zu entscheiden, verwickelt er, in der Absicht, keinem Unrecht zu thun, die Sache erst recht, um sie dann in neuer Weise zu lösen. Nach Grimm fällt Stahrs Ansicht, was Minna anlangt, in den Bereich der Möglichkeit, stimmt aber nicht zu Goethes Charakter. In Folge dieser getrennten und doch nicht als solche streng durchgeführten Verhandlung gesteht er im ersten Theile einzelnes Stahr zu, was er im zweiten geradezu leugnet. Eine gewisse Stütze glaubt er in einer ungedruckten, ihm zufällig bekannt gewordenen Kunde zu finden, welche die Sache mit einem Schlage anders wende. Es entging ihm aber, daß dieselbe Mittheilung bereits in denselben „Preußischen Jahrbüchern" im Juniheft 1870 in einem Aufsatze von F. K. M(eyer): „Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb", in den wesentlichsten Punkten vollständig gegeben und von mir in einem ihm gleichfalls unbekannt gebliebenen Artikel in diesem „Magazin" vom 23. Juli 1870 ausführlich erörtert worden war.

Unter den von Minna Herzlieb ihrer Jugendfreundin Fräulein Allwine Frommann hinterlassenen Andenken befand sich eine vertrocknete Blume; auf das Papier, in welches diese gewickelt war, hatte Minna die Worte geschrieben: „Mit großem Bedacht und gewiß mit manchem schönen Gedanken im Innersten der Seele vom alten lieben theuern Herrn den 20. Juni 1807 im traulichen Kreise von wenig Menschen bei uns in der blauen Stube gepflückt". Daß bei

dem Datum ein Irrthum obwalte, ist von Grimm selbst bemerkt. Ich hatte im angeführten Artikel die Möglichkeit angedeutet, daß Minna den Juni mit dem Mai verwechselt habe. Eine andere Möglichkeit wäre, daß auf dem Papiere 1817 stünde oder etwa bei Minnas Abschrift von einem ältern zufällig ein Schreibfehler sich eingeschlichen hätte. Das Jahr 1817 würde dazu wohl passen. Hatte ja die von der Jagemann durchgesetzte Aufführung des „Hundes des Aubry" Goethe bereits am 20. März dieses Jahres nach Jena getrieben, wohin er schon früher zu längerm Aufenthalte sich zu begeben gedachte, und er weilte dort den größten Theil des Sommers. Freilich war er am 10. Juni nach Weimar zurückgekehrt, wo eine Woche später die Vermählung seines Sohnes still gefeiert wurde. Aber am 20. konnte er schon wieder in Jena gewesen sein, von wo er den 23. an Voigt schrieb. Grimm meint, Minnas Ausdrücke „mit großem Bedacht" und „im Innersten der Seele" deuteten entschieden auf etwas hin, was nicht ausgesprochen werden sollte: aber dies scheint uns nicht nur an sich unberechtigt, sondern durch das zwischengesetzte, von ihm übergangene „gewiß mit manchem schönen Gedanken" geradezu ausgeschlossen. Wie sollen wir uns überhaupt Goethes Abpflücken der Blume denken? Wir wissen, daß dieser in Gesellschaften oft still, seinen Gedanken nachhängend, saß, und der jüngere Frommann berichtet, man habe ihn, so oft er in seinem elterlichen Hause verstimmt dagesessen, ruhig sitzen lassen und, wenn auch mit einiger Beklommenheit, gewartet, bis er sich wieder zurechtgefunden. Dasselbe berichtet Stephan Schütze von den Abendgesellschaften der Schopenhauer. Ein ähnlicher Fall scheint auch hier vorzuliegen. Goethe verweilte vor einem am Fenster oder auf dem Tische stehenden Blumentopfe, ganz vertieft in botanische Gedanken, und brach dann endlich halb unwillkürlich eine Blume ab. Diese auffallende Szene machte auf Minna einen solchen Eindruck, daß sie die später von Goethe liegen gelassene Blume aufhob, und als theures Andenken bewahrte. Nach dieser Vermuthung (auf eine solche sind wir hier allein angewiesen, und wir geben sie ganz anspruchslos nur als solche) erklären sich wenigstens die Worte Minnas ungezwungen. Schon der Ausdruck „mit großem Bedacht" und die Bezeichnung „des alten theuern Herrn" dürften eigentliche

Liebesgedanken ausschließen. Eine Beziehung auf sie selbst konnte Minna auch schon deshalb im Abpflücken der Blume nicht sehen, weil Goethe sie ihr nicht übergab, und eine Hindeutung auf etwas, was nicht ausgesprochen werden sollte, liegt deshalb fern, weil sie in diesem Falle jede Erwähnung gemieden haben würde, daß Goethe unter besondern Gedanken die Blume gepflückt habe. Die Bemerkung dürfte Minna überhaupt wohl erst, als sie die Andenken ihrer Freundin übergab, nicht für ihre Erinnerung aufgeschrieben haben; nur das bestimmte Datum, daß Goethe am 20. Juni 1807 (?) sie gepflückt, hatte sie sich wohl gemerkt: wozu aber sollte sie noch eine Hindeutung hinzugefügt haben, die auf eine besondere Beziehung dieser abgepflückten Blume auf sie hätte führen können? Wann Goethe ihr die Landschaft in Sepia schenkte, wissen wir nicht; es kann dies ebenso wohl später als früher gewesen sein, und der Gegenstand derselben scheint doch keine Beziehung auf Minna zu haben, da man sonst nicht verfehlt haben würde, diesen Umstand hervorzuheben. Wenn endlich Minna das Sonett „Wachsthum" von Goethes Hand geschrieben besaß, so beweist dies nicht im geringsten, daß sie es von Goethe erhielt, selbst wenn dasselbe, wie wir glauben, nicht ohne Bezug auf Minna gedichtet wurde. Eine Bestätigung dieser Deutung finden wir außer dem gleichfalls auf sie gehenden, bestimmt durch sie veranlaßten Sonett „Epoche" in der Aeußerung Goethes an Zelter vom 15. Januar 1813: „Herrn Pfund [Minnas Verlobten] hab' ich gern und freundlich, obgleich nur kurze Zeit [in Weimar] gesehen. Er empfiehlt sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich als Kind von acht Jahren an zu lieben und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig." Stimmt dies nicht ganz zu jenem Sonett? Freilich, das sechzehnte Jahr trifft so wenig zu wie das achte, da Minna im Mai bereits achtzehn Jahre alt wurde und sie nicht vor ihrem neunten Jahre Goethe bekannt geworden sein kann. Dieser hielt sie merkwürdigerweise für zwei Jahre älter, als sie wirklich war. Von Goethe selbst scheint Minna das Sonett nicht erhalten zu haben; wenigstens sollte man denken, sie würde dies sonst auf demselben bemerkt haben. Auch der merkwürdige Umstand, daß der obere Theil des Blattes, der die Ueberschrift nebst den ersten vier Versen

enthielt, weggeschnitten ist, dürfte dagegen sprechen. Wir wissen, daß Goethe am 26. Dezember 1807 zur Erwiderung des Geschenkes, welches Frau Frommann ihm mit einer von ihr selbst gestickten prachtvollen Brieftasche gemacht hatte, dieser den größten Theil der in Jena gedichteten Sonette in seiner eigenen Abschrift als „alte Bekannte" schickte, wogegen er die Urschrift der Sonette „voll feuriger himmlischer Liebe," wie er sie nicht ohne Laune nennt, in dieser Brieftasche verwahrte. Daß er das Sonett „Wachsthum" allein vorher Minna geschenkt, ist höchst unwahrscheinlich, viel eher würde man dies von den beiden andern, ganz entschieden sich auf Minna beziehenden Sonetten, von denen eines gar ein Räthsel auf ihren Namen bildet, erwarten dürfen; und doch befand sich keines in Minnas Besitz. Selbst wenn wir annehmen müßten, daß Goethe später das Sonett Minna geschenkt hätte, würde man daraus nicht auf ein dauerndes leidenschaftliches Verhältniß des Dichters schließen dürfen. Wie aber? wenn Minna die von Goethe abgebrochene und im Hause ihrer Pflegeeltern liegen gelassene Blume aufhob und sich bewahrte, könnte sie auch nicht zufällig das Sonett gefunden haben? Wenn man mit solchen reellen Dingen etwas beweisen will, so muß man sich auch eine reelle, freilich nicht streng zu beweisende, aber immer mögliche, in sich nicht unwahrscheinliche Vermuthung gefallen lassen. Wie sollen wir es uns erklären, daß der Anfang des Sonetts abgeschnitten ist? Dies könnte entweder von Goethe selbst oder von Minna oder gar von einer dritten Hand geschehen sein, in welche es gelangte, ehe Minna es erhielt. Welchen Zweck hätte Goethe bei dem Abschneiden des Anfangs haben sollen? „Wie lautet die Ueberschrift?" fragt Grimm. In der Abschrift, welche Zelter bald darauf erhielt, heißt diese „Wachsende Neigung" und die Anfangszeilen weichen nicht ab. Wollten wir auch annehmen, der Anfang habe ursprünglich anders gelautet, daß er keinen von dem jetzigen wesentlich verschiedenen Inhalt gehabt haben könne, muß für jeden, welcher die folgenden zwölf Verse vergleicht, unzweifelhaft sein. Demnach konnten diese Verse unmöglich so anstößig sein, daß Goethe selbst zum Wegschneiden derselben veranlaßt worden wäre, vielmehr hätte das Folgende viel bedenklicher scheinen müssen, wo von heißem Liebestoben die Rede ist. Auch hätte ja

sein Geschenk durch diese Verstümmlung seinen Werth verloren. Derselbe Grund aber, welcher gegen die Annahme streitet, Goethe habe den unbedenklichen Anfang weggeschnitten, spricht gegen den andern, Minna oder ein Dritter habe dies gethan. Werden wir da nicht zu der Vermuthung gedrängt, ein äußerer Unfall habe das Wegschneiden des Anfangs veranlaßt? Konnte nicht Goethe in Frommanns Hause zufällig das Sonett aus seiner Brieftasche verloren und Minna es in beschmutztem oder zerissenem Zustande auf dem Boden gefunden und sich dadurch veranlaßt gesehen haben, den schadhaften Theil abzutrennen, um den unbeschädigten als theures Andenken aufzubewahren? Wir hören von Grimm, daß das Sonett die Unterschrift trägt: „D. 13. Dec. 1807. Mitternacht." Schon am 6. hatte Goethe ein allgemein gehaltenes Sonett eines liebenden Mädchens gedichtet. Am Morgen des 9., 11. und 13. war er mit Sonetten beschäftigt, wonach unseres, das er in der Nacht des 13. dichtete, nachdem er Mittags in größerer Gesellschaft bei Knebel gespeist hatte, zu den spätern gehört. Hier wagte er bereits Züge aus seinem Verhältnisse zu Minna zu benutzen, doch war das Ganze so allgemein gehalten, daß es nicht nothwendig auf sie bezogen werden mußte. Die von Grimm als möglich ausgegebene künstliche Deutung des Sonettes wird schon durch die dann unerklärliche Schlußwendung verboten. Selbst das Charadensonett deutet nur schalkhaft auf sie, nachdem Werner bereits das etwas plumpe gemacht hatte, das geradezu auf ihren Namen geht und mit dem Wunsche, sie zu küssen, endet. Nur in einem Sonette spricht Goethe entschieden den Eindruck aus, den Minna an dem Adventsabend auf ihn gemacht, aber auch dies Sonett verliert eigentlich allen realen Gehalt dadurch, daß es sich als eine Nachahmung Petrarcas darstellt, und so als eine poetische Huldigung erscheint. Es ist gerade der eigentliche Höhepunkt dieser Sonettendichtung, und wenn Goethe eines Minna hätte schicken wollen zur Andeutung seiner leidenschaftlichen Liebe, so wäre es dieses gewesen. Aber jede Spur, daß er ihr eines der in Jena gedichteten Sonette geschenkt, fehlt völlig. Er schickte von diesen „alten Bekannten," die er demnach in Jena vorgelesen haben muß, erst von Weimar aus eine Abschrift an Frau Frommann. Freilich schrieb Goethe auch von dort an Minna,

und sandte ihr ein Gedicht, was Grimm ganz übersehen haben muß, sonst hätte er es für seinen Zweck verwendet: aber freilich gerade dieses widerspricht der Annahme Stahrs, es habe eine geheime Verbindung zwischen Goethe und Minna bestanden. In dem Dankbriefe an Frau Frommann, welchen Goethe dem Gatten derselben mitgeben wollte, heißt es am Schlusse: „Unterstützen Sie meine Bitte an Minchen." Das kann sich offenbar nur auf einen Brief beziehen, in welchem Goethe eine Bitte an Minchen gestellt hatte, zeigt aber zugleich, daß dieser voraussetzte, Minchen werde seinen Brief ihrer Pflegemutter mittheilen. Daß das Sonett „Christgeschenk", wie ich vermuthet habe, eine Weihnachtsbescherung von Süßigkeiten an Minna begleitete, spricht so für sich selbst, daß dies kaum weiterer Begründung bedarf. Auch als Goethe vom 16. bis 18. Januar 1808 mit seiner Frau in Jena gewesen war, erhielt Minna aus seinem Hause eine Schachtel, welche Goethes Frau zur Besorgung Riemer übergab, der sie mit den schönsten Grüßen von ihr und Goethe absandte. Wahrscheinlich fehlte auch hier ein freundliches Wort des Dichters nicht. Demnach steht es freilich fest, daß Goethe an die junge liebenswürdige Freundin Gedichte Briefe und kleine Geschenke von Weimar aus sandte, aber nicht heimlich, sondern mit Vorwissen der Pflegemutter; ja er richtete auch Briefe an beide zugleich, die er unter dem Namen der Freundinnen zusammenfaßte.

Wenn Grimm weiter behauptet, Stahr sei vollständig berechtigt gewesen, den Bericht Boisserées, nach welchem Goethe in der Nacht des 5. October 1815 von seinem Verhältnisse zu Ottilien gesprochen, wie sie ihn so lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht, so auszunutzen, wie er gethan, so glauben wir hiergegen doch im Namen jeder besonnenen Kritik Einspruch einlegen zu müssen. Wie konnte Goethe in dem Gespräche über „Die Wahlverwandtschaften" Minna, die Boisserée ganz unbekannt war, ohne weiteres mit dem Namen der Heldin des Romans bezeichnen? Freilich nahm Boisserée dies an und dachte an eine unglückliche Liebe, aber er selbst gesteht, Goethes Worte hätten ihm „ahnungsvoll räthselhaft" geklungen. Die Sache klärt sich leicht dadurch auf, daß Goethe, was Boisserée entging, seinen Roman einfach Ottilie, wie „Die natürliche Tochter"

Eugenie, zu nennen pflegte. Grimm gesteht auch im zweiten Theile seines Aufsatzes zu, daß Stahr diese Stelle falsch verstanden habe, aber seine eigene dort gegebene Deutung, Goethe habe unter Ottilien nur das endlich in Minna gefundene Urbild zu seiner Ottilie verstanden, geht ganz fehl: nicht die Darstellung Ottiliens und ihrer Leiden machte ihn unglücklich, sondern die lebhafte Erinnerung an seine eigenen mannigfachen Entsagungen, die ihn besonders auch bei Eduards Unglück und den tragischen Schicksalen aller Hauptpersonen ergreifen mußte, wie er dies mehrfach bestimmt ausgesprochen hat. Einen ganz ähnlichen Widerspruch gestattet Grimm sich darin, daß er Stahr zu Liebe behauptet, Goethe habe Haltung genug gehabt, seine Gefühle zu verheimlichen und Minna vor den Leuten gleichgültig zu behandeln, obgleich er mit ihr in einem leidenschaftlichen Verhältnisse gestanden, wogegen er im zweiten Theile gesteht, diesem sei es ganz unmöglich gewesen, gegen eine Natur wie Minna eine solche Rolle zu spielen. Hätte die Liebe Goethe so in ihre Wirbel gezogen, daß er sich rücksichtslos Minna hingegeben, ganz von ihr verschlungen worden, so hätte er sich unmöglich so ruhig, heiter und nach allen Seiten frisch theilnehmend zeigen können, wie wir ihn gerade zu Jena in den beiden letzten Monaten von 1807, auch gleich nach seiner Rückkehr in Weimar und weiterhin finden. Welche Gewalt eine ihn hinreißende Leidenschaft auf ihn übte, zeigt, früherer Verhältnisse nicht zu gedenken, sechzehn Jahre später die gewaltige Erschütterung, in welche den Greis die in der „Trilogie der Leidenschaft" dargestellte Liebe versetzte. Uebrigens habe ich keineswegs, wie Grimm behauptet, geradezu geleugnet, daß Goethe eine leidenschaftliche Regung für Minna empfunden, sondern entschieden die Möglichkeit bestehen lassen, daß er eine solche gleich im Anfang mit Gewalt unterdrückt; nur in den Sonetten konnte und kann ich noch immer keinen Ausdruck leidenschaftlicher Glut erkennen. Minna war ihm in der ganzen Herrlichkeit ihres Wesens am Mittage des 29. November aufgegangen, wo er in größerer Gesellschaft bei Frommanns speiste, aber die Gewalt leidenschaftlicher Neigung kämpfte er bald in sich nieder. Berichtet ja Riemer, dieser habe vom 29. an immer morgens ihm von der „Pandora" das diktirt, was er fertig

gehabt; erst die Ankunft von Zacharias Werner am 2. Dezember habe dieses Fortarbeiten gestört. Es waren dies dieselben Tage, wo er mit seiner Neigung im Streite lag, und es bleibt sehr die Frage, ob Goethe nach dem 29. noch fortarbeitete, oder das schon damals Ausgearbeitete mehrere Tage hintereinander diktirte. Dichtete er wirklich an diesen Tagen weiter, so daß er, wie er pflegte, das eben Konzipirte Riemer auf- und abgehend diktirte, so kann der Kampf unmöglich hart gewesen sein. Wenn Riemer die Sonette schon am 29. November beginnen läßt, so scheint ihn hierzu bloß die Erwähnung jenes Tages im Sonette „Epoche" verleitet zu haben. Das Sonett, dem er das bestimmte Datum des 6. Dezembers gibt, gehört zu den ungewandtesten, so daß es wohl das erste von allen sein dürfte. Schon hatte er den Sieg über seine Leidenschaft davongetragen, als er es wagte, in seinen Sonetten mit der Liebe zu spielen: aber längere Zeit dauerte es, ehe er so ganz sich wiedergefunden hatte und sich gegen jeden Rückfall gesichert fühlte, daß er Minna selbst, wenigstens in einzelnen persönlichen Andeutungen, in den Kreis seiner Sonette zu ziehen wagte. So fällt die kurze wirkliche leidenschaftliche Glut zu Minna ganz vor diese Sonette, und nichts kann verfehlter als die Annahme sein, Goethe habe sich noch mehrere Jahre später dadurch unglücklich gefühlt. Hettners Berufung auf die oben angeführte Stelle des Briefes an Zelter vom 15. Januar 1813 zum Beweise, daß Goethe sogar noch damals nicht ohne einige Erregung von Minna habe sprechen können, scheint uns zu übersehen, daß in der Aeußerung mehr leichter Humor als leidenschaftliche Erregung liegt. Dies ist unverkennbar, wenn man eine bis dahin, so viel ich weiß, noch nicht benutzte Stelle hinzunimmt. An seine und Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schreibt Goethe noch keine sechs Wochen später: „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen." Luise Seidler wird dem Dichter die Lösung des Verlöbnisses von Minchen mit Pfund berichtet und sich darüber geäußert haben. Unmöglich hätte Goethe so scherzen können, wenn ihn die Liebe zu Minna noch unglücklich gemacht und er sich ihr gegenüber schuldig gefühlt hätte.

Nachdem Grimm im ersten Theile der stahrschen Auffassung eine gewisse Berechtigung in Bezug auf Minnas Wesen eingeräumt hat, wobei er doch auch schon bereits auf Goethes Charakter einige Rücksicht nimmt, soll der zweite ausführen, nach Goethes Charakter sei der von Stahr angenommene Lauf der Dinge in sich unmöglich. Die Unabhängigkeit der Dichtung der tragischen Katastrophe der „Wahlverwandtschaften" von Minna behauptet er mit vollem Recht gegen Stahr; wir glauben die Sache in unserm zweiten Artikel ausführlich erwiesen haben. Dagegen meint er, als Goethe für seine dichterische Ottilie Leben gesucht, habe Minna dazu den Ausschlag gegeben; erst als diese ihm in vollem Reize ihrer natürlichen Erscheinung aufgegangen, sei ihm Ottilie zu einer festen, ihm selbstständig gegenüber stehenden Erscheinung geworden, wie er in Italien, als er nach Fleisch und Bein für seine Iphigenie gesucht, deren Umrisse nur schwankend in ihm gewesen seien, dies endlich in der Heiligen des Guercino gefunden. Dabei ist sonderbar übersehen, daß „Iphigenie" längst in einer schon ein paarmal umgeschriebenen Fassung vorlag, ja bereits auf der Bühne gewirkt hatte, die jambische Vollendung, welche das Stück in Italien erhielt, keinen neuen wesentlichen Zug zum herrlichen Bilde der die Schuld der Vorfahren durch ihre Reinheit sühnenden Priesterin hinzuthat, der Dichter nur bemüht war, wie er das ganze Drama zu höherer Reinheit und Würde im Ausdruck erhob, so auch seine Priesterin kein Wort sagen zu lassen, das nicht jener heiligen Agathe würdig sei, deren Bild zu Bologna sich so mächtig in seine Seele geprägt hatte.

Etwas Aehnliches können wir aber von Minna in Bezug auf Ottilien nicht behaupten. Diese Ottilie ist, bei manchen einzelnen Uebereinstimmungen mit Minna, doch in vielen bedeutenden Zügen von ihr verschieden. So fehlen Ottilien völlig jeder Humor, der als eine Gabe Minnas bezeichnet wird, und jede innige Theilnahme am Leben; sie ist von Hause aus eine tragische Natur, die gleichsam den Schatten des grausen Schicksals, dem sie geweiht ist, vor sich her wirft. Statt aller eingehenden Beweise lesen wir bei Grimm nur den Ausdruck seiner Ueberzeugung: „So zweifellos ist meinem Gefühle nach Minna Herzlieb der wilde Stamm, an dem

Goethe das Seufreis seiner Ottilie zur Blüthe brachte, wie Bettina Brentano und Charlottens Tochter Luciane ein und derselben Wurzel entstammten", womit er sich den Uebergang zu Bettinen bahnt. Welcher Wurzel aber entstammen die Charaktere selbsterfundener Dichtungen? fragen wir. Entwickeln sie sich nicht alle organisch aus dem dichterischen Keime? Wären bei Ottilien die Eigenschaften, welche ihr Wesen gründen, rein aus Minnas Bilde geflossen, das ihn zufällig ergriffen hatte, so wäre es doch ein eigener Zufall, wenn dieses den Anforderungen des Romans als eines dichterischen Kunstwerks entsprochen hätte. Goethe hatte den Grundstoff der Dichtung, die so unglücklich sich entwickelnden Wahlverwandtschaften, längst in sich getragen und ihn in sich ausgebildet; mit ihm waren ihm die Grundzüge der Hauptpersonen, besonders Ottiliens, Charlottens und Eduards, gegeben. Und er sagt uns ja selbst, im Dezember 1770 habe das Bild und der Name der Heiligen auf dem elsässischen Odilienberg sich so tief bei ihm eingeprägt, und er habe es seit jener Zeit mit sich herumgetragen, bis er endlich eine seiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausgestattet, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen worden sei.*) Soll diese Äußerung, welche Goethe drei Jahre nach Vollendung der „Wahlverwandtschaften" schrieb, etwa ohne weiteres verworfen werden einer selbstbeliebigen Vermuthung zu Ehren, die mit ihr in Widerspruch tritt? Denn wenn bei Ottilien jenes in Goethes Seele versenkte Bild der elsässischen Heiligen vorschwebte, so konnte er die Grundzüge derselben eben nicht von Minna hernehmen, es bedurfte Minnas nicht, um dasselbe zu einer lebendigen Gestalt zu beseelen. Daß er zur Ausführung dieser ihm länger vorschwebenden Erzählung noch nicht gekommen war, lag nicht am Mangel eines Modells zu seiner „seltsam unglücklichen Heiligen", sondern eben daran, daß der Plan, da ihn so manches andere beschäftigte und drängte, er insonderheit mit andern Erzählungen sich trug, die, wie auch die Geschichte von Ottiliens Entsagung, den „Wanderjahren" einverleibt werden sollten, sich noch

*) In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" heißt Ferdinands ungemein reizende Geliebte, „eine Zierde der Gesellschaft", gleichfalls Ottilie.

nicht lebendig in ihm entwickelt hatte. Und wie konnte Grimm übersehen, daß, hätte Goethe wirklich in Minna endlich das langersehnte Urbild zu Ottilien gefunden, auch der Roman dadurch mit einemmale zur vollen Gestaltung hätte gelangen müssen. Aber erst während des Aufenthaltes in Karlsbad im nächsten Sommer kam er dazu, den Plan bloß des ersten Theils des Romans zu entwerfen, in Karlsbad, wo er im vorigen Jahre noch an andern Erzählungen zu den „Wanderjahren" gearbeitet hatte; der dichterische Trieb war aber so wenig leidenschaftlich, daß er „Die Wahlverwandtschaften" bald ganz liegen ließ; erst im folgenden April kehrte er zu ihnen zurück und führte sie dann in der jenaischen Einsamkeit, die von jeher seine dichterische Thätigkeit so sehr begünstigt hatte, in raschem Flusse aus. Gerade die Entsagung, welche er seiner Leidenschaft für Minna aufgelegt hatte, war sein Sporn zur endlichen Ausführung gewesen, wenn wir auch immer zugeben können, daß zu Karlsbad die Erinnerung an Minna und seine Entsagung eine Mitveranlassung gewesen, den Roman vorzunehmen; doch war diese so wenig nachhaltig und leidenschaftlich, daß er die Dichtung bald bei Seite legte.

Wie ganz anders war es einst bei „Werthers Leiden" gewesen, die aus der Theilnahme an der von ihm geliebten Mutter Bettinens, deren Unglück er vor sich sah, so reiche Nahrung sogen, daß sie in wenigen Wochen vollendet wurden! Und ähnlich war es mit „Stella". Wir gönnen jeder geistreich Thatsachen verknüpfenden und aus ihnen sich herausbildenden Vermuthung ihr Recht, aber mit der feststehenden Ueberlieferung darf sie nie und nimmer in Widerspruch treten. Dies ist eben bei Grimms Auffassung der Fall, die vollständig übersieht, daß bei Ottilien nach Goethes eigenem Berichte jene elsässische Heilige vorschwebt, von welcher sie den Namen führt, und daß der Eindruck, den Minna auf den Dichter machte, keineswegs so bedeutend für die Vollendung des Romans gewesen sein kann, weil dieser sonst die Dichtung viel rascher gefördert haben müßte. Grimm aber versteigt sich gar zur Vermuthung, der Gegensatz der Naturen Minnas und Bettinens, den er treffend ausführt, sei vielleicht das Entscheidende für die äußere Gestaltung der „Wahlverwandtschaften" gewesen, da er sich beiden Mädchen

zu gleicher Zeit hingegeben. Als ob Luciane irgend so bedeutend für das Ganze hervorträte, und diese ihn zur Ausführung der so lange ihm im Geiste schwebenden Dichtung hätte veranlassen können. Luciane kommt auch erst im zweiten Theile des Romans vor, zu welchem der Plan nicht vor 1809 entworfen wurde. Und worin anders liegt denn die Aehnlichkeit Lucianens mit Bettinen als in ihrer wirbelhaften, wilden, muthwillig tollen Natur, während sonst beide grundverschiedene Wesen sind, die eine ein Naturkind, die andere eine Tochter der Welt? Wer könnte die schwärmerisch bis zu halbem Wahnsinn hingerissene, von ihrer Einbildungskraft himmelhoch getriebene, feurig glühende, gleichsam mit ihrem Herzen denkende Bettine mit der durchaus äußerlichen, für das Scheinwesen der vornehmen Welt geborenen, selbstsüchtigen, innerlich flachen Luciane für dieselbe Person halten mögen? Ihr Bild ergab sich Goethe mit künstlerischer Nothwendigkeit als gerader Gegensatz zu seiner Ottilie, und wenn er zu ihr einige Züge Bettinens so glücklich herausgriff und frisch belebte, daß deren nähere Bekannte darin ihr Bild erkannten, so spricht dies eben nur dafür, daß er diese Züge von Bettinen entnommen, nicht daß diese das Urbild seiner Luciane gewesen. Und nicht anders verhält es sich mit den freilich bedeutendern Zügen, welche seine Ottilie mit Minna theilt. Die Aehnlichkeit war so wenig auffallend, daß Minnas Bekannte sie gar nicht in dieser entdeckten, was erst der neuesten Zeit aufbehalten war, deren Bestreben, persönliche Züge herauszufinden, an sich freilich berechtigt ist, aber sich stets der in den Thatsachen gegebenen äußern Schranken bewußt bleiben sollte. Uebrigens entgeht Grimm auch, daß zu derselben Zeit, in welcher Goethe so lebhaften Antheil an Minna und Bettinen nahm, er nicht weniger herzlich der heitern Pauline Gotter zugethan war, was ich S. 247 ausgeführt habe. Gegen die sonderbare Annahme, der Dichter könne seine Sonette in jener Zeit zwischen beiden Mädchen getheilt, sie könnten, wie seine Neigung, ihnen beiden gehört haben, ist zu bemerken, daß einzelne derselben mit Beziehung auf Minna gedichtet sind, was von keinem einzigen in Bezug auf Bettinen zu erweisen steht, vielmehr das Gegentheil. Auch Pauline Gotter las er seine Sonette vor, während er sie Bettinen, die sich an ihn herangedrängt und

einen Briefwechsel mit ihm angeknüpft hatte, brieflich übersandte; ja die meisten Sonette waren so rein dichterische Erzeugnisse, griffen so wenig in das Geheimniß einer glühenden Liebe, daß er nicht allein sie an Zelter sandte, sondern auch sie gleich zu veröffentlichen gedachte.

Am Schlusse seines Aufsatzes übernimmt Grimm die Vertheidigung der durch Freundschaft und innige Familienbeziehung mit ihm verbundenen Bettina, wobei er freilich den Parteistandpunkt nicht verleugnen kann. Das Sonett „Wachsthum" gab Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" nach dem Briefe Goethes vom 4. Mai 1808, mit der Ueberschrift: „Sonett im Brief an Goethes Mutter eingelegt". Grimm fragt, ob Bettina die Sendung nicht so habe auffassen dürfen, daß das Gedicht für sie beigelegt worden. Gewiß nicht, wenn Goethe in seinem Briefe an die Mutter dies nicht ausdrücklich bemerkte. Lesen wir nun gar: „Warum aber, wenn Goethe Minna Herzlieb jenes Sonett ‚Wachsthum' in einer Weise schenkte, daß sie, an die es ursprünglich nicht gerichtet war, mit vollem Rechte, es ihr Leben lang als an sie gerichtet ansah, sollte er es Bettinen nicht zu gleichem Irrthum geschenkt haben?" so war Bettina hier vorsichtiger als ihr Anwalt; denn daß es nicht an sie gerichtet sein könne, zeigt es selbst ja so deutlich, wie man nur wünschen kann, da Goethe doch nicht sagen konnte, daß er mit ihr, als sie noch klein war, auf das Feld gegangen, daß er sie später, als sie heranwuchs, mit dem Verlangen, eine solche Schwester zu besitzen, angeschaut, sie aber neulich, wo sie in ihrer vollen Entwicklung ihm entgegengetreten, ihn zu heißer Liebe hingerissen, weil er sie eben vor dem Jahre 1807 gar nicht gesehen hatte. Daß der Vordersatz nicht richtig sei, haben wir gesehen. Wie aber Grimm mit Goethes ehrenhaftem Charakter die Annahme reimen kann, dieser habe jedes der beiden Mädchen zu dem Glauben verleiten wollen, daß er das Sonett für sie gedichtet, wonach sie es als leidenschaftliche Liebeserklärung hätten fassen müssen, das ist uns unverständlich. Weiter fragt er: „Warum sollte Goethe ihr nicht ebenso jene Charade gesandt haben, deren Auflösung freilich ‚Herzlieb' war, ohne ihr die Auflösung jedoch mitzutheilen?" Die Möglichkeit der Uebersendung leugnen auch wir nicht, aber wohl, daß Goethe mit diesem Gedichte einen

Brief vom August 1808 begonnen und dadurch zu verstehen gegeben habe, dasselbe sei an sie gerichtet. Daß sie wirklich das Sonett „Mächtiges Ueberraschen" besessen, steht freilich fest, aber es war auf einem besondern Blatte geschrieben, stand nicht mit dem Sonett „Abschied" vor einem Briefe vom 7. August 1807, da beide erst im Dezember desselben Jahres gedichtet sind. „Das allerdings ist zweifellos", gesteht Grimm selbst zu, „daß sie bei der Herausgabe zu ihren frühern Briefen andere später hinzudichtete [sowie ältere mit Zusätzen versah], welche den Anschein erweckten, als seien Verse Goethes direkt nach ihren Worten geschmiedet worden." Damit ist Bettina denn absichtlicher Täuschung überführt, wenn sie auch der Tragweite dieses ihrer Eitelkeit schmeichelnden Truges sich nicht bewußt sein mochte. Sonderbar meint Grimm, Goethe habe dazu vielleicht selbst den Anstoß gegeben. Bettinens Brief an Goethe vom 15. Mai 1807 hat Grimm freilich in der Urschrift gesehen, aber diese trägt das Datum des 15. Juni, und der Brief ist nicht, wie es im „Briefwechsel mit einem Kinde" der Fall, ihr erster Brief an diesen; auch weicht der gedruckte allerdings von diesem ab, dagegen stimmt er in den bei Grimms beabsichtigtem Beweise entscheidenden Worten. Nach diesen Worten hätte Goethe sie bei ihrem Besuche angeredet: „Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz!" Wenn nun im Sonett „Sie kann nicht enden", das in den Dezember desselben Jahres fällt, das liebende Mädchen sagt, es habe sie entzückt, mündlich von ihm die Anrede zu hören:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen,

so muß Grimm meinen, Goethe habe diese Anrede aus Bettinens Brief genommen und dadurch Bettinen zu einer gleichen Benutzung seiner Sonette in ihren Briefen veranlaßt. Aber sind denn die beiden Anreden der Geliebten so ganz gleich und liegt nicht die wirkliche Aehnlichkeit in der Sache begründet? Sollte denn etwa Goethe jenen Brief Bettinens nach einem halben Jahre noch so gut im Gedächtniß gehabt haben, daß er ihn bei seinem Sonette benutzte? Dies scheint Bettina selbst nicht geglaubt zu haben, da sie später einen andern Brief an Goethe erdichtete, aus dem dieser jenes Sonett herausgefingert habe. Wenn von den andern Sonetten, in welchen

Goethe das liebende Mädchen sprechen läßt, keine Spur von einem echten zu Grunde liegenden Briefe Bettinens sich findet, so dürfte auch hier Grimms Annahme, Goethe habe sich jenes Briefes zu seinem Sonette bedient, um so weniger zu billigen sein, als dieser einer solchen Beihülfe zur Erfindung und zum Ausdruck dieser Situation nicht bedurfte.

Grimm erklärt es für unrichtig, daß man Goethes damaliges Verhältniß zu Bettinen so auffasse, als habe dieser ihre Liebe nur geduldet, sich ablehnend dagegen verhalten, während er in Wirklichkeit alle ihre Anhänglichkeiten erwiedert und ihre Briefe herausgefordert habe. Wir dürfen uns dagegen auf das Zeugniß Riemers berufen, Bettina selbst habe bei ihrem zweiten Besuche in Weimar, am 10. November 1807, sich bei ihm darüber beklagt, daß Goethe so wunderlich und sonderbar sich gegen sie zeige, dieser selbst sich bei ihm nur als Bewunderer ihres geistreichen, aber auch barocken Wesens erklärt. Freilich hat Grimm darin Recht, daß es in Goethes Charakter lag, eine überraschend neue Natur zur Entfaltung eher zu reizen als sie zurückzuhalten, aber Bettina war so exzentrisch, daß sie Goethe wirklich unbequem wurde und er mit aller Freundlichkeit suchen mußte, ihr Enthusiasmusfieber nur nicht noch stärker aufzuregen, sondern es zu beschwichtigen. Er hatte mit ihr alle mögliche Nachsicht, erkannte aber wohl, daß er nichts weniger als sie reizen und sie in ihrer tollen Liebeskomödie bestärken dürfe. Warum aber säumen diejenigen, denen es am Herzen liegen muß, Bettinens Andenken möglichst von allem Verdacht zu reinigen, den echten Briefwechsel endlich der Welt vorzulegen? Die Sache steht eben sehr bedenklich. Wir hören, daß Grimm selbst gleich nach dem Angriff von Lewes den handschriftlichen Briefwechsel mit Goethe von Bettinen auf einen Nachmittag erhielt, um sich zu überzeugen, wie grundlos die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen seien, doch sei es nur ein Theil der gedruckten Briefe gewesen; die übrigen müßten verloren gegangen sein oder nie existirt haben. Die wirklichen von ihm gesehenen hat er genau mit dem Drucke verglichen, wo sich denn ergab, daß sie sowohl im Inhalte als im Datum von diesem abwichen. Warum aber versäumt er durch Mittheilung seiner Vergleichung oder vielmehr durch einen

Abdruck der wirklich von ihm gelesenen Briefe den wahren Stand der Dinge darzulegen, warum weist er, statt diesen einfachen und sichern Weg einzuschlagen, uns darauf hin, wir sollten „an der Hand des seitdem publizirten Materials die echte Korrespondenz auf eigene Hand herstellen", was wir, gegenüber seiner Behauptung, dies dürfte nicht schwer fallen, geradezu für unmöglich erklären müssen.

Grimm geht so weit zu behaupten, nur der einzige Vorwurf treffe Bettinen, daß sie später, wie wir schon längst durch Varnhagen wußten, an ihre freie Schöpfung von Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde" als an eine Reihe durchaus wahrer Thatsachen geglaubt habe. Aber gerade dies dürfte am wenigsten als Vorwurf gegen sie gelten dürfen; denn sie war darin wie in so manchem andern damals völlig unzurechnungsfähig, da jener Glaube eben ein Wahn ihrer Einbildung war, dem sie sich nicht entziehen konnte. Dagegen können wir ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie Goethes und ihre eigenen Briefe willkürlich geändert und vieles ganz erfunden hat, mit der Absicht, daß die Welt diese Briefe für durchaus echte halte. Höchst wunderlich ist Grimms Aufstellung, erst nach der Erscheinung des „Briefwechsels mit einem Kinde" habe man an die Herausgabe von Briefen den Anspruch erhoben, daß sie durchaus unverfälscht seien; denn ein anderer Sinn kann doch unmöglich in seinen Worten liegen: „Als später denn die Welt andere Ansprüche an die Herausgabe von Briefwechseln stellte." So weit läßt sich der geistreiche Anwalt einer schlechten Sache verleiten! Also vor dem Jahre 1834 hätte man an die Herausgabe wirklicher Briefwechsel nicht die Forderung gestellt, sie müßten unverfälscht, nicht überarbeitet, das Datum nicht willkürlich verändert, die Reihenfolge der Briefe nicht verwirrt, nicht ganze Briefe zugedichtet, nicht zu den wirklich geschriebenen die entstellendsten Zusätze gemacht, nicht Personennamen vertauscht, kurz, die vorhandenen Briefe nicht zur bloßen Unterlage eines völlig phantastischen Gebäudes der eigenthümlichsten, launenhaftesten Einbildung mißbraucht werden. Bettina gab die Briefe unter dem Scheine, daß sie wirklich in dieser Weise zwischen ihr und Goethe gewechselt seien; denn sie selbst nannte sich unter der Zueignung an den Fürsten Pückler,

und in der Vorrede spricht sie von den Briefen so, daß man glauben muß, sie habe sie nur geordnet, und der Rath des Faktors Klein, dessen sie gedenkt, deutet darauf, daß sie eben in den Briefen nichts geändert habe, was gerade dem Buche seinen Werthe gebe. Und alle Welt nahm sie so auf. Die berühmte Beurtheilung Meusebachs hielt sich deshalb auch allein an die Frage der geschichtlichen Wahrheit. Bettina hütete sich, über diesen Punkt Aufschluß zu geben; sie freute sich, daß der Welt die Briefe, in welchen sie sich selbst nicht weniger als ihren Abgott verherrlicht hatte, für echt galten, und das Urtheil über Goethes wirkliches Verhältniß zu ihr nachhaltig zu ihren Gunsten trübten. Die Fälschung selbst hat Bettina in ihrer Weise schlau berechnet. Die Kühnheit, mit der sie vorschritt und endlich sogar wagte, Goethes Sonette als Plagiate an ihren Briefen darzustellen, wuchs immer mehr, und so schritt ihre Eitelkeit, die sich hier ihren Triumph bereitete, immer schrankenloser vor, ohne zu bedenken, wie leicht es sei, das sorglos gesponnene Truggewebe aufzulösen. Treue und Wahrheit hat Bettina nie gekannt; sie lebte eben nur in der Einbildung und der Eitelkeit ihrer sich in den größten Geistern der Zeit gern bespiegelnden Natur; selbst ihr Herz stand nur im Dienste ihrer gefallsüchtigen Einbildung. Das Trugspiel ihres gedruckten Briefswechsels habe ich mehrfach, zuerst in meinen „Frauenbilden“ (1852), dann in der „Allgemeinen“ und in der „Kölnischen Zeitung“ aufgedeckt, zu ihrem ausgesprochenen Aerger, da sie selbst zuletzt an das Evangelium ihres „Briefwechsels mit einem Kinde“ glaubte, endlich ihr wunderliches Wesen in dem Aufsatze „Bettina und Varnhagen“ im „Bremer Sonntagsblatt“ 1865 Nr. 28 aufgezeigt.*) Eine neue Beleuchtung giebt ihr eben erschienener Briefwechsel mit dem Fürsten Pückler, worin sich auch manche Aeußerungen über den „Briefwechsel mit einem Kinde“ bei denen man bald an eine bloße Ordnung und Durchsicht ihrer Jugendbriefe bald an eine freie Bearbeitung denken muß. Grimm meint, niemand sei im Stande gewesen, den „Briefwechsel mit einem Kinde“ kritisch zu behandeln; vollständig freilich nicht, aber doch konnte man leicht durch Vergleichung feststehender Thatsachen,

*) Derselbe findet sich am Ende dieser Abhandlung.

Bettinens tolles Umspringen mit der Wahrheit enthüllen. Jetzt wäre es endlich Zeit, daß die Familie der Wahrheit die Ehre gäbe. Freilich muß die Sache seltsam bestellt sein, wenn Bettinens Schwiegersohn selbst gesteht, daß ihm die Briefe seit jenem Nachmittage, an welchem ihm Bettina einen Theil derselben zur Durchsicht gab, „nicht wieder zugänglich gewesen": aber seine Vergleichung mit dem Drucke sollte er doch nicht länger zurückhalten, da sie das Urtheil über Bettinens Verhältniß zu Goethe fester bestimmen würde.*) Wenn er darauf Gewicht legt, daß Bettina sich immer Goethes Kind genannt habe, so übersieht er, daß Goethe ihr, wie allen jungen Mädchen, denen er herzlich zugethan war, diesen freund-

*) Späterer Zusatz. Den Abdruck der wenigen noch vorhandenen Briefe, so weit die Familie diesen gestattete, wurde mit großer Sorgfalt sechs Jahre später von Herrn von Loeper besorgt. Wir erhielten aber bloß den ersten Brief Bettinens vom 15. Juni 1807 und vierzehn von Goethe. Und nur drei der letztern lagen in der Urschrift vor, die übrigen, sowie Bettinens Brief nur in Abschriften, welche diese selbst im Mai 1858 anfertigen ließ, um damit die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihres Briefwechsels zurückzuweisen, obgleich gerade diese Abschriften zeigen, wie frei sie mit den Briefen umgegangen. Dabei könnte man noch immer argwöhnen, obgleich selbst die Adresse, die Art des Verschlusses und was von Goethes, was von des Schreibers Hand herrührt, angegeben ist, einzelnes sei unterdrückt, was wir aber nicht glauben. Bemerkenswerth ist, daß Briefe des Jahres 1808 ganz, mit Ausnahme der Unterschrift G., von einer andern Hand (wohl Riemers), die übrigen, mit Ausnahme des größten Theils des Briefes vom 11. September 1809 eigenhändig sind. Höchst seltsam erscheint es, daß von den Briefen Bettinens vom 18. Juli [im „Briefwechsel" vom 20. Juni] 1808 und vom 16 Juni 1809 der Herausgeber nur den Anfang vergleichen durfte, was doch sonderbare Gedanken, auch den Verdacht erregt, daß noch andere Briefe Bettinens erhalten sind, die seiner Einsicht völlig entzogen worden. Ohne hier auf die weitern Bemerkungen des Herausgebers über Bettinens Verfahren einzugehen, sei bemerkt, daß dieser auf Wilhelm Grimms Aeußerung: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt", einen Werth legt, den sie gar nicht besitzt. Wie konnte er übersehen, daß Wilhelm Grimm, der in seiner Arglosigkeit nicht auf den Verdacht einer Fälschung seiner Freundin gerieth, nicht Goethes Briefe in der Urschrift, sondern bloß die Handschrift des von Bettina zurecht gemachten „Briefwechsels mit einem Kinde" vorlag, und gerade diese Aeußerung ohne allen Zweifel zu Bettinens gewissenlosen, wenn wir Hermann Grimm und von Loeper glauben sollen, bloß aus künstlerischen Rücksichten gemachten Fälschungen gehört!

lichen Namen gab, wie Minna und Pauline Gotter. Uebrigens bedarf es zum Beweise, daß auch Minna Briefe von Goethe erhalten habe, nicht der Hindeutung auf Goethes Briefe an Bettinen, da wir davon sonst unterrichtet sind; auch würde dies nichts beweisen können, da das Verhältniß des Dichters zu Bettinen, die selbst zu ihm gereist war, sich ihm aufgedrungen, selbst an ihn geschrieben hatte, ganz anderer Art war. Wenn Fräulein Allwina Frommann Minnas Angabe, sie habe Briefe und Gedichte Goethes verbrannt, bezweifelt, so ist sie dazu ohne Zweifel durch ihre nähere Kenntniß derselben berechtigt. Und warum sollte Minna diese verbrannt, aber andere Andenken an Goethe aufbewahrt haben? Viel näher liegt die Annahme, daß diese ihr verkommen waren, mochte sie nun keinen besondern Werth darauf legen oder der Zufall bei ihrem mannigfachen Ortswechsel es gewollt haben. Fest steht die Thatsache, daß Goethe wenigstens einen Brief ihr sandte und höchst wahrscheinlich ist, daß das Gedicht „Christgeschenk" eine wirkliche Bescheerung an sie begleitete: aber diese Sendungen erfolgten mit Wissen ihrer Pflegemutter, und sie bezogen sich nicht auf ein geheimes Liebesverhältniß, wie man uns hat glauben machen wollen, sondern waren ganz unschuldiger Natur.

IV.

Die beiden ersten Artikel waren vor dem Erscheinen der Schrift „Das Frommannsche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann" geschrieben, deren Vorrede vom 9. September 1870 datirt ist; die zweite vermehrte Ausgabe folgte zwei Jahre später. Der höchst verdiente Buchhändler Johann Friedrich Frommann hat hier aus den Familienpapieren und seiner Erinnerung ein getreues Bild seiner Eltern und ihres schönen Familienlebens entworfen, dem wir auch da, wo es sich nicht auf urkundliche Belege stützt, den vollsten Glauben schenken müssen. Er war in alle Verhältnisse seiner Eltern eingeweiht, die keinen Rückhalt vor ihm kannten, und selbst ein guter Beobachter. Von ihm stammten auch Stahrs Angaben über Minna Herzlieb, die aber nicht zur Benutzung in einer in die weitesten Kreise dringenden Monatsschrift, sondern für dessen

neue Ausgabe von „Goethes Frauengestalten" gegeben waren. In Westermanns „Monatsheften" sprach Frommann nicht allein seinen Unmuth über diesen Mißbrauch aus, er erklärte auch, Stahrs Darstellung des Lebensganges von Minna Herzlieb, besonders ihrer Beziehungen zu Goethe, laufe der Wahrheit zuwider, wesentlich richtig sei das Verhältniß von mir aufgefaßt. Bei Frommann findet sich fast alles, was über Minna thatsächlich feststeht, nur die an Allwina Frommann hinterlassenen Geschenke (S. 250 ff.) und einige Briefstellen werden nicht erwähnt. Im Jahre 1874 erhielten wir weitere Berichte über sie in den von Uhde herausgegebenen „Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler". Die Jugendfreundin Minnas, die 1866 starb, hatte sie im höchsten Alter diktirt; sie zeugen aber von einer seltenen Frische der Erinnerung.*) Sie gedenkt „des schönen und anmuthreichen Minchen Herzlieb, mit einem artigen Wortspiel meistens Minna Herzlieb (Minne, Herz, Lieb) genannt," als der Pflegetochter von Frau Frommann. „Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzgewinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ! Wie völlig gleich der goetheschen Ottilie. Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber, im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach anmuthig. Sie sang Goethes von Reichardt komponirte Lieder zum Klavier oder zur Guitarre, oft zweistimmig mit Frau Frommann. Es konnte nicht fehlen, daß die herrlich zur Jungfrau gereifte Minna im frommannschen Hause bald der Gegenstand zahlreicher Huldigungen war. Bei aller Aufmerksamkeit jedoch, welche man ihr bewies, blieb ihr Auftreten anspruchslos, bescheiden, natürlich, heiter, oft neckisch. Alles Hervor-

treten war ihr zuwider; sie war eine innerliche Natur und stets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie sie sich durch Schönes und Edles, das in ihrem Gesichtskreis trat, weiter fortbilden könne. Bei aller Unbefangenheit indessen, mit der sie sich andern mitteilte, verschloß sie dennoch ihr tiefstes Innere; ganz in dasselbe einzublicken mochte kaum irgend jemand gelingen. Für Goethe, den ältern Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeit würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung; allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie einige nach dem Erscheinen der Sonette [1814], namentlich der vielberufenen Charade [1827] muthmaßen wollten,*) wurde von allen, die Minchen kannten, in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur ‚den lieben alten Herrn'. Wenn ich sagte, Minna Herzlieb habe Goethe als Urbild zu seiner Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften' vorgeschwebt, so soll das nicht heißen, der Dichter habe wie ein mittelmäßiger Maler lediglich nach dem Modell gearbeitet. Minna Herzlieb und Goethes Ottilie haben wohl viele Züge mit einander gemein, allein der Dichter hat an frei erfundenen Verhältnissen und Situationen den Charakter der Ottilie weiter entwickelt. Der weibliche weiche, hingebende Grundzug dieser Gestalt, dessen wohlthuendes, aufopferndes Walten für andere jeglicher Selbstsucht entkleidet ist, war auch Minchen Herzlieb eigen."

Was Frommann, mit dem dieser Bericht der Seidler übereinstimmt, über Minna Herzlieb sagt, ist durchaus zuverlässig, jede widersprechende Annahme unberechtigt. Und doch hat August Hesse in dem 1878 in Virchows und von Holtzendorffs „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" erschienenen Hefte „Minchen Herzlieb. Erläuternde Bemerkungen zu Goethes Wahlverwandtschaften und Sonetten" in das, was Frommann über seiner Mutter Verhältniß zu Minna sagt, Zweifel gesetzt; auch hat er wunderliche Sachen zu ihren und Goethes Ungunsten aus ihren brieflichen Aeußerungen herausgebracht. Die ganze Schrift ist ein Gewebe willkürlicher, meist auf vollem Mißverständnisse oder Un-

*) Die Greisin scheint sich zu irren, wenn sie die „Muthmaßung" schon so frühe setzt. Erst gegen die vierziger Jahre dürfte eine solche aufgetaucht sein.

kenntniß beruhenden Behauptungen. Leider fordert die Wahrheit, daß wir Hesses seltsame Irrgänge verfolgen, besonders da die Art ihrer Veröffentlichung in weitern Kreisen das Urtheil irre zu führen droht; denn wie wenige nehmen sich die Mühe, solche mit größtem Selbstbewußtsein ausgesprochene Behauptungen gründlich zu prüfen!

„Die Beziehungen zwischen Goethe und Minna Herzlieb", lesen wir S. 14, „entwickelten sich nach des erstern Rückkehr von Karlsbad im Jahre 1806. Er war zu dieser Zeit, wie die Briefe der Frau Frommann vom 20. und 29. August 1806 ergeben, häufig in dem Frommannschen Hause und beschäftigte sich viel mit Minchen, deren Zeichnungen hervorgeholt werden mußten. . . . Goethe ließ an diesen Abenden, seine Stellung als Minister ganz vergessend, sich so herzlich und gemüthlich gehen, sprühete wie ein Edelstein, im Lichte gedreht, die prächtigsten Farben nach allen Richtungen spielt, so im Glanze seines Genius, daß man sich unwillkürlich fragt: wem galt das Aufleuchten, wer hat es hervorgerufen, wem wollte er gefallen?" Wir bemerken zunächst, daß Hesse sich durch einen Druckfehler hat irren lassen; denn wenn es bei Frommann heißt, Goethes Besuche seien bei Goethes längerm Besuche im Winter 1806 1807, wo Minna im neunzehnten Jahre gestanden, häufig gewesen, so muß es offenbar 1807/1808 heißen. Goethe war nach der Mitte August 1807 nach Jena gekommen, wo er die damals erkrankte Frau Frommann in den ersten drei Tagen nicht sehen konnte. Erst am 20. hatte er bei ihr Zutritt, wo er „freundlich gut" war. „Dann mußte Mine ihre Werke vorzeigen", schreibt Frau Frommann. An seinem Geburtstag kam er wieder, wo er „mit den Kindern äußerst freundlich war". Unter den Kindern ist ihre Pflegetochter mit verstanden. Früher, als er gedacht, mußte er wieder nach Weimar, doch eilte er, sobald er konnte, nach Jena zurück, um die eben angekommene karlsbader Gebirgsfolge aufstellen zu lassen. Dort blieb er, bis die Noth der Zeit am 6. Oktober seine Anwesenheit in Weimar verlangte. Während dieser Tage, wo er Mittags bei der Tafel des Fürsten Hohenlohe immer von der Politik hören mußte, war es ihm ein Bedürfniß, Abends in traulichem Kreise sich zu ergehen. „Gern kam er auf andere Gegen-

stände," berichtet Frau Frommann bald nach der Schlacht bei Jena; „die aufgeregten Seelenkräfte wurden bei allen dadurch besänftigt. An einem Abend, der mir unvergeßlich sein wird, fingen wir mit Zeichnen und komischen Geschichten bei Mainz, wo er mit dem Herzoge im Felde war, an, dann ging es auf andere Gegenstände über; wir endigten beim wahrscheinlichen Laufe der Ceres. [Fr. Aug.] Wolf war auch da; wie Blitze erleuchteten die Gedanken dieser Männer ihren Kreis." Man braucht sich nicht zu fragen, wem das Aufleuchten gegolten, wem er habe gefallen wollen, um zu der tollen Auflösung zu kommen, Minchen zu Liebe sei er so aufgeräumt gewesen, vor ihr habe er sich zeigen wollen, da doch die Liebe in größern Kreisen vielmehr stumm macht. Wir wissen, wie sehr Goethes Stimmung wechselte, wie er bald verschlossen, bald von sprudelnder, ja oft übermüthiger Laune ergriffen war, und an diesem Abende wurde er gerade durch die Gegenwart seines stark vom Widerspruchsgeist getriebenen geistreichen Freundes Wolf aufgeregt. Minchen wird freilich auch bei der Gesellschaft gewesen sein, aber doch ohne besondern Antheil zu erregen. Wahrscheinlich besuchte Goethe auch noch am Abend des 5. Oktober das frommannsche Haus; denn auf diesen muß sich wohl seine Bemerkung vom 28. November beziehen: „An den letzten Abend, den wir noch so froh zusammen zubrachten, habe ich oft gedacht." Als er am Morgen des 6. auf der Rückreise nach Weimar bei Frommann vorbeifuhr, sah er dessen Gattin und Minchen am Fenster stehen; „er hielt und schickte noch [zu uns] herauf, uns ein Lebewohl sagen zu lassen", berichtet Frau Frommann. Von einer Neigung, ja einer Leidenschaft für Minchen zeigt sich nicht die geringste Spur. Da sie wie das älteste Kind des Hauses gehalten wurde, war er freundlich gegen das reizende Mädchen, wie gegen alle Kinder seiner Bekannten; an ihren Zeichnungen nahm er Antheil, wie an denen von Knebels Sohne Karl. Zu Hesses Vermuthung, er habe auch Mitleid mit der Waise empfunden, fehlt jeder Anhalt; wissen wir ja vielmehr, daß Frau Frommann sie ganz wie ihr eigenes Kind hielt; in frühern Jahren hatte sie Minna auf den Schoß genommen und ihr dieselben plattdeutschen Lieder vorgesungen, die sie selbst einst von ihrer Mutter gehört. Hesse scheut sich nicht, eine leidenschaft-

liche Liebe Goethes zu dem anmuthigen Kinde schon damals voraus-zusetzen, ja er faselt (S. 32), dieser habe vielleicht deshalb sich am 19. Oktober 1806 mit Christiane Vulpius kirchlich trauen lassen, weil er „damit gewissermaßen ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und seiner schon damals lebendigen Leidenschaft für Minna Herzlieb habe errichten wollen", und er denkt sich die Mög-lichkeit, „Minna, die fromme Predigertochter aus Züllichau, habe diesen Entschluß geflissentlich hervorgerufen, dieses Opfer verlangt und zur Bedingung ihres fortgesetzten Verkehrs mit Goethe, im Interesse von Christiane Vulpius und im Interesse der Goetheschen Kinder, gemacht". Freilich kann niemand Hesse zwingen zu wissen, daß Goethe nur ein Kind, seinen schon jahrelang legitimirten August, noch besaß, und er längst schon den Entschluß gefaßt, sich mit Christianen trauen zu lassen, wozu er nur den passenden Zeitpunkt abwartete, der ihm eben damals, als diese so viel von der franzö-sischen Einquartierung gelitten und ihm selbst das Leben gerettet hatte, eingetreten zu sein schien. Hesses willkürlichen Annahmen muß sich alles beugen, feststehende Thatsachen ihnen zu Gefallen sich ändern wenn nicht anders die Unwissenheit gegen diese schützt. Doch bleibt er sich so wenig gleich, daß er, während er einen so leidenschaftlichen Liebesverkehr mit Goethe schon im September 1806 voraussetzt, anderswo gesteht (S. 53), dieser habe das Verhältniß im Jahre 1807 angeknüpft, doch sei es ihm bis zum Dezember gelungen, „seine Neigung zu bemeistern und zurückzudrängen".

Von Goethes „tiefer Theilnahme für das liebliche Kind", von einer „zurückgedämpften Flamme" zeigt sich im Jahre 1806 nicht die geringste Spur. Das Zirkular, das er am 18. Oktober an alle seine jenaischen Bekannten gelangen ließ, mit der Bitte um nähere Nachricht über ihr Befinden, kam auch natürlich an das frommannsche Haus. Ein „tröstliches Blättchen" ließ Frau From-mann darauf an Goethe gelangen. „Unerlaubt froh sind Minchen und ich gestern Abend über die guten Nachrichten von Ihnen ge-wesen," schreibt sie, „da es doch noch so viel anderes Unglück giebt. Ach, als Sie [am 6.] fortfuhren, war es, als wenn unser Schutz-geist wäre nun gewichen; die Worte, die durch Sie in unsere Herzen geschrieben waren, haben uns in den Stunden der höchsten Noth

gehoben und gehalten. Dank dem Lehrer und gütigen Freunde!“ Minchen hatte sich tapfer in den bösen Tagen bewiesen. Frau Frommann spricht von ihr wie von ihrer eigenen Tochter, die mit ihr gelitten und sich an Goethes Wort gestärkt. Am 28. November fragt dieser „wieder einmal“ (an andere Briefe als das Zirkular ist nicht zu denken) bei Frau Frommann an. Er schreibt: „Meine Sehnsucht, die lieben jenaischen Freunde wieder zu sehen, wird immer größer, und doch kann man sich nicht losmachen: einladen kann man auch nicht; denn jedes ist bei sich gefesselt.“ Auch ihren Gatten und ihre Pflegetochter läßt er grüßen, was schon die Höflichkeit forderte. Hesse will mit der Äußerung, der Inhalt sei auch für eine dritte Person bestimmt gewesen, unglücklich genug auf ein näheres Verhältniß zu Minchen hindeuten. Hätte Goethe ein solches gewünscht, so würde er es nicht an Einladungen nach Weimar haben fehlen lassen, er würde trotz seines Unwohlseins nicht Monate lang von Jena weggeblieben sein, hätte wenigstens etwas von sich hören lassen. Aber er freute sich damals der Gesellschaftsabende der Schopenhauer. In den Geschäftsbriefen, die Riemer in diesem Winter an Frommann schickte, findet sich seiner Gattin und Minchens gar nicht gedacht, doch ist von einem beabsichtigten Besuche Frommanns in Weimar die Rede. Erst Mitte Mai 1807 zu Pfingsten kam Goethe mit Riemer nach Jena, wo er sich trotz des schönen Wetters nicht behaglich fühlte. Freilich wird er auch diesmal das frommannsche Haus besucht und Minchen gesehen haben, aber von einer leidenschaftlichen Aufregung wissen wir nichts. Schon Ende Mai war er in Karlsbad. Nur kurze Zeit verweilten beide auf der Rückreise zu Jena, wo Goethe Minchen ein kleines Geschenk überreichte, das er ihr von Karlsbad mitgebracht. Darin liegt doch nichts weniger als ein Beweis leidenschaftlicher Liebesneigung. Frommann versprach nach dem Briefe Riemers an ihn, den 12. September, zum Feste des Empfanges der rückkehrenden Großfürstin, nach Weimar zu kommen. Ein paar Tage später*) schreibt Goethe selbst an Frommann: „Das liebe Minchen wird sich mit

*) Das Datum des 18. scheint nicht richtig, da dieser auf einen Freitag fiel; wahrscheinlich ist der Brief den 16. geschrieben. Der Mittwoch war ein Botentag.

dem kleinen Andenken von mir herausputzen. Möchten Sie uns auf den Sonnabend zur Eröffnung des Theaters besuchen, zusammen oder einzeln, so sollten sie uns bestens willkommen sein. Wir wissen selbst aber noch nicht, womit wir aufwarten können. Indessen wird ein seltsamer Prolog vorbereitet. Die besten Grüße." Es ist dies die erste förmliche Einladung der Familie Frommann, bei welcher aber noch immer die Rückfahrt nach der Vorstellung vorausgesetzt wird. Auch diese Erwähnung Minchens beweist nur, daß Goethe ihr wohl wollte.

Wann Minna zuerst eine mächtige Wirkung auf diesen geübt, wissen wir genau; statt aber diese Thatsache einfach hinzustellen, bahnt sich Hesse den Uebergang zu Goethes Sonetten durch Anführung des goetheschen Briefes an Frau Frommann vom 26. Dezember 1807, indem er alles dazwischen liegende übergeht; das ist freilich der rechte Weg, die Untersuchung zu verwirren, besonders wenn man Äußerungen so mißversteht, wie wenn Hesse Goethe sagen läßt, er werde den nächsten Sommer eigennütziger Weise in Jena zubringen, während es wirklich heißt, bei seinem Vorschlage, aus einer Samenhandlung einiges mit für Frommanns zu bestellen, sei er nicht so ganz uneigennützig, da er diesen Sommer, wo er ganz ernsthaft ein Bewohner von Jena sein werde, manches davon (die daraus gezogenen Blumen) bei ihnen zu genießen hoffe. Aber nicht Minna zog ihn nach Jena, sondern, wie er ausdrücklich angibt, die Herstellung des verwüsteten Schlosses.

Von Goethes Sonetten wird mit Recht bemerkt, daß sie poetische Uebungen gewesen; höchst ungenau dagegen ist die Angabe, durch Gries, Werner u. a. sei auch Goethe zu dieser Form hingezogen worden. Werners Sonette wurden die erste Veranlassung zu diesem poetischen Wettstreite. Völlig verkehrt behauptet Hesse: „Nun aber brachten die unseligen Sonettübungen ihn abermals in einen nähern Kontakt [mit dem lieblichen Kinde], — und die so lange zurückgedämpften Flammen schlugen in um so mächtigerer und ergreifenderer Lohe auf. Wohl fühlte der damals 58 Jahre alte Dichter die Kluft, welche ihn von der jugendlichen Geliebten trennte — aber sein Ringen und Kämpfen war vergebens. Schon hatte der Zauber, welchen der geniale Mann auch in spätern Jahren

auf diejenigen, welche in seine Nähe kamen, ausübte, auch die Geliebte mit dämonischer und unwiderstehlicher Gewalt ergriffen." Doch er scheut sich nicht zu behaupten: „Dies alles klingt deutlich, und ohne daß ein Mißverständniß möglich wäre, aus den Sonetten selbst heraus." Freilich, wenn man von dem Satze ausgeht, alle diese Sonetten seien persönlich an Minna gerichtet, wenn man nicht beachtet, daß sie bloße dichterische Uebungen sind und in welcher Folge sie gedichtet sind,*) kann man so etwas für möglich halten. Wir wissen, daß Goethe zuerst das vierte Sonett dichtete, das er einem liebenden Mädchen in den Mund legt, darauf das fünfte, erst mehrere Tage später das Charadensonett auf den Namen Herzlieb, und auch das bedeutendste dieser Sonette „Epoche" muß kurz vor die Abreise von Jena (18. Dezember) fallen; es ist in jeder Beziehung die vollendetste Blüte der Sonette, während das vierte wohl das steifste von allem. Doch solchen windigen Deutungen und Schlüssen, wie sie Hesse sich gestattet, ist die Klarheit gefährlich; drum gilt es, den Thatbestand möglichst zu verdunkeln. Darin freilich hat er Recht, daß die Beziehung des Sonettes „Wachsthum" auf die Prinzessin Karoline, die Frommann von andern Erklärern annahm, höchst ungeschickt ist; auch geben wir zu, daß Goethe die Veranlassung dazu im allgemeinen von Minna hernahm, die vor seinen Augen sich entwickelt hatte, ihm aber nun auf einmal in aller Majestät vollendeter jungfräulicher Schönheit entgegentrat, dennoch ist es nicht persönlich an

*) Dieser Vorwurf trifft auch Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 422 ff.), der nicht blos die Sonette, sondern auch die „Pandora" auf Minna bezieht. „Ihm war in Jena eine lebendige Erscheinung der Schönheit begegnet, hatte ihn mit tiefer und erwiederter Neigung ergriffen und in dem Spätjahr, wo er den ersten Theil der ‚Pandora' dichtete war es diese Leidenschaft, die ihn in den Aether der idealen Poesie erhob." Er sieht in den Sonetten „einzelne Momente und Austausche dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr 1807 zu denken ist (?!), bis zur Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in der Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Unterwerfung des Gefühls unter die Kunst." Ein einheitliches Ganzes sollten die Sonette nicht bilden, es sind nur Versuche in dieser Dichtung mit mehr oder weniger glücklicher Ausführung verschiedener Situationen.

diese gedichtet, auf die schon der Anfang nicht paßt, wie Frommann bemerkt, da sie nie als Kind mit Goethe auf Feld und Auen gegangen, und auch das Liebesleben und Zurückweichen vor ihr ist dichterische Zuthat. Die Beziehung, daß er sich durch seine späte Liebe dem Gespötte aussetze, hat Hesse widerrechtlich in das elfte Sonett hineingetragen. Ebenso wenig wird in dem fünfzehnten der verderbliche Einfluß der Uebung in der Sonettform auf das Heranwachsen der leidenschaftlichen Herzensneigung ausgesprochen; auch ist es eine ganz windige Voraussetzung, Minna habe ihm den vom Mädchen ausgesprochenen Vorwurf gemacht. Das zweite Sonett soll gar eine wunderliche Allegorie sein, wenn es nicht auf ein wirkliches Ereigniß gehe. Für die sinnbildliche Deutung wird der Umstand angeführt, daß auch das vorhergehende erste Sonett sinnbildlich sei: aber dort wird eine Naturerscheinung als Sinnbild der plötzlich die Seele erfassenden Liebe dargestellt, kein Auftritt zwischen einem Liebespaare, wobei man eine sinnbildliche Bedeutung gar nicht ahnen kann. Ueber den eigentlichen Sinn jener Sonette darf ich auf meine Ausgabe der Gedichte und auf meine Erläuterungen verweisen. Am ärgsten ist das Mißverständniß des Sonetts „Epoche", worin als Zeit, in welcher die Geliebte, hier wirklich Minna, sein Herz so mächtig ergriffen, der Advent 1807 angegeben wird. Hesse scheint es nicht zu wissen, daß Advent der erste Sonntag im Advent heißt und daß gerade an diesem Sonntage Minna bei dem großen Mittagessen in Frommanns Hause diesen wunderbaren Eindruck auf Goethe geübt. Statt dessen nimmt er an: „Es muß um diese Zeit [im Advent, der bis Christtag dauert] ein Besuch der Familie Frommann und Minnas bei Goethe, der damals meistens in Jena weilte, sei es in dessen Wohnung hier oder in Weimar, fallen." Daß die Familie Frommann im Advent weder nach Weimar kam, noch Goethe auf dem Schlosse zu Jena besuchte, ist unzweifelhafte Thatsache, und es ergibt sich als wunderlichste Mißdeutung, der Herrin Ankunft, die als Gegensatz zur Ankunft des Herrn gedacht wird, wie der ewige Maitag dem trüben Novembertag entgegensteht, auf einen Besuch Minnas bei ihm zu beziehen. Doch es kommt noch ärger! Riemer schreibt am 23. Dezember 1807 an Frommann: „Goethe

hat schon vorauf mit Zuversicht darauf gerechnet, daß Sie zum zweiten Feiertag herüber kommen würden, und nunmehr ladet er Sie förmlich durch meine Hand dazu ein. Bittet aber zugleich, daß Sie sich einrichten möchten, bei ihm zu wohnen und auch den ganzen Sonntag hier zu bleiben. Sie kämen Sonnabends zu Tische, sähen den Abend die artige und sehr gut exekutirte Oper ‚Die Wegelagerer', hörten Sonntags früh bei uns die Sänger [das Singkonzert in Goethes Hause] und was es sonst gibt, und gingen des Abends mit zur Schopenhauer, und möchten dann Montags früh nach Belieben Ihre Rückreise machen. Die Damen logiren im blauen Zimmer, welches gerade unter mir ist, und Sie, mein Theuerster, neben mir an, in meinem ehemaligen Zimmer. So sind Sie ganz für sich und ungenirt, und können ungesehen und unvernommen mit Ihren Frauen verkehren. Ich zweifle nicht, daß Sie uns die Freude machen, Sie auch einmal bei uns zu sehen und Ihnen einiges Artige zu erzeigen, da wir schon so lange her in Ihrer Schuld sind. Wir hoffen darauf." Nach einigen anderen Mittheilungen kommt er wieder auf den gewünschten Besuch zurück. „Nicht wahr, mein Guter, Sie kommen, und dann wollen wir vor Schlafengehen noch eins mit einander schwätzen." Nach dem „freundlichen Adieu" fällt ihm ein, vielleicht wolle Frommann Montags ganz früh zu Hause sein, und so fügt er hinzu, um einen solchen Einspruch zu beseitigen: „Selbst auf den Fall, daß Sie nur eine Nacht wegbleiben könnten, so kommen Sie doch. Sie fahren dann von der Schopenhauer unmittelbar fort, und bilden sich ein, als wäre es aus dem Schauspiel. Wir kommen doch so bald nicht wieder zusammen." Jeder Verständige wird in diesem Briefe nur eine sehr dringende Einladung sehen, die aus dem Verlangen hervorgegangen, die befreundete Familie, die besonders seit 1806, vor allem in den zwei letzten Monaten, so gastfrei gegen sie gewesen (Riemer selbst hatte schon früher wiederholt bei Frommann gewohnt), nun auch einmal ein paar Tage zu bewirthen und ihr den Aufenthalt zu Weimar angenehm zu machen. Hesse dagegen, der überall spionirt, um Verdachtsgründe gegen Goethe aufzubringen, findet den Ton des Briefes „fast unangenehm zudringlich", er komme in „unzähligen" (?) Wendungen in „offenbar diplomatisch-interessirter

Weise" auf die Einladung zurück, er werde, um durchaus verständlich zu werden, am Schlusse sogar witzig, indem er die schopenhauerschen Theeabende mit einem Schauspiele vergleiche. Das letztere ist ein grobes Mißverständniß; denn in den Worten, „als wäre es aus dem Schauspiel", steht Schauspiel in gangbarer Weise für Theater, und sie beziehen sich darauf, daß viele Jenaer noch Abends nach dem Ende des Theaters, das deshalb auch möglichst früh begann, nach Jena zurückfuhren. So konnte auch die Abfahrt nach der gegen neun endenden Abendgesellschaft nicht bedenklich sein. Hesses Beweis der „diplomatisch-interessirten Weise" beruht einzig auf seinem offenbar. Der Grund dieser glücklich hereingebrachten ungeschickt-zudringlichen Einladung soll darin liegen, daß Goethe sehnlichst Minchens Besuch gewünscht. Aber was konnte dieser, wäre er wirklich so verliebt gewesen, wie Hesse uns einreden will, von einem zweitägigen Besuche in Gegenwart der beiden Pflegeeltern und seiner eigenen Gattin für sich hoffen, als daß er auch ihr sich freundlich erweisen könne, wobei er sich hüten mußte, es in gar zu auffallender Weise zu thun; auch war Minna ja immer an der Seite ihrer Pflegemutter. Das Großartigste aber, was in der Verdächtigung zu leisten war, tritt in der Behauptung hervor: „Offenbar war Riemer vollständig in den ganzen Liebeshandel eingeweiht." Der Beweis dieser Annahme, welche Goethe die Albernheit zuschreibt, in ein solches gefährliches Herzensgeheimniß seinen jungen Hauslehrer einzuweihen, ist wieder offenbar, das aber dadurch gestützt wird, daß dieser fortwährend (?) um Goethe gewesen (er wohnte freilich in seinem Hause und diente dem Dichter auch neben seiner Beaufsichtigung des Sohnes und eigenen Arbeiten als Sekretär) und er nach einer Äußerung in seinen „Mittheilungen" mehr über die Entstehung der Sonette gewußt, als er habe verrathen dürfen. Das letztere spricht er Stahr nach. Aber sehen wir die Stelle Riemers näher an. Sie steht in dem Abschnitte über Bettina Brentano, in welchem er „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" für einen Roman erklärt, auch behauptet, die Sonette, welche Bettina sich aneigne, seien weder an sie noch auf sie gedichtet. „Der Stoff ist ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der

Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden." Wenn er hinzufügt: „Die nähere Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden", so deutet er darauf, daß er hier, wo es nicht darauf ankomme, Grund habe, die „andern" nicht zu nennen, auf welche mehrere dieser Sonette gehen. Dieser Grund lag in dem Unglück von Minnas Ehe, deren Namen er nicht in den Mund der Menge bringen und dadurch zu manchen falschen Deutungen, wie sie später von Stahr ausgegangen und von Hesse weiter ausgesponnen worden, irgend Veranlassung geben mochte. Riemer wußte, daß die Sonette ein dichterisches Spiel waren, welchem nur der mächtige Eindruck zu Grunde lag, den Minna augenblicklich auf Goethe geübt, daß die leidenschaftliche Glut schon gekühlt war, als der Dichter das erste, keineswegs aus dem Herzen fließende Sonett, das ein Mädchen spricht, dichtete. Davon, daß Riemer von einer leidenschaftlichen Glut Goethes gewußt, die er verschweigen zu müssen glaubte, kann durchaus keine Rede sein.

Statt daß Hesse nach der Zeitfolge die Entwicklung des Verhältnisses zu Minna gäbe, das Leben Goethes vom Adventsonntag 1807 bis zum nächsten Frühjahr möglichst treu darstellte, irrlichtelirt er, weil nur in solchem Dunkel seine gewissenlos willkürlichen Aufstellungen nicht schon beim ersten Blick ihre Unmöglichkeit verrathen. So springt er denn von einem Briefe des 26. Dezember 1807 auf den vom 25. Januar 1808 über, um eine seltsame Entdeckung über Riemers Briefchen vom letztern zum Besten zu geben. Gries und Riemer hatten einen Wettkampf in Sonetten verabredet, dessen Schiedsrichter oder wenigstens Vertrauter Frommann war. Der erstere hatte ein vortreffliches Sonett gegen Riemer gemacht, das dieser selbst, wie er gegen Frommann am 20. Januar 1808 äußerte, im Sinn und Technischen ganz musterhaft fand, doch wollte er ein anderes darauf setzen, sollte auch darüber ein Sonettenkrieg entstehen. Fünf Tage später schickte er Frommann zwei Sonette gegen Gries (ein drittes war noch nicht fertig geworden), dazu auch eins auf den Namen Herzlieb, mit der Bitte, Frommann möge auch Gries zu einem auf diesen veranlassen, und ein anderes auf die Verlegenheit. Hesse hat nun die Kühnheit zu behaupten, das

Sonett auf den Namen Herzlieb, das Riemer damals an Frommann geſchickt, ſei nicht von dieſem geweſen, ſondern das bekannte Charadenſonett Goethes; er habe dieſes unter die ſeinigen eingeſchmuggelt und als etwas Unverfängliches an Frommann gelangen laſſen, „ohne ſelbſtverſtändlich daſſelbe jeder Kenntnißnahme derjenigen, für die es eigentlich beſtimmt iſt, zu entziehen“. Sehen wir zunächſt von der Begründung dieſer Vermuthung ab, was hätte es denn Goethe geholfen, wäre ein Sonett von ihm unter Riemers Namen Minna bekannt geworden, da dieſe gar nicht ahnen konnte, daß es von Goethe ſei. Und wie war Heſſe berechtigt, ein dummes Verſteckſpiel dem Dichter zuzuſchreiben! Unwahr iſt ſeine Behauptung, daß in Riemers Briefe „dem Sonette auf den Namen Herzlieb eine beſondere Stellung eingeräumt wird, die es von den übrigen, von Riemer verfaßten und mitgeſchickten abhebt“: es ſteht ganz auf gleicher Stufe mit dem auf die Verlegenheit, da beide nach den gegen Gries gerichteten erwähnt werden. Und welch eine Thorheit wäre es geweſen, hätte Goethe, der durch dies Sonett, das Minna für ein Gedicht Riemers halten mußte, auf ſie wirken wollte, es zugleich veranlaßt, daß Gries ein ähnliches, vielleicht kunſtreicheres machte! Ueberdies iſt gar nicht nachzuweiſen, daß der Sonettenkampf zwiſchen Gries und Riemer nicht ein bloß Frommann bekanntes Geheimniß war. Nach ſolchem jeder beſonnenen Erwägung ſpottenden Wagniß bemerkt Heſſe, es falle alſo das Charadenſonett „in denſelben Brennpunkt der Leidenſchaft, alſo kurz nach der Adventszeit 1807“. Eine ſeltſame Zeitbeſtimmung! Seit dem Schluſſe der Adventzeit war ein ganzer Monat verſtrichen; die Leidenſchaft aber hatte Goethe am erſten Adventſonntage, den 29. November, ergriffen und war von ihm in den nächſten Tagen beſchwichtigt worden. Und, was alles entſcheidet, Heſſe überſah die feſtſtehende Thatſache, daß Goethe das Charadenſonett, das Riemer im Januar 1808 geſchrieben haben ſoll, auf Veranlaſſung eines ähnlichen von Zacharias Werner in Jena am 17. Dezember 1807 gedichtet hatte (vgl. S. 219). So ſtürzt dieſer ganze zu Goethes Ungunſten erſonnene Hypotheſenbau vor dem Hauche der Thatſachen. Heſſe weiß eben ſehr vieles gar nicht; wahrſcheinlich beſchränkte ſich ſeine ganze Kenntniß auf die Schriften von Stahr und Frommann.

Auch beim zwölften Sonett „Christgeschenk“ macht Hesse eine neue Entdeckung. Bisher hat man das Gedicht allgemein auf eine Sendung zu Weihnachten bezogen, worauf außer der Ueberschrift auch „die Früchte heil'ger Weihnachtszeiten“ (3) und „zum Fest“ (6) bestimmt hindeuten. Hesse weiß es besser. „Die Ergebnisse des Weihnachtstisches, Leckereien und Süßigkeiten wurden nachträglich der Geliebten zugesendet“, und zwar erst am 20. Januar 1808. Minna würde sich für eine solche Liebenswürdigkeit des Geheimeraths, ihr vier Wochen alte Süßigkeiten vom Weihnachtstische, der doch wohl nicht so lange stehen blieb, zu dem schon vergessenen „Feste“ zu senden, wohl bedankt haben. Aber was kümmert unsern Lynceus eine solche Ungehörigkeit! Er beweist sie aus Riemers Zettel vom 20. Januar, der mit den Worten schließt: „So eben bringt die Frau Geheimerath beikommende Schachtel, mit vielen schönen Empfehlungen an Minchen abzugeben, und außerdem an Sie allerseits die schönsten Grüße von ihr und Goethe.“ Wer kann zweifeln? Die Schachtel ist dieselbe mit den Schachtelwänden des Sonettes „Christgeschenk“. „Ob die gute Christiane Vulpius den ganzen Inhalt der Schachtel gekannt hat, verrieth freilich Riemer abermals nicht; möglich aber, daß auch die Frau Geheimräthin gar nichts von der Schachtel gewußt und Riemer abermals nur in diplomatischer Mission gehandelt hat.“ Schade, daß Hesse nicht auch die Schachtel selbst eskamotiren kann! Wenn diese in Jena ankam, so wird auch Frau Frommann ihren Inhalt erfahren haben, und die Vorgabe, eine von Goethe, man weiß nicht recht mit welchen Geschenken angefüllte Schachtel, sei von seiner Frau geschickt, wäre deshalb so einfältig wie möglich gewesen. Hesse wußte freilich nicht, daß Goethe mit seiner Frau vom 16. bis zum 18. Januar in Jena gewesen war, wonach es höchst wahrscheinlich, daß die Sendung vom 20. sich auf einen Putz, etwa einen Hut, bezieht, den Minna sich bei ihr aus Weimar bestellt hatte. Ueber die Verse vom 22. Mai 1817 finden wir nichts Neues, als daß das blaue Papier, in welches Goethe die beiden Bände gepackt hatte und auf welchem ihre Adresse stand, an den blauen Umschlag im zehnten Sonett erinnere. Aber Goethe brauchte eben blaues Papier durchweg zu Couverten und Verpackungen. Vgl. S. 295.

Doch Hesse ist so fest überzeugt, er habe aus den Briefen und den Sonetten den Beweis geliefert, letztere seien an Minna gerichtet, daß Frommann, wenn er dieses leugnen wolle, durch eine allzu pietätvolle Scheu gegen seine Eltern, unter deren Augen der Roman gespielt, und durch ein ungerechtfertigtes Bedenken gegen den allzufeurigen Inhalt der Sonette zu einem so irrthümlichen Urtheile getrieben worden. Aber dieser stützt sich nicht allein auf genaueste Kenntniß der Verhältnisse, die sich in ihrer ganzen Unmittelbarkeit schwer wiederlegen läßt, er erwog mit Besonnenheit den Thatbestand, den Hesse durch Mangel an Methode, Unkenntniß und die leichtfertigste Willkür verwirrt hat. Dabei hat er sich durch die Annahme verleiten lassen, Minnas späteres wunderliches Wesen müsse durch Goethes Verhältniß zur ihr in irgend einer Weise beeinflußt sein, und er hat deshalb auf Goethe eine Schuld gewälzt, obgleich diese ihm selbst später fast unter den Händen verschwindet. Auch Frau Frommann hat er zum Theil in die Schuld hineingezogen. Gegenüber der so bestimmten wie durchaus glaubhaften Versicherung ihres Sohnes, wagt er zu behaupten, Goethes Neigung zu Minna, wobei doch nur von einer leidenschaftlichen die Rede sein kann, sei ihr nicht unbekannt gewesen, da ihr „der eigentliche Grund der häufigen Anwesenheiten Goethes, der zahlreichen, dringenden Einladungen nach Weimar nicht entgehen konnte". Aber in Jena war Goethe sehr häufig auch noch, als Schiller nach Weimar gezogen war, und nach dessen Tode, sowohl wegen seiner Geschäfte als wegen des Druckes seiner Werke und zu seiner Erholung, und bei Frommanns fand er einen der auserlesensten Kreise und die wohlwollendste Aufnahme. Wie hätte Frau Frommann eine besondere Absicht darin finden können, wenn er den schon lange zugesagten Besuch von Jena endlich im November 1807 ausführte und auch sonst, wenn er dort anwesend war, in ihrem Hause gern erschien! Von den „zahlreichen dringenden Einladungen nach Weimar" liegt nur eine vor, und selbst mehrfache könnten keinen Verdacht erregen, daß es ihm um Minna zu thun gewesen. Aber Hesse bringt noch einen Beweis bei, daß Frau Frommann von den goetheschen Sonetten und ihrer Widmung an Minna Herzlieb genaue Kenntniß hatte. Selbstverständlich geht es dabei wieder nicht ohne ein

grobes Mißverständniß ab. Frau Frommann die ihm eine Brieftasche zu Weihnachten versprochen hatte, überraschte ihn durch eine außerordentlich schöne. Obgleich der Dankbrief Goethes vom 26. Dezember 1807 an sie allein gerichtet ist, die „Nadelstiche" nur ihr allein zugeschrieben werden, erst am Schlusse ihrer Pflegetochter mit den Worten: „Unterstützen Sie meine Bitte bei Minchen!" gedacht wird, glaubt Hesse ohne irgend einen auch nur scheinbaren Grund das Unwahrscheinlichste annehmen zu dürfen, daß Minchen mit an der Brieftasche gearbeitet! Um was Goethe Minchen gebeten, entzieht sich freilich unserer Vermuthung, doch kann es nichts Schlimmes gewesen sein, da Frau Frommann die Bitte unterstützen soll. Die Verleumder Goethes könnten sich darunter etwa denken, dieser habe um einen Besuch Minchens in Weimar gebeten, aber dieses wäre so auffallend gewesen, daß es auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat. Vgl. dagegen oben S. 278. Der Dichter dankt weiter Frau Frommann launig dafür, daß sie ihn auf ewig von der Versuchung gerettet, seine liebsten Papierschätze auf eine so wunderliche Weise, wie Beireis seinen großen Diamanten, Werner seine Sonette, zu verwahren und zu produziren (in und aus der Hosentasche). „Eben diese Sonette, voll feuriger, himmlischer Liebe, sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, das sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als an der andern Seite durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues Wohlmeinen und Lieben eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft. Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und Anreihen in der Hoffnung, bald etwas davon mittheilen zu können." Wir haben schon S. 245 gesehen, wie F. K. Meyer diese damals ihren Wortlaute nach noch nicht bekannte Stelle auslegte. Seine Behauptung, der Brief sei an Minna und die Pflegemutter zugleich gerichtet, ergibt sich als irrig, aber noch schlimmer widerspricht dem Wortlaute seine Deutung, Goethe bezeichne seine Sonette als Erzeugnisse mehr äußerlicher Anlässe im Gegensatz zu den zugleich übersandten (?) leidenschaftlichern Werners. Einer nicht weniger falschen Auslegung macht sich Hesse

schuldig. „Die feurig himmlische Liebe, sie ward dem schönen Pfleglinge Johanna Frommanns gewidmet, das gegenwärtige Wohlmeinen und Lieben ward der wackern Hausfrau Goethes, der einfachen, schmucklosen Waldblume. . . . zugetheilt." Hat er sich auch recht vorgestellt, was aus einer solchen Auffassung folgt? Wenn nach seiner Annahme an Minna gerichtete Sonette auf der einen Seite liegen, so müßte er die andere für Gedichte an seine Gattin bestimmt haben. Als ob er solcher noch damals gedichtet hätte und gar in größerer Zahl! Dachte denn Hesse nicht an den eigentlichen Gebrauch der Brieftasche? Wenn an der einen Seite die feurigen, himmlischen, in den Himmel sich versteigenden, von der Schwungkraft der Dichtung getragenen Sonette liegen, so an der andern die Freundesbriefe, die von irdischem und gegenwärtigem, aber doch warmem und treuem Wohlwollen und Liebe sprechen. In der Mitte liegt allerlei Interessantes von Fremden, das er ansammelt, um gelegentlich davon etwas mitzutheilen. Die Sonette werden also als etwas rein Dichterisches, nicht der Wirklichkeit Angehöriges, einzig im Aether idealer Liebe Athmendes dargestellt, jede Beziehung auf die Verwirklichung dieses idealen Traumes ihnen abgesprochen. Deshalb durfte er sie auch Frau Frommann als Gegengeschenk für ihre Brieftasche abschreiben und ihr übersenden, zum offenbaren Beweise, daß es sich dabei nicht um die Gewinnung von Minnas Liebe handelte. Nicht dieser schickt er die Sonette, „die alten Bekannten", oder vielmehr nur einen Theil derselben, da er die übrigen bald nachsenden zu können hofft. Frau Frommann sah also, daß die Sonette nur ein dichterisches Spiel waren, selbst das Charadensonett auf Minnas Zunamen und dasjenige, welches die neue, mit Advent 1807 für ihn angebrochene Epoche bezeichnet. Hesse gibt selbst zu, Frau Frommann habe von der Neigung des Dichters für ihre Pflegebefohlene gar nichts fürchten können. Und doch war damals Goethes Sonettendichtung schon abgeschlossen, ja die leidenschaftlich aufflammende Liebe liegt bereits vor der Dichtung des zuerst entstandenen Gedichtes dieser Form, das sehr nüchtern die Stimmung des liebenden Mädchens ausdrückt. Hesses Versetzung der persönlich auf Minna deutenden Sonette in die zweite Hälfte des Januars beruht, wie wir gesehen, auf den ärgsten

Mißverständnissen und dem Uebersehen einfacher, feststehender Thatsachen.

Minna ging im Mai 1808 nach Züllichau zur Hochzeit ihrer jüngern Schwester, wo sie sich länger aufhielt, als sie beabsichtigte. Vgl. oben S. 239. Hesse weiß davon nichts, wodurch er sich in der gefährlichen Lage findet, wieder eine durchaus falsche Vermuthung ausspinnen zu können. Goethes Aeußerung im Briefe aus Karlsbad vom Juni: „Doch ist es eine eigene Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen", hat er wieder zu Gunsten seiner Ansicht mißverstanden. Goethe spricht allgemein; er sagt, unsere eigene Verdrießlichkeit über die Abwesenheit geliebter Personen tragen wir auf diese über, sehen ihren Zustand als einen trüben an, bis wir durch ihre eigenen Versicherungen vom Gegentheil überzeugt werden. Unser Schwarzmaler dagegen sieht in diesem allgemeinen Satze eine Andeutung, daß Minnas Abreise durch Umstände veranlaßt worden, die Goethe, obgleich er sie nicht näher erfahren, bekümmert hätten. Da nimmt er nun ohne weiteres an, es habe sich ein böses Gerede über Minchens Verhältniß zu Goethe verbreitet, das Frau Frommann veranlaßt habe, auf ihre Entfernung zu dringen; oder Minna habe durch ihre Abreise dem laut gewordenen Gerüchte und den daran geknüpften Vorwürfen entgehen oder dem Zauberkreise Goethes, der sie dämonisch umzogen, entfliehen wollen. Aber wäre böses Gerede damals in Jena umgegangen, wie wäre es möglich gewesen, daß bei der Klatschsucht, die gegen Goethe immer geschäftig war, keine Spur eines solchen sich erhalten? Und wenn Frau Frommann wirklich Ursache hatte, das Wiederaufleben eines solchen Gerüchtes oder einen verderblichen Einfluß von Goethes Neigung für ihre Pflegetochter zu fürchten, wie ist es begreiflich, daß sie, wie wir wissen, deren längeres Verweilen in Züllichau bedauerte und ihre Rückkunft wünschte. Nach Frommann hatte sie in Züllichau schon früher mehrere Anträge zurückgewiesen. In einem wohl 1809, jedenfalls vor dem Februar 1810 geschriebenen Briefe hatte Frau Frommann es gebilligt, daß sie darin der Stimme ihres Herzens gefolgt sei, auf die sie allein hören müsse. Unbegreiflich ist es, wie

Hesse darin etwas Herbes finden konnte. Unter den Bewerbern war ein gewisser J., dessen Familie wie ihn selbst, Frau Frommann wohl kannte, und sie hatte nichts gegen sie. Lieb war es ihr aber, daß Minna sie nicht um Rath gefragt, weil sie sonst nach ihren Aeußerungen leicht hätte denken können, sie wünsche, daß sie nicht immer Nein sage. Auch hier legt Hesse etwas ganz Falsches in die Worte, wenn er Frau Frommann ihre Ueberzeugung andeuten läßt, Minna werde einmal später über ihre ewigen Ablehnungen sich selbst Vorwürfe machen. Diese sprach sich gegen Minna immer mit größter Offenheit aus, wollte nur in Herzensangelegenheiten ihr keinen Rath ertheilen. Minna blieb immer bei den Ihrigen in Züllichau, wo ihre verheiratete Schwester und die Familien wohnten, die sich ihrer und ihrer Geschwister angenommen hatten, besonders die des Kriegsrath Pappritz und der Brüder Müller. Vergebens waren die Einladungen ihrer Pflegeeltern, zu ihnen zurückzukehren. Während Frau Frommann zu Weihnachten 1809 ihre Mutter verlor, hatte Minna dieses Fest fröhlich gefeiert. „Auf dir, auf Fritz und Allwine," schrieb diese ihr bei Mittheilung ihrer Trauerkunde, „ruht Hoffnung und Glück. Täusche mich keins von euch! Laß dich nichts in der Welt blenden, liebe Mina."*) Daß sie sich im Jahre 1811 zur Rückkehr nach Jena entschlossen hatte, zeigt ein Brief Goethes an die Malerin Seidler vom 25. September 1811. „Hatte ich nicht das Vergnügen, Sie in Dresden zu besuchen", schrieb er, „so sollen Sie mir desto mehr erzählen, von sich, von den Freunden und von dem guten Minchen, von der ich so lange nichts gehört und deren bevorstehende Wiedererscheinung

*) Von Loeper behauptet (Goethes Gedichte II, 291), der verkürzte Namen habe nur Minna geheißen, aber auch in Mina wird Wilhelmine verkürzt (es ist keine von mir gekünstelte Form, sondern eine wirklich gebrauchte, wie Lina, Tina, Bina, Dina, Fina, Pina), und auch Mine, Minchen wurde sie genannt. Sie selbst unterschrieb sich Minna, aber auch mit dem vollen Namen Wilhelmine, (Zeitschrift für deutsches Alterthum. XXVI, 377) mit dem sie auch Goethe 1817 bezeichnete. Minna ist der den Dichtern beliebte und dadurch bevorzugte Name geworden, den man sogar für solche wählte, die durch ihre Taufnamen keine Berechtigung dazu hatten, wie z. B. Körners Braut, Anna Marie Jakobine, Minna genannt wurde.

mich angenehm überrascht." Diese Aeußerung dürfte beweisen, daß er sich ihr gegenüber nichts vorzuwerfen hatte und von jeder leidenschaftlichen Neigung zu ihr frei war. Aber Minna kam nicht zur Ausführung ihres Entschlusses. Ihr Wunsch, in ihrer Heimat eine für sie passende Verbindung zu finden, schien sich bald darauf in schönster Weise erfüllen zu sollen. Ein junger schlesischer Edelmann, von Schweinitz, faßte eine herzliche Neigung zu ihr. Es kam zur Verlobung, aber die Mutter verweigerte hartnäckig ihre Einwilligung, wodurch die ersehnte Verbindung unmöglich ward. Diese Täuschung ihrer schönsten Hoffnung erschütterte Minnas Seele. In der Verzweiflung, daß ihr eine erwünschte Verbindung, die ihr, wie ihrer Schwester, Selbständigkeit gebe, versagt zu sein schien, verlobte sie sich nach Vollendung ihres dreiundzwanzigsten Lebensjahres mit einem Landsmanne, dem zweiunddreißig Jahre alten berliner Gymnasiallehrer Pfund, aber schon kurz nach der Verlobung wurde ihr diese leid. In diesem Zustande trieb es sie zu ihren Pflegeeltern zurück. Sie war schon entschieden, das Verhältniß aufzugeben. In Leipzig traf sie ihren eben auf der Messe anwesenden Pflegevater, bei dem es ihr himmlisch wohl war, da sie nun ihren Pflegeltern wieder ganz angehören könne. „Du hast mir wohl angesehen," schreibt sie diesem von Jena aus, „wie mir bei dir wurde; aber ich habe wenig darüber gesprochen, weil ich fühlte, daß es keine Sprache für solche Gefühle gibt. Jetzt bin ich hier, sitze bei der Mutter und Allwinen und schreibe an dich. Es ist mir unmöglich, ernsthaft an etwas zu denken, was außer diesem Kreise liegt. Ich bin unbeschreiblich glücklich. Wie wohl ist mir bei der Mutter, bei meiner geliebten Schwester Allwine, wie fühl' ich von neuem, wie ich euch allen ans Herz gewachsen bin! Wie habe ich es nur aushalten können, so lange in der Fremde herumzuirren! Gottlob, daß ich hier bin!" Was macht aber Hesse aus diesem gemüthlichen, herzlichen Briefe! Er ist ihm „ganz der Ausdruck einer gewissen geistigen Leere, einer moralischen Abgespanntheit, eines traumseligen Gefühlswesens", da doch nichts als die unendliche rührende Freude aus ihm spricht, er weder an eine voraufgegangene „wirre Thränenflut" erinnert, noch „etwas Gedrücktes und Geknicktes" zeigt: es ist die unendliche Wonne des Gefühls, daß sie von ihren Pflegeeltern unzertrennlich

sei, sie ein glückliches Heim bei ihnen habe. Bei ihren Großeltern in Weißenfels hatte Frau Frommann die zurückkehrende Pflegetochter erwartet. Diese hielten sie länger, als ihr lieb war, da es sie drängte, Minchens Bekenntnisse zu vernehmen. „Sie waren sehr, sehr freundschaftlich," schreibt sie ihrem Gatten an demselben Tage, wo Minchen ihre Freude diesem verkündete, „und es hat doch so etwas aus dem Zeitalter der Patriarchen, Rechtes und Wohlthätiges, wenn der Aelteste der Familie die Jüngern und Jüngsten in Einigkeit um sich versammelt sieht. Ich hatte Augenblicke, wo ich mich in meine frühste Jugend froh versetzt fühlte, wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang, die ich ihr, auf meinem Schooße sitzend, vorsang und die sie so glücklich machten, an die sie sich noch mit Freuden erinnerte." Hesse meint, für die Wehmuth, mit welcher sie sich ihrer Kinderzeit erinnere, trete äußerlich kein anderer Grund hervor, als die Theilnahme für ihre Pflegetochter; diese aber kann unmöglich jene Erinnerung begründen, und was sie veranlaßt hat, wird ja unmittelbar vorher erwähnt. Auch ist es ein offenbares Mißverständniß, wenn er sagt, die Pflegemutter habe jetzt Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorgesungen, um sie die schwere Vergangenheit wieder vergessen zu machen und ihre Gedanken in die glückseligen Tage der Kindheit zurückzuführen. Bei den Augenblicken, „wo ich Minchen die plattdeutschen Lieder wieder vorsang", ist nur das geistige Versetzen in jene Zeit gedacht, welches so lebhaft war, daß sie ihr wieder jene Lieder vorzusingen glaubte; dies folgt entschieden aus dem Zusammenhange.

Einen sehr erwünschten Tummelplatz zu Vermuthungen bieten natürlich die für uns nothwendig etwas dunkeln Aeußerungen über Minna in demselben Briefe: „Ihre Freude ist so wahr — ich theile sie; sie überdeckt und verhehlt mir oft unsere bis jetzt doch so unentschiedene und gepreßte Lage [in Folge der Verlobung, die ihr schon leid geworden]. Du weißt, wie unwohl mich die Nähe eines Unrechts macht. Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen; ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten; denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens." Das Unrecht besteht darin, daß Minna in der Verzweiflung sich vorschnell verlobte, und auch dem Bräutigam scheint sie vorzuwerfen, daß er Minnas Verweiflung

benutzte, um sie für sich zu gewinnen. Durchaus willkürlich ist es, wenn Hesse aus den von ihm aus dem Zusammenhange gerissenen Worten: „Doch ich muß, ich kann mit dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist," auf einen „unseligen Erfolg", auf einen „mitleiderweckenden, beklagenswerthen Eindruck" Minnas schließt; gerade das Gegentheil liegt vor. Wenn Hesse sich einbildet, den Schlüssel dazu in der Annahme gefunden zu haben, daß „bei Minna damals in Prittagk [Prittag, bei Züllichau, wo ihr Bruder wenigstens später Pfarrer war] die ersten Anzeichen eines getrübten Seelenzustandes hervorgetreten seien, und man sie, um ihre Melancholie zu zerstreuen, in die frühern anmuthigen und ihr so lieb gewordenen Umgebungen zurückzuversetzen" beschlossen habe, so bedürfen wir eines solchen Schlüssels keineswegs, ja es widerspricht dieser willkürlichen Voraussetzung der Umstand, daß Minna sich kurz vorher verlobt hat. Der Kern des gesuchten Geheimnisses soll nach Hesse in der unmittelbar an die S. 289 angeführten Worte der Frau Frommann sich anschließenden Aeußerung liegen: „Manchmal ist mirs, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln, und dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht, im reifern Besinnen würd' er mirs vielleicht danken. Das wirkliche häusliche, sittliche Weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sei, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt; wie ist man dann befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist!" Es ist hier offenbar von zwei Bewerbern die Rede, und zwar von den zwei letzten, dem schlesischen Edelmann, der ihre wirkliche erste Liebe war, und dem berliner Gymnasiallehrer. Von dem einen glaubt sie, daß er für sein höheres Gesellschaftsleben nicht das in Minna finden werde, was die schwärmerische Liebe ihm vorspiegle, wogegen sie eher dem bürgerlichen Bewerber, der ohne überspannte Ansprüche nur ein häusliches, sittliches Weib sich wünsche, genügen werde. Eine Helena nennt sie Minna, weil sich alle Männer von ihr angezogen fühlen; das mythologische Bild von der doppelten Helena, der wirklichen in Ilios und ihrem bloßen Bilde in Aegypten, ist freilich etwas sehr frei und will nicht ganz passen, doch deutet es

wohl darauf, daß von Schweinitz seine Ansprüche noch nicht aufgegeben hatte. Der schöne Paris bezeichnet den vornehmen reizenden Jüngling, der, von ihrer Anmuth bezaubert, in ihr sein Ideal gefunden zu haben glaubte. Entsetzlich ist es, wie Hesse bei diesem an Goethe denken konnte, der noch immer nach ihr verlange, der ihre erste Liebe gewesen sei: nicht allein ist beides nicht wahr, sondern der Zusammenhang spricht deutlich dafür, daß es sich um die beiden letzten von Minna angenommenen wirklichen Bewerbungen handelt. Aber Hesse geht so weit, unter dem „wirklichen häuslichen, sittlichen Weib“ an Christiane Vulpius zu denken, so daß Frau Frommann urplötzlich, nachdem sie des Unrechts, das Minna gethan, und ihrer letzten Bewerbungen gedacht, auf Goethe überspringe, der sich vier Jahre lang von Minna ganz fern gehalten und dessen Anziehung Frau Frommann so wenig gefürchtet hatte, daß sie diese Zeit über immerfort Minnas Rückkehr wünschte. Und wie faßt denn Hesse die Bezeichnung dem andern, die den Gegensatz zu dem schönen Paris bildet, auf, und wie stimmt der Gegensatz aber es kann auch sein zu dem unmittelbar vorhergehenden Satze, wenn man diesen so fabelhaft mißversteht!

Aber darüber macht sich Hesse keine Gewissensbisse. Seine Entdeckung verfolgt er frohgemuth weiter. Ohne Zweifel, meint er, liegt einer von folgenden vier Fällen vor. Entweder hat „die selbstlose Christiane Vulpius, die Leidenschaft Goethes begreifend, sich zum Opfer dargeboten und brieflich gegen Minna Herzlieb erklärt, daß sie bereit sei, in eine Trennung von Goethe zu willigen“, oder „Goethe hat selbst der Geliebten, das Fernsein derselben unerträglich findend, diesen Vorschlag gemacht, und Minna Herzlieb ihn verworfen, verworfen mit gebrochenem Herzen“, oder „Goethe hat die Entfernte mit Briefen und Gedichten bestürmt und sie dadurch elend gemacht“, oder „die frommannschen Eheleute haben, durch Goethe aufmerksam gemacht, oder von anderer Seite benachrichtigt, daß die krankhaften Erscheinungen in dem Gefühlsleben Minna Herzliebs lediglich auf ihre Trennung von Jena und Goethe zurückzubeziehen, die Zurückführung der Erkrankten an die Stätte, wo sie verwundet worden, beschlossen“. Das letztere scheint Hesse das Natürlichste; das Unrecht soll auf der Seite der Frommanns ge-

wesen sein, weil sie ihre Entfernung für nöthig gehalten, ohne zu berechnen, welche Folgen diese auf Minnas Herz haben müsse. Jeder der angenommenen Fälle aber ist so toll und widerspricht so geradezu Goethes Charakter, dessen S. 287 f. erwähnter Aeußerung an die Seidler vom September des vorigen Jahres, der liebevollen Besonnenheit der Pflegeeltern und allem, was wir von dem ganzen Verhältnisse wissen, wie das Mißverständniß der Aeußerung, aus der sie gefolgert worden, ungeheuer ist. Von irgend einem Anspruche Minnas auf den Dichter zeigt sich nicht die geringste Spur, ja wenn sie auch Goethe innigst geneigt war, an seinen Besitz dachte sie so wenig wie irgend eines der andern jungen Mädchen, die von ihm bezaubert waren. Wenn der junge Frommann sie im Jahre 1808 aus Goethes Liede „Trost in Thränen" bis zum Ueberdrusse die Strophe singen hörte von den Sternen, die man nicht verlange, an deren Schein man sich freue, so mag man darin immer den Ausfluß einer Neigung zu dem „lieben alten Herrn" sehen, aber zugleich das Bewußtsein, daß der Dichter, abgesehen von seiner noch bestehenden Ehe, zu hoch über ihr stehe, als daß sein Besitz ihr in den Sinn kommen könne: aber Hesse setzt das Gegentheil voraus und findet darin später auch einen Beweis ihrer krankhaften Natur. Goethe selbst mag sie kurze Zeit, wie er an Zelter schreibt, mehr als billig geliebt haben, aber er hatte bald seine Leidenschaft überwunden, noch ehe er sein erstes Sonett dichtete, ja von einem tragischen Kampfe, von einer Verdüsterung seiner Seele kann keine Rede sein: es war dies nur ein reines Phantasiebild Stahrs, das nicht entschieden genug zurückgewiesen werden kann. Froh und heiter war er bald nach dem Adventsonntag 1807 in Jena; in bester Stimmung kehrte er am 18. Dezember nach Weimar zurück; bald darauf brachte er seine Frau nach Jena zum Ball, auf dem auch wohl, wie die meisten jungen Damen, die neunzehnjährige Minna gewesen sein wird, und niemand merkte an ihm irgend eine leidenschaftliche Spannung. Bei Minna, der anmuthigen Pflegetochter des ihm liebwerthen frommannschen Hauses, zeigte er sich anmuthig freundlich, aber gegen eine leidenschaftliche Aufwallung schützte ihn der sittliche Ernst seines Entschlusses. Eine Regung zu Minna hatte er so wenig verrathen, daß es damals niemand in Jena und

Weimar einfiel, in seinem „Wahlverwandtschaften" habe ihm deren Bild vorgeschwebt, während man Modelle zu andern Personen des Romans in der schopenhauerschen Abendgesellschaft erkannte. Minna war beim Erscheinen des Romans freilich noch nicht in dieser gewesen; sie befand sich schon länger als ein Jahr in Züllichau, aber in Jena war sie doch sehr bekannt und auch, daß ihr Goethe seine Huldigung dargebracht hatte, kein Geheimniß. Hätte Frau Frommann von einer Neigung Goethes zu Minna gewußt, jedenfalls hätte sie in Ottilien ihr Bild sehen müssen: aber jeder Gedanke daran lag ihr fern.

Wir wissen, daß ihr Verlobter Pfund mit Minna im Dezember 1812 in dem Abendkreise der Schopenhauer erschien, ohne Zweifel in Begleitung von Frau oder Herrn Frommann. Damals muß sie auch bei Goethe gewesen sein, der sich ihrer Verlobung gefreut haben wird, aber bald darauf zu seiner Ueberraschung hörte, daß diese wieder aufgehoben worden, da, wie Frau Frommann dem Verlobten versicherte, ihr abstoßendes Benehmen gegen ihn keine augenblickliche Laune sei, sondern sie ihn nicht liebe, der Gedanke an die Verbindung mit ihm sie unglücklich mache. Hätte sich Goethe irgend gegen Minna schuldig gewußt, er würde nicht bald darauf in einem Briefe an Luise Seidler gescherzt haben (oben S. 257), er habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an; wobei die Bezeichnung als „Geistchen" durch die kurz vorher erwähnten „Geisterchen" veranlaßt ist, die, wie Knebel geäußert hatte, zu Jena an seinem Gartenzaun plätscherten und schwatzten und das treuloseste Geschlecht in der Zauberwelt seien.

Kaum war Minna von ihrer drückenden Last befreit, so fühlte sie sich heiter und wohlgemuth. Stahr spricht irrig von zwei kurz darauf eingegangenen Verlöbnissen in Jena, die sich rasch zerschlagen hätten.*) Die bewegten Tage der Schlacht bei Leipzig und Jenas darauf folgende Beunruhigung bestand sie mit starkem, vaterländisch begeistertem Muthe. Im Dezember schrieb Frau Frommann an die

*) Luise Seidel sagt, zweimal sei sie Braut gewesen, ohne daß die Verlobung zu einer ehelichen Verbindung geführt: aber sie setzt diese offenbar in die Zeit, wo Minna von Jena nach Züllichau gegangen war.

Gattin von Steffens: „Minchen und Allwina führen ein herrliches Leben zusammen. Sie lieben sich, wie ich fast nie Schwestern sich lieben sah, und so liebten sie sich immer.“ Auch was sie sonst in demselben Briefe schreibt, deutet auf eine entschieden glückliche, durch keine bösen Erinnerungen und keine Sorge für die Zukunft getrübte Stimmung. So hören wir, selbst Minchen und Allwina seien an Münchow zu Rittern geworden, wenn Kleingläubigkeit und Furcht in jenen gespannten Tagen sich seiner bemeistert hätten. Minchen grüße sie alle auf freundlichste, heißt es weiter, habe ihr auch so viel Hübsches für Frau Steffens und ihre Schwester gesagt, sei aber aus leidiger Dintenscheu nicht dahin zu bringen gewesen, es aufs Papier zu bringen. Derselbe herzliche Frohsinn spricht aus Minnas Dankbriefe an Hofrath Stark vom 28. Mai 1814, der, da er aus Jena nach Berlin berufen worden war, vor seinem Abgange ihr einen schönen Orangenbaum zurückgelassen und ihr von Berlin die besten Wünsche zu ihrem Geburtstage gesandt hatte. Sie schreibt ihm von der allerfreundlichsten Ueberraschung, die sie an ihrem Geburtstage gehabt, als sie morgens in die blaue Stube getreten sei und die reichen Geschenke gesehen habe. „Ich sage Ihnen nicht, was ich dabei empfand; ob ich aber das recht dachte und fühlte, das mögen Sie entscheiden.“ Bei dem nachmittägigen Ausflug nach der Kunitz sei sie recht in sich heiter gewesen, ob sie gleich noch froher hätte sein können. Der ganze Brief ist mit recht kindlichem Wohlwollen einer freilich nicht zu mutwilliger Lust gestimmten, aber in sich zufriedenen, dankbaren Seele geschrieben. Auch in den folgenden Jahren hielt diese heitere Zufriedenheit vor. Das herzliche Familienleben und der rege Verkehr mit so vielen alten Bekannten waren ihr sehr erfreulich.

Ende 1814 kam Goethe wieder einmal nach Jena, dann im November und im Dezember 1815, acht Jahre nach der schönen Zeit seiner Sonettendichtung. Er hatte jetzt in Frankfurt seine wetteifernd mit ihm dichtende Suleika gefunden und trug gern Lieder seines westöstlichen „Divan“ vor. Beim zweiten Besuche fühlte er sich freudig gehoben durch seine Ernennung zum ersten Staatsminister. Auch Frommanns blieben nicht unbesucht, und gegen Minna, deren sonderbares Liebesgeschick er bedauern mußte, konnte

er sich nur freundlich wie immer zeigen. Tief ergriffen durch den Tod der Kaiserin von Oesterreich und die schrecklichen Leiden seiner dem Tode verfallenen Gattin kam er am 11. Mai 1816 nach Jena, von wo ihn die Krampfanfälle derselben an Minnas Geburtstag zurückriefen. Der 6. Juni erlöste Christianen von ihren schweren Leiden. Goethe wurde durch diesen Verlust schwer betroffen. An Minnas Freundin, die Malerin Luise Seidler, schrieb er zwei Tage später: „Den lieben jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste, den ich erlitten, kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben." Nach Jena kam er erst wieder, als die Verlobung seines Sohnes sich entschieden hatte, gegen den 20. März 1817; er war damals in großer Aufregung wegen des Theaters. Seine Vorschläge zur Ordnung der Theaterverhältnisse fanden beim Herzog nicht die gewünschte Anerkennung. Als er von der Theaterleitung entlassen war, eilte er gleich am 13. April nach Jena. Auch dort war die Aufregung über dieses Ereigniß allgemein. Er beschäftigte sich jetzt mit den Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Zu Minnas Geburtstag sandte er ihr die beiden Bände der neuen Ausgabe seiner Gedichte, in welche er zuvor Verse zur Widmung geschrieben (vgl. S. 222).*) Die beiden wirklich auf Minna bezüglichen Sonette fanden sich darin noch nicht; von den hier gedruckten spielt nur das Sonett „Wachsthum" darauf an, daß er sie von Jugend an habe sich entwickeln sehen. Darauf ist es denn wohl zu beziehen, wenn Goethe sagt, finde sie hier Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Die Bekannten sind die Sonette, in welchen sie sich wiederfinde.**) Hat erkannt steht freilich hier etwas sehr frei für

*) An Fräulein Wilhelmine Herzlieb.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie Sich vielleicht erkannt.

**) Goethe selbst scheint die Beziehung nicht mehr verstanden zu haben, wenn er im Jahre 1827 dem unter der Ueberschrift: „Zum Geburtstag mit

erkennt; mag man auch das Perfekt auf das rasche, augenblickliche Erkennen beziehen wollen, so hat doch besonders der Reim es zu verantworten. Im Grunde konnte es Minna Goethe fast verdenken, daß er die eigentlich auf sie gedichteten nicht aufgenommen hatte. Dieser blieb, bis ihn die am 17. Juni im engsten Kreise gefeierte Vermählung seines Sohnes nach Weimar zog, kam aber bald zurück und verweilte bis zum 8. August wieder daselbst. Im November siedelte er auf längere Zeit nach Jena über, da die ihn Jahre lang beschäftigende Vereinigung der dortigen Bibliotheken seine fast dauernde Anwesenheit forderte.

Am 11. November wurde im Hause Frommanns die silberne Hochzeit im Familienkreise gefeiert. Frau Frommann that es leid, daß von den 11 Erwachsenen, die sie umgaben, noch keines ein glückliches Loos in der Ehe getroffen. „Aber wir waren vergnügt", schreibt sie ihrem Sohne. „Ich kann sagen: die beiden lieben Mädchen [Minchen und Allwina] habe ich nie liebenswürdiger gesehen. Wenn sie der Rührung ihres Gemüths einen Ausbruch gönnen wollten, faßte mich eins von hinten um und küßte mich, oder sie drückten mir die Hand oder sahen mich zärtlich an." Sechs Wochen später beschreibt Minna dem in Berlin studierenden jungen Frommann ihren glücklichen Weihnachtsabend. „Ich fühlte mit unbeschreiblicher Gewalt das Glück einer Familie, die sich ganz versteht. Allwina und ich saßen vor ihnen [Vater und Mutter] mit recht vollem Herzen; nur zuweilen ein Blick und wir verstanden uns, wie du und [sein Freund] Scheidler auf eurem Heimgange." Hesse ist sehr im Unrecht, wenn er darin Mangel an Frische, an Gedankenfülle, ihr altes träumerisches Wesen findet; er übersieht, daß wir nur eine Stelle aus diesem Briefe kennen, nicht was sie sonst ihrem brüderlichen Freunde schrieb.

Die ganze Zeit verfloß ruhig, ohne jede Störung; nicht die leiseste Spur, daß die Erinnerung an Goethes Liebe und die

---

meinen kleinen Gedichten" unter den „Inschriften, Denk- und Sendblättern" gedruckten Gedichte die Erläuterung hinzufügt: „Wo sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte", wonach die „Bekannten" wohl andere von ihm besungene anmuthige Gestalten sein sollen, die ihr ähnlich sehen.

Sehnsucht nach ihm ihre Seele bekümmert, ihren Sinn getrübt hätte; auch ihr wirklich geliebter von Schweinitz war vergessen. Aber freilich mußte, trotz aller liebevollen Behandlung, zuweilen ein gewisser Unmuth sie ergreifen, daß sie ohne jede Bestimmung im Hause ihrer sie wie ihr eigenes Kind liebenden Pflegeeltern lebe. Frau Frommann schreibt ein paar Wochen nach ihrer silbernen Hochzeit: „So heiter München im ganzen ist und so wohl es ihr bei und unter uns gefällt, so fühlt sie doch oft, und ich könnte sie nicht lieben, wenn sie es nicht fühlte, daß sie auf der Welt mehr Gutes stiften und nützen könnte." Einmal äußerte sie; als in Züllichau ein Trauerfall eintrat: „Ach, wenn ich in Züllichau wäre, ich wüßte, was ich thäte." Aber es fehlte ihr eben eine entschiedene Willenskraft. Als ihr Onkel Borsch in Berlin seine Gattin verlor, dachten Allwina und Frau Frommann, sie könnte bei diesem wohl die Sorge für die Kinder übernehmen, ohne daß eines von ihnen diesen Gedanken ausgesprochen hätte; aber Borsch fand bald andere Hülfe, ehe Minna einen solchen Entschluß äußerte. In ein ganz falsches Licht setzt Hesse den Brief, in welchem Frau Frommann ihrem Sohne mittheilt, daß sie bei dem Verluste von Borsch gedacht hätten, Minna würde sich gedrungen fühlen, die Sorge für die Kinder zu übernehmen, wozu sie bei ihrer Liebe zu Kindern sehr geschickt sei. Ohne zu bedenken, wie offen und frei sich Frau Frommann immer gegen ihren Sohn äußert, meint er, diese habe ihren Vortrag äußerst geschickt gehalten, um diesen zu veranlassen, Borsch auf Minna hinzuweisen, damit dieser ihre Hülfe in Anspruch nehme Hesse möchte hier herauslesen, daß die Frommanns ihre Pflegetochter gern los geworden wären, deren Zustand ihnen eben beschwerlich gefallen. Jeder Unbefangene erkennt, daß die Pflegeeltern nur eine solche Stellung für sie wünschten, zu welcher sie sich selbst gedrungen fühlte und in der es ihr behaglich werde. Wie kann man so plump mißverstehen und die edelsten Charaktere mit willkürlichem Verdachte entstellen! Aber die Worte „so heiter sie im ganzen ist" und der ganze Ton des Briefes scheinen ihm zu verrathen, „daß in der Familie noch immer etwas Gepreßtes, Unklares vorhanden war", obgleich das gerade Gegentheil offen vorliegt. Aus allem (woraus?) möchte er folgern, daß „noch immer eine außergewöhnliche, zwar

zu augenblicklichen Besorgnissen keinen Anlaß gebende, aber dennoch bedenkliche, jedenfalls mit dem frischen, gesunden Hauche innerhalb des glücklichen frommannschen Familienlebens sich schwer vermischende Gemüthsstimmung Minnas im Lauf der Zeit nicht zu beseitigen gewesen war". Diese Gemüthsstimmung ist eine bloße Erfindung Hesses; Minna war so heiter und zufrieden, wie es ihr bei einer gewissen Verschlossenheit und dem Träumerischen ihrer Natur möglich war, nur daß das Bedauern, keine Bestimmung gefunden zu haben, zu keiner Selbständigkeit gelangt zu sein, sie zuweilen mißstimmen mochte. Goethe, der diesen Winter größtentheils wegen der Vereinigung der Bibliotheken in Jena zubrachte, kam auch zuweilen zu Frommanns, wo er oft sehr heiter war, wie am Mittag des 7. Dezember, wo auch Minna mit Alwinen anwesend waren.

Von einer Störung ihrer Ruhe durch das Unglück der Liebe, durch den dämonischen Einfluß, den man mit gewissenloser Willkür der vor zehn Jahren entflammten, sie gewaltsam ergreifenden Neigung Goethes zuschreiben möchte, ist gar keine Spur. Frommann, der, wenn einer, es wissen konnte, hatte ganz recht, sie hat nie einen Gedanken gehabt, Goethe zu besitzen, sie ist nicht durch Liebessehnsucht nach Jena zurückgetrieben, ihr Geist nicht in Folge derselben gestört worden. Dieser widerstand selbst den gewaltigsten Aufregungen, in welche die ihr widerwärtige Ehe mit Walch sie setzte, bis nach vielen Jahren (es scheint, nach dem 1853 erfolgten Tode Walchs, der in seinem letzten Willen ihrer reichlich gedacht hatte) ihre Sinne sich verwirrten. Man brachte sie nach Sorau, dann in eine andere Heilanstalt, aus der sie genesen entlassen wurde. Jetzt kam sie auch wieder ein Jahr ums andere nach Jena zu dem jüngern Frommann (ihre Pflegeeltern waren längst gestorben), wo sie die mit ihrem eigenen Möbeln ausgestattete Stube bewohnte. Sie war gesund und heiter. Erst der Tod ihrer Schwägerin, mit der sie so lange zusammen gelebt hatte, verstörte 1864 den Geist der Fünfundsiebzigjährigen aufs neue. Das physische Uebel, die Verknöcherung der großen Adern im Herzen, das immer gestiegen war, führte ein Jahr später ihren Tod herbei. Hesse spricht von einer krankhaften Naturanlage Minnas, aber das Träumerische, welches sie ihr ganzes Leben behielt, und ihre Unfähigkeit zu anhaltender,

strengerer Verstandesarbeit sind noch keineswegs krankhafte Erscheinungen; sie war eben eine mehr im Gemüthe als im Verstande lebende Natur, von unendlicher Zartheit, herzlichem Wohlwollen und sinniger Anmuth. Ebenso wenig können wir Hesse zugeben, ihre Affekte seien „durch die Bevorzugung des größten Dichters" gesteigert worden. Daß er den wunderbaren Eindruck, den die vollendete Jungfrau am Advent 1807 auf ihn gemacht, in einem nach Petrarcas Weise ihr huldigenden, auf ihn sich beziehenden Sonette aussprach, konnte ihr nur schmeicheln. Die Charade auf ihren Namen bezog sich nicht eigentlich auf sie; eine viel sinnlichere und deutlichere, auf sie hinweisende von Zacharias Werner war ihr vorhergegangen. Auch das Sonett „Wachsthum" konnte sie nur im allgemeinen als eine dichterische Huldigung betrachten: zu gleicher Zeit war sie von manchen andern umschwärmt; Aeltere und Jüngere wurden von ihren Reizen angezogen und die Jüngern suchten ihr oft, wie es Riemer berichtet, einen Kuß zu rauben. Aber alle diese Huldigungen übten keine dauernde Wirkung auf sie. Daß Stahrs Legende von dem tragischen Kampfe Goethes und alles, was Hesse darauf gebaut, auf unglaublich leichtfertiger Ausdeutung und theilweiser Unkenntniß des thatsächlich Feststehenden beruht, haben wir gezeigt. Wenn letzterer von auf Ueberspannung deutenden „Symptomen" spricht, die „nach der Lösung dieses Verhältnisses [zu Goethe] schon äußerlich in ihren Briefen und Handlungen hervorgetreten", so fehlt jeder Nachweis solcher. Daß sie mehrfache Anträge abwies, gestattet keinen Schluß auf Ueberspannung; wirklich scheint sie den jungen schlesischen Edelmann geliebt zu haben, und daß sie sich mit dem nicht von Herzen geliebten, sich ihr freundlich nähernden, ihre Seelenstimmung benutzenden, ihr eine freundliche Zukunft sichernden Landsmanne verlobte, war ein übereilter Schritt der Verzweiflung. Schon Goethes Sickingen sagt: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heiratsantrag bald gar." Aber sie fühlte sogleich, daß sie ihn nicht lieben könne, und wohl wirkte die noch im Herzen glühende erste Liebe, auch wohl die sich schon regende Ehescheu fort, als sie gegen den zum Besuche gekommenen Bräutigam sich abstoßend zeigte. Die beiden ersten schriftlichen Bewerbungen des Oberappellations-

rathes Walch wies sie ab; als dieser aber, in der Hoffnung, eine günstigere Entscheidung zu erlangen, wenn Minna ihn näher kenne, um Zutritt im frommannschen Hause bat, war sie nicht dagegen; Nach einiger Zeit erneuerte er seinen Antrag und sie willigte ein. Der Hauptbeweggrund zu diesem Entschlusse war wohl das Verlangen, eine selbständige Bestimmung zu gewinnen; daneben erfreute sie die Aussicht, von dem geliebten Jena und von der mit ihr wie blutsverwandt verbundenen Familie Frommann nicht getrennt zu werden. Daß ihr Herz nicht für Walch spreche, verhehlte sie diesem nicht; dennoch ging sie die Verlobung mit ihm ein. Nach dieser trat ihre Abneigung gegen ihn scharf hervor, aber sie traute sich Kraft zu, diese durch Pflichtgefühl zu überwinden; auch scheute sie sich wohl, zum zweitenmal eine Verlobung rückgängig zu machen. So bestand sie denn auf der Heirat, obgleich Frau Frommann und Walch selbst ihr vorstellten, das Beste würde eine Lösung des Verhältnisses sein. Sie hatte sich zuviel zugetraut: Abneigung und Ehescheu machten es ihr unmöglich, bei Walch zu leben, ihr Widerwille gegen ihren Gatten steigerte sich so, daß selbst dessen Nähe sie in Schrecken setzte; dabei mögen auch der Vorwurf gegen sich selbst, daß sie nicht mehr sittliche Kraft über sich habe, und ihr Unrecht gegen Walch sie gequält haben. Das Gefühl dieses Unrechts verfolgte sie auch, als sie zu ihrem Bruder geflohen war; sie schrieb Walch freundliche Briefe und meinte doch noch den Widerwillen gegen ihre Ehe überwinden zu können, ja sie machte mehreremale den Versuch, „ob es nicht ginge“, aber mit immer schlechterm Erfolg, da der Zustand, in welchen sie sich versetzt fühlte, so oft sie Walchs Wohnung betrat, mit dem glücklichen, den sie eben verlassen, im schreiendsten Gegensatze stand. Wie viel zu ihrer Ehescheu die Erinnerung an ihre erste Liebe beigetragen, wer möchte es entscheiden! Jedenfalls haben die dichterische Huldigung Goethes und dessen augenblickliche, ihr selbst verborgene leidenschaftliche Neigung auch nicht den entferntesten Antheil an ihrem Unglücke. Das erweisen ihre eigenen Aeußerungen gegen von Loeper (oben S. 234 f.) und das vollgültige Zeugniß des jungen Frommann, dem wir für die Einsicht, die er uns in diese Irrgänge verschafft hat, zu vollem Danke verpflichtet sind. Stahrs Legende ist eines der

warnendsten Beispiele, wie leicht ein geistreich verfolgter Einfall zu ärgster Entstellung, ungerechtester Beschuldigung und völliger Verwirrung der Verhältnisse führt.

Die mir kurz vor dem Abdrucke dieses Aufsatzes zugegangene Schrift: „Aus Goethes Herzensleben. Wahrheitsgetreue Darstellungen von Fr. von Hohenhausen“ (Leipzig, A. Bergmann), entspricht leider so wenig der Verheißung des Titels wie der Aeußerung des Vorworts: „Das Gesammtbild, welches hier dargeboten wird, ist durchaus im Licht der geschichtlichen Wahrheit, ohne Ausschmückung, ohne Splitterrichterei, aber gewiß mit echter Pietät gezeichnet.“ Eine Darstellung von Goethes Liebesleben aus einem warm und rein empfindenden Frauenherzen wäre höchst erwünscht, sollte dieses ihm auch nicht ganz gerecht werden, die Strahlenbrechung ihm nicht durchaus günstig sein. Entschieden ablehnen müssen wir jede nicht aus der Gesammtheit der feststehenden Thatsachen hervorgegangene Schilderung. Wie schwer hält es oft einem am offenen Lichte des Tages unter uns sich frei bewegenden Manne ins Herz zu schauen, seine Absichten, sein innerstes Wesen zu erkennen! Viel schwieriger wird dies bei einem Abgeschiedenen, den wir selbst nicht gekannt, dem wir nie nahe gekommen, dessen Bild wir nur aus den Strahlen seines Wirkens und aus einzelnen durch umfassende Kenntniß und kritische Sichtung der Ueberlieferung mehr oder minder zuverlässig erhaltenen Zügen gewinnen. Hier kann die Ueberlieferung kaum reich genug fließen. Die erste Pflicht des Darstellers ist sich dieser möglichst vollständig und treu zu versichern. Ein einziger unvorsichtig aufgenommener falscher Zug kann das ganze Bild entstellen, ein übergangener echter sich an der Reinheit der Auffassung rächen. Bei der Verfasserin der „Unglücklichen Liebespaare“ ist nicht allein die Kenntniß der Thatsachen unverantwortlich beschränkt, sie begeht auch die schlimmsten Versehen. So beruht z. B. dasjenige, was S. 241 als „das Merkwürdige“ bei der Dichtung der „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet wird, „daß Goethe diesen Roman an Minna Herzlieb als Geburtstagsgabe sendete, mit folgender deutungs-

voller Widmung: ‚Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet u. s. w.‘“ (vgl. S. 295) auf arger Verwechslung; denn mit jenen Versen übersandte Goethe im Mai 1817 die beiden Bände seiner Gedichte, die schon vor zwei Jahren erschienen waren. Bedeutend ist es gerade, daß Goethe den Roman der entfernten Freundin nicht schickte, wogegen die Verse, wenn sie auf diesen sich bezögen, für Ottilien als Ebenbild Minnas zeugen würden, und dazu Goethe die Abgeschmacktheit der Aeußerung aufbürden würden, finde Minna im Roman Bekannte, so habe sie sich vielleicht erkannt. Auch die Bemerkung über das frommannsche Haus ist so wenig ganz richtig als die Behauptung, Frommanns Schrift habe schon mehrere Auflagen erlebt; wenigstens sind mir nur zwei bekannt. Aber hätte die Verfasserin auch nur die erste mehr als flüchtig benutzt, so würde sie vor manchen Unwahrheiten sich geschützt haben, die dem von einem ebenso unverdächtigen wie gutunterrichteten Zeugen Berichteten auf das schroffste widersprechen. So ist von der Behauptung: „Goethes Neigung für das holde Mädchen wurde in Jena indessen bald bemerkt und viel besprochen, Frau Frommann fühlte sich verpflichtet Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen“, das gerade Gegentheil wahr. Frommann sagt: „Goethes Neigung zu ihr wurde wärmer, ohne daß dies äußerlich hervorgetreten wäre. Im jenaischen und weimarischen Publikum hatte niemand eine Ahnung davon.“ Eine gleich starke Versündigung gegen die Wahrheit ist es, wenn es S. 241 f. heißt: „Minna reiste in demselben Jahre [1809 oder 1817? Wirklich 1808] auf Wunsch ihrer Pflegemutter nach ihrem Geburtsort Züllichau; wahrscheinlich fand man es nöthig, eine Trennung von Jena herbeizuführen, damit Goethe dem jungen Mädchen nicht mehr gefährlich werden konnte und auch das Gerede über seine Huldigung aufhörte. Denn letzteres mußte durch die Erscheinung des Romans verstärkt werden, da Minna unter der Maske von Eduards Geliebter Ottilie so leicht zu erkennen war.“ Aber thatsächlich steht nach Frommanns Mittheilung fest, daß niemand, auch nicht Frau Frommann, eine Ahnung davon hatte, bei der Romanheldin schwebe Ottilie vor, und die Reise nach Züllichau war nichts weniger als ein Sicherheitsventil. Auch alles, was die „wahrheitsgetreue Darstellung“ von Goethes Verhältniß zu Minna

weiß, widerspricht sichern Thatsachen. Wenn die Verfasserin meint, Goethe hätte, wenn er auch Minna nach dem Tode seiner Gattin nicht heiraten gewollt, „wenigstens etwas thun können, um ihre mittellose Lage zu erleichtern", so fragen wir: „Welches Recht hätte Goethe gehabt, sich in ihre Verhältnisse einzumischen? Wäre dies nicht eine Beleidigung für die Familie Frommann gewesen, die sie zu den Ihrigen rechnete? Und gesteht denn die Verfasserin, die übrigens mit der Zeitfolge sehr frei umspringt, auch nicht selbst, Minna habe Goethe schon „vergessen" gehabt, dieser durchaus nichts gethan, was ihr irgend einen Anspruch auf ihn gegeben? Aber Minna soll dann doch noch in ihrem Herzen an Goethe gehangen haben das wird aus der Lösung ihres Verhältnisses zu Pfund vermuthet. Freilich ist dies der Verfasserin „leicht", weil sie eben die wirklichen Verhältnisse nicht kennt. Nebenbei erhalten wir noch die Vermuthung ins Blaue, in den launigen, im Volkstone gedichteten Versen „Unüberwindlich" habe Goethe „den Vorgang verewigt", daß „Silvie von Ziegesar ihm eine ihrer schönen langen Locken schenkte, wofür er ihr einen ‚elenden kurzen Büschel Haare' gab oder sich nehmen ließ". Das ist eine saubere Mythendichtung aus den Worten eines Briefes von Goethe an die heitere Freundin: „Ein armseliges Büschelchen lege ich bei gegen die schöne geringelte Gabe. Sie sollen mirs aber gewiß nicht in allem so zuvorthun." Die Beziehung jener Verse auf diese Wechselgabe ist eben so willkürlich wie ungeheuerlich. Doch noch schlimmer ist es, wenn die Verfasserin trotz aller angeblichen Pietät schreiben konnte: „Minna Herzlieb mit Friederike von Sessenheim, die holden Mädchenblumen, welkten unter den Strahlen der Dichtersonne dahin, weil seine Liebe ohne Treue war." Was hat das sehr vorübergehende Verhältniß zu Minna mit der tiefen Herzensliebe zu Friederiken zu thun, gegen die Goethe sich schuldig fühlte, während er Minna seine keimende Neigung nicht verrathen, sondern sie gleich anfangs unterdrückt hatte! Und die Verfasserin sagt ja selbst, daß Minna auf ihn nicht gerechnet, daß er seine Neigung zu ihr überwunden habe. Aber eine solche Redewendung ist doch gar zu schön, wie unverantwortlich auch das damit Goethe angethane Unrecht sein mag. Das soll

Pietät sein! Eine schöne Pietät, die Goethe „Epikureismus der Leidenschaft“ Schuld gibt!

Leider ist es mit dem ganzen Buche nicht besser bestellt. So wird bei der allen Goethefreunden aus „Wahrheit und Dichtung“ bekannten Erzählung von des Dichters erster Liebe mit solcher Willkür verfahren, daß der Leser fast meinen muß, es lägen der Verfasserin neue, zuverlässigere Angaben vor. So läßt sie die Mutter bleich und zitternd ihren Wolfgang bei der Rückkehr von der draußen zugebrachten Nacht mit der Nachricht empfangen, sein Umgang mit Leuten niedern Standes sei entdeckt, und der „vergessene“ Hausschlüssel ist ihm vermuthlich auf Befehl des Vaters aus dem Rocke genommen worden, damit er in flagranti ertappt werde. Das Haus der Vettern, worin Wolfgang Gretchen zuerst sah, macht sie Goethes eigener Darstellung zum Trotz zu einem Wirthshause. Die apokryphe Erzählung vom „schönen“ Gretchen, der Tochter des Wirths zur Rose zu Offenbach, fehlt auch nicht. Und das nennt sich eine „wahrheitsgetreue Darstellung“! Sogar die durchaus kein Bild gebenden, aus einzelnen Stellen leicht zusammengewobenen zwei Bogen über Bettina segeln unter dieser Flagge, während sie gar keine der schwierigen Fragen berühren. Von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ weiß sie nur, daß er „trotz einiger Ungenauigkeiten eine Fundgrube für alle Goetheforscher ist, und als ein Meisterwerk von poetischer Prosa anerkannt werden muß“. Auf die von Bettinen in Anspruch genommenen Sonette Goethes geht sie eben so wenig ein als auf die übrigen Fälschungen der eitlen Liebesschwärmerin. Neu war mir die Behauptung (S. 256), die allererſten Gedichte im „Divan“ trügen allerdings Spuren ihres Einflusses auf Goethe. So etwas wird niemand auch nur von ferne zu vermuthen wagen, der die Entstehungsgeschichte desselben kennt, der weiß, wann dieser begonnen. Aber das ist gerade der Charakter dieser Darstellungen, daß die Verfasserin vieles ohne alle Kenntniß der Sache leichtfertig behauptet. Und doch kann man gerade bei der Beurtheilung so feiner Beziehungen, wie sie in Goethes Liebesleben zu Tage treten, kaum gewissenhaft genug sein. Und ist denn Goethes Ehre vogelfrei, daß jeder sich sein Liebesleben in seinem Kaleidoskop zusammenrütteln darf, wie er will! Wir verlangen

Wir verlangen für den großen Dichter nur die geringste Gunst wenn es eine solche zu nennen ist, daß man nicht nach Willkür, sondern nach strenger geschichtlicher Prüfung auch seine Liebe darstelle; urtheilen darüber mag jeder nach seinem Sinne, nur die Thatsachen soll niemand fälschen oder mit seiner Schere beschneiden. Am bedauerlichsten ist es, wenn derartige auf weitere Kreise berechnete Schriften ein Trugbild der Wahrheit unterschieben, und so das Urtheil der arglos einer solchen Stimme Horchenden dauernd irre führen. Da ist es die Pflicht der Wissenden rücksichtslos die Wahrheit zu sagen und vor einer solchen Geschichtsmacherei, solcher durchgängigen Entstellung von Goethes Liebesleben zu warnen. Von einer anschaulichen, aus tiefer Erfassung des Bildes hervorgehenden Schilderung kann hier um so weniger die Rede sein als die Kenntniß der gerade in Betracht kommenden Thatsachen, um von Goethes ganzem Sein und Wesen nicht zu reden, die allerungenügendste ist, die Hauptquellen der Verfasserin unbekannt waren; und doch wagt sie Vermuthungen aufzustellen, zu welchen nur die genaueste Einsicht des vollständigen Thatbestandes berechtigte, die gerade so manche hier versuchte als rein unmöglich herausstellt. Die Wahrheit sollte jedem Deutschen zu hoch und der Dichter zu lieb sein, als daß er dessen Geist und Herz sich roh verleumden und von der Unkenntniß sein Bild sich verpfuschen lassen wollte. Wenn die Deutschen sich von August Hesse und Frau von Hochhausen über Goethes Liebesleben belehren lassen, so sind sie wohl berathen: der eine wendet allen sophistischen Scharfsinn auf, ihn zu verdächtigen, die andere beschuldigt ihn mit ärgster Leichtfertigkeit, um den Leser zum Mitleid gegen die arme Minna zu bestimmen, für die der Dichter, weil er eine arge Schuld gegen sie auf sich geladen, wenigstens etwas hätte thun müssen.

Anhang.

Bettine und Varnhagen.*)

Hermann Grimm hat in seinen „Neuen Essays über Kunst und Literatur", die überall den geistreichen Kopf und feinen Darsteller zeigen, ein bitter scharfes Urtheil über Varnhagen von Ense ergehen lassen. Man ist in neuester Zeit gegen Varnhagen viel zu verstimmt, als daß eine unbefangene Würdigung durchdringen könnte, aber eine so völlig einseitige Herabsetzung und schiefe Beurtheilung hätte man Hermann Grimm, der sonst so geschickt Charaktere auszulegen weiß, am wenigsten zutrauen sollen. Wir hören von ihm selbst, er habe ihn viele Jahre, nicht oft, aber, zusammengerechnet, viel gesehen, lange und gern mit ihm gesprochen: aber er hat ihn nur rein äußerlich in geselliger Unterhaltung gekannt, von seinem edlen, herzlichen, innigen Wesen, von seinem Gemüthe ist ihm keine Ahnung aufgegangen. Was er Varnhagen mit Unrecht vorwirft, er habe vor den Menschen gestanden, wie der Astronom vor dem Monde, habe nur die ihm zugekehrte Seite gesehen, dessen macht er selbst sich vollauf gegen jenen schuldig, wenn er seine Verstimmung einzig aus unbefriedigtem Ehrgeiz und Trieb nach Thätigkeit erklärt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Varnhagens „Tagebücher" vorurtheilslos prüft, wo man aus ihnen in Verbindung mit seinen Schriften und sonstigen Mittheilungen ein vollständiges Bild dieser denkwürdigen Persönlichkeit in ihrer ganzen geistigen Entwicklung zu gewinnen sich gedrungen fühlt: dann wird man, wir zweifeln daran nicht, als den Pulsschlag seiner Seele

*) Bremer Sonntagsblatt 1865 Nro. 28.

die Liebe zum großen deutschen Vaterlande und zu dessen eigenstem Führer Preußen erkennen und seinen Aerger, seine Bitterkeit, seine Schmähworte, die bei einem so feinen Geiste doppelt auffallen, weniger aus persönlichen Rücksichten, die freilich nie ganz schweigen, als aus der Enttäuschung seiner heiligsten vaterländischen Hoffnungen herleiten. Wenn in den „Tagebüchern" manche Personen bloß von der Varnhagen widerwärtigen Seite erscheinen, so liegt dies in der Natur jener Aufzeichnungen, die keine Charakterbilder von Personen liefern, sondern Varnhagens geistige Begegnisse, das, was auf ihn wirkte, und wie es in seiner Seele sich spiegelte, vergegenwärtigen sollten. Aber gerade die herben Urtheile über manche von Grimm verehrte Personen haben seinen Angriff auf Varnhagen wesentlich bestimmt, wenn er auch selbst einen andern Umstand stärker betont. Der Hauptinhalt der „Tagebücher" bestehe aus dem, was andere ihm gesagt; er habe dies aufgezeichnet und lasse es durch testamentarische Anordnung zum Drucke gelangen. „Alexander von Humboldt und Bettine von Arnim waren 30, 40 Jahre lang Varnhagens genaueste Bekannten. Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in guter Laune, sich recht frei gehn zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und sobald sie den Rücken gekehrt, notirt Varnhagen in der Stille, was er gehört, und auf seine Verfügung wird das Manuscript zu einer Zeit publicirt, wo Humboldt und Bettine freilich todt, viele von denjenigen aber, über die sie beide Varnhagen gesprochen, noch am Leben sind und sich zum Theil auf das empfindlichste beleidigt fühlen". Wir können nur erstaunt fragen: „Und das wäre Verbrechen?" Humboldt war ein so ganzer Mann, daß alles, was er geäußert, bei richtiger Beurtheilung das Licht der Welt nicht zu scheuen braucht, und einer unrichtigen bleibt jeder große Mann eben so ausgesetzt, wie sie ihn gar nicht berührt. Wenn es aber manchen verletzen mag, daß Humboldt also über ihn geurtheilt, wenn manche ihn gern anders, eben so beschränkt, wie sie selbst, über viele Dinge denken ließen, so ist eine solche Enttäuschung keineswegs so bedauerlich, daß man deshalb das wirkliche Bild Humboldts, der von manchem

jener Verletzten im Leben genug gelitten haben wird, ein Menschenalter lang verschleiern sollte. Und Bettine Arnim war in ihrer ausschweifenden Wunderlichkeit wahrlich bekannt genug, so daß man über ein scharfes oder spottendes Wort von ihr sich am wenigsten beklagen darf, da sich in ihrem Kopfe die Dinge wunderlich gestalteten und man ihre Stimme als den strengen Ausspruch ernster Wahrheit nimmer gelten lassen wird, wie geistreich sie auch zu spielen und sich zu einer idealen Höhe emporzuschwingen wußte; gehören ja gerade ihre absonderlichen Urtheile so recht zum launig gaukelhaften Wesen dieser romantisch angewehten Natur. Aber nicht allein die Mittheilung von Bettinens Aeußerungen, bei denen jeder Verständige die augenblickliche Aufregung in Anschlag bringt, sondern auch Varnhagens Urtheil über ihr Verhalten wird Grimm erbittert haben, und doch war Varnhagen hier ganz in seinem Rechte, ja man kann sagen, er übte nur eine Pflicht gegen die Geschichte, wenn er Bettinens Bild durch die unmittelbaren Züge ihres lebendigen Auftretens uns vergegenwärtigte. Wir sprachen von einem Gefühl der Pflicht: daß diese überhaupt Varnhagen von Ense habe leiten können, daß er diese Aufzeichnungen geschrieben, um ein lebendiges Bild der fluthenden Bewegungen mit möglichster Unmittelbarkeit zu hinterlassen, ein Bild, wie es keineswegs auch durch die allergenaueste Vergleichung der Tagesblätter gewonnen werden kann, und daß er die Absicht gehabt, durch das Hineinwerfen dieser Spiegelungen der seltsamen nächsten Vergangenheit auf die Entwicklung der Zeit zu wirken, daran denkt Grimm nicht im mindesten. Freilich stand auch Varnhagen auf einem Parteistandpunkte, das soll nicht geleugnet werden; ob seine frische, auf dem unerschütterlichen Felsen der Freiheit, des Rechts und der Ehre ruhende Anschauung die wahre gewesen, darum handelt es sich hier zunächst gar nicht, nur darum ob es für die geschichtliche Darstellung jener von ihm gekennzeichneten Zeit und zugleich für die politische Strömung der Gegenwart von Wichtigkeit gewesen, daß ein solches Bild, das zum Theil die allerbesten Gewährsmänner uns hier malen, hingestellt und, noch ehe der betreffende Kampf ausgekämpft, der Welt enthüllt wurde.

Bei Bettinen hat die Sache noch eine ganz besondere Seite.

Denn sehen wir davon ab, daß ihre Bestrebungen in dem großen Bilde der mächtig erregten Zeit nicht fehlen durften, so ist sie ein öffentlicher Charakter geworden, sie hat sich in jene Bewegungen eingemischt, hat eine bedeutende Wirkung zu üben gesucht, und auch in Goethes Leben hat sie sich eingedrängt, hat auf ihn zu wirken sich angestrengt, hat endlich durch ihre Erdichtungen, die sie zu ihrer Verherrlichung mit dem vollen Anspruch auf Wahrheit der Welt geboten, zu ganz falschen Beschuldigungen des großen Dichters Veranlassung gegeben, die erst mit Mühe widerlegt werden mußten, und leider noch immer hier und da fortwuchern, denen man erst ihre letzte Stütze raubt, wenn die wunderliche Mischung von Bettinens gaukelhaftem Wesen in vollem Licht erscheint. Darum sind wir Varnhagen zu warmem Danke verpflichtet, daß er nicht bloß in seinen „Tagebüchern" Bettinens Erscheinen bei ihm uns lebendig schildert, sondern auch ihre Briefe an ihn und Rahel mit höchst bedeutenden Aufzeichnungen zu ihrer Charakteristik der Veröffentlichung bestimmt hat. Sie liegen jetzt vor in der Sammlung „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (1865).

Ja Bettine hatte sich, wie wir sagten, an Goethe herangedrängt; dieser mußte sich ihrer so lange lästigen Verehrung erwehren, als sie seinen häuslichen Frieden störte, indem sie seine Gattin verächtlich behandelte, bis ein ärgerlicher Streit mit dieser ausbrach. Später kam sie ihm mit dem Entwurf eines Denkmals zu seiner Ehre, worin die nackte Psyche, die sich an ihn schmiegt, Bettinen selbst vorstellen und ihre Züge tragen sollte. Ueber dieses „wunderlichste Ding in der Welt" konnte er nur lächeln; mit einiger Veränderung möchte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben: daß es in kolossaler Weise in Marmor ausgeführt werden sollte, kam ihm nicht in den Sinn. Nach seinem Tode stellte Bettine sich nun gar als ein schwärmerisch ihn verehrendes, neckisch tolles Kind vor der großen deutschen Welt dar und übersetzte selbst das Buch, trotz ihrer geringen Sprachkenntniß, ins Englische. Obgleich der Briefwechsel mit dem Anspruch der Wahrheit auftritt, so hat doch Bettine ihre wirklich an Goethe

gesandten Briefe auf die allerwillkürlichste Weise umgestaltet, Zeit, Ort und Sachen verändert, ja in ihren phantastischen Erdichtungen ist sie so weit gegangen, daß sie nicht allein Goethes Sonette mit größter Willkür auf sich bezieht, sondern den Leser glauben machen will, der Dichter habe sie aus ihren Briefen herausgefingert, indem er nur weniges umgestellt und geändert habe. [Auch Lieder des „Divan" ließ sie sich mehrere Jahre früher schicken, ehe sie gedichtet waren.] Wie sie in dieser Täuschung während der Abfassung der Briefe immer weiter gegangen, das liegt ergetzlich zu schauen aller Welt vor. Ja Bettine war von ihrer Täuschung so umstrickt, daß sie später betheuerte, die goetheschen Sonette seien wirklich aus ihren Briefen hervorgegangen. Varnhagen schrieb mir am 5. April 1858 in Bezug auf einen damals von einem Verehrer Bettinens gewagten ritterlichen Angriff gegen Lewes, der nach anderer Vorgang die Täuschung als solche bezeichnet hatte: „Der Eifer für Bettinen geht gewiß aus löblicher Gesinnung hervor, aber der Ton ist übermäßig grob und der Sache nicht vortheilhaft. Denn man thut Bettinen keinen Dienst, die Frage, ob ihre Angaben Dichtung oder Wirklichkeit seien, ernstlich zu erörtern, und sie selber schadet sich nur, indem sie überall auf dem Boden der letztern zu stehn behauptet. In Weimar und Jena gilt überall, daß in den goetheschen Sonetten Minna Herzlieb (verheirathete Professorin Walch) die Hauptperson sei, die aber nie, wie Lewes glauben läßt, eine Liebschaft Goethes war, sondern nur der Gegenstand einer vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. Uebrigens eignet sich Bettine wirklich alle Sonette zu; noch gestern sagte sie dies ausdrücklich." Als ich auf Veranlassung jener Vertheidigungsschrift in der „Allgemeinen Zeitung" die Täuschung noch einmal genau nachgewiesen, erhielt ich einen namenlosen, mich bitter darüber zu Rede stellenden Brief, von dem gewiß Bettine nichts wußte, zu dem sich aber einer ihrer gläubigen jungen Verehrer hatte hinreißen lassen. Persönlich bin ich ihr nie nahe getreten. Als ich meine Goethes Jubelfest gewidmete Schrift Varnhagen gesandt hatte, traf Bettine ihn über derselben; sie wollte sie sehn, und hatte, wie er mir schrieb, so großes Gefallen daran, zeigte so dringendes Verlangen darnach, daß er sie für die nächsten Tage ihr überlassen mußte; sie selbst war damals mit ihrer

derselben Gelegenheit bestimmten Schrift beschäftigt. Drei Jahre später wies ich in meinen „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit" die offen zu Tage liegende Verschiebung von Ort und Zeit, die launenhafte Erdichtung und die völlige Unzuverlässigkeit des „Briefwechsels mit einem Kinde" nach. Kurz darauf erhielt ich von Arnims Verlag die eben erschienenen „Gespräche mit Dämonen" zugesandt, mit der wunderlichen Bemerkung, diese Schrift stelle keine wirkliche Begebenheit dar, was natürlich eben so wenig jemand annehmen wird, wie ganz entschieden Bettine den Briefwechsel mit Goethe als einen wirklichen gab und bis zu ihrem Ende die Wahrheit desselben trotz der offenbarsten Widersprüche mit feststehenden Thatsachen behauptete.

Ist nun auch die Unechtheit des Briefwechsels unzweifelhaft festgestellt, so daß das Verlangen nach dem Abdruck der wirklichen noch vorhandenen Briefe höchst gerechtfertigt sein dürfte, so erscheint es doch jedenfalls als eine erwünschte Bestätigung und als Fingerzeig für die richtige Beurtheilung des ganzen Verhältnisses, wenn wir durch die neueste Mittheilung Varnhagens erfahren, daß Wahrhaftigkeit Bettinens schwächste Seite war. Schon Rahel, eine so ganz wahrhafte Seele, schreibt im Dezember 1810 auf Veranlassung einer argen Entstellung der Wahrheit von Bettinens Seite: „Woher in aller Welt, woher, um Gotteswillen, nimmt sie auch nur den Leichtsinn zu solcher Mißhandlung von Begebenheiten, die, wenn auch noch so klein und gering, ihr höchstens vergessenswerth dünken dürfen, in denen aber, wenn man ihnen so ihr Wahrheitsherz ausreißt, immer ein Lebendiges vernichtet wird!" Wenn sie auf solche Weise die Wahrheit verleugnete, wenn sie gegen Schleiermachers Gattin behauptete, Rahel habe sich ihr aufgedrungen, nachdem sie selbst dieser von freien Stücken kindlich unbefangen nahe getreten war, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie in Weimar ihr Zerwürfniß mit Goethe in einer ihr günstigen, seiner Gattin höchst nachtheiligen Weise darstellte, wodurch sie die auf Goethes Ehehälfte schon genug erbitterte weimarische Damenwelt noch mehr aufregte, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie im Briefwechsel mit der Wahrheit das loseste Spiel trieb. Das Aergste in dieser Art, durch Unwahrheit zu bestricken, ist wohl die von Varnhagen erwähnte

Vorspiegelung, welche sie dem Bildhauer Steinhäuser machte, um ihn zur Ausführung des von ihr entworfenen Goethedenkmals zu bestimmen. Sie versicherte ihm, der König habe das Ganze gebilligt und übernommen: es kümmerte sie in diesem Augenblicke nicht im geringsten, daß sie dadurch in die größte Verlegenheit kommen müsse, da Steinhäuser sich, wenn die Unwahrheit herauskomme, an sie halten werde. Aus der peinlichsten Noth, da man nicht wußte, woher die geforderten 20,000 Thaler zu nehmen seien, rettete sie die Großherzogin von Weimar durch den Ankauf des Standbildes. Höchst bezeichnend ist die Aeußerung über sie von Helmine von Chezy, sie lüge nicht immer, wie sie denn in den Briefen Beethovens an sie, die neulich Nohl in der Sammlung von Beethovens Briefen wieder hat abdrucken lassen, nichts Bedeutendes geändert zu haben scheint. Als Beispiel, wie man Bettinens Aeußerungen oft geradezu umkehren müsse, um die Wahrheit zu treffen, führt Varnhagen an, daß sie ihm wohl zwanzigmal mit Nachdruck und Bedeutung wiederholt habe, sie habe Arnim nie geliebt, nur aus Hochachtung ihn geheirathet, während sie in Wirklichkeit nach ihm geschmachtet, ihn zur Heirat gedrängt hatte, und sie nun ein Wort Arnims selbst gegen diesen kehrte, der früher sie durch die Erklärung gekränkt hatte, er empfinde nicht Liebe, nur Hochachtung für sie. „Es ist ganz im Charakter Bettinens", lesen wir weiter bei Varnhagen, „das ihr unangenehme Wahre durch Aufstellung des geraden Gegentheils wegzuleugnen. Hat sie es doch mir selbst so gemacht; als ich sie zuerst bei Stägemanns im Jahre 1812 gesehen und sie sorgsam gemieden hatte (weil er durch Rahel sie näher kannte), erzählte sie Tags darauf, daß ich mich ihr aufgedrängt habe! Und später als sie den Fürsten von Pückler bei uns kennen gelernt und dringend zu sich eingeladen hatte, auch ihn dann täglich bei sich sah, versicherte sie Rahel und mich, sie komme nicht mehr zu uns, weil sie den Fürsten bei uns finde!" Aehnlich nahm sie Varnhagen einmal zum Zeugen für die Fassung, die Ruhe und den Gleichmuth bei dem Tode ihres Gatten, obgleich dieser nur das gerade Gegentheil bezeugen konnte.

Mit jenem Mangel an Wahrhaftigkeit hängt ihre eitle Sucht nach äußerm Schein zusammen, die nicht bloß auf ihre Schriftstellerei,

sondern auch auf ihr ganzes sonstiges Auftreten so bedeutenden Einfluß geübt. Man lese nur, was Varnhagen über die leidige Geschichte mit dem berliner Magistrat berichtet, wo sie so lange die Muthige, Beherzte spielte, zuletzt aber ganz kleinlaut und gebrochen war. Nur von sich reden zu machen, und wäre es durch die albernsten und tollsten Streiche, zog sie mächtig an, und in dieser Weise erdichtete sie auch manches von sich, nicht nur in ihren Büchern. Weibliche Scheu und Schamhaftigkeit kamen hierbei gar nicht in Betracht. Hierher gehört, was Varnhagen von ihren sonderbaren nächtlichen Spaziergängen mit Studenten im Sommer 1840 erzählt, wie sie anfing ihm ihre Brautnacht zu schildern und Schleiermachers Gattin auf den Gedanken brachte, sie sei von einem Fürsten verführt, um dann unter lautem Lachen der Erzählung eine ganz andere Wendung zu geben. Von ihrer stark aufgeregten Sinnlichkeit zeugt auch die Geschichte mit Gneisenau, dem sie sich einst in einer Gesellschaft zu Füßen legte, den Kopf zwischen seine Kniee gelehnt, und so ruhte sie halb schlafend, ohne an der Gesellschaft Antheil zu nehmen, bis alle sich entfernt hatten, wo er sie denn endlich aufrütteln mußte. Wie wir hier eine Aehnlichkeit mit dem Einschlafen in Goethes Armen finden, so schrieb sie auch in den Jahren 1822 bis 1824 eine große Zahl höchst leidenschaftlicher Briefe an einen durch Schönheit ausgezeichneten Major im Generalstabe als Abwechslung des Liebesfiebers für Goethe.

Einbildung und Phantasterei war die eigentliche Triebfeder ihrer Natur. Wir müssen leider nach allem, was wir von ihr wissen, Varnhagen durchaus Recht geben, wenn er behauptet, sie habe nie ein Herz, nie einen Menschen geliebt, sondern glänzende Eigenschaften, Berühmtheiten, Wirkungen, Stellungen. „Sie wollte sich in diesem Schmucke sehen, und suchte die Menschen, an denen er haftete, sich anzueignen. Da es ihr nicht gelang, die Leute für sich so zu gewinnen, wie sie es wollte, so entstand aus allen ihren Neigungen Hader und Widrigkeit.“ Varnhagen, gegen dessen Zuverlässigkeit bei seinen eigenen Mittheilungen auch nicht der geringste Zweifel gestattet ist, berichtet uns, wie ihre einmal erweckte Feindschaft bis zur Wuth und Bosheit gegangen. Aus ihrer eigenen Erzählung wisse er, daß sie selbst gegen Goethe schlimme Dinge

ausgeübt. Eben so gegen den Kronprinzen von Baiern, gegen Schinkel, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt. Was sie gegen Rumohr, Ranke, der ihre Partei bei einer gegen Rahel ausgeübten plumpen Unart und schlechten List ergriff, und Pückler sich erlaubt, habe er selbst erlebt und mit angesehen. So kannte sie keine Rücksicht, wenn sie nur ihrer Laune und Unart den Zügel schießen lassen, wenn sie nur ihre Lust befriedigen konnte. Als Goethe im Sommer 1826 Bettinen bei sich sah, sagte er zu ihr: „Du hast etwas gelernt, seit ich dich nicht gesehen. Du hast gelernt Menschen zu scheuen; denn vorher hast du das niemals gekannt. Nun mach', daß, wenn ich dich nach einiger Zeit wieder sehe, du abermals was gelernt hast, so kann am Ende noch was draus werden." Leider sagt uns Varnhagen nicht, woher ihm diese Kunde geworden; wußte er es von Bettinen selbst, so ist freilich diese Aeußerung nichts weniger als zuverlässig, da sie ihre Unarten selbst wohl kannte, und es sehr möglich wäre, daß sie das Wort ersonnen hätte. Uns däucht es weniger wahrscheinlich, daß Goethe sich damals noch so vertraulich gegen sie geäußert und wirklich an ihre Besserung geglaubt habe. Gegen Varnhagen selbst bezeichnete dieser im September 1827 Bettinen als das wunderlichste Wesen von der Welt; unglücklich schwebe sie zwischen dem Italienischen (ihr Vater war ein Italiener) und Deutschen hin und her, ohne Boden fassen zu können; sie habe eiserne Beharrlichkeit in dem, was sie einmal nach ihrer Art ergriffen habe, aber mitten drin wieder die unsichersten Launenblitze, von denen sie selbst nicht wisse, wo sie hinfahren.

Wer möchte leugnen, daß sie manches Gute und Wohlthätige zu Stande gebracht, daß sie für Menschenwohl und für Edles sich zu begeistern vermocht? Aber mit vollem Recht bemerkt Varnhagen, das Echte in ihr sei nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe habe äußerer Anlässe und Stützen bedurft, wir möchten hinzufügen des Antriebs ihrer Eitelkeit und ihrer Sucht nach glänzender Wirkung. Wenn von allem menschlichen Wirken ein auf der Entwicklung der eigenen Kraft ruhender Drang und eine gewisse Selbstsucht sich kaum trennen läßt, so war bei Bettinen dagegen die Eigensucht, durch ihre Thaten zu glänzen, die Haupttriebkraft, wogegen alle eigentlich sittliche Beweggründe schwiegen, höchstens von

der Einbildungskraft ergriffen wurden. Den wunderlichsten Beleg hierzu bildet die Art, wie sie sich an König Friedrich Wilhelm IV. heran machte, an dessen begeistert erschautem Thatenglanze sie den größten Antheil zu haben sich sehnte. Varnhagen hebt auch Schleiermachers Wort über Bettinen hervor, sie sei lauter Sinnlichkeit, die sich niemals konzentrire; wir möchten aber dies nicht mit Varnhagen für den wahren Schlüssel ihres Wesens halten, den er selbst uns vorher in der Bemerkung gegeben zu haben scheint, nur der Geist und die Phantasie sei an ihr das Echte; freilich beruhten beide bei ihr auf der glühendsten Sinnlichkeit, aber gerade in dieser leidenschaftlichen Richtung der Sinnlichkeit, die Außenwelt sich zu gestalten, liegt ihr wahres Wesen, dem Wahrheit, Ernst und Gemüthlichkeit ganz fremd waren.

Daß eine solche Erscheinung bei allen ihren Wunderlichkeiten Varnhagen, besonders als entschiedener Gegensatz zu seiner tiefedlen Rahel, anziehen mußte, war sehr natürlich, ja sie wurde ihm ein höchst anregender Theil seiner nächsten Umgebung, den er nicht gern aufgeben mochte. Dies spricht sich in einer brieflichen Aeußerung, vier Jahre nach Rahels Tod, sehr bezeichnend aus. „Ich bin mit Frau von Arnim in einer Geistesverwandtschaft, wie es Blutsverwandtschaft giebt", schreibt er im März 1837. „Nämlich bei allen ihren Untugenden, Launen, Begehungen, die ich erkenne, von denen ich zu leiden habe, kann ich sie doch innerlich nie aufgeben, wie man eine Verwandte nicht aufgiebt, auch wenn man böse mit ihr sein muß. Sobald sie will, sobald sie sich wieder zu mir wendet, bin ich wieder für sie da, findet sie mich wieder als den, welchen sie verlassen hat; ich bin ihr gern zu allen Diensten bereit und helfe ihr zu allem Guten. Vertrauen aber that ich ihr von jeher nicht; dagegen hatte mich früh ihres Bruders Clemens Bekanntschaft gewarnt, und der arme Schelm hat mir im voraus für alle Geschwister gebüßt, mich aber doch auch mit in die Strafe gezogen; denn die rohe Gewaltsamkeit, zu der er mich gegen sich gereizt, steigt in meiner Erinnerung oft genug unwillkommen und als ein häßlicher Flecken auf, den ich mit Widerwillen längst bereut habe. . . . Bettine ist ein so ursprüngliches, echtes, geistedles und reichbegabtes Menschenkind, daß nur die finstere Beimischung des Verkehrten und Verwirrten

abzufallen braucht, um uns einen lichtvollen Engel sehen zu lassen." So günstig, wie in dieser wohl zu bewegter Stunde geschriebenen Aeußerung, urtheilte Varnhagen freilich später nicht mehr, wenn er auch ihre geistige Begabung wohl anerkannte und ihr lebendiger Schwung und ihre reiche Anmuth ihn immer anzogen. So schrieb er ihr im November 1846, wo sie von Berlin abwesend war: „Sie glauben nicht, wie sehr ich sie vermisse! Hundertmal wird an meiner Klingel gerückt, aber nie ist es Frau von Arnim, die hereintritt! Schon daß ich mir sagen muß, dies könne nicht geschehen, macht meine Tage zu ganz andern, als die waren, als ich dies erwarten und hoffen durfte." Die hier mitgetheilten Briefe reichen bis zum Jahre 1846 (denn nur zwei Billete von 1849 und 1850 liegen vor), aber das freundschaftlichste Verhältniß dauerte bis zu Bettinens Ende. Noch am 5. April 1858 schrieb mir Varnhagen: „Bettine ist leider in einem Zustande, der schon ganz hoffnungslos ist. Wir verließen sie gestern, wie wir sie zu ihrem Eintritt in das vierundsiebzigste Jahr begrüßten, mit den schmerzlichsten Eindrücken." Sie selbst fühlte sich immer wieder zu Varnhagen hingezogen, bei welchem sie einen stets bereiten Rather und leitenden Freund zu finden gewiß war. Im Sommer 1831, wo sie Rahel nach längerer Trennung unvermuthet wieder getroffen, schrieb sie dieser: „Außer allem Wohlwollen, aller Anerkenntniß, die ich Ihrer selbstverleugnenden Großmuth zu danken habe, hat mich auch ihre geistige Nähe immer zu tieferm Eingehen in die noch unmündigen Anlagen und Bestimmungen meines Wesens gereizt, und so habe ich Genuß und Vortheil durch Sie gehabt, der mir nicht leicht zu ersetzen ist. Eben so muß ich von Herrn von Varnhagen bekennen, daß er mir unausgesetzt ein freundliches, durch keine böse Laune gestörtes Interesse bewiesen hat, was schon dadurch meine Achtung in Anspruch nimmt, daß ich es nie so rein und frei von jeder andern Bewegung, außer der Güte in ihm, erfahren habe. Was konnte also wohl dieses plötzliche Auseinanderreißen unseres Verkehrs veranlassen? Ich bin mir keines bösen Willens bewußt, im Gegentheil des besten. Meine Zeit, die mir durch den Tod von Arnim geheiligt ist und die ich auf keine Weise mehr in disharmonischer Stimmung mit dem Bedarf meines Herzens verbringen mag, war in Ihrer alles so tief auffassenden

Seele geborgen, es war mir wohl im Gespräche mit Ihnen, und es war nichts, was auch noch so Unerwartetes in mir vorging, was ich mich geschent haben würde Ihnen mitzutheilen, ebenso auch Herrn von Varnhagen. Der einzige unschuldige Weg zu Ihnen führte mich aus alle dem Reichthum, den ein geistiges lügenfreies Verhältniß erzeugt, heraus, und wenn ich auch heute denselben Weg wieder aufs neue machen wollte, er würde mich nicht wieder zu Ihnen führen, sondern eine Karikatur von Laune würde an der Stelle meiner ernsten, Weisheit suchenden Liebe auftreten." Als Bettine von einer schriftlichen Aeußerung über einen gemeinschaftlichen Bekannten gegen diesen ungebührlichen Gebrauch gemacht hatte, dieser dagegen sich auf Klagen und Härten berief, welche Varnhagen auch über sie brieflich gegen ihn ausgesprochen, durfte er ihr offen schreiben: „Ich werde meine Aeußerungen wahrlich nicht ableugnen, aber auch nicht zurücknehmen, noch versuchen sie zu beschönigen. Sie würden wohl die Erste sein, gnädige Frau, in das heftigste Lachen auszubrechen, wollte ich versichern, Sie hätten mir im Laufe unseres wunderlichen Umgangs niemals Ursache zu bitterer Klage, zu starker Beschwerde gegeben. Sie kennen sich selbst viel zu gut und stehen in geistiger Höhe viel zu erhaben über dem, was die Tageserscheinung zuweilen aus Ihnen macht, um nicht frei und völlig manchen gegründeten Vorwurf gelten zu lassen, zu tragen und sich nicht davon hindern zu lassen. Ihr stetes Wiederkommen nach so vielen mißfälligen Scheidensauftritten, die wir gehabt, ist in jenem Betreff ein fortwährendes Eingeständniß, für Sie so ehrenvoll als für mich erfreuend und werth. Ich dürfte Sie an mehr als einen Vorgang erinnern, von dem Sie jetzt mit Lachen und Jubel mir zugestehn würden, daß er mir das Recht ertheilt habe, sie anzuklagen und zu schelten."

Nach Rahels Tode scheint Varnhagen bei ihr Trost gesucht zu haben; wenigstens läßt er ihre Aeußerung in einem drei Jahre spätern Briefe ohne Bemerkung durchgehn; „Damals haben Sie selbst mit Recht nach mir verlangt, da niemand in Betreff Ihres Verlustes Ihnen wissentlich näher stand." Vertrauensvoll wandte sie sich immer an ihn, wo sie eines Rathes, einer Hülfe bedurfte, und fand bei ihm die wohlwollendste Theilnahme, wenn er ihr auch

häufig entschieden entgegentrat und ihr von demjenigen mit lebhafter, zuweilen scharfer Aeußerung abrieth, wozu ihre leidenschaftliche Hast sie unaufhaltsam trieb. Faßte sie auch zuweilen Argwohn gegen ihn, so stellte sich doch das schöne Vertrauen bei ruhiger Betrachtung der Dinge wieder her, wenn es auch freilich mehr auf Gewohnheit als auf Herzlichkeit beruhte. Als sie einmal mit scheinbarer Rührung auf einem Spaziergange ihm als ihrem einzigen Freunde und Troste, als dem einzigen Menschen, zu dem sie Vertrauen, bei dem sie eine Zuflucht habe, die Hand gereicht, zog sie dieselbe mit der schalkhaften Bemerkung zurück, es könnte leicht ein anderer ihrer Liebhaber kommen und es sehen. So sehr schämte sie sich ernster Rührung, daß sie dieselbe mit einer Tollheit verwischen mußte.

Wie aber, ruft man, konnte Varnhagen, bei allem diesem Wohlwollen gegen Bettinen, diese wunderlichen Züge von ihr niederschreiben und ihre Veröffentlichung gleich nach seinem Tode gestatten! Varnhagen war gegen sie im Leben stets offen gewesen und er hatte sie, wie wir sahen, nicht geschont, sondern ihre Schwächen ihr eindringlich vorgehalten, so daß sein Urtheil über sie, wie es hier vorliegt, ihr bekannt war, und sie mußte es größtentheils als berechtigt anerkennen. Hätte Bettine die Kreise des Privatlebens nicht überschritten, so würde eine solche Veröffentlichung nicht zu billigen sein. Aber sie war ein öffentlicher Charakter geworden, sie war in das äußere Leben handelnd eingetreten, hatte als Schriftstellerin eine bedeutende, schwer zu beurtheilende Wirksamkeit geübt, ja ihr Wesen war zum Problem geworden. Da erkannte es Varnhagen als seine Pflicht, alles, was er zur Beurtheilung dieser merkwürdigen Erscheinung beitragen konnte, der Welt zu hinterlassen und, damit diese baldmöglichst darüber aufgeklärt werde, rasche Veröffentlichung zu veranlassen. Was bei ihren Lebzeiten Verrath an der Freundschaft gewesen wäre, schien dies nicht mehr nach ihrem Tode. Auf die nächsten Verwandten Rücksicht zu nehmen ist eine Forderung, welche bei einer in der Literatur und in dem öffentlichen Leben aufgetretenen Persönlichkeit nur da berechtigt scheint, wo wirkliche Verbrechen und Laster vorliegen, nicht, wo es die Schwächen und die wunderliche Mischung eines Charakters gilt, der sich selbst sonderbar genug der

Welt dargestellt hat. Und hat denn Bettine auf Goethes nächste Verwandte Rücksicht genommen, als sie durch dessen sogenannten Briefwechsel mit einem Kinde diesen in ein falsches Licht rückte, ihn sogar dem Vorwurf preis gab, er habe Sonette aus ihren Briefen herausgegriffen und für sein Werk ausgegeben? Varnhagen, der im Leben Bettinen freundliches Wohlwollen bewiesen, hat nur eine Pflicht erfüllt, wenn er das Bild der Hingeschiedenen in lebensvoller Treue enthüllte, und er hat ihrem Andenken dadurch keinen Abbruch gethan, ihren Ruf dadurch nicht geschädigt, ihre Freundschaft dadurch nicht entweiht, daß er der Wahrheit die Ehre und der Welt von ihr Zeugniß gab. Die Schriftstellerin Bettine, wie sie leibte und lebte und ins öffentliche Leben sich einmischte, wollte er schildern, nur der Wahrheit, nicht etwaigen Wünschen ihrer Hinterbliebenen gemäß, die durchaus nicht in Betracht kommen können, wo die Geschichte ihr Recht fordert.

Druck: Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Abhandlungen

zu

Goethes Leben und Werken

von

Heinrich Düntzer.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe)
1885.

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

I. Goethes Beziehungen zu Köln 1

II. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 141

III. Satyros oder der vergötterte Waldteufel 197

IV. Stella 293

V. Goethes politische Dichtungen 343

Zusätze 401

Personenverzeichniß 404

Druckfehler 412

Goethes Beziehungen zu Köln.*)

I.

Auf dem homerischen Schilde des Achilleus wie in der ältern griechischen Kunst erscheinen die Götter größer als die Sterblichen dargestellt. So überragen von mächtiger Geisteskraft zu wirksamer Entwicklung ihrer Natur getriebene Menschen die elementarische Masse des Volkes, aus welcher freilich manche durch geistigen Gehalt und Tüchtigkeit sich erheben, aber den göttergleichen Genien allein ist es verliehen, sich wie eine höhere Macht der Welt zu offenbaren. Ein Volk kann sich nicht würdiger ehren als durch innige Erfassung und Verehrung der Männer, deren großartige Schöpfungen sein Leben verklärt haben, da eben sein eigenes Sein sich in den aus ihm hervorgegangenen Heroen bezeichnend ausprägt. Unter den Größten der Großen strahlt im Leben unseres Volkes der Dichter, der uns neben „Iphigenie", „Tasso" und „Faust", diesen Wunderblumen im Garten der Dichtung, mit dem sprechendsten und edelsten Bilde deutschen Bürgerthums beschenkt hat. Die Ausbildung seiner Natur war so in sich vollendet, daß er als ein Typus eines vollkommenen Menschen dasteht, wie ihn nur das wunderbare Zusammentreffen glücklicher Umstände hervorbringen konnte, und seine aus lebensvollem Einheitspunkte fließende Wirksamkeit war so unendlich vielseitig, daß wir noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Hinscheiden, sie nach allen Richtungen nicht genau ermessen können. Wenn liebevolle Verehrung

*) Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von Richard Pick. Vierter Jahrgang (1878).

seinen Spuren im Leben und in der Dichtung forschend folgt, so liegt dies besonders denjenigen nahe, mit welchen dieser Riesengeist in irgend eine Beziehung getreten, auf welche einzelne Strahlen seines hehren Sonnenganges gefallen. So möge es denn auch, nachdem manche andere Städte und Gegenden ihren Antheil an Goethe festgestellt haben, einem Sohne Kölns gestattet sein, in dieser dem geschichtlichen Leben Rheinlands und Westfalens gewidmeten Zeitschrift die Fäden zu verfolgen, welche dessen Andenken an seine Vaterstadt knüpfen. Von allen den Meistern, die unsere neuere klassische Literatur schufen und bildeten, hat Goethe allein den Boden unserer ehemaligen kurfürstlichen Reichsstadt betreten; weder Klopstock noch Wieland, weder Lessing noch Herder haben hier geweilt, und auch Schiller hat den Rhein unterhalb Mainz nie gesehen.

Wäre uns von dem Reimbüchlein, aus welchem der Knabe seine ersten bescheidenen Kenntnisse der Erdbeschreibung schöpfte, etwas mehr bekannt als das in „Wahrheit und Dichtung" angeführte Verschen über Oberyssel, so wüßten wir auch, mit welchem Reimworte sich Köln seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Näher dürfte ihm dieses zuerst in dem Volksbuch von den Heimonskindern getreten sein, das ihm, wie diese ganze Sippschaft eines löschpapiernen frankfurter Verlages, sehr frühe zukam. In den auf einem Tischchen eines frankfurter Büchertrödlers den jungen Wolfgang anlockenden „Heimonskindern", die ihm bald sehr geläufig wurden, nach denen er in Wetzlar die Perikopen des dortigen seltsamen Ritterordens verfaßte, nach denen er seine Mutter Frau Aja nannte, deren er im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" als „der Kinder Heyemann" launig gedachte, die er noch in Weimar an die Kinder der Frau von Stein schenkte, in diesen fand der Knabe die Erzählung von dem Martertod Reinolds zu Köln. Die Volksbücher haben meist ihren Weg aus den Niederlanden über Köln genommen; auch die kölnische Fassung der „Heimonskinder" wurde in den protestantischen Städten Nürnberg und Frankfurt nachgedruckt. Hier heißt es nun von Reinold, er habe vernommen, „daß die heilige Stadt Köln die heiligste und fürtrefflichste Stadt in ganz Deutschland wäre, wegen der Leiber und Reliquien der Heiligen, so allda

ihr Blut um des christlichen Glaubens willen vergossen hatten, als da sind St. Ursula mit ihrer Gesellschaft und andere unzählbare mehr. Da ward er bewegt dahin zu ziehen, die Heiligen mit seinem Gebet zu verehren.“ Er zog sich in das St. Peterskloster zurück, wo er Wunder wirkte und die Stadt von der Pest befreite. Unvermittelt schließt sich daran die Legende von seinem Martertod. Er habe als Steinmetz an dem Baue der Peterskirche gearbeitet, zu welchem Bischof Agilolf aus allen „umliegenden Ländern und Fürstenthümern“ Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter habe kommen lassen. Da Reinold, den die andern Arbeiter, weil er seinen Namen und seine Herkunft verschwieg, „St. Peters Werkmann“ nannten, so fleißig war, daß er mehr als vier oder fünf andere arbeitete, weshalb die Meister den übrigen Trägheit vorwarfen, beschlossen mehrere, den heiligen Mann aus dem Wege zu räumen; dieser aber, dem der Anschlag durch ein Gesicht offenbart wurde, lieferte sich aus Sehnsucht nach dem seligen Martertode den Mördern selbst in die Hände. Sie erschlugen ihn, steckten die Leiche in einen Sack, den sie mit Steinen beschwerten und sodann in den Rhein warfen. Aber der Himmel verherrlichte seinen Heiligen durch ein Wunder. Der Sack kam wieder nach oben und landete an dem Orte, wo er versenkt worden war, die Seele des Heiligen aber ward von lobsingenden Engeln in den Himmel geleitet. An der Stelle, wo die Leiche lag, hörte man den lieblichsten Engelgesang und bei Nacht leuchtete ein so klarer Schein, als wäre es um Mittag. Auch die wunderbare Entdeckung der Leiche des Heiligen und die legendenartige Ueberführung derselben nach Dortmund ist im Volksbuche ausführlich zu lesen. Wenn Goethe noch in hohem Alter sich der ähnlichen Sage von Johann von Nepomuk erfreute, durch die er zu dem hübschen Kinderliede „St. Nepomuks Vorabend“ veranlaßt wurde, wenn er noch in der „Novelle“ unter den Wundern, die Gott an seinen Heiligen übt, auch der Welle gedenkt, die vor den in das Wasser Gestürzten zurückschwankt, so dürfte ihm die aus seiner Knabenzeit bekannte kölnische Legende noch im Sinne gelegen haben, nach welcher Engel die Seele des Heiligen, wie am Schlusse seiner mit der Himmelfahrt Fausts endigenden divina commedia die Seele des auch in seinem dunkeln

Drange sich des rechten Weges wohl bewußt bleibenden Stürmers und Strebers, unter Lobgesängen zum Himmel geleiteten.

Unter den manchen Büchern, die der Knabe in der reichen Sammlung seines Vaters fand, könnte ihn auch das „Neue emblematische Büchlein" von Meißner (Nürnberg 1678) angezogen haben, das tausend Abbildungen von Städten mit emblematischen lateinischen Versen nebst Uebersetzung im Geschmacke damaliger deutscher Reimerei enthielt. In dieser Sammlung wird Köln mit Beziehung auf seine in der Abbildung besonders bezeichnete Universität Musarum conventus genannt. Der durch ein zopfiges Bild würdig ins Licht gesetzte Spruch lautet:

Pegasus hic, Iuno hic, Charis hic, hic pulcher Apollo,
Hic Musae, hic Helicon, hic sacra Pallas adest,

was erbaulich verdeutscht wird:

Hier ist Pegasus, Juno reich,
Apollo, Charis seuberleich,
Hier sind die Musä, Helicon,
Pallas thut vorm Parnasso ston.

Wie tief dieser deutsche Parnassus damals heruntergekommen, wie Köln die Stätte finstersten Aberglaubens und beschränktester Geistesarmuth geworden, wie die Universität des „deutschen Roms" sich gegen alle Aufklärung als eine frevle Ueberhebung menschlicher Vermessenheit sperrte, wird dem nach Klarheit ringenden, schon den Gott in seinem Busen fühlenden, nach voller Entwicklung seiner Kraft sich sehnenden Knaben von mancher Seite zugekommen sein: galt ja Köln allgemein damals als Burg des verknöchertsten Katholizismus, die durch Universität, Mönche und Senat den Protestantismus als Greuel sich vom Leibe hielt, wie Goethe auch aus der von ihm vielgelesenen „Chronik" Gottfrieds ersehen konnte, wogegen in Frankfurt, wenn auch das hier herrschende Lutherthum keine Kirche den zu hohem Reichthum gelangten Reformirten in seinen Ringmauern zugestand, diese doch sonst unbehelligt ließ, die Katholiken gar nicht in ihrem Kirchenbesitz störte. Noch 1774 schrieb der schwedische Reisende Jakob Jonas Björnstähl: „Das alte Sprichwort, daß zu Frankfurt die Lutheraner die Regierung, die Katho-

liken die Kirchen und die Reformirten den Reichthum inne haben, trifft noch heutigen Tages ein."

Je freier sich die Ansichten des zum Jüngling heranwachsenden Knaben ausbildeten, um so weniger Neigung konnte er zu dem starrkatholischen Köln mit seiner Unzahl von Kirchen, Klöstern und Kapellen fassen, zu der, wie er selbst von Goslar sagt, in und mit ihren Privilegien vermodernden Reichsstadt, welche ihre Macht in gar wunderlicher Weise mit dem Kurfürsten und Erzbischofe, ja mit dem unter fremdem Einflusse stehenden Domkapitel theilte. Kölns Kurfürsten und dessen reiches Gefolge sollte er im Anfange des Jahres 1764 in Ausübung seiner Rechte bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt selbst sehen, wobei der solche Gelegenheiten immer zur Belehrung benutzende Vater es sich nicht entgehen ließ, ihm über die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches, auch wohl über ihre Stellung in ihren Landen und insbesondere über die des kölner Kurfürsten zu seiner Metropole, näheres mitzutheilen. War ihm schon seine überall an vergangene Zeiten und Zustände unbehaglich erinnernde, aber doch noch immer vom frischen Geistesleben der Gegenwart bewegte Vaterstadt drückend, wie viel weniger konnte ihn die von den Reliquien der Heiligen und den Resten eines durch ihre günstige Lage an sie geknüpften Handelsverkehrs lebende niederrheinische Reichsstadt anmuthen, welche kein Strahl des neuerwachten deutschen Geistes beleuchtete, zu dessen Dienst er sich berufen fühlte. Ueber die nahe Rheinstadt Mainz, das ihn als kurfürstliche und große katholische Stadt „in Verwunderung setzte", gingen weder seine Ausflüge noch seine Wünsche hinaus. Ihn trieb es in die freie Welt, wo er seinen Geist ausweiten, Herz und Gemüth erfrischen, sich menschlich fühlen konnte. Nach der Rückkehr von der großen Handels- und Bildungsstadt Leipzig eilte der eben frisch Genesene nach dem Deutschland schmachvoll entrissenen Straßburg, wo die volle Knospe seines Dichtergemüthes sich erschloß. Des Vaters Wunsch führte ihn dann nach dem reichskammergerichtlichen Wetzlar. Hier heimelte ihn die herrliche Natur freundlich an, doch bildete sich auch während des gesegneten Sommers ein Herzensverhältniß, das den entzündlichen, aber von tiefem sittlichen Gefühl zur Entsagung getriebenen Jüngling zur Flucht drängte.

Und er floh, dem Laufe der Lahn folgend, an den Rhein, nach Thalehrenbreitstein. Er hatte Merck versprochen, dort bei Frau von Laroche mit ihm zusammenzutreffen, da dieser seinen Aerger über deren etwas steifes diplomatisches Verhalten bei ihrem vorigjährigen Besuche in Frankfurt beschwichtigt hatte.

Die Dichterin der „Sternheim" sollte die Vermittlerin des Oberrheins und des Mains mit dem Niederrheine werden. Hier hatten die beiden Brüder Jacobi im Mai 1771 mit Wieland vierzehn glückliche Tage genossen, wovon Frau von Laroche auch den jungen frankfurter Advokaten und Dichter unterhalten haben wird. Der ältere Bruder, Johann Georg, hatte sich durch seine tändelnden Gedichte dem Vater Gleim in Halberstadt empfohlen, der ihm zu einem sorgenfreien Kanonikat an seiner Seite verhalf, und zu Erfurt hatte er Wielands Bekanntschaft gemacht; der jüngere, Friedrich Heinrich, der sich in Genf unter Le Sage herangebildet hatte, lebte in Düsseldorf als Kaufmann, beschäftigte sich aber auch lebhaft mit schöner Literatur, besonders derjenigen, die sich auf Sittlichkeit und Menschenbildung bezieht. In diesem Jahre hatte er die Stelle eines Hofkammerrathes erhalten, die ihm, da er sein Geschäft aufgab, um so mehr Zeit ließ, in dem anmuthigen Düsseldorf und auf dem zu seiner sokratisch-horazischen Weisheit wie geschaffenen Gute zu Pempelfort seiner Neigung zu leben. Vergebens suchte Frau von Laroche eine freundliche Verbindung zwischen den Brüdern Jacobi und dem geistsprühenden Frankfurter herzustellen; sie überzeugte sich bald, daß eine entschiedene Abneigung gegen diese Goethes Seele ergriffen hatte, der sich selbständig auf sich stellen wollte und durch einzelne ihm zugebrachte Aeußerungen der Brüder über sein gesellschaftliches und schriftstellerisches Wesen verletzt worden war. Was hatte der Frankfurter mit dem vornehm sich geberdenden Freunde Wielands, was mit dem tändelnden Anakreontiker am Niederrhein zu thun? Auch der Einfluß von Jacobis junger Tante, Johanna Fahlmer, die bereits im Sommer 1772 nach Frankfurt zog, vermochte nichts über seine Abneigung. Freilich fühlte er sich auch zu der Halbschwester der Brüder, Lotte, und zu der Gattin des jüngern Jacobi, der anmuthig heitern Betti, als diese im folgenden Sommer zu Frankfurt verweilten, so freundlich hingezogen, daß er

nach der Rückkehr der letztern mit dieser in briefliche Verbindung blieb: aber von Fritz Jacobi und dem Dichter durfte keine Rede sein. Als die Fahlmer, welche Betti auf dem Winterbesuche nach Düsseldorf begleitet hatte, ihm Aeußerungen der Brüder über ihn mitzutheilen nicht unterlassen konnte (er hatte sich unterdessen durch „Götz" der Welt herrlich offenbart), erwiderte er kalt: Meinungen anderer über einen interessirten immer, so wenig sie auch Einfluß über und in einen haben möchten oder könnten. Freilich mochte er im Scherze wohl auf den Gedanken eines Besuches in Düsseldorf eingehen, wie er es im Januar in einem Briefe an die Fahlmer thut, wo er sich einbildet, er habe dem Kutscher, der ihn Nachts aus der Gesellschaft nach Hause fuhr, auf seine Frage, wohin er wolle, zugerufen: „Kutscher, an Rhein!" und sich dann vorstellt, wie er dort ankomme, von der Magd, die mit in Frankfurt gewesen, empfangen werde und sich bei dem Kammerrath Jacobi präsentire: aber sein Widerwille gegen die Brüder hielt trotz allem noch in voller Stärke vor. Im Frühling 1774 kam der vielversprechende Dichter Heinse mit dem ältern Bruder nach Düsseldorf, wo man die Herausgabe der für Damen bestimmten Zeitschrift „Iris" ins Werk setzen wollte. Die Ankündigung derselben entfremdete Goethe den Jacobis noch mehr, da er meinte, sie wollten durch eine schale Toilettenlektüre den „Merkur" Wielands, mit dem sie in Zwiespalt gerathen, zu Falle bringen. Noch Ende Februar 1774 erwidert er seiner „lieben Mama" Laroche: „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht. Sie wissen, daß mirs mit gewissen Bekanntschaften wie mit gewissen Ländern [dem Niederrhein] geht, ich könnte hundert Jahre Reisender sein, ohne Beruf dahin zu fühlen." Als die Jacobis Sammler von Subscribenten für ihre „Iris" nach dem von Klopstock bei seiner „Gelehrtenrepublik" befolgten Plane suchten, fragte Frau von Laroche bei ihm an, ob sie seiner Schwester in Karlsruhe diese empfehlen solle. „Was sagt Ihnen Ihr Gewissen?" antwortet er.*) „Und wenn es Ja sagte, warum fragen Sie mich? Ich hab' ihr meine Meinung geschrieben: mich dünkte, sie solle sich haus (heraus) lassen, solle ihre Freunde nicht in Kontribution setzen,

*) Von Loeper hat den Brief sieben Monate zu früh gesetzt.

um eines Fremden willen, mit dem sie nie etwas gemein gehabt noch haben kann, und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneiderei die Spediteurs zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun, wies ihr vorkommt. Das hab' ich geschrieben und nun thun Sie, was Sie können, und meine Schwester mag thun, was sie will. Mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bei der Gelegenheit recht merkwürdig worden, und mir gehts, wie dem Domdechant [Dumeiz in Frankfurt], der die Sottisen seiner Widersacher wie eine Perlenschnur am Halse trägt [sie ruhig gewähren läßt]. Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab' ich ihm das andre verziehen. Daß die Kerls mit ihrem Namen Wucher treiben, ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen, da sie auch, dünkt mich, überzeugt sein könnten, daß man mit ihnen nichts zu thun haben will." Hatte er ja in der Farze auf Wieland dessen Schatten im Traume seinen „lieben Jacobi" anreden und Euripides darauf bemerken lassen, man sehe daraus, mit was für Leuten er umgehe. „Da ich fertig bin, liebe Mama", fügt er hinzu, „fällt mir ein, daß ich ungerecht gegen die Jacobis bin; hab' ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern, Tanten und Schwestern eingenistelt? Das gibt ihnen nach der strengsten Kompensation ein Recht auf meine Kornelie [seine Schwester]. Oho!" Aehnlich äußerte er sich gegen Kestner, den Gatten der wetzlarer Lotte, von welcher der ältere Jacobi, wie ihm geschrieben worden, eine sehr vortheilhafte Schilderung gemacht hatte. Die „Iris" sei eine kindische Entreprise, solle ihm aber verziehen sein, weil er Geld dabei zu schneiden denke. „Eigentlich wollen die Jackerls den „Merkur" miniren, weil sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können. Daß Lotte in der Reihe der Protektrices steht, kleidet sie gut." *) Er hatte sich unter-

*) Unter der „Collecteurs und Collectricen", welche die Beilage zum ersten Bande verzeichnet, findet sich ihr Name nicht, aber manche andere Damen, auch die Laroche, und viele bedeutende Männer, selbst Kant und Lessing.

dessen mit den Göttingern verbunden und war von Klopstock angezogen worden. Als letzterer seine „Gelehrtenrepublik" auf Subscription anzeigte, beeiferte sich ganz Deutschland, dem Dichter des Messias und der Oden seine hohe Verehrung durch zahlreiche Betheiligung zu bezeigen; Jünglinge und Mädchen öffneten dafür ihre Sparbüchsen. Für die Schätzung deutscher Literatur in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ist das Subscribentenverzeichniß ein ziemlich zuverlässiges Barometer. Während Göttingen, wo freilich auch manche Auswärtige unterzeichneten, 342, Mitau 140, Hamburg 133, Hildesheim 110, Berlin 90, Wien 86, Mannheim 81, Darmstadt 77, Königsberg 70, Nürnberg 67, Münster 56 Unterzeichner zählt, und, um andere Orte zu übergehen, Frankfurt am Main 22, Bonn 17, den Kurfürst und den Minister an der Spitze, hatte der Kollekteur in Düsseldorf nur 6; Köln brachte es zu 2, dem Rentmeister Plankenhewer und dem Vogt Shall, Mainz ist nur durch den Grafen von Walderdorf vertreten, Aachen, Koblenz, Trier fehlen ganz, obgleich ersteres Transportort sein sollte. Zu der „Iris" fanden sich „Collecteurs und Collectricen" in Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf; in Köln war es der bergische Ritterschaftssyndicus von Lemmen, in Bonn Sekretär Schmitz, in Koblenz Frau von Laroche, in Düsseldorf, wo das Hauptkomptoir war, Hofrath (Arzt) Brinkmann und Hofkammerrath Jacobi. Die Zahl und Namen der Subscribenten wurden nicht angegeben, angeblich, weil die sämmtlichen Listen noch nicht eingegangen waren, nach der Anzeige vom 25. April 1776.

Anfangs Juni 1774 wollte Goethe Frau von Laroche nach Frankfurt abholen, als ihm einer seiner liebsten auswärtigen Freunde, Lavater in Zürich, seine baldige Ankunft meldete. Der jugendliche Dichter, der sich vor kurzem durch „Werthers Leiden" von allem düstern Lebensüberdrusse glücklich befreit hatte, wurde von dem unendlich liebenswürdigen, innigst gemüthvollen schweizer Geistlichen, dem christlichen Dichter, entschlossenen Freiheitsfreunde und begeisterten Physiognomiker ganz hingerissen; er begleitete ihn bis Ems, wohin er auch bald darauf zu längerm Aufenthalt zurück-

Auch Wieland fehlt nicht, wonach er sich die „Iris" neben dem „Merkur" ruhig gefallen ließ.

kehrte. Mit ihm besuchte er Frau von Laroche, welcher er mittheilte, daß er Lavater auf seiner Reise nach dem Niederrhein begleiten werde, ohne irgend anzudeuten, daß er in Düsseldorf Jacobi zu besuchen gedenke, ein Entschluß, der noch keineswegs fest in seiner Seele stand. Lavater hatte eine Zusammenkunft mit dem Rektor Johann Georg Hasencamp zu Duisburg, einer der mystisch frommen Seelen, zu Mülheim am Rhein verabredet, wo die kölnischen Reformirten ihre Kirche hatten.*) In der Frühe des 18. Juli fuhr er mit Lavater, dem diesen begleitenden Zeichner Schmoll, Basedow, dem Apostel eines neuen Erziehungs- und Unterrichtswesens (sein Philanthropin sollte im Herbst eröffnet werden), der zu Verwandten fahrenden hochschwangern Frau des nassauischen Hofrathes Dr. Johann Kämpf, Physikus des Fürstenthums Dietz und Badearzt zu Ems**), welche die Sorge für die Bewirthung übernommen hatte, und einigen andern auf einem besondern Schiffe die Lahn herab, da sie auf dem Rhein nach Neuwied wollten. Sie vergnügen sich anfangs damit, auf ein Blatt abwechselnd Verse oder prosaische Gedanken hinzuwerfen. Goethe macht „Reimendungen für die Gesellschaft". Es wird Kaffe getrunken und Rindfleisch gekocht. Lavater, in einen rothen Dragonermantel mit messingenen Knöpfen gehüllt, schreibt ein Tagebuch, das uns erhalten ist. Die Gesellschaft ist trotz einigen Regens lustig. Goethe schreibt:

Wir werden nun recht geführt,
Weil Basedow das Ruder rührt.

Bei Lahnstein hält Basedow eine witzige Lobrede auf Lavater. Das Schloß Lahneck gibt Goethe das Gedicht „Geistesgruß" ein, in welchem der Geist des heldenhaften Stammvaters von der Zinne herab dem unten fahrenden Schifflein seinen Segensgruß in sehnsuchtsvoller Erinnerung ertheilt. Bei Niederlahnstein stieg Goethe zuerst aus; Basedow drang in ein Haus, wo er sich mit den eben Speck und Bohnen essenden Einwohnern an den Tisch

*) Vgl. den aus urkundlichen Quellen geschöpften, bisher von der Goetheforschung übersehenen Bericht von von der Goltz, „Ein Freundeskreis und sein Verkehr am Rhein im J. 1774", in F. Meyeringhs „Jahrbuch des rheinisch-westfälischen Schriftenvereins" III, 102. ff.

**) Vgl. über ihn und seine Verhandlungen mit Basedow im August die „Westdeutsche Zeitung für Geschichte und Kunst" I, 242 ff.

setzte und es sich wohl schmecken ließ. „Alle ihm nach; Gewirr, Leben und Freude", berichtet Lavaters Tagebuch. „Wieder ins Schiff. Kapelle, ein zerstörtes Schloß vorbei."*) Hier ließ Goethe sich in seiner Weise „über die Kerls in Schlössern" aus. Nachdem sie in den Rhein eingefahren, las dieser. Bei dem weinreichen Horchheim kam die Rede auf die „Staatsnase der regierenden Frau Gräfin von Thirshof**), die freilich für den Physiognomiker bedeutend sein mußte. Wer derselben gedacht, hören wir nicht. Vielleicht handelte es sich um die ihrer Familie eigene auffallende Form der Nase, welche die vornehme Dame als die der eigentlichen Staatsnasen bezeichnete. Zu Koblenz speiste man an der Wirthstafel des damals und bis zum Ende des Jahrhunderts bedeutendsten, einem Herrn Maaß zugehörenden Gasthofs „zu den drei Reichskronen" auf dem Entenpfuhl.***) Goethe saß zwischen Basedow und Lavater. Der letztere gab einem ihm zur Seite sitzenden Pfarrer seine Aus-

*) Hier ist wohl der Anblick von Kapellen und Schloß Stolzenfels gemeint.

**) Der Name wird verhört sein. Man könnte etwa an Sierstorf denken; freilich gab es damals keine regierende Gräfin von Sierstorf, wie auch keine regierende Gräfin, deren Name an Thirshof anklingt, aber doch einen kölner Stadtgrafen von Franken-Sierstorf, welche Stelle schon dessen Vater und Großvater inne gehabt hatten. Franz Caspar von Franken-Sierstorf oder Sierstorpf war 1772 Stadtgraf geworden; er mußte sonderbarer Weise achtzehn Jahre später diese Stelle wegen Unkenntniß aufgeben. 1768 hatte er sich mit Eva Franziska von Backum vermählt, die hier gemeint sein könnte. Frau von Laroche gedenkt 1799 in ihrer Schrift „Mein Schreibtisch" unter ihren Freundinnen einer „Sophie von Siersdorf". Die Erwähnung der Dame ward etwa durch die hier den Rhein theilende Insel Oberwerth mit ihrem Damenstift veranlaßt, in dem es eben nicht erbaulich zuging.

***) Schon 1853 (Freundesbilder S. 27 f.) ist von mir bemerkt, daß von Stramberg diesen Gasthof von alten Leuten als den damals von Goethe besuchten bezeichnen hörte. Eine der gröbsten Verwechslungen ist es, wenn von Loeper (Goethes Gedichte II, 470) behauptet: „Das Diner hätte ... nach [von Stramberg] dem ‚Rheinischen Antiquarius' (II, 20 S. 567) in dem [Gasthof] zum ‚Riesen', der schon seit 1746 der Familie Geromont gehörte, stattgefunden." In dem angeführten Bande ist von Bingen, nicht von Koblenz die Rede und Goethes wird mit keinem Worte gedacht. Aus demselben „Rheinischen Antiquarius" hätte er sich überzeugen können, daß der von ihm gemeinte Gasthof zum Riesen in Koblenz damals noch nicht bestand, erst später an der Stelle von vier Häusern gebaut wurde, von denen eines, das den Namen

legung der Geheimnisse der Offenbarung des Johannes zum Besten, während Basedow einem sich dagegen sträubenden Tanzmeister die Kindertaufe, die er schon vor sieben Jahren in einer eigenen Schrift verworfen hatte, als einen eingerissenen Mißbrauch nachwies. Goethe sprach unterdessen einem Salm und einem Hahn recht wacker zu. Nachmittags ging er allein nach dem auf der andern Rheinseite liegenden Vallendar, wo er von seinem frühern Besuche der Laroche in Thalehrenbreitstein (diese war eben in Nassau anwesend) die Gattin des Gutsbesitzers D'Ester, eine geborene de Faymonville aus Stavelot, kannte. Mit einem Blumenstrauß von der ihm gewogenen Tochter Margaretha (Grethel) geschmückt, kehrte er zur Gesellschaft zurück. Diese war um 3 Uhr von Koblenz abgefahren, stieg aber, da ein Sturm sich erhoben hatte, aus und ging bis Bendorf zu Fuße. Lebhaft unterhielt sich Lavater auf dem Wege mit zwei Begleitern, Bentzler*) und dem „redlichen" Weidemann, die wohl in Koblenz zu ihm gekommen waren, über „Atheisten, Naturalisten, Christen überhaupt, rechte Christen", und über den Glauben an Christi Auferstehung in seiner Goethe wohlbekannten eifernden Weise. In Bendorf trank man bei einem Herrn R. Thee und besah dann die neue reformirte Kirche, die sich freilich neben der alten katholischen Basilika daselbst unbedeutend ausnehmen mußte. Im Schiffe schrieben und lasen sie; Goethe und Lavater stifteten einige Dankverse in das Kalenderlein ihrer Frau Wirthin; ersterer setzte unter seine Scherzreime das Datum mit der Ortsangabe „auf dem Rhein am Mast geschrieben, im Angesicht von Koblenz". Bei herrlichem Sonnenuntergang fuhren sie mitten auf dem Rheine an Schloß Engers vorüber, dann auf Neuwied zu, wo Lavater mit seiner Gesellschaft von Hofrath Roques, einem „geschickten" jungen

„zum Riesen" führte, der Familie von Görres gehörte. Irrthümer sind nie ganz zu vermeiden, doch eine solche Verwechslung zeugt doch von unglaublich eilfertiger Leserei. So glaubt man das Richtige berichtigen zu können!

*) Unter ihm [ist wohl der lemgoer Postmeister und Sekretär Johann Lorenz Bentzler (am 19. Februar 1747 geboren) gemeint, der schon unter den Collecteuren der Gelehrtenrepublik, des „Merkur" und der „Iris" erscheint, den Lavater den „vollkommensten der Adamskinder" nannte, der Freund von Gleim, Herder, Jung Stilling und Claudius. Er hatte sich als Kinderschriftsteller und Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen bekannt gemacht.

Manne, einem Anhänger des überall zahlreiche Verehrer findenden Züricher Helfers (Vikars), freundlich aufgenommen wurde. Nachdem man zu Abend gegessen, ging es an den Hof. „Brillante Menge Grafen und Gräfinnen. Fürstin von Isenburg. Allenthalben Spuren der Freude. Abschied", berichtet Lavaters Tagebuch. Zu Hause führte Bentzler zu Basedows Aerger noch ein anderthalbstündiges „Geschwätz". Später schrieb Lavater Billete an Freund Pfenninger und seine Frau, wozu Goethe Knittelverse diktirte. In Neuwied trafen sie den seit dem 2. hier weilenden schwedischen Reisenden Björnstähl. Dieser hatte schon im vorigen Jahre Lavater in Zürich außerordentlich lieb gewonnen und vor einigen Monaten, am Nachmittag des 8. April, „Herrn Goethe, Doktor der Rechte, einen sehr artigen Mann," in Frankfurt kennen gelernt, der mit ihm zum Direktor des Gymnasiums, Purmann, gegangen war. Auch die Bekanntschaft der Laroche, an die ihn ein Brief Hirzels aus Zürich empfohlen, hatte Björnstähl gemacht. Den 21. Juni hatte er fast ganz bei ihr in Thalehrenbreitstein zugebracht, am 25. in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach Ems gemacht, den folgenden Tag der großen Büchersammlung ihres Gatten gewidmet. Sie schien ihm in jedem Betracht ein vollkommenes Muster für ihr Geschlecht. In Neuwied, bemerkt Björnstähl, habe sich jeder bestrebt, Lavater zu sehen und kennen zu lernen; bei Hofe sei er mit ausnehmender Achtung empfangen und ihm Zimmer in einem Flügel des Schlosses eingeräumt worden. Am folgenden Morgen, den 19., schrieb Goethe an die Laroche in Nassau: „Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren, daß es so sein muß: hier am Hofe ehrt man und liebt man Sie, und wo nicht? als nur da, wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ists worden? Ich hab' die liebe Kleine bei der D'Ester gesehn. Adieu, Mama. Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Frau von Stein." Kein Wort von der Weiterreise, da er seine Absicht nicht verrathen wollte; Frau von Laroche mußte nach diesen Zeilen eher denken, er werde mit Lavater bis zum nächsten Sonntag, den 24., noch in Neuwied bleiben. Weder die Unterhaltung bei Hofe, noch die Herrenhuter und Mennoniten, denen Lavater den ganzen nächsten Tag widmete, zogen Goethe an. In Neuwied könnte er am 19.

das gefühlvolle Hochzeitsgedicht für Jakob Passavant und Magdalena Schübeler im Namen der Brüder des Bräutigams gedichtet haben. Er besuchte hier seinen Jugendfreund, den dichterisch begabten Offizier E. K. L. Ysenburg von Buri, dem er seine neuesten Gedichte mittheilte.*) Mit ihm hatte er einst wegen der Aufnahme in einen Tugendbund in Verbindung gestanden, von dem man ihn auf sonderbare Weise ausschloß.**) Ob er nach Düsseldorf zu Jacobi gehen solle, mag er ernstlich erwogen haben, ehe er sich zu diesem nach so langer entschiedener Ablehnung bedeutenden Schritte entschloß; eine lebhafte Ahnung sagte ihm, daß es an der Zeit sei. Lavaters Tagebuch gedenkt Goethes an diesem Tage gar nicht.

Am regnerischen 20. Juli um 6. Uhr Morgens fuhr Goethe mit Lavater und Schmoll (Basedow blieb in Neuwied) auf dem Herrenhuterschiffchen den Rhein abwärts. Die vergangenen Tage und das schlechte Wetter hatten sie sehr herabgestimmt. Unter dem nassen Decktuche des Schiffes saß Lavater neben Schmoll vor Goethe; letzterer trug noch auf dem grauen Hute den halbverwelkten Blumenstrauß von lieber Hand; über dem braunseidenen Halstuch erhob sich der graue Kapuzkragen des Mantels. Der so „in romantischer Gestalt" im Rheinschiffchen sitzende Dichter des „Werther" verzehrte, so bemerkt Lavater, sein Butterbrod „wie ein Wolf" (nach seinem Vornamen nannte man ihn auch Wolf), und er „sah sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter um", da sein Magen sehr anspruchsvoll war. Bei Andernach sprach er gelegentlich die schon im „Wandsbecker Boten" unter der Aufschrift „Ein Gleichniß" gedruckten Verse auf die Autoren, die ihre Gedichte auf Pränumeration, um Geld daraus zu ziehen, drucken lassen, wobei der Aerger auf das Geldschneiden der Iris mitwirkte. Noch am Ende des Jahres schrieb er an die Laroche, seine Autorschaft habe ihm die Suppen noch nicht fett gemacht, und sie werde und solle es auch nicht thun. Nach dem Frühstücke sprach Goethe die Scherz-

*) Am 21. März 1775 klagt er der Frau von Laroche, daß dieser einige Gedichte, die er damals ihm gegeben, zu seinem Verdrusse ihm vorenthalte, und er bittet sie, ihm diese zu verschaffen. „Ich hab' ihm geschrieben; er ließ mir durch einen dritten sagen, er wolle mir sie durch Madame Laroche schicken."

**) Vgl. mein Leben Goethes S. 51 ff.

verse „Hat alles seine Zeit“ aus seinem Concerto drammatico. Bei Hönningen genossen sie trotz des Nebels eines erfreulichen Blickes. Goethe tröstete sich über das andauernde Regenwetter mit dem Sprüchlein: „Laß regnen, wenn es regnen will u. s. w.“; dann las er aus seinem noch unvollendeten Singspiel „Erwin und Elmire“, woran er vielleicht fortdichtete, als Lavater eine Stunde schlummerte. Aber auch Goethe und Schmoll schliefen darauf den Schlaf des Gerechten unter dem Decktuche; als man es in der Nähe von Bonn einen Augenblick öffnete, wurden beide durch einen kühlen Wind geweckt, und so forderten sie sogleich, man solle wieder schließen. Um 12 Uhr landeten sie zu Bonn, wo man in der Stadt zu Mittag speiste. Die Residenz des Kürfürsten von Köln fesselt die Eilenden nicht. Zwei Stunden später fahren sie mit dem Postwagen nach Köln. Es regnet immerfort; die ermüdeten Reisenden überlassen sich während des größten Theiles des durch eine lange schöne Allee führenden Weges dem Schlummer. Von dem düstern Severinsthor empfangen, fahren sie durch die lange manche Spuren ländlichen Gewerbes zeigende Severinstraße. Endlich kommen sie in dem Posthofe in der Glockengasse (damals Klöckergasse genannt), im sogenannten Fürstemberger Hofe an, wo der kaiserliche Reichspoststallmeister und Postwagenexpeditor J. A. Eschweiler wohnte. Die jetzt sogenannte alte Post, längere Zeit im Besitze der Familie Pauli, besteht aus drei frühern Häusern, wie dies noch die Hausnummer 11. 13. 15. bezeichnet, die sie in unserm Jahrhundert erhielt. Der Fürstemberger Hof war das jetzt mit 13 und 15 bezeichnete Haus.

Auch in Köln machte man keinen Aufenthalt, schon um 5 Uhr fuhr man weiter. Lavater blieb in Mülheim, wo er von Hasencamp und dem frommen Arzte Dr. Collenbusch empfangen wurde, dessen Anblick, wie Jung Stilling von ihm sagte, Lavaters physiognomisches System erschüttern zu wollen schien. Goethe fuhr mit Schmoll, der die Gemäldegalerie sehen wollte, nach Düsseldorf. Man stieg im „Prinzen von Oranien“ ab. Am andern Morgen eilte Goethe schon in aller Frühe, vor 8 Uhr, nach Jacobis Haus an der Ecke der Neustraße in der Nähe des damaligen Flingerthores, links, wo man jetzt nach der Allee hinausgeht. Aber Jacobi

war aus der Stadt nach Pempelfort gezogen, Frau Betti zu ihren Eltern nach Vaels verreist. Zu Pempelfort, wohin er sofort sich begab, fand er den Vater Jacobi, die beiden Schwestern, von denen die eine, die muntere Lotte, ihm schon bekannt war, und die Kinder mit Ausnahme des jüngsten, aber weder Fritz noch dessen Bruder Johann Georg; der erstere befand sich auf einer Geschäftsreise zu Elberfeld, der andere erfreute sich dort an den Schönheiten des Wupperthales. Dieses Verfehlen traf den jungen Dichter, der sich zu dem Entschlusse, das Eis zu brechen, endlich ermannt hatte, gar wunderlich; es scheint ihm augenblicklich nach dem ihm eigenen Aberglauben wie ein Zeichen aufgefallen zu sein, daß er die Bekanntschaft nicht machen solle; denn in Pempelfort muß er sich sonderbar unbestimmt über sein Bleiben geäußert, sein Wiederkommen nicht zugesagt haben. Er eilte zunächst wohl allein, ohne Schmoll, zur Gemäldegalerie, vielleicht in der Absicht, Nachmittags zurückzureisen; als er aber von dieser wieder in den Gasthof kam, schrieb er an die in Vaels weilende Freundin:

„Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt:

Düsseldorf den 21. Juli 1774,

gegen zwölfe Mittags, in dem Gasthofe zum Prinzen von Oranien. Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat.*) Vor acht heut früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, ans Flinger- oder Flinderthor (deswegen gehe ich so ins Detail, daß Sie sich des überzeugen, daß ich hier bin, das ich selbst kaum glaube); Kathrine**) machte auf, und große Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verreist, der Jüngste schlief, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, George, der Kleine ꝛc. Daß mirs weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo. — Was weiter wird? Steht in der Götter Hand."

*) Vor gestärkt ist mein Herz gedacht. Mit hartem Herzen war er zur Galerie gekommen, halb entschlossen, ohne Jacobi gesehen zu haben, wieder abzureisen, aber der Kunstgenuß hatte die Härte erweicht, und so sein Herz zum Guten gestärkt.

**) Die alte Dienerin, welche mit Betti in Frankfurt gewesen war.

Man sieht, er wußte nicht, was er thun solle; daß er gekommen, ihren Gatten kennen zu lernen, und es bedauere, daß sie ihn diesem nicht zuführe, deutet er kaum an. Betti wußte auch nicht, was sie aus dem Brief nehmen solle, ob er es wirklich über sich gewinnen werde, ohne die Bekanntschaft ihres Gatten gemacht zu haben, wieder abzureisen. „Wäre ich und alles, was ich liebe, in Düsseldorf gewesen", schrieb sie, „so sollte unsere altdeutsche ehrliche Bewirthung Sie nicht mißvergnügt haben abreisen lassen. Sind Sie oder sind Sie nicht mehr daselbst?" Als diese Zeilen ihn trafen, war der Bund mit ihrem Gatten glücklich geschlossen.

Goethe überwand, er entschloß sich selbst nach Elberfeld zu gehen, wo sein straßburger Freund Jung Stilling Arzt war. Dies ergibt sich aus Jung Stillings späterm Bericht ganz unzweifelhaft, wenn er auch manches verschoben und irrig hereingetragen hat. Jacobi selbst bemerkte, als er Jung Stillings „Häusliches Leben" (1789) gelesen, dessen Erzählung sei aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt und oft durch Untreue des Gedächtnisses entstellt, wie z. B. sein Bruder bei der ersten Bekanntschaft Goethes nicht zugegen gewesen sei, aber daß er Goethe in Elberfeld kennen gelernt habe, leugnet er nicht. Auch Goethe erinnerte sich sehr wohl, daß dieses denkwürdige Ereigniß nicht in Düsseldorf sich begeben, nur irrte er, wenn er meinte (doch könnte er hier auch absichtlich aus künstlerischer Absicht von der Wahrheit abgewichen sein), er sei von Köln, nicht von Elberfeld mit dem neuverbundenen Freunde nach Düsseldorf zurückgekehrt. Die Annahme, Goethe habe Jacobis Bekanntschaft in Pempelfort am Morgen des 21. Juli gemacht, steht, um hier anderer, weiter unten anzuführenden Zeugnisse nicht zu gedenken, in schroffstem Widerspruch mit dem deutlich redenden angeführten Billete an Betti, so wie mit deren Antwort und Goethes spätern ohne Zweifel in Köln geschriebenen Zeilen, in welchen er dieser triumphirend meldet, er habe den nun auf ewig gewonnenen Freund ganz allein aufgesucht und im ersten Augenblick ohne Vermittlung eines schwesterlichen Blickes den Seelenbund mit ihm geschlossen.

Stillings Erzählung ist etwas verworren, wie man z. B. gar nicht sieht, wie Heinse mit Goethe zusammengekommen, auch der

Freude des Begegnens von Jacobi mit Goethe und Lavater gar nicht gedacht ist. Dagegen ist die seltsame, bis ins einzelnste ausgeführte Schilderung der Versammlung an dem ovalrunden Speisetisch bei „einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmanne", wo neben Lavater sich die Jacobis, Heinse und Goethe und manche andere, namentlich angeführte und geschilderte Leute befanden, der Hauptsache nach nicht zu bezweifeln. Neues Licht wird über Goethes erste Zusammenkunft mit Jacobi durch den oben angeführten Bericht von von der Goltz und das von ihm benutzte Tagebuch Hasencamps*) verbreitet. Goethe fuhr den Nachmittag oder Abend des 21. nach Elberfeld, um dort Stilling aufzusuchen. Lavater war Nachmittags mit Hasencamp und Collenbusch nach Düsseldorf gefahren; am folgenden Morgen besuchten sie die Galerie, dann brachten sie ein Wagen nach Elberfeld, wo Goethe sich indessen bei Stilling auf die wunderliche von diesem erzählte Weise eingeführt hatte. Er speiste bei diesem zu Mittag und ging mit ihm spazieren. Auf dem Wege begegnete den Freunden Jacobi, der eben von Elberfeld kam; er berichtete den drei Reisenden (Hasencamp und der bei Duisburg wohnende Collenbusch waren ihm persönlich bekannt), daß Goethe in Düsseldorf sei, wohin er deshalb eilends zurückkehre. Doch konnten diese ihm mittheilen, derselbe sei gestern nach Elberfeld gereist, um Stilling aufzusuchen. So kehrte er denn sofort im Wagen der drei Reisenden nach Elberfeld zurück. Sie besuchten dort, ehe sie zum Pfarrer Arnold Müller im Dorfe Wichlinghausen sich begaben, um sich ein wenig auszuruhen, den frommen Kaufmann Caspary.**) „Bei Caspary trafen wir den frankfurter Zuchtmeister (?), unsern Dichter Herrn Dr. Goethe", erzählt Hasenkamp bei von der Goltz. „Dem legte ich die Frage vor, ob nicht Klopstocks ‚Messiade' so umgearbeitet werden könne, daß alle scholastischen Ideen, welche das Evangelium der Herrlichkeit verdunkeln, durch lauter Schriftwahrheiten ersetzt würden. Auch forderte ich

*) Einen Auszug daraus gibt auch neuerdings Dr. Karl Krafft im „Reformirten Wochenblatt" 1884 Nr. 51

**) Wohl Konrad Adolf Caspary, der auch geistlicher Dichter, ein Freund von Tersteegen war, oder dessen Sohn Anton Philipp, der am 17. Mai 1757 eine Wichelhausen geheiratet hatte.

ihn auf, wie Gellert eine Komödie „Die Betschwester" geschrieben habe, so möchte er eine schreiben, „Der Gebetsverehrer". Er war nicht unwillig darüber." Die hübsche Beschreibung Stillings enthält einzelne falsche Züge. Schon Jacobi bemerkte, daß sein Bruder nicht dabei gewesen sei, aber Heinse war zugegen.*) Dagegen wird Stilling mit Goethe nach dem Berichte des erstern erst zu Caspary gegangen sein, als er von Lavaters Ankunft vernahm.**) Der von Stilling nicht genannte Tersteegianer war der vierundsechzigjährige Orgelmacher Jakob Engelbert Teschenmacher, der junge Kaufmann (Hasencamp spricht von mehrern redlichen Kaufleuten) hieß Grahe. Erst Krafft verdanken wir die Abschrift eines im gleimschen Nachlasse erhaltenen Briefes von Heinse an Gleim, der freilich fast ein Vierteljahr später (am 13. Oktober) geschrieben ist. „Lavater ist mit aller seiner Schwärmerei ein liebenswürdiger Mann", schreibt er; „das unschuldige Lächeln um seine Lippen ist verführerisch und sein ganzes Gesicht ist ein Ausdruck der Ueberzeugung von dem, was er glaubt. Der erste Auftritt, wo ich ihn sah, muß von einer Meisterhand gezeichnet werden, und meine wenigen Kräfte dazu anzuwenden, hab' ich jetzt keine Zeit. Denket euch indessen uns von ungefähr in einer Stube zusammengeführt, zuerst Goethe (den wilden Verfasser von ‚Götter, Helden und Wieland'), Heinse (den Verfasser [Uebersetzer] des Petron und [Verfasser] der „Laidion", Lavatern, den Aufseher darüber; nach diesem den größten Pietisten unserer Gegend, Hasencamp, dann den Doktor Jung, der die ‚Asineide' [‚Ase-Neitha'] im ‚Merkur' gemacht hat, auch einen Pietisten, dann Teschenmacher, einen berühmten Pietisten und meinen Fritz Jacobi und einen Maler, Goethes Freund***), und sechs Damen und Herren,

*) Nach Krafft gedenkt Hasencamp ausdrücklich neben Goethe dieses als „eines andern Gelehrten, der sich Rost nannte".

**) Am seltsamsten ist es, daß Stilling nicht der Wonne der neuen Freunde und des Staunens Goethes gedenkt, Lavater hier zu finden, dagegen den Dichter des „Götz" um den Tisch tanzen, Gesichter schneiden und allenthalben nach seiner Art zeigen läßt, wie „königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte".

***) Es kann nur Schmoll gemeint sein, aber daß dieser zu Elberfeld gewesen, beruht wohl auf Irrthum. Heinse wird ihn erst in Düsseldorf an Goethes Seite kennen gelernt haben. Deshalb erwähnt er auch nicht, daß dieser Lavaters Reisebegleiter war.

auch Pietisten, die uns zusammen zu sehen kamen, und höret Goethen Klopstocks ‚Messias' gegen Hasencamp vertheidigen*) und Herders ‚Urkunde', und höret mich loben und sehet ihn dann Lavatern zärtlich küssen und seht die Gesichter voll Verwunderung und Erstaunen darob, und seht uns dann alle friedlich zusammen ein Glas Wein trinken und unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren und Lavatern schon eine Betstunde halten und Abschied nehmen." Stilling und Grahe begleiteten Lavater und dessen Gefährten bei der Abendsonne bis zum Dorfe Wichlinghausen, wo sie sich von ihnen trennten. Goethe, Jacobi und Heinse hatten schon bei Caspary sich von Jung und Lavater verabschiedet, um nach Düsseldorf zu reiten. Jacobi und Heinse hatten ihr Pferd bei sich; auch Goethe war wohl nach Elberfeld geritten. Als dieser später in Köln Jacobis Gattin den geschlossenen Bund jubelnd verkündete, schrieb er: „Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß. Nicht eingeführt, marschallirt, exkusirt; grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten." Die geheime Anziehung der Persönlichkeit hatte mit einem Schlage die Herzen unzertrennlich geeinigt; alles, was sie getrennt hatte, war mit einemmal vergessen, alles Mißtrauen von Jacobis Seite geschwunden, der noch vor vierzehn Tagen an Wieland geschrieben hatte, trotz der Aeußerungen, welche Goethe gegen die Fahlmer gethan, dürften sie ihm nicht viel zutrauen, da er ein zügelloser, unbändiger Mensch sei und bleibe.

In Pempelforts gastlichen Räumen, wo Goethe sich im Kreise der sich innig liebenden Familie, in welcher Bettis Geist auch aus der Ferne waltete, in welcher er schon längst durch die Schilderung

*) Hasencamps Tagebuch berichtet, er habe sich, im Gedanken, die Ungläubigen würden nach Ueberwindung der Zweifel die besten Vertheidiger des Glaubens, mit Goethe eine Weile unterhalten. „Ich äußerte meinen Abscheu an den scholastischen Ideen in Klopstocks ‚Messiade', die der Verherrlichung Gottes in seinem Sohne so sehr im Wege ständen. Mit der Entschuldigung, das Ganze als Gedicht zu betrachten, ist nichts gerechtfertigt. Auch die Dichtkunst diene der Ehre Gottes. Ein Quentchen Wahrheit ist mir lieber als ein Zentner Gedichte." Man sieht, was Goethe erwiderte.

dieser und der Fahlmer heimisch geworden, in welcher er noch so manches fand, was er selbst dieser geschickt hatte, unter den hohen Linden-, Ulmen- und Pappelgängen so ganz heimisch fühlte, gewann der geschlossene Bund durch gegenseitiges Vertrauen und den vollen Erguß der Herzen festen Bestand. Wie viel hatten sich die Freunde zu sagen, die sich Jahre lang gespannt gegenüber gestanden, jetzt aber durch leibhaftes Zusammenleben sich mit Entzücken überzeugten, wie alles, was Gattin, Schwester und Tante ihnen gesagt hatten, durch die Wirklichkeit so weit übertroffen wurde, daß beide ineinander die Seele gefunden, nach der sie so lange sich gesehnt. Die unendliche Liebenswürdigkeit Goethes, die sich auch hier wieder den Kindern gegenüber zeigte, deren herziger Freund er überall war, die reine Offenheit, das glühende Seelenfeuer, die sprudelnde Geistesfülle, die Jacobi selbst als Besessenheit bezeichnet, rissen den pempelforter Freund mächtig hin, wie das volle, leidenschaftliche Hingeben der von Grund aus vornehmen Natur Jacobis, das tiefe Wogen seiner nach dem Höchsten ringenden, von reinem Menschensinn erfüllten Seele diesen wonnig umfingen. Wie Goethe Heinse erschien, lehren seine längst bekannten Aeußerungen an Gleim. Er nennt ihn „Genie und Kraft von Wirbel bis zur Zehe, ein Herz voll Gefühl, einen Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, der alles mit sich fortreiße"; da sei kein Widerstand, wenn man ihn persönlich reden höre.

Dem ältern Bruder hatte Jacobi in Elberfeld die Aufforderung zurückgelassen, am nächsten Tage nach Pempelfort zu kommen, da er Goethe zu Gaste habe; dieser übereilte sich aber nicht. Neuerdings ist in der illustrirten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" (Februar 1885) J. G. Jacobis Tagebuch vom 23. und 24. Juli 1774, nach dem von ihm selbst kurz vor seinem Tode ausgeführten Auszuge ans Licht getreten, welches über diese Tage ein neues Licht wirft und Goethes Erzählung erheblich berichtigt. Der ältere Bruder scheint Goethe die Verspottung in der Farze auf Wieland und die sonstigen ihm zugebrachten Aeußerungen lebhafter nachgetragen zu haben als der jüngere; seine Behauptung im Auszuge des Tagebuchs: „Herr Goethe hatte mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt", ist ungegründet und muß auf späterer Trübung der Er-

innerung beruhen. Erst am Nachmittag, nachdem er Lavaters Besuch erhalten, der auch von Goethe mit Begeisterung gesprochen und ihm einen guten Eindruck trotz seiner Schwärmerei gemacht, ging er nach Düsseldorf. Von der ersten Begegnung sagt er: „Wir gaben uns die Hand. Ich sah einen der außerordentlichsten Männer voll hohen Genius, glühender Einbildungskraft, tiefer Empfindung, rascher Laune, dessen starker, dann und wann riesenmäßiger Geist einen ganz eigenen Gang nimmt. Seine Tafelreden hätte ich aufzuschreiben gewünscht." Wie wenig er Goethe eigentlich erkannte, ergibt sich aus der Bemerkung vom 24.: er sei gern mit ihrem Fremden (Gaste) gereist, wie sehr sie auch beide in ihrer Art zu sehen, zu hören und zu fühlen verschieden seien. „Ebenso wie ich unter den alten Griechen, so lebt er unter den alten Schotten, Celten und Deutschen, nur mit dem Unterschiede, daß ich zuweilen mit Lust auf seinen rauhen Gebirgen oder in seinen Felsschlössern oder in den weiten Sälen ihn besuche, wo Pfeil und Bogen an der Wand hängen und die Harfe von selbst einen Klang gibt, weil die Seelen der Väter hinkommen und sie berühren, er aber in meine lustigen Thäler, wo eine Grazie auf der Leier spielt, nicht herabsteigen mag." Freilich die maskirte griechische Grazie war nicht in Goethes Sinne, aber wie hoch er die alten Griechen hielt, hatte er schon in der Farze gegen Wieland gezeigt, und nicht bloß die alten Deutschen ehrte er und die treuherzigen Ritter des Mittelalters, die sein auch von F. G. Jacobi hochgehaltener „Götz" widerspiegelte, seine Seele lebte in der frischesten Gegenwart und seine Lyrik ergoß sich in den innigsten Tönen. Der Dichter Jacobi, der mit seinen „Poetischen Versuchen" schon vor zehn Jahren hervorgetreten, war von seinen Goethe widerwärtigen Tändeleien schon zurückgekommen und nahm durch seine große Leichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens, schöngeistige Bildung und herzliche Gemüthlichkeit für sich ein.

Schon ehe der ältere Jacobi nach Pempelfort kam, hatte Goethe sich mit Heinse befreundet. Der von sinnlicher Glut sprühende, zu Lust, Scherz und Spott aufgelegte, vom Leben wunderlich geführte Dichter hatte durch seine nach Goethes Urtheil „mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschriebene" Laidion

die größten Erwartungen erregt, und seine Ottaven schienen ihm „alles zu übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden". Und trotz seiner achtundzwanzig Jahre war er der gutmüthigste Junge, dem schon Wieland durch den Namen des leichtfertigen und bittern leipziger Dichters Rost seine freilich nicht ganz zutreffende Signatur gegeben hatte. Aber Jacobis Gastfreundschaft genoß noch ein anderer Goethe gleichalteriger, von Wieland angewehter Dichter, Werthes, der Verfasser der von ihm in einem damals nicht veröffentlichten Gedichte verspotteten „Hirtenlieder", ein „gar guter Junge", dessen Art, sich in die Chinoises und Sophas zu finden, Goethe so menschlich fand.

Hatte er auch bereits am ersten Tage die düsseldorfer Galerie gesehen, so wird er diese doch an der Seite seines Fritz, Heinses und Werthes' noch einmal besucht haben, wo er denn den Direktor der Malerakademie, Johann Lambert Krahe, kennen lernte und sich an Heinses feuriger Auffassung von Rubens' gewaltiger Kraft und seiner begeisterten Anschauung prächtiger niederländischer Landschaften gefreut, ja mit dieser gewetteifert haben wird.

Nach Goethes späterer Darstellung sollte man glauben, er habe sich eine Reihe von Tagen zu Pempelfort aufgehalten. Aber seine Zeit war kurz bemessen, da er noch mit Lavater in Ems zusammenkommen wollte, wohin dieser nach einer am 24. in Neuwied zu haltenden Predigt zurückkehren sollte, um den Badeort gleich darauf zu verlassen. Goethe will mit Jacobi von Köln aus Bensberg besucht haben; daß dies nicht richtig sein könne, habe ich schon früher bemerkt. Jetzt belehrt uns das Tagebuch des Dichters Jacobi, daß Goethe, Fritz, dessen Bruder und Heinse Sonntag den 24. Juli Morgens um 5 Uhr im Wagen nach dem kurfürstlichen Jagdschlosse Bensberg fuhren, das Merck vier Jahre später in Wielands „Merkur" als eines der ernsthaftesten und gedachtesten Gebäude von ganz Deutschland bezeichnete. Ueber den Besuch daselbst berichtet der ältere Jacobi: „Wir speisten in einer schönen Laube, dicht an einem Gärtchen voll Blumen; hinter dem Gärtchen öffnete sich ein Theil der weiten Aussicht [die in der Ferne den Rhein und die „berühmten sieben Berge" zeigt]. Ich glaube, daß die Götter dann und wann auf einer solchen Wolke so Nektar trinken und die Hälfte der Erde

übersehen." In so überschwänglicher Weise freute sich Johann Georg Jacobi und wohl auch die beiden andern Dichter der herrlichen Aussicht, während der jüngere Bruder und Goethe sich über Spinoza unterhielten. Fritz Jacobi erinnerte Goethe noch Ende 1812 an die Laube in Bensberg, wo der neue Freund ihm so unvergeßlich über jenen gesprochen habe; dieser bildete den Mittelpunkt ihrer lebhaften Unterhaltung, da Jacobi mit diesem ihm freilich zu kalt und hart scheinenden jüdischen Weltweisen, dessen Uneigennützigkeit und Großheit Goethe mächtig anzogen, sich eindringlich beschäftigt hatte. J. G. Jacobi fährt fort: „Nach Tisch gingen wir auf das Schloß, dessen Wände größtentheils von berühmten niederländischen und italienischen Meistern gemalt sind. Schade, daß die Malerei der Decke fast in allen Zimmern allegorisch ist und man den Gedanken des Malers nur selten errathen kann. Die Göttin des Glücks hat ihr Füllhorn und schüttet eine Menge von Reichthümern, Gold, Edelgestein, Ordensketten, Bischofshüte u. s. w., auf die Erde, wo jedermann etwas zu erhaschen sucht. Die dummen Gesichter bekommen das Beste, der Maler selbst geht leer aus, sieht aber das Gewühl der übrigen und ihre Schätze mit Gleichgültigkeit. Immer zu verwundern, doch wird es ihm dadurch leichter, daß er ein artiges Weib, ihre Hand in die seinige gelegt, neben sich hat.

Mit welcher Freude gäb' ich nicht
Ein ganzes Horn des Ueberflusses
Für solch ein liebendes Gesicht
Und für den Segen eines Kusses!"

Das ist ganz der Graziendichter Jacobi, der sich in ähnlicher Weise geäußert haben wird, von der Meisterschaft der Kunst nichts verstand. Weiter bemerkt er noch, daß Goethe die Natur und das wahre Leben einiger Jagdstücke lang betrachtet, er selbst bei dem Reigen der artigsten Nymphen und Götter sich aufgehalten habe. Goethe selbst berichtet in seiner spätern Darstellung, daß ihn die Wandverzierungen von Weenix über die Maßen entzückt hätten, da der außerordentliche Mann hier sein ganzes Talent erschöpft, sich in der Darstellung des mannigfaltigsten thierischen Ueberkleides der Natur gleichgestellt, in Absicht auf die Wirkung sie übertroffen habe.

Nicht einmal einen ganzen Tag konnten die Freunde zusam-

men in Köln verweilen, da sie erst nach Tisch das Schloß Bensburg besuchten und darauf nach der drei Stunden entfernten Stadt der heiligen drei Könige und der elftausend Jungfrauen der heiligen Ursula fuhren. Daß über diese bigotte Heiligenverehrung gespottet wurde, dürfen wir aus dem Bericht F. G. Jacobis schließen: „Wir reisten nach Köln, wo der majestätische Rhein vor dem [schon im Mittelalter] zugemauerten Stadtthor vorbeifließt, durch welches die Knochen der heiligen drei Könige [vielmehr die unversehrten Leiber] gewandert sind, woneben römische Alterthümer, Kapellen mit Reliquien stehen und viele junge Leute, nachdem sie rothwangige Mädchen geküßt haben, vor den Gebeinen der elftausend Jungfrauen Buße thun." Goethe und sein neugewonnener Freund waren wohl zu sehr mit sich beschäftigt, als daß sie auf diesen wohlfeilen Spott eingegangen wären. Sie wollten sich in Köln an Werken der Kunst erheben, an dem berühmten Rubensgemälde, dem Jabachschen Familienbilde und dem unvollendeten Riesenwerke des Doms, neben dem so manche andere Kirchen und ältere Bauwerke der Stadt trotz ihres Verfalles ein ehrwürdiges Ansehen gaben.

Diesmal genoß Goethe wohl von Deutz und dann von der Ueberfahrt aus zuerst den unvergleichlichen Anblick der in einem Halbmonde am Rheine, wie Forster sagt, üppig hingegossenen, mit unzähligen Thürmen prangenden Stadt. In der Nähe des Rheines stiegen sie ab in dem angesehenen Gasthof „zum heiligen Geist", in welchem vor drei Jahren auch Jung Stilling in Begleitung eines nach Holland reisenden Gesandten eingekehrt war. Das auf dem Thurnmarkt gelegene, Nummer 1158 (die Häuser waren damals fortlaufend durch die ganze Stadt gezählt) tragende Haus bot, wie noch heute, eine freie Aussicht nach dem Rheine. Der Gastwirth war Johann Peter Engels; später ging das Haus in den Besitz der Wittwe und der Erben über. Bei der neuen Straßennummerirung, in welcher jede Straße für sich gezählt wurde, erhielt es die Nummer 16. In den zwanziger Jahren befand der Gasthof sich im Besitze von Bartholomäus Taurel; später verband der Gastwirth Johann Baptist Dietzmann damit das Haus Nr. 18; 1841 hatte der von ihm geführte, jetzt eingegangene „königliche Hof" noch ein drittes Haus, Nr. 20, mit sich vereinigt. Der Gast-

hof „zum heiligen Geist" war demnach der südlichste Theil des spätern „königlichen Hofes."

Bei der Darstellung des Aufenthaltes in Köln lagen dem Dichter ohne Zweifel einzelne Tagebuchbemerkungen vor. Schon in dem Ende 1809 entworfenen Schema zu seiner Lebensbeschreibung lesen wir: „Koblenz. Reise nach Köln. Jacobis. Jappach. Düsseldorf." Als einen Hauptpunkt in Köln hatte er sich also schon damals Jabachs Familienbild angemerkt, noch ehe ihn Jacobi in dem Briefe vom 28. Dezember 1812 an das „Jabachsche Haus" erinnerte. Freilich könnte man meinen, er habe aus Jacobis Briefe vom 26. August 1774 die Erinnerung an Jabach genommen; dagegen spricht schon die falsche Schreibung Jappach, deren er sich bediente, während Jacobi richtig Jabach schrieb. Wie er die Bemerkungen über die Bilder von Weenix in Bensberg aus Jacobis Briefen von 1774 und 1812, da sie ihrer nicht gedenken, nicht nehmen konnte, sondern ihm hier noch eine kurze Tagebuchbemerkung vorlag, so muß es auch bei Köln der Fall gewesen sein. Wie weit diese Tagebuchbemerkungen gingen, können wir nicht ermessen, da Goethe nicht eben alles, was ihm vorlag, zu seiner Darstellung benutzte, sondern nur das, was er nach seinem Plane brauchen konnte, und auch in der Folge, wie es ihm dazu passend schien. So hat er ja die von Jacobi ihm gebotene Erwähnung der Laube zu Bensberg unbenutzt gelassen, und wenn er die Bekanntschaft mit Jacobi in Köln erfolgen läßt, so kann man noch immer zweifeln, ob er nicht mit Bewußtsein diese Verschiebung sich erlaubte, welche die Wahrheit der Darstellung nur ganz unwesentlich beeinträchtigte, ihm aber zu seinem Zwecke gerade förderlich schien. So trug er denn auch kein Bedenken, einem nur auf ein paar Tage beschränkten Zusammenleben eine längere Dauer zu geben; denn was er von dem Aufenthalt in Düsseldorf und Eberfeld sagt, fügt sich nicht in einen so knappen Zeitraum.

In Köln, bemerkte Goethe in seiner Lebensbeschreibung, fast vierzig Jahre später, als die ersten Eindrücke ganz verwischt waren, habe das Alterthum eine nicht zu berechnende Wirkung auf die ihn mächtig beherrschende Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in eins geübt. Aber was seiner Seele damals ihre eigen-

thümliche Stimmung gab, war das wunderbar aufregende Gefühl, in dem so lang gemiedenen und falsch beurtheilten Jacobi eine durchaus reine und edle Natur gefunden zu haben, der er sich voll hingeben, der er alle seine Regungen und Strebungen, sein ganzes Fühlen und Denken vertrauen durfte. Wie vor den Liebenden, die sich auf ewig gefunden, die Zukunft wie ein unermeßliches Land des Segens sich ausdehnt, so war in dem vertrauten Zusammenklingen der Freunde ein unendliches Leben muthigen Schaffens und Wirkens, des vollen Anspannens ihrer Geisteskräfte erwacht, das sie in der ahnungsvoll sie umwebenden Gegenwart alle Seligkeit eines reichen Daseins, das aus eigener in des Freundes Brust vertrauensvoll sich ergießender Seele schöpft, und der frei sich gestaltenden Entwicklung ihrer Natur genießen ließ. Jacobi fand in Goethe, wie er bald darauf (den 10. August) an die gemeinschaftliche Freundin Mama Laroche schrieb, den Mann, dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele ausdauern könne, durch den sein Charakter erst seine echte, eigenthümliche Festigkeit erhalten werde, der seinen besten Ideen und Empfindungen, den bisher einsamen und verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben. Gegen den neugewonnenen Freund selbst äußerte er: „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredt haben." Und vorher: „O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! Und welche Kraft wirkts in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe." Ja in Köln, wo das Glück des seligen Bundes zur wärmsten Empfindung sich steigerte, hier war es, wo Goethes titanischer Drang zum erstenmal in übermächtiger Geisteskraft sich erhob, die ihn zur Dichtung des „Ewigen Juden" und des „Faust" trieb. Mag man Frankfurt und Straßburg, etwa auch Mainz, einen gewissen Antheil an dem in der Riesendichtung des „weitbeschreiten Zauberers" wirkenden Geiste zuschreiben*), den

*) Daß die Anfänge desselben schon 1769 fallen und der spätern Dichtung

allergrößten Einfluß auf die endliche dichterische Gestaltung des „gespenstigen Doktors" übte das finstere Köln, das er im Rausche der neuen, allerinnigsten Freundschaft schaute. Unglücklich, wer nie die Seligkeit eines solchen Rausches gefühlt! Und wie entzückend mußte bei Goethe ein solcher Geistes- und Seelenrausch sein, bei ihm, der, wie Heinse im frischen Nachgefühle seiner Bekanntschaft sich ausdrückte, nicht allein „vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke" war, sondern auch „ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer und Adlerflug, qui ruit immensus ore profundo (von Pindar nach Horaz)." Diese Freundschaft hatte seine ganze Seele aufgerüttelt, die kurz vor Lavaters Ankunft so heiter beruhigt gewesen war, daß er sogar den Gedanken an eine Heirat mit Anna Sibylle Münch nicht von sich wies.

In seinem jetzigen glühenden Freundschaftsrausche zeigte sich ihm Köln in verklärter Gestalt. Was kümmerten ihn die engen, dunkeln Straßen mit ihrem schlechten Pflaster, über das Björnstähl, der eine Woche später Köln besuchte, Klage erhebt? was kümmerten ihn der Verfall der Stadt und die Blüthe der vierundsiebzig Klöster, Abteien und Hospitäler, von denen manche mit ihren großen Gärten, besonders ergiebigen Weingärten, sich ungemein breit ausdehnten? was kümmerten ihn die von jenen aufgenährten unzähligen Bettler, die dem Sohne des von solcher Plage der unterstützten Arbeitsscheu freien Frankfurt besonders widerwärtig auffallen mußten, die aber hier ein so behagliches, gottseliges Leben führten, daß sie ihre Töchter mit der Anweisung auf Almosen einer Anzahl Klöster aussteuerten? Auch die Schätze der Kirchen und Bibliotheken, Gelehrte und Künstler lagen den unzertrennlich verbundenen Freunden fern, die möglichst wenig aus sich selbst heraustreten wollten. Durch seine geschäftliche Verbindung und seine amtliche Stellung war Jacobi ohne Zweifel manchen bedeutenden Männern der Stadt näher bekannt; bestimmt wissen wir nur, daß die Familie mit dem schon oben als Kollekteur der „Iris" genannten jülich- und bergischen Hofrath, Kreissyndikus und Sekretarius Heinrich Wilhelm von

ein älterer prosaischer Entwurf zu Grunde liegen soll, gehört zu den Phantasmagorien, womit eine auf geistreiche Einfälle und ihre kecke Durchführung erpichte Schule die Goetheforschung verwirrt.

Lemmen in Verbindung stand, aber auch dieser ward nicht bemüht. Der Dichter des „Götz" wollte incognito die Rheinmetropole sehen und auf sich wirken lassen. Björnstähl besuchte den Freiherrn von Hüpsch, dessen merkwürdige Sammlungen einen weiten Ruf genossen, den in allerlei Kunstarbeiten, besonders im Wachsbossiren geschickten Domvikar Hardy, den geschichtskundigen Vikar Alster in St. Andreas, der eine ansehnliche Anzahl Bücher und Handschriften besaß, den gründlich gelehrten Großdomherrn (Très foucier) von Hillesheim und den um die Stadt verdienten, an Kunst und Wissenschaft lebhaften Antheil nehmenden regierenden Bürgermeister Johann Balthasar von Mühlheim. Alle diese wurden nicht besucht. Ueber den Sonntagnachmittag, wo sie in Köln ankamen, liegt uns der Bericht J. G. Jacobis vor; leider fehlt der vom folgenden Tage.

Der erste Gang galt, wie wir dem Berichte des ältern Jacobi entnehmen, dem berühmten Gemälde der Kreuzigung des Petrus, welches Rubens für die jenem Heiligen geweihte Pfarrkirche gemalt hatte. Durch die enge Rheingasse stieg man herauf, an der bedeutenden St. Mariakirche (Sint Mergen), die längst den falschen Namen Maria in Capitolio trug, und der Stephanskapelle vorbei ging es in die gleichfalls enge Sternengasse, an dem Hause vorüber, das eine falsche Sage zum Geburtshause des gewaltigen niederländischen Malers gemacht hatte. Aus der Aeußerung J. G. Jacobis über das Gemälde von Rubens: „In dem Gesichte sowohl als in allen Nerven und Muskeln des Märtyrers ist das höchste Leiden, in den Köpfen seiner Henker sind verschiedene Grade von Grausamkeit oder kaltsinniger Härte stark und vortrefflich ausgedrückt", spricht sich wenigstens zum Theil der Eindruck aus, den das Bild auf Goethe machte. Aber der für alles Schönmenschliche warm begeisterte Dichter konnte trotz der Kunst des die Natur mit seinem mächtigen Pinsel zwingenden Meisters sich von dem Gegenstande nur abgestoßen fühlen, wie später Georg Forster, der, freilich ohne zu wissen, daß der Sage nach Petrus sich ‚den Kopf nach unten gerichtet' kreuzigen ließ, ausrief: „Hilf Himmel, welch ein ästhetisches Gefühl hat so mancher gepriesene Künstler gehabt!" Man erinnere sich ähnlicher Ausbrüche des Unwillens in Goethes ersten aus Italien geschriebenen Briefen.

„Nicht weit von dem Gemälde", schreibt der ältere Jacobi weiter, „stand ein Altar, mit Todtenköpfen geziert, welcher zu Seelenmessen gedient hatte, und das castrum doloris eines jungen Mädchens. Wie kann man doch ein junges unschuldiges Mädchen aus dem Fegfeuer herausbeten wollen! ‚Die Erde müsse dir leicht werden!' das war der letzte Segen der Alten, und dann Rosen auf das Grab." Jacobi irrte sich wohl insofern, als die Seelenmessen am folgenden Tage stattfinden sollten, und man am Sonntag Nachmittag schon die Vorbereitungen dazu gemacht hatte. Es muß schon ziemlich spät gewesen sein, etwa gegen 6 Uhr, da der Gottesdienst bereits zu Ende war. Auch Goethe wird sich über die schauderhafte Bestellung des Altars mit Todtenköpfen, wie sie zum Theil noch jetzt üblich ist, geärgert haben.

Aus der Peterskirche ging es eine kleine Strecke rückwärts in der Sternengasse in den Jabachschen Hof, das früher mit 6111, in unserm Jahrhundert mit der Straßennummer 25 bezeichnete Haus, das viele Jahre neben einer Weinwirthschaft zu den Friedensgerichtssitzungen diente und so manche gerichtliche Verkäufe erlebte, dann bloß Restaurationszwecken geöffnet war, bis es in neuester Zeit die würdigere Bestimmung erhalten, Sitz des kölnischen Wohlthätigkeitsvereins zu sein. Ueber die Geschichte des Geschlechtes Jabach verdanken wir genaueste Nachrichten dem gründlichsten Kenner der kölnischen Kunst- und Stadtgeschichte, Johann Jakob Merlo. Der in der Handelswelt hochangesehene, mit städtischen Ehrenstellen betraute Everard Jabach erwarb das in älterm Stile gebaute Haus im Jahre 1597, gestaltete es aber nach dem neuern Geschmacke um und erweiterte es durch den Umbau zweier Höfe nebst Garten und Stallung. Von ihm stammt die Anlage des durch den freistehenden prächtigen Treppenbau ausgezeichneten 67 Fuß hohen Thurmes. Jabach war, wie so manche reiche Kaufherren, ein Gönner und Förderer der Kunst; unter den ihm befreundeten Künstlern befand sich der Belgier Geldorp Gortzius, durch dessen Sohn er bei dem trotz aller neuester Kunstschriftsteller in Köln, nicht in Siegen geborenen Rubens*) für seine dem Petrus gewidmete Pfarrkirche ein Gemälde

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Geburtsort und der Geburtstag des Malerfürsten Peter Paul Rubens" in Picks „Monatsschrift" V, 1—21. 119—145.

aus der Geschichte des Heiligen bestellen ließ. Doch Everard starb vor dessen Vollendung im Mai 1636; erst 1642 gelangte es in den Besitz der Kirche. Auf Jabachs gleichnamigen Sohn vererbte sich die Liebe zur Kunst, aber nicht die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt; er siedelte als Direktor der ostindischen Gesellschaft nach Paris über. Seine durch die kostspieligsten Ankäufe vermehrte Gemäldesammlung gehörte bald zu den berühmtesten Europas. Aber seine Leidenschaft überstieg selbst die reichen ihm zu Gebote stehenden Mittel, und so war er endlich genöthigt, sich des werthvollsten Theiles derselben zu entäußern, der von Ludwig XIV. erworben ward. Einer der ihm befreundeten Maler, Charles Lebrun, malte im Jahre 1660 oder 1661 ihn nebst Gattin und vier Kindern. Das ausgezeichnete Familienbild kam nach Köln, als nach dem Tode dieses zweiten Everard dessen Sohn, der dritte dieses Namens, nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er in den Senat gewählt und auch in den Adelstand erhoben wurde. Sein Sohn Everard Joseph starb 1742, dessen letzter Bruder 1761. Das Haus war seit dieser Zeit ganz verödet, nur von einem Bedienten bewohnt. In den 1788 zu Ulm erschienenen „Beobachtungen und Anmerkungen auf Reisen in Deutschland" heißt es, im Hause zerfalle alles, nur das Gespenst eines alten Bedienten wanke noch darin herum, habe aber nicht Kraft genug, den Staub abzuwischen. 1791 vermiethete der zeitweilige Besitzer, der Kanonikus Johann Matthias de Bors, das Haus auf zwölf Jahre, mit Ausnahme des großen Gartensaals, in welchem sich das Familiengemälde befand, und des auf dem ersten Stocke straßenwärts gelegenen Büchersaals nebst der Kapelle und dem danebenliegenden Zimmer. Die Familiennachrichten vernahm Goethe damals ohne Zweifel, obgleich er in „Wahrheit und Dichtung" bemerkt: „Diese Familie *mochte längst ausgestorben sein*, aber in dem Untergeschosse, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert." Daß auch die Kapelle und der Büchersaal noch vierzehn Jahre später sich erhalten hatten, sahen wir eben. Auch hier mußte Goethe von dem traurigen Gegensatze der glänzenden Vergangenheit und der verkommenen Gegenwart tief betroffen werden. Und nun sollte ihm gar der Widerspruch zwischen Leben und Tod in dem noch in der alten Einrichtung erhaltenen Garten-

saal das herrliche alte Familiengemälde auf die rührendste Weise vor die Seele treten. Hier sah er, wie es schien, in der Ruhe des Sonntagmorgens, in welcher er später so hübsch Hans Sachs darstellte, den Hausherrn, eine rüstige, schöne und freundliche Gestalt, recht häuslich bequem auf einem Lehnstuhle sitzen, umgeben von Gegenständen, die auf heitern Kunst- und Lebensgenuß und geistige Bildung deuten. Neben ihm auf gepolstertem Ruhebett die blühende blonde Hausfrau, deren jüngstes, einige Monate altes Kind auf rothsammtenem Kissen, das sie mit dem linken Arm unterstützt, auf der Seitenlehne liegt. Dem Vater gegenüber steht die älteste, etwa sechzehn Jahre zählende Tochter, ein nettes, sittsames Mädchen, in einem stattlichen Kleide von geblümtem Damast; ein um zehn Jahre jüngeres allerliebstes Töchterchen dem Vater zunächst; bei der Mutter ein noch jüngerer Knabe, ein herrlicher Lockenkopf, aus dessen großen Augen der Muthwille lacht; der Schelm blickt der Mutter über die Schulter, ein Hündchen trägt er im linken Arm und daneben sein Steckenpferd. Im Vordergrund zeigt sich ein schönes, zur Familie gehörendes trautes Windspiel und im Hintergrund hängt ein Spiegel, worin man das Bild des mit Pinsel und Palette vor der Staffelei stehenden Malers schaut. „Alle gegenwärtig, frisch und lebendig, wie von gestern, ja von heut", äußert Goethe später, „und doch waren sie schon alle vorübergegangen; auch diese frischen, rundbäckigen Kinder waren gealtert und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich von diesen Eindrücken bewältigt, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen." Ja, es war ein ganz einziges Schauspiel, ja mehr als Schauspiel, eine Seelenverklärung, welche sich damals in dem Gartensaale des Jabacher Hofes ereignete. Da stand der Apollojüngling, mit den großen braunen, ein reiches Seelenleben strahlenden Augen, mit zuckender Bewegung seiner ganzen anmuthig gehobenen Gestalt, seelenhaft in das Bild versunken und zu ihm hingezogen; neben ihm der schlanke feine Weltmann mit seinen herrlichen blauen Augen,

in denen sein sinnendes Gemüth ruhte, sein für das Leben ihm verbundener Fritz, der mit unendlicher Innigkeit und stolzer Freude auf den wie von seligem Schauen verzückten Freund hinblickte; zur Seite der ältere Bruder, der zu leichtem Scherz aufgelegte Liebling der Grazien und Musen, mit seinem Milde und Wohlwollen verkündenden sinnigen Gesichte, seinem von Rührung schmelzenden Blicke, zur andern Seite der kleine, rundköpfige, das Haupt nach einer Schulter neigende Bruder Rost, mit seinen schmachtenden Augen, von der sinnlichen Wahrheit und dem quellenden Leben des prachtvollen Gemäldes mächtig fortgerissen — alle drei Freunde durch die Gewalt des in Goethe aufgeregten Genius wie gebannt. Von der tiefen Erregung desselben zeugt noch sein zweiter Brief an Jacobi*): „Oft wohn' ich mit Jappachs Geist", schreibt er, „und ich bitte dich, daß dus verborgen halteſt vor mir, wenn der gute Krah**) wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de son Altesse," d. h. Gemälde aus der Galerie wegnimmt und sie dem Kurfürsten vorzeigt, um ihre Schönheit ihm zu erklären. Goethe deutet darauf, daß das Bild selbst zu jedem sprechen müsse, wie noch jetzt Jabach in ihm lebte. Bald darauf äußerte Jacobi dem Freunde, wenn er sich etwas von ihm in seiner Dichtart und Kraft wünschen möchte, so wäre es Goethe selbst vor Jabachs Geist. Wir sehen, der Dichter hatte aus dem Bilde Jabachs Geist zu sich sprechen hören, wie ihm bei dem Anblick der Ruine Lahneck der Geist des alten Ritters auf den Zinnen der Burg stand und er ihn das unten vorbeisegelnde Schifflein segnen hörte, und er hatte diesem Gefühle vor dem Bilde lebendigen Ausdruck gegeben, den Jacobi nun dichterisch von ihm ausgeprägt wünschte. In F. G. Jacobis Bericht heißt es, das Bild sei in einem gewölbten, gleich wie eine Kapelle gebauten Gemache gewesen. „Das Zimmer ist ganz und gar in dem einfachen Geschmacke unserer Vorfahren und bekömmt dadurch ein ehrwürdiges Ansehen. Die Bekleidung der Wände, die Geräthe und alles stimmt

*) Bei unserer Anführung von Stellen dieses Briefwechsels liegt die Handschrift zu Grunde.

**) Hofkammerrath und Direktor der düsseldorfer Malerakademie, den er vor kurzem kennen gelernt hatte.

mit einander überein. Der marmorne Tisch ist einer von denen, woran feste Männer und tugendbelobte Jungfrauen saßen, ein echterer Zierath als unsere französischen Niedlichkeiten. Der Gedanke, daß diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären, daß der Geist des Jabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt seiner Gattin und seiner Kinder erschaute, daß sein Familienstück in Zukunft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt nichts als ein Galeriestück sein würde, diese Gedanken machten auf unsern Fremdling einen gewaltigen Eindruck." Doch die vier wunderbaren Gäste in Jabachs Hause hatten sich trotz ihrer Ergriffenheit nicht mit dem untern Gartenzimmer begnügt, sie hatten auch den Garten besucht, dessen beste Zierde, wie der ältere Jacobi schreibt, Urnen waren. Heinse schrieb einen Brief über Jabachs Garten an Freund Werthes, den Goethe lebhaft zu sehen wünschte. Nach J. G. Jacobis Schweigen werden sie nicht zu dem ersten Stock des Hauses gestiegen sein, wo die Bücherſammlung und die Kapelle mit vier Altarbildern von Dürers Hand, gemalte Fensterscheiben nach Zeichnungen von Rubens u. a. den Kunstfreund fesselten.

Ob sie auf einem Umwege zum Gasthofe zurückkehrten, wissen wir nicht. Man könnte denken, daß sie den nahen, damals erst vor kurzem zu einem prächtigen Platze umgestalteten Neumarkt als eine gepriesene Merkwürdigkeit besucht hätten. Der vielgereiste Björnstähl erklärte diesen für einen der größten und schönsten Plätze in Europa. An demselben lag das vor acht Jahren für das Theater erbaute Brettergebäude, das Goethe auch wenig angemuthet haben dürfte; und doch bezeichnete es für Köln einen Fortschritt, da hier die Schauspielkunst meist mit dem für alle Festlichkeiten bestimmten Hause Quattermarkt oder einem der größern Zunfthäuser sich hatte begnügen müssen.*) Das damals in der Rathhauskapelle befindliche, durch Rauch und Schmutz entstellte, später als „Dombild" so berühmt gewordene Gemälde sah Goethe wohl ebenso wenig,

*) Ja noch im Jahre 1771 fanden die Aufführungen der „vereinigten Gesellschaft deutscher Schauspieler" auf der Schneiderzunft in der Schildergasse statt, wogegen der 1767 nach Köln gekommene Direktor Arnold Heinrich Porsch „auf dem neuen Markt in der großen Bude" spielte.

wie Björnstähl, Merck und Forster. Nach J. G. Jacobi kehrten sie aus dem jabachschen Hofe gleich zum Gasthause zurück.

Hier klangen die durch so mancherlei Eindrücke und den bevorstehenden Abschied aufgeregten Seelen der Freunde in den zartesten und ergreifendsten Tönen gegeneinander. Jacobi erinnerte sich dieses Abends noch lebhaft im Jahre 1812, wo er an Goethe schreibt, hoffentlich werde er im dritten Theile seines Lebens auch nicht vergessen „des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze ‚Es war ein Buhle frech genug' und andere hersagtest. . . Welche Stunden! welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. — Mir wurde wie eine neue Seele." Goethe hat dies in seiner Darstellung auf eigenthümliche Weise benutzt, wobei es wenigstens zweifelhaft bleibt, ob er nicht einzelnes aus seiner Erinnerung oder Tagebuchbemerkungen hinzugethan hat, wie zu Jacobis einfacher Erwähnung „des jabachschen Hauses, des Schlosses zu Bensberg und der Laube", wo er bei der letztern des von Goethe übergangenen Gespräches über Spinoza gedenkt. Jedenfalls verdient bemerkt zu werden, daß er von Jacobi keine weitern Erinnerungen sich erbat, wie er damals Knebel ersuchte, ihm „eine detaillirte Nachricht" von ihrem ersten Zusammentreffen zu geben. In „Wahrheit und Dichtung" gedenkt er seines Erbietens, seine neuesten und besten Balladen zu rezitiren, von denen „der König von Thule" und „Es war ein Buhle frech genung" gute Wirkung gethan; diese habe er um so gemüthlicher vorgetragen, als seine Gedichte ihm noch ans Herz geknüpft gewesen und nur selten über seine Lippen gekommen, wogegen aber der Bericht von Lavaters Tagebuch der Lahn- und Rheinreise spricht. Erst mehrere Seiten später heißt es dort, nach Erwähnung des durch die ihm neue reine Geistesverwandtschaft erregten leidenschaftlichen Verlangens nach fernerer Mittheilung: „Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich Jacobi nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt." Des Mondscheins hatte

Jacobi auch elf Monate nach jenen schönen Abend gedacht. Am 14. Juni 1775 schrieb er aus Köln: „Er wird gewiß kommen, der Tag, wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehen werden, daß ich dich wieder habe. Just wie vergangen Jahr im Juli, stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, just wie damals, seinen schimmernden Schatten über den Rhein. Nachts um 11 Uhr stand er hoch, gerade über dem Hause seitwärts, auch wie damals; warf keinen Schimmer über den Rhein mehr; nirgend Schatten, alles eine, gleiche Dämmerung." Am 13. Juni war gerade Vollmond, wie am 23. Juli 1774; der Unterschied zwischen dem 23. und 24. war in dieser Beziehung unbedeutend. Welche Gedichte Goethe am Abende vorgetragen, bleibt zweifelhaft, da die genannten beiden Lieder mit und für „Claudine" und „Faust" gedichtet scheinen, die er erst später begann; man könnte an den „Geistesgruß" und an Lieder aus „Erwin und Elmire" denken, aus welchem „Schauspiel mit Gesängen" er auch auf dem Schiffe Lavater gelesen hatte. Nach dem Berichte von F. G. Jacobi sagte Goethe im Gasthofe in der Dämmerung „altschottische Balladen voll wahren Gefühls der Natur, mit Geistererscheinungen vermischt, in einem unübertrefflichen Tone dargestellt," damals so her, „daß wir bei der letzten ohne falsche Nebenempfindung der Kunst so wahrhaft zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden als ehemals in unsern Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unserer Wärterinnen von ganzer Seele mit allem möglichen Glauben daran zuhörten". Bei den altschottischen Balladen denkt man zunächst an Herders Uebersetzungen und bei der Gespenstergeschichte an „Süß Wilhelms Geist", die schon in dessen „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" gedruckt war. Daß er neben altschottischen Liedern auch andere von sich hersagte, ist immer möglich, kaum aber die von Fritz Jacobi genannten, wenn er nicht etwa schon damals „Claudine" begonnen hatte.

Der ältere Jacobi schließt sein Tagebuch: „Unsere Abendmahlzeit war fröhlich. Wir sahen unweit von uns den Rhein, welchen der Mond versilberte und dessen Geräusch in der Stille der Nacht etwas Feierliches hatte. Von dem Besuche, den Goethe dem Bruder

noch zu Mitternacht in seinem Schlafzimmer abstattete, und wie Jacobi damals, wie er sagt, Thränen an sein Herz geweint, wußte er nichts. Auch Heinse zählte diesen Abend unter die schönsten seines Lebens.

Leider fehlt uns Jacobis Tagebuch vom folgenden Tage, aber aus dem vorhandenen ergibt sich, daß Goethe nur einmal, am folgenden Morgen, einem Montag, mit den Freunden den Dom besucht haben kann, im Gegensatze zu der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung". Die Großheit der massenhaften, mit unendlicher Beherrschung des Stoffes, seiner Kunstvollendung und warmer Hingabe ausgeführten Theile mußte ihn tief ergreifen und das Bedauern, daß eine solche Idee durch das Erkalten des begeisternden Glaubens im Drange äußerer Stürme nicht zur vollendeten Ausführung gelangt sei, sich mit der Bewunderung dieser den Geist über die beschränkte irdische Welt emporreißenden und mit göttlichem Hauche anwehenden menschlichen Schöpfung verbinden. Er konnte nicht, wie später Zacharias Werner, weinend in diesem „Weltembryone von Stein" sitzen, sich nicht, wie dieser, fragen, ob er, der Schwache das, wonach seine Seele strebe, erreichen werde, vielmehr mußte er sich hier der Hoheit und Macht des menschlichen Geistes bewußt werden, der nach Jahrhunderten des Ringens einem vom Genius der Kunst erleuchteten Meister eine solche Riesenidee eingegeben und trotz des Erstarrens des Wunderbaus einen Triumph gefeiert habe. Und wie mußte dieser Sieg der heiligsten Gottesgabe, der Kunst, ihn selbst ermuthigen, in seinem dem Höchsten zugewandten Streben an der Seite des zu gleicher Anspannung der in ihm wogenden Kraft engverbundenen Freundes. Aeußerte er ja später, es komme ihm nur darauf an, die Pyramide seines Daseins möglichst großartig anzulegen, unbekümmert, ob es ihm gelinge, sie zu beendigen, da der Anlage, auch wenn sie in der Mitte abgebrochen werden sollte, Bewunderung nicht fehlen könne. Vor allem mußte die einfache Größe des kühn zum Himmel sich wölbenden Chores seine Seele aufschwingen. Seine spätern Aeußerungen in „Wahrheit und Dichtung" über den Eindruck, den der Dom im Jahre 1774 auf ihn gemacht, sind nicht aus lebendiger Erinnerung geschöpft.

Was er sonst in Köln sah, wissen wir nicht; möglich, daß ihn auf dem Wege zum oder vom Dome der Gülichsplatz anzog, da

er ihn an das ähnliche Schicksal seines Landmannes Fettmilch erinnerte: denn auch hier mußte er einen Unglücklichen bedauern, der seinem nicht unberechtigten Kampfe gegen unerträgliche Mißbräuche zum Opfer gefallen war; sein Haus hatte man niedergerissen und dort den Kopf des Hingerichteten zur ewigen Warnung auf eine Säule gesteckt.

Aus dem Gasthofe, in den er bald zurückkehrte, schrieb er kurz vor seiner Abreise an die Gattin seines neuen Freundes: „Ihr Fritz, Betti, mein Fritz. Sie triumphiren, Betti, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkomm tausendmal, willkommen! Die gesperrte Schifffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den schelsüchtigen Nachbarn.“ Man glaubt zu fühlen, wie Goethe aus dem Fenster das bewegte Treiben ein- und ausladender Schiffe und das Auf- und Niederfahren auf dem Strome schaute, da es in seiner Art lag, die bildlichen Ausdrücke aus seiner Umgebung oder dem, was seinem Geiste gerade nahe lag, zu schöpfen. Die folgenden Worte „Wie schön, wie herrlich u. s. w.“ sind oben S. 20 angeführt. Der Schluß: „Adieu, liebe Frau, küß sie mir [nach der Rückkehr von Vaels] die Buben und die Mädchen,“ scheint gleichfalls darauf zu deuten, daß er Pempelfort schon verlassen, er selbst die Kinder nicht mehr küssen konnte. Die mit der Adresse „an Betti“ versehenen Zeilen gab er Fritz, der sie mit seiner die Weise ihrer Bekanntschaft ausführenden Erzählung an die Gattin senden sollte. Um Mittag begleiteten die Freunde Goethe an die kaiserliche Postexpedition, da der Wagen um 1 Uhr nach Ems abfuhr.

Die Erinnerungen an die mächtigen in Köln empfangenen Eindrücke verschlangen sich in Goethes Seele mit dem Glücke der neuen Liebe, von der er damals in Jacobis Gegenwart äußerte, sie sei so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. Briefliche Mittheilungen und Sendungen, dann auch Besuche Jacobis in Frankfurt gaben dem in Köln gleichsam erst unterschriebenen und untersiegelten ewigen Vertrage neue Stärke. Noch im April 1775 gedachte Goethe der Thränen, die er in Köln an Jacobis Herz geweint. Der titanische Drang seiner Seele brach in machtvollen

Dichtungen hervor, dann aber ergriff ihn der Sturm heftiger Liebesleidenschaft, die ihn mit den gräflichen Brüdern Stolberg in die Schweiz und zu Lavater fliehen ließ; von der schon angetretenen Reise nach Italien trieb ihn sein gutes Glück nach Weimar, das ihn auf immer fesseln sollte. Die Liebe zum kräftig aufgährenden jungen Fürsten, die seelenhafte Gewalt der Frau von Stein und das schwere Tagewerk, das er im Dienst des kleinen Staats mit männlicher Entschlossenheit sich aufgelegt hatte, nahmen ihn ganz in Anspruch, so daß sein Genius nur selten seine Flügel erhob. Was hätte ihm in dieser Zeit das alte, dumpfe und immer mehr verdumpfende Köln sein können? was hätten ihn die in den nächsten Jahren entstehenden Streitigkeiten zwischen dessen Bürgern und dem Senate, welche der Kaiser schlichten mußte, angehen können? Und doch trat ihm auch in diesen Jahren die alte Reichsstadt zuweilen nahe. Der ältere Jacobi, der zu kurzem Besuche in Weimar erschien, brachte die Erinnerung an die kölnischen Tage mit sich, und bald darauf machte die Herzogin Mutter mit ihrer nächsten Umgebung eine Reise an den Rhein, auf welcher sie Freund Merck als Kunstkenner nach Köln und Düsseldorf begleitete. Die Erzählungen der zurückkehrenden Reisenden und Mercks vortreffliche Darstellung der Reise in Wielands „Merkur" („Eine malerische Reise nach Köln, Bensberg und Düsseldorf") versetzte ihn lebhaft in jene Gegenden zurück. Er selbst sah um diese Zeit das militärisch bewegte Berlin, das von Handel, Kunst- und Wissenschaft reich belebte Leipzig besuchte er wiederholt, und es zog ihn, in Begleitung des Herzogs, zum zweitenmal nach der Schweiz, deren großartige Natur ihn erhob und stärkte, wo er an Lavater sich von neuem labte und in den alten Städten reiche Bildung fand. Welch ein Gegensatz gegen das unter der schärfsten Censur der Universität, des Domkapitels und des Nuncius seufzende, von eingelerntem Aberglauben umnebelte Köln! Doch mußte er innigen Antheil nehmen an dem schrecklichen Unglück, das die alte Stadt bei den gewaltigen, viele Gegenden Deutschlands, auch sein liebes Jena heimsuchenden Ueberschwemmungen des Februar 1784 traf; der dritte Theil Kölns war unter Wasser gesetzt und die schöne Rheinseite, der Glanzpunkt der Stadt, arg beschädigt. Aber auch in dieser Noth konnte der Fa-

natismus sich nicht zurückhalten. So las denn Goethe in dem hamburgischen in ganz Norddeutschland verbreiteten „Politischen Journal" von dem Pater Hahn, der am 29. Februar in einer Kontroverspredigt das gläubige Volk belehrte, daß die Ueberschwemmung, welche Gott über das fromme Köln, den Niederrhein und ganz Deutschland verhängt habe, eine Folge des gottlosen Protestantismus sei, von dem er eine schmähliche Karikatur gab. „Was ist Religion? Fraget die Protestanten und sie antworten: ‚Schöne Mädchen ist die beste Religion'." Diese und ähnliche geisteswirre Verleumdungen wagte er von dem Predigtstuhle herab zu verkünden. Aber in demselben Artikel des „Journals" fand Goethe auch die erfreuliche Mittheilung, daß der Magistrat dem großen Rath vorgeschlagen, den Protestanten völlige Freiheit in der Religion und der Handlung zu geben, um der arg heimgesuchten Stadt wieder aufzuhelfen. Dasselbe Journal brachte eine ausführliche Beschreibung des traurigen Verfalls der Stadt. Im September 1784 hatte Goethe sich eines Besuches seines so lange nicht gesehenen Fritz zu erfreuen, der ihm herzlich wohl that. Die alten schönen kölnischen Tage traten wieder in der Erinnerung der bei aller zeitweiligen Trennung doch im Herzen unzertrennlichen Freunde hervor. In Köln war unterdessen, wie Goethe auch in dem „Politischen Journal" berichtet fand, mit unendlicher Freude der Regierungsantritt des neuen Kurfürsten, des Erzherzogs Maximilian, begrüßt worden, und die auf ihn gebauten Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Am 25. August wurde in dem Goethe so lieben Ems die von diesem benannte Punktation gegen die Eingriffe des päpstlichen Nuncius zwischen den drei geistlichen Kurfürsten und dem Erzbischof von Salzburg geschlossen. Die Nachricht traf Goethe noch in Deutschland, dagegen erfolgte die Eröffnung der vom Kaiser (des Papstes bedurfte man schon nicht mehr!) bestätigten Universität Bonn, die der Verdumpfung der kölner Universität das Gegengewicht halten sollte, erst als Goethe sich bereits zu Rom befand. Er war Deutschland entflohen, um im Lande reiner Kunst und frisch blühender Natur neues Leben einzusaugen, sich von den beschränkten und beschränkenden nordischen Anschauungen zu reinigen und sich von dem Genius edler Kunst anhauchen zu lassen. Als er auf der Brenta

nach Venedig fuhr, ward er ganz unerwartet an das alte Köln erinnert; denn er nahm sich dort zweier Pilger aus dem Paderbornischen an, die vor kurzem das Grab der heiligen Dreikönige in Köln besucht hatten, und ihm wohl nach ihrer Anschauung manches berichteten. Der Anblick der Peterskirche in Rom mußte ihn an die großen deutschen Dome erinnern, die ihm freilich jetzt, bei seinem Widerwillen gegen die gothische Baukunst, nicht in günstigem Licht erschienen. Nicht ohne Antheil hörte er von den Schritten, welche die einzelnen geistlichen Kurfürsten wegen der Eingriffe der Nuncien beim Papste thaten. Wie sehr wünschte er, daß ein freierer Geist die katholische Kirche in Deutschland durchdringen möchte, da er von dem römischen religiösen Leben eine ebenso traurige Anschauung wie von der päpstlichen Verwaltung erhalten hatte. Die Erinnerungen an Köln waren freilich längst erblaßt, und wer kümmerte sich in der rheinischen Metropole um den Dichter des „Werther", mochte man auch in dem 1783 erbauten Theater in der Schmierstraße, dessen Verkauf an die Protestanten, wie er im „Politischen Journal" gelesen hatte, nach dem Unglück der Ueberschwemmung von einer Seite vorgeschlagen worden war, sich zuweilen durch seinen „Clavigo" und vielleicht durch seinen „Götz", natürlich ohne den Auftritt des Klosterbruders, unterhalten lassen.*) Wenige werden hier gewußt haben, daß er noch am Leben sei, als 1786 die Ankündigung einer Gesammtausgabe seiner Schriften in acht Bänden, die auch viel Neues bringen sollte, zur Unterzeichnung einlud. Werfen wir auch hier einen Blick auf das Barometer der Subscribenten. Die Liste derselben vor dem ersten und vierten Bande beschränkt sich auf die Zahl von 664 Exemplaren. In Köln, das doch Buchhändler genug besaß, hatte niemand subscribirt, und was auffallender, ebenso wenig in Bonn und in der Rhein-

*) Dort soll auch das Stück eines Kölners, das 1786 unter dem Titel: „Rache und Eifersucht oder der gestürzte Minister. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. Von R. B. S. Erster Versuch des Verfassers", erschien, zur Aufführung gekommen sein. Der Dichter war der spätere Schulinspektor und Gymnasiallehrer Richard Benedikt Schmitz, der nach eben vollendetem fünfundachtzigsten Lebensjahre am 31. März 1840 starb. Er war ein herzensguter Mann, aber so wenig zum Dichter wie zum Lehrer und gar zum Inspektor gemacht.

provinz mit Ausnahme von Jacobi in Düsseldorf und einem Clever, während Münster doch durch 12 Namen vertreten war, selbst Paderborn und ein paar andere westfälische Städte mit einem Exemplare sich betheiligt hatten. Nicht einmal ein Kölner Nachdrucker hatte es der Mühe werth gehalten, sich zu betheiligen, wie einer in Br**, der am Schlusse des Verzeichnisses abgesondert nicht ohne scharfe Warnung zu stehen kam. Fast vierzehn Jahre waren seit dem Besuche Kölns verflossen, als Goethe aus Rom, wo er die glücklichsten, geisteshellsten Tage seines Lebens genossen, beim Vollmond, der auch in Köln ihm geleuchtet hatte, nach Weimar zurückkehrte. Was war damals Köln ihm, was fühlte Köln für den Dichter der „Iphigenie" und des „Egmont"!

II.

Das Leben des einzelnen Menschen wie der Gang der Staaten und der Menschheit entwickelt sich nicht immer auf ruhig gleichmäßigem Wege, nicht selten treiben heftige Stürme, ja völliger Umsturz in ganz andere Bahnen. So finden wir es fast zu gleicher Zeit bei dem französischen Volke, das ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen sollte, und unserm deutschen Dichter, dessen Seele doch jeder gewaltsame Umschwung so sehr zuwider war. In Frankreich schürte die despotische Unterdrückung der Parlamente den Brand, der im folgenden, eine neue Epoche der Weltgeschichte bezeichnenden Jahre in lohe, das Königthum der Lilien hinwegraffende Flamme ausschlug. Ein gewaltiger Umsturz vollzog sich gleichzeitig in Goethes Leben. Wie sehnlich hatte dieser gehofft, in Weimar, wo er auch als ein sittlich neuer Mensch erscheinen sollte, an der Seite der einzigen Freundin, die so viele Jahre sein Leben gelenkt und verschönt hatte, seines hochgebildeten, in den wichtigsten Anschauungen mit ihm übereinstimmenden Herder und anderer ihm seit lange verbundenen Freunde, in innigem Bunde mit dem ihm ganz vertrauenden hochbegabten Fürsten seinen „Tasso" und „Faust" ruhig vollenden, den reichen, in Italien gesammelten Bildungsstoff ver-

arbeiten, sich der Umgestaltung seines „Wilhelm Meister" hingeben, Neues schaffen, die über die Organisation der Naturreiche, besonders der Pflanzenwelt, und das Wesen der Kunst ihm aufgegangenen Ansichten ausbilden und, befreit von den Sorgen der Staatsverwaltung, in einer seiner Künstlernatur entsprechenden Thätigkeit sich voll ausleben zu dürfen. Und wie anders sollte es kommen, ja die Grundlage seines Lebens erschüttert werden! Die Kälte der Frau von Stein trieb den noch sehnsüchtig nach Italien zurückblickenden Dichter seiner Christiane Vulpius in die Arme. Diese anfangs verheimlichte natürliche Ehe, die, wie er acht Jahre später an Schiller schrieb, gerade ein Jahr älter als die französische Revolution war, verrückte, wie sehr sie auch seine nach häuslichem Glücke verlangende Seele erfreute, seinen Standpunkt in Weimar, erregte heftige Stürme, welche den gewaltsamen Bruch mit der Freundin herbeiführten, die so viele Jahre ihm als Polarstern geleuchtet, entfremdete ihn gar manchen und gab seinem Leben zunächst eine ihm fremde Unruhe; dazu verlor er Herder in der Zeit, wo er dessen am meisten bedurfte, da dieser mit dem Domherrn von Dalberg eine Reise nach Italien unternahm; auch erregte des Herzogs Leidenschaft zu einer gebildeten, in Weimar mit Vater und Schwester weilenden Engländerin in ihm Aerger und Sorge, und bald erschütterte den unruhig Umhergetriebenen der schreckliche Ausbruch des dem französischen Königthume so lange drohenden Sturmwetters. Nur mit Gewalt gelang es ihm sich aufrecht zu halten und drei Wochen nach der Zerstörung der Bastille den „Tasso" zu vollenden, der wie ein Regenbogen über der Sturmflut sich erhob. Mit ängstlicher Spannung folgte er dem Fortgange der „französischen Anarchie", unter welcher Bezeichnung das „Politische Journal" über den selbst von manchen seiner Freunde, besonders von Herder und Knebel, als Morgenröthe allgemeiner Freiheit begrüßten Umsturz berichtete. Wie ärmlich mußten ihm dagegen die Zustände der kurfürstlichen Reichsstadt Köln erscheinen, über die das „Journal" auch von Zeit zu Zeit berichtete! Wenn der Kurfürst in Bonn, neben den noch immer lebhaft ihn beschäftigenden Nunciaturstreitigkeiten, ernstlich für das Wohl seines Landes besorgt war, so hatte sich in dem alten, dumpfen aristokratischen Köln nichts verändert.

Noch immer lag die Stadt mit dem Kurfürsten in Hader, welcher auch bei Gelegenheit wieder die Landeshoheit über sie in Anspruch nahm. Die alma mater in Köln, die Zwingburg der Lichtfeinde, betrug sich so „halsstärrig und unanständig" gegen ihn, daß er sich veranlaßt sah, denjenigen, welche diese weiter besuchen würden, den Zutritt zu allen Aemtern in seinem Lande zu verbieten. Als der Reichshofrath zu Wien dem Magistrat befahl, endlich die den Lutheranern und Reformirten vor zwei Jahren bewilligte Errichtung „eines stillen Bet-, Schul- und Predigthauses" in Köln nicht länger zu behindern, kam es zu solchen Aufhetzereien von Seiten der Geistlichkeit in der von ihnen geleiteten Menge, daß die Protestanten selbst, um nicht der empörten Wuth zum Opfer zu fallen, zunächst darauf verzichteten, ihr gutes Recht in Ausführung zu bringen. Aber auch der kölnische Magistrat sollte die Brandung der französischen Freiheitsbewegung empfinden. Am 26. August 1789 trotzte das Volk ihm die Bewilligung einer großen Anzahl von Forderungen ab, unter denen „Verband und freie Kür" die Hauptstelle einnahmen. Den 4. Oktober kam es zu einem weitern Aufstande, doch ehe man sich über die neuen Klagepunkte verständigt hatte, traf ein Mandat des Reichshofraths ein, welches die ganze neue Anordnung für ungültig erklärte, alles in den alten Stand zurückversetzte und die Unzufriedenen mit Gewalt zur Ruhe zu bringen befahl. Bei dem darüber aufgebrochenen Auflaufe gegen die Hauptwache auf dem Heumarkt hieben die Funken wacker ein, und so war die Sache bald mit einigen Verwundungen und Verhaftungen abgethan. Also endete in Köln das Jahr 1789 und damit auf längere Zeit die Nachwirkung des französischen Umsturzes, dessen Greuel in der guten katholischen Stadt schreckliches Entsetzen verbreitet hatten. Der hohe Rath hielt gute Zucht und trat entschieden gegen die Blätter auf, die sich „Anzöpflichkeiten" (Anzüglichkeiten) erlaubten.

Goethe genoß um diese Zeit sein erstes Vaterglück; denn Weihnachten beschenkte ihn mit seinem ersten Sohne, bei welchem der Herzog selbst die Pathenstelle übernahm. Sein Haus umschloß jetzt sein höchstes Glück; zu diesem fühlte er sich immer sehnsüchtig hingezogen, mochte er der zurückkehrenden Herzogin Mutter nach Venedig entgegengehen oder dem Herzog zu seiner bei Breslau liegenden

Brigade folgen. Neben dem Glücke im Kreise der Seinen, dieser „kleinen Insel des festen Landes", erfreuten ihn besonders seine naturwissenschaftlichen Studien. Um Ostern 1791 übernahm er die Leitung des neugegründeten herzoglichen Theaters, zu dem „von allen Enden Deutschlands" die Schauspieler zusammenflossen. Von Düsseldorf kamen das Ehepaar Demmers und ein gleichnamiger Verwandter, im folgenden Jahre Vohs. Köln, wo die Bühne keine gute Stätte fand, hatte keinen zu senden. Das alte Leben dauerte hier ruhig fort, als ob die Welt unbeweglich und jeder Fortschritt verderblich, jeder Strahl der Aufklärung gottlos wäre.

Unsern Dichter riß im August 1792 der Ruf seines herzoglichen Freundes, ihm zu dem nach Frankreich ziehenden verbündeten Heere zu folgen, aus seinem lieblichen Daheim und seinen friedlichen Beschäftigungen. Ueber Frankfurt, Mainz, Bingen und Trier traf er in dem vom Herzog ihm geschenkten Chaischen, bloß von seinem Diener Paul Götze begleitet, in dem traurigen Lager bei Longwy ein. War seiner Natur jeder Krieg zuwider, für diesen konnte er sich am wenigsten begeistern; war ihm ja nach seiner eigenen Aeußerung weder am Tode der aristokratischen noch an dem der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen. Die gefährliche Lage, in welcher sich die Verbündeten befanden, erkannte er sofort. Nach der abenteuerlichen Kanonade bei Valmy sprach er im Kreise vieler Leidensgenossen das bedeutende Wort: „Von hier und heute geht eine bedeutende Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Nur zu bald folgte der an sich und in seinen Folgen gleich traurige Rückzug. Von Luxemburg wollte Goethe, den die überstandene Noth sichtlich abgemagert hatte, nach seinen mütterlichen Fleischtöpfen eilen, um dort wie von einem Traum zu erwachen, der ihn „zwischen Noth und Koth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, Leichen, Aesern und Scherbhaufen gefangen gehalten" hatte. In Trier fand er wieder in demselben großen, mit weitläufigem Gehöf versehenen Hause eines Kanonikus, das er auf der Hinreise bewohnt hatte, freundliche Aufnahme. Hier ging er, während er von der allgemeinen Krankheit und seiner Mattigkeit sich herzustellen suchte, an die Durchsicht, Anordnung und Bearbeitung seiner auf dem Zuge fortgesetzten Be-

obachtungen über die Farben; auch suchte er über das römische Denkmal bei Igel, das er eben bei herrlichem Sonnenblick zum zweitenmal gesehen hatte, ins Klare zu kommen. An der Gasttafel des rothen Hauses fand sich der nach stärkender Nahrung verlangende Dichter sehr wohl versorgt, wie wenig ihm auch das bunte Durcheinander der Gesellschaft und die allgemeine Verwirrung und leidenschaftliche Erregung die so ersehnte Ruhe gestattete. Der damals fünfundzwanzigjährige Lehrer Johann Hugo Wyttenbach, der später besonders durch seine Arbeiten über die Geschichte Triers bekannt gewordene Gymnasialdirektor und Oberbibliothekar, schloß sich an den Dichter an, konnte sich aber nicht genug wundern, daß dieser gar nicht von der Dichtkunst sprach, sich leidenschaftlich der Naturbetrachtung hingegeben hatte. Doch fanden beide in Kants Lehre einen Vereinigungspunkt. Weitläufig erging sich Goethe in der Ausführung, daß ein Kunstwerk wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, jedes aus sich selbst entwickelt und gewürdigt werden müsse. Gern ließ er sich von dem frisch belebten kenntnißreichen jungen Manne über die Geschichte der Stadt belehren und zu ihren Merkwürdigkeiten führen, von denen ihn freilich die mittelalterlichen wenig anziehen konnten, da seine Seele noch ganz von der reinen, klaren, maßhaltenden Schönheit des klassischen Alterthums erfüllt war. Auch der Herzog kam nach Trier, wo er in dem großen, wahrhaft fürstlichen Kloster Maximin abstieg. Dort gab er einmal große Tafel, zu welcher er drei der vornehmsten Geistlichen einlud. Goethe konnte mit einem derselben, der ihm zur Seite saß, in einem Gespräche über die Geschichte des Klosters sich ausreichend unterrichtet zeigen. Von seiner guten Laune zeugen die beiden lustigen Distichen auf das Wohlleben der trierschen Klosterherrn. Dort hätten sich nach Vertreibung der heidnischen Dionysosverehrer christliche, dem Bacchus huldigende Mönche angesiedelt. Der frühere Dionysosdienst und die Vertreibung desselben durch einen christlichen Bischof Dionysius beruhten natürlich auf der schalkhaften Laune des Dichters, der nicht ahnen konnte, wie hoch lebhafter Weinbau im Trierschen zur Römerzeit hinaufgegangen, wovon die in Neumagen neuerdings entdeckten Denkmäler den überraschendsten Beweis liefern. Aber nur zu bald hörte man, daß Mainz erobert und

Frankfurt gebrandschatzt sei — die ersten traurigen, Traurigeres in Aussicht stellenden Rückschläge des so unglücklich unternommenen wie ausgeführten Feldzuges. Bis nach Köln herab setzte die Kunde dieses Einfalls der Republikaner alle Welt in äußerste Angst. Goethe mußte jetzt jeden Gedanken an einen mit Gefahr verbundenen Besuch seiner Vaterstadt aufgeben, die in solcher Noth wiederzusehen ihm gar zu schmerzlich war.

Er miethete sich ein Boot bis Koblenz und fuhr in Begleitung eines von früherer Zeit her ihm bekannten preußischen Offiziers und seines treuen Paul die Mosel herab. Lustig ging es an den weingesegneten, mit Dörfern prangenden Ufern vorbei. Vor Trarbach befiel sie das Dunkel, welches diesmal mit einem so starken Sturme sich einstellte, daß die Wellen hoch über den Kahn schlugen und die Insassen durchnäßten; man mußte sie entschließen in Trarbach zu landen. Im Wirthshause suchte ein reicher Kaufmann des Ortes, der Vater des spätern berühmten Rechtslehrers Böcking, die Fremden auf und nöthigte sie freundlich in sein Haus, wo er sie mit köstlichem Moselwein bewirthete, auch sie dringend einlud, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, da er sie auf einen schönen Aussichtspunkt führen wolle. Aber Goethe war von solchem Drange, rasch zu längerm Aufenthalte nach Koblenz zu gelangen, und von solcher treibenden Unruhe befallen, daß er hartnäckig allen Vorstellungen und Bitten widerstand. Böcking und dessen Gattin drangen ihnen zwei Matratzen auf, damit sie im Kahne wenigstens bequem ausruhen könnten; sie bezeichneten ihnen ein Koblenzer Handlungshaus, bei welchem sie das Geliehene abgeben lassen könnten. Daß Böckings Gattin die Matratzen mit ihrem neuen und schönen Barchent nicht gern hergegeben, ist ein vom Dichter bei der spätern Darstellung seines Zuges nach der Champagne der Wahrheit zuwider, aber freilich im allgemeinen dem Frauencharakter gemäß frei hinzugefügter Zug, den diese, und auch ihr Sohn, bei aller sonstigen Verehrung ihm nie verzeihen konnte.

Ruhig schwamm der Kahn die Mosel herab, bis sie morgens ihr Ziel erreichten. Der Blick durch die Bogen der alten schwarzen mächtigen Moselbrücke und oberhalb derselben gewährte ihnen im blauen Dufte des Morgens einen herrlichen Genuß; es war, wie Goethe

später bemerkte, das schönste Naturbild, was ihm vielleicht je vor Augen gekommen. Vor sich schaute er das Städtchen Thalehrenbreitstein nebst dem darüber sich erhebenden steilen, mit den gewaltigen Festungswerken der alten Burg gekrönten Felsen, diesem mächtigen Bollwerke des Reiches; rechts zeigte sich die reizend gelegene Stadt mit der prächtig sich erhebenden Kastorkirche. Welche Erinnerungen mußte dieser Anblick in ihm wecken! Seine alte Jugendfreundin Sophie Laroche hatte ihr liebes Thalehrenbreitstein nach der ungnädigen Verabschiedung ihres Gatten längst verlassen und lebte jetzt in Offenbach, wo sie, um sich und die Ihrigen zu erhalten (ihr Gatte war schon vor drei Jahren gestorben), schriftstellerischen Erwerb treiben mußte. Fand er diese auch nicht mehr, so konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, das geliebte Thal wiederzuschauen, das ihm noch im Glanze seiner Jugendtage strahlte. Aber an der fliegenden Brücke, die ihn hinübertragen sollte, sah er sich durch die ungeheure österreichische Wagenkolonne, die erst nach und nach herübergeschafft werden mußte, unangenehm zurückgehalten, und die Furcht vor ähnlichen Hemmungen hielt ihn in den folgenden Tagen von Wiederholung dieses Versuches zurück. Dagegen trieb es ihn zu dem etwas oberhalb der Stadt seit seiner letzten Anwesenheit (in den Jahren 1778 bis 1786) entstandenen kurfürstlichen Schlosse, dessen sich der Kurfürst nicht lange erfreut hatte; denn im laufenden Jahre hatten es die beiden Brüder Ludwigs XVI., Neffen des Kurfürsten, in Besitz gehabt; augenblicklich stand es einsam und öde, da der Kurfürst wegen der drohenden Zeiten sich nach Regensburg begeben hatte. Je reizender die Lage des wunderschönen, prächtig eingerichteten Schlosses war, um so gespenstiger trat diese politische Ruine, die den drohenden Sturz aller so fest geschienenen Zustände zu lehren schien, seiner ahnungsvollen Seele entgegen, so daß er es nicht über sich gewinnen konnte, von dem umherwandelnden Kastellan sich den Eintritt zu erbitten. In der Stadt hörte er überall die erbittertsten Klagen über den schrankenlosen Uebermuth der französischen Ausgewanderten, besonders der beiden Prinzen, die so viel Unheil über die Stadt gebracht hatten. Das waren die Leute, denen zu Liebe und auf deren Wort vertrauend man zu dem unseligen Zuge sich hatte verleiten lassen!

Goethe bewohnte zu Koblenz das schöne Quartier im Gasthof zur Post, dem jetzigen „trierschen Hofe", welches die Stadt dem Herzog eingeräumt hatte, und labte sich an dem Ehrenwein, den der Stadtrath sehr reichlich demselben als preußischem General verehrt hatte. Der Gasthof, wo er vor achtzehn Jahren an Lavaters und Basedows Seite dem Salm und dem Hahn so eifrig zugesprochen, lag gerade gegenüber. Auch der König von Preußen langte in Koblenz an, wohin der Kurfürst von Köln auf einen Tag zu dessen Begrüßung kam. Aber weder die schöne gartenreiche Umgebung der heitern Stadt, noch die herrliche Aussicht des Stromes auf- und niederwärts konnte Goethe fesseln; fieberhaft trieb es den Sohn des Friedens aus den kriegerischen Zuständen, die ihn an die letzte Vergangenheit so traurig mahnten und ihn die künftigen Gefahren und Leiden vorschauen ließen, die man durch den unklug unternommenen Zug heraufbeschworen hatte. War es ja derselbe Strom, welchen er in glücklicher Friedenszeit gesehen, die sich jetzt wie eine liebliche Idylle vor seinem geistigen Auge entfaltete und ihn den Gegensatz der traurigen Gegenwart und der noch trauriger drohenden Zukunft schneidend empfinden ließ; damals hatte ihn die Sehnsucht zu dem so lange eigensinnig gemiedenen Jacobi getrieben, an dessen Brust er zum erstenmal das Glück voller Seelenfreundschaft genossen, und noch heute floß der Strom zu dem alten, bei allem Wechsel der Neigungen und Anschauungen heilig treu gebliebenen Freunde hernieder. Seinem Fürsten auf seinem weitern, noch gar nicht zu bestimmenden Zuge auf das rechte Rheinufer zu folgen war ihm unmöglich, nach Frankfurt zurückzukehren bei den Fortschritten der Franzosen unheimlich; der Weg zu Lande schien beschwerlich und bedenklich, dagegen versprach der sanft herabgleitende Strom ihn leicht und anmuthig seinem Jacobi zuzuführen, bei dem er sich bald wieder ganz herzustellen, mit dem er sich zu dem neuen Leben in der sturmvollen Zeit neu zu verbünden gedachte. So entschloß er sich denn, sich von seinem Herzog zu verabschieden und, ohne sein von Trier aus nachgeschicktes Chaischen abzuwarten, die lange Rheinfahrt von Koblenz bis Düsseldorf trotz des Novembers in einem Zuge zu machen, so daß er erst in Düsseldorf wieder ans Land steige, obgleich ihn die Post rascher von Köln nach dort herüber-

gebracht hätte. Wieder miethete er sich einen Kahn, ohne zu ahnen, worauf ihn niemand hinwies, daß die Schiffer zu einer solchen langen Thalfahrt ein altes Boot zu nehmen pflegen, um es am Ende der Reise als Brennholz zu verkaufen und dann leichten Fußes mit dem erlangten Fahrpreise nach Hause zurückzuwandern. Auch nahm der Schiffer einen blinden Passagier mit, der bei Bonn ausgesetzt werden wollte; dieser sollte den Fährmann durch Mitrudern unterstützen. Daß der Kahn ein starkes Leck habe, sollte sich nur zu bald zeigen; denn schon nach einiger Zeit begann der Fährmann Wasser auszuschöpfen, was häufig wiederholt werden mußte. Goethes Zutrauen war einmal getäuscht worden; zurückzukehren schien ihm ebenso wenig räthlich als sich mitten auf dem Wege aussetzen zu lassen. Die Fahrt ging glücklich fort, und sollte auch bei der voraussichtlich sternhellen, wenn auch freilich kalten Nacht nicht unterbrochen werden, um möglichst rasch nach Düsseldorf zu gelangen. Aber als sie am Siebengebirge vorüber waren, gerieth der Fährmann mit dem fremden Passagier über die Stelle, wo dieser am besten ausgesetzt werden könne, in einen so heftigen Streit, daß der edle Palinurus dabei ins Wasser stürzte. In den durchnäßten Kleidern die Novembernacht durchzufahren war dem Schiffer doch unmöglich, und so konnte Goethe ihm die Erlaubniß, sich in Bonn zu trocknen und zu wärmen, nicht versagen. So landete man denn in der Nacht beim bonner Rheinthore. Goethes Paul folgte, nachdem man den Kahn ans Land gezogen, dem Fährmann in die nahe Schifferkneipe, während diesem selbst vor dem mit Tabaksdampf erfüllten Raume so arg graute, daß er das Lager im Kahne auf seinem Mantelsack und Portefeuille dieser Qual vorzog. So gebettet, lag der deutsche Sänger längere Zeit vor dem Rheinthore der Musenstadt sorglos schlafend im Kahne, bis er, plötzlich erwachend, sein Lager von dem durch das Leck eindringenden Wasser durchnäßt fand. Da blieb denn keine Wahl, auch er mußte in die ängstlich gemiedene Kneipe, um in dem ihm widerwärtigen Tabaksdampfe der an Glühwein sich wärmenden Gesellschaft sich, so gut es gehen wollte, zu trocknen. Aber was hatte er nicht schon auf dem schauderhaften Rückzug in bitterm Ingrimm über die Ver-

blendung, mit welcher man sich in die Gefahr gestürzt, und den Unverstand der deutschen Kriegsführung ertragen lernen!

Bereits graute der Morgen, als man die Reise fortsetzen konnte, auf welcher durch um so eifrigeres Rudern der unfreiwillige Aufenthalt möglichst eingebracht werden sollte. So ging es denn die für die Kahnfahrt etwa vier Stunden lange Strecke bis Köln herab, wo man sich, da der Weg bis Düsseldorf noch sehr lang war, keine Rast gestatten wollte. Vom Kahne aus, der beim Rheinthore landete, konnte Goethe den Gasthof „zum heiligen Geist" schauen, wo er vor mehr als achtzehn Jahren den Herzensbund mit Jacobi besiegelt hatte. Am Ufer wandelnd, auf dessen geschäftiges Leben er damals aus dem Gasthause geschaut hatte, konnte er die Stelle des deutzer Hafens bemerken, wo es im Februar 1791 zwischen der der Stadt, die ihr Stapelrecht, und dem Kurfürsten, der sein Hoheitsrecht über den Rhein in Anspruch nahm, fast zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen wäre. Wie ärmlich mußten ihm jetzt alle Häkeleien des in seine zum Unrecht gewordenen Rechte sich immer mehr einspinnenden Senats in einer Zeit erscheinen, welche am Rheine alles umzustoßen drohte; denn wo würden Frankreichs zur Rache gespornte, von wildem Freiheitsschwindel aufgeregte Horden, die nichts zu verlieren hatten, inne halten, da er sich nur zu sehr überzeugt hatte, wie wenig vom Zusammenwirken der verbündeten Heere zu erwarten war, über deren Führung Kundige und Unkundige den Kopf schüttelten. Nur einen wehmüthig ahnungsvollen Blick konnte er der alten Rheinstadt zuwerfen, die, wer wußte wie bald? das Schicksal von Mainz theilen werde, und um so tiefer in ihren Grundfesten erschüttert werden mußte, je hartnäckiger man sich dem Geiste der Zeit, der in Frankreich zur Raserei geworden, widersetzt hatte. Die herrliche, im Halbmonde um den stolzen Strom sich schlingende, von zahllosen Kirchen und Thürmen gekrönte Stadt, deren innerer Zwietracht der Krahn ihres mitten im Werke ins Stocken gerathenen Domes zu spotten schien, welches Schicksal stand ihr in der neuen, gewaltsam eindringenden Zeit bevor, deren Ideen auch in Deutschland so ansteckend gewirkt hatten. Von Köln selbst war im Anfange des Jahres eine kleine Schrift gegen die berückenden Stichwörter der in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich

berauschenden Zeit hervorgegangen, von welcher Goethe durch das „Politische Journal" Kenntniß erhalten haben konnte: aber was vermag ruhige Belehrung gegen leidenschaftliche Aufregung und schmeichelnde Ueberspannung! Hatte ihn bei dem frühern Besuche der Gegensatz zwischen Gegenwart und Vergangenheit tief ergriffen, so schien ihm jetzt die Zukunft über der alten Stadt trotz aller ihrer Heiligen verderbenschwanger zu schweben.

Goethes Schilderung in der „Campagne in Frankreich" gedenkt der Fahrt zwischen Bonn und Düsseldorf mit keinem Worte. Wir wissen nicht, ob er sich durch das alte niedrige Rheinthor in die düstere Stadt begab und hier etwa im Gasthof „zum heiligen Geist" eine kurze Ruhe sich gestattete. Im Innern zog ihn damals nichts an, selbst der Dom nicht, der nach der in Italien erhaltenen reinern Anschauung ihn ebenso wenig wie Triers mittelalterliche Kirchen ansprechen konnte; ja diese großartige Ruine mußte ihn eher beängstigen, da die neue Zeit ihr nur sehr bedrohlich sein konnte. Hatte er vor so vielen Jahren im Rausche der ihn beglückenden Freundschaft Köln durchstreift, entnüchterter hätte niemand die in sich immer mehr zerfallende Stadt schauen können; ging er damals am Arme der Freundschaft, jetzt fand er sich ganz einsam, bloß von einem treuen Diener begleitet, und seine Seele drängte sich dem edlen Freunde entgegen, mit dem er den in der Jugend geschlossenen, nach der Rückkehr aus Italien wieder mit frischer Seele aufgenommenen Bund persönlich erneuern wollte.

Schon war es dunkel geworden, als die lange und langweilige Kahnfahrt von Köln bis Düsseldorf zu Ende ging. Goethe mußte sich den Weg von dort nach Pempelfort, das Jacobi seit vier Jahren auch im Winter bewohnte, durch mitgenommene Laternen erleuchten lassen. Auch diesmal trat er, wie aus den Wolken gefallen, vor Jacobi, den er vor acht Jahren zum letztenmal gesehen hatte, aber die Freunde brauchten sich diesmal nur wiederzufinden: die Stimme des Herzens hob sie über mancherlei Abweichungen der Anschauungen, die ihnen die letzten Jahre gebracht, leicht hinweg. Goethes Kunstanschauungen hatten sich in Italien verklärt; dann aber war er auch an der Hauptstätte des Katholizismus mit entschiedenem, fast zu Haß sich steigerndem Widerwillen gegen die geistige Umnebelung

erfüllt worden, welche das Christenthum, wie es im Laufe der Zeit sich gebildet hatte, ihm über die Welt gebracht zu haben schien. Die Bewunderung der gefeierten Apostel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die dadurch eine unabsehbare Verwirrung herbeigeführt, war ihm herzlich zuwider, und selbst das Wirken Neckers, den Jacobi so hoch hielt, schien ihm nur höchst verderblich. Der Freund hatte während dieser Zeit die freie Luft Englands geathmet, und dort entschiedenste Vorliebe für eine die Macht des Fürsten beschränkende Verfassung gewonnen, wogegen in seinen Ansichten über Gott und Welt, die bei Goethe von der Ahnung der geheimnißvollen, aber ihr Geheimniß gern dem sinnigen Forscher nicht enthüllenden, doch andeutenden Natur ausgingen, die Neigung zum Glauben immer entschiedener durchgebrochen war, ohne indeß seiner Duldung und Anerkennung anderer redlich gewonnenen Anschauungen Abbruch zu thun. Er bewahrte Goethes Briefe, in denen sich auch seine neuere Richtung ausprägte, als einen Schatz, der, wie er ihm einmal schrieb, mehr als Erinnerung in ihm erweckte, da sie ihn die unsichtbare Leitung der Menschen verehren ließen, von denen keiner seinen Weg verstehe. Dem pempelforter Freunde entging nicht, daß er den Geliebten, der in der letzten Zeit geistig und leiblich so sehr gelitten hatte und von leidenschaftlicher Unruhe und düstern Ahnungen über die Zukunft Deutschlands, zunächst des westlichen, an den Rhein grenzenden, gequält war, liebevoll schonen müsse. Herder hatte ihm geschrieben, er solle ihm von seinem besten Champagner geben. Goethe thaute allmählich in dem herrlich traulichen Familienkreise ganz auf, seine Umdüsterung erhellte sich, seine scharfen Spitzen zog er immer mehr ein, weil er fühlte, wie sehr man sich gegenseitig zu schonen habe, da niemand über seine Natur hinaus könne, des Vereinenden aber bei edlen Seelen, die sich lieben, mehr als des Trennenden sei. So stellte er sich geistig und körperlich in Pempelfort her, wenn auch die düstern Ahnungen über die Zukunft durch die Kunde von dem weitern Vordringen des republikanischen Heeres neue Nahrung erhielten. Weissagte ja selbst Jacobi, wenn man die Franzosen nicht bald zurücktreibe, so werde das ganz zu Grunde gerichtete Volk hordenweise den siegenden Heeren nachströmen und Europa einer völligen Verwüstung aus-

gesetzt sein, wie es sie „ehemals von Gothen, Hunnen und Vandalen erfahren“. Im pempelforter Kreise, wo anziehende Gäste fast nie fehlten, fühlte man sich von einem Hauche innigen Wohlwollens, herzlicher Theilnahme, reiner Gemüthlichkeit und edler Gesinnung umweht, man genoß hier „selige Familienszenen“, für die Goethes Herz empfänglicher als je war. Freilich fehlte die schon vor fast neun Jahren dahingegangene Hausfrau, die Goethe auch bei seiner ersten Anwesenheit nicht gefunden hatte, aber die beiden für des Freundes häusliches Glück unentbehrlichen Halbschwestern nahmen lebhaften Antheil an der Unterhaltung. Die ältere, Lotte, war ihm von Frankfurt aus bekannt und herzlich gewogen, die jüngere, Helene, freilich wegen ihrer religiösen und sittlich strengen Richtung ihm weniger günstig gestimmt. Auch ein heranwachsender Sohn, der nächstens die Hochschule zu Jena beziehen sollte, und eine sehr liebenswürdig sich entwickelnde Tochter belebten den traulichen Familienkreis. Zufällig war auch Heinse, damals Hofrath und Bibliothekar des jetzt flüchtigen Kurfürsten von Mainz, wieder Gast des Hauses; er zeigte sich heiter und gewandt, und war auch sein „Ardinghello“ trotz mancher schönen Schilderung Goethe zuwider, so hielt dieser sich an das gemüthliche Wesen des mit sinnlichster Glut schaffenden Dichters, den ja auch Jacobi und seine Schwestern trotz seiner dichterischen Vergötterung des Nackten gern um sich hatten. Da war auch der junge von Jacobi herangezogene Heinrich Schenk, der in nächster Nähe wohnte und als lieber Hausfreund zur Unterhaltung wesentlich beitrug. Durch seine ergetzlichen Erzählungen aus Italien wußte Goethe alle Herzen zu gewinnen, wogegen seine begonnene Vorlesung der auf den Freiheitsschwindel der Zeit spottenden „Söhne Megaprazons“ keinen Anklang fand, und er auch seine ihm so sehr am Herzen liegenden optischen Versuche aus Mangel an Verständniß abbrechen mußte. Oft ging es an den Abenden so heiter zu, daß man gar nicht aus dem Lachen kam. Im nahen Düsseldorf fanden sich damals viele bedeutende Personen zusammen, unter denen Goethe besonders mit Graf Nesselrode, dem kurmainzischen General von Condenhoven und dessen liebenswürdiger Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Hatzfeld, Herrn und Frau von Dohm (Dohm war bevollmächtigter Minister

am kurkölnischen Hofe in Bonn) in angeregter Unterhaltung sich erging. Man traf sich häufig in der Galerie; stellte auch Goethe jetzt die Italiener viel höher, so konnte er doch der reinlichen Genauigkeit der Niederländer seine Anerkennung nicht versagen. Leider hatte sich der Schwarm der ihm herzlich zuwider gewordenen französischen Ausgewanderten nach Düsseldorf geworfen, wo selbst die Brüder Ludwigs XVI. erschienen, von deren Treiben er in Koblenz ein so widerwärtiges Bild erhalten hatte. Die Nachrichten von den Fortschritten der Franzosen wurden immer bedenklicher, so daß er schon früher Pempelfort verlassen haben würde, hätte ihn nicht ein rheumatisches Uebel befallen, von dem ihn der geist- und kenntnißreiche Hausarzt Hofrath Abel bald herstellte. Nach vierzehn Tagen verließ er mit dankbarem Herzen und dem frohen Bewußtsein, Jacobi ganz wiedergefunden zu haben, das gastliche Pempelfort, das er nie wiedersehen sollte, da das Näherrücken der „Tollfranken" den Freund schon im September 1794 von da verscheuchte. In Münster, wohin sich Goethe von Pempelfort wandte, fühlte er sich einige Tage im reinen Kreise der sein tiefstes menschliches Gefühl und den edlen Drang seiner Natur verehrenden Fürstin Galitzin sehr glücklich, so daß er gern noch länger geblieben wäre, hätte er nicht bereits vorzeitig seine Rückkunft den Seinigen angekündigt.

Froh, endlich den drängenden Zügen der anmaßenden französischen Auswanderer entgangen zu sein, kehrte er Mitte Dezember nach Weimar zurück. Hier nahm zunächst die Bühne seine amtliche Thätigkeit in Anspruch. Für diese gewann er den, wie es heißt, von Jacobi ihm empfohlenen Johann Jakob Graff, den Pasqué zu einem Kölner macht. Er war vielmehr, wie längst bekannt, im Oberelsaß zu Münster im Georgenthal bei Colmar (am 23. September 1768) geboren, hatte in Straßburg Theologie studirt, war dann nach mancherlei Schicksalen nach Köln verschlagen worden, wo er unter Dobler am 9. April 1789 die Bühne betrat. Die doblersche Gesellschaft aber löste sich schon in demselben Jahre auf. Erst nach einiger Zeit fand er eine neue Anstellung bei Bossan in Neuwied, dessen Truppe er nach verschiedenen Orten bis Heilbronn herab begleitete. Anfangs 1793 knüpfte er von Kassel aus mit Weimar an. Seine Anstellung erfolgte bereits am 10. April, aber

noch ehe er nach Weimar kam, war Goethe dem Rufe des Herzogs gefolgt, an seiner Seite der Belagerung von Mainz beizuwohnen. Schon am 27. Mai traf der Dichter im Lager bei Marienborn ein. Den 24. Juli wurde die Stadt übergeben, deren schreckliche Verwüstung er zwei Tage später sah. Hier zeigten sich die verderblichen Folgen jenes Freiheitsschwindels, der selbst einen so edlen Mann und glücklichen Naturforscher, wie sein Freund Johann Georg Forster war, in seine Wirbel gezogen hatte. In Heidelberg traf er mit seinem Schwager Schlosser zusammen. Der Einladung Jacobis nach Pempelfort konnte er nicht folgen; sein „herumschweifendes Leben" widerstand ihm und „die politische Stimmung aller Menschen" trieb ihn, den jedes politische Gerede jetzt ekelte, nach Hause zurück. Hier lernte er den Schauspieler Graff, der schon am 5. Juni in Ifflands „Hagestolzen" als Hofrath Reinhold aufgetreten war und sehr gefallen hatte, persönlich kennen und nahm sich seiner um so mehr an, als er in ihm bald eine Hauptstütze der herzoglichen Bühne erkannt hatte. Da bei Goethe eine persönliche Bekanntschaft, wenn sie ihn eine tüchtige, von gutem Willen beseelte Natur erkennen ließ, bald auch vertraulich zu werden pflegte und der Bildungsgang seiner Schauspieler ihn besonders anzog, so wird Graff ihm auch von seinem kurzen Aufenthalte in Köln, wo er zuerst die Bretter betreten hatte, und auch wohl manches von den dortigen Zuständen berichtet haben. Graff ward der erste Darsteller von Schillers Wallenstein, in dessen „Piccolomini" er einen großen Triumph erlangte, wie dies der Dichter selbst in einigen ehrenvollen Zeilen aussprach, die Graff als sein heiligstes Besitzthum treu aufbewahrte. Es ist wohl kein Zufall, wenn Wallenstein, den Graff spielen sollte, in „Wallensteins Tod" den dritten Gefreiten, den er als einen Bekannten anspricht, als „Risbeck aus Köln" bezeichnet. Risbeck war der Name eines bekannten neuern Reisenden und bei Köln konnte dem Dichter vorschweben, daß Graff hier den ersten Schritt in seiner Kunst gethan hatte und er sich dieser für sein Leben so bedeutend gewordenen Stadt gern erinnerte.

Trotz aller Siege über die republikanischen Heere konnte Goethe sich der ernstesten Sorgen nicht entschlagen. „Wie viel wird uns jene ungeheure Masse noch zu schaffen machen!" schrieb er nach

dem Siege von Kaiserslautern seinem Herzog. Dieser selbst verließ bald darauf den Dienst, da er von der Weiterführung des Krieges bei der Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen keinen dauernden Erfolg hoffen durfte. Nur zu bald gingen die errungenen Vortheile verloren und die immer wilder und wüthender sich ergießenden Republikaner bedrohten ernstlich die deutschen Lande. Da Goethe keinen Rath und keine Hülfe wußte, lenkte er seinen Blick von der Politik ganz ab; er versenkte sich neben seinen amtlichen Beschäftigungen eifrig in Kunst- und Naturstudien und wandte sich der endlichen Vollendung seines „Wilhelm Meister" zu. Am 7. Juni 1794 schrieb ihm Jacobi, daß er wegen der verwünschten Lage der Dinge mit Dohm in Köln Rath gepflogen; in welchem Grade die Sachen am Rhein übel gestanden, hätten die Zeitungen sie nicht einmal von weitem muthmaßen lassen; noch sei es nicht viel besser geworden, doch sehe man jetzt wenigstens einige Möglichkeit für die Verbündeten, sich genug zu verschanzen, um Zeit zu gewinnen, noch mit einigem Anstande Frieden zu machen. Der Senat der Reichsstadt Köln zeigte so wenig Theilnahme an der Sache des Reichs, an der festzuhalten der „deutsche Bauer" durch seinen uralten, leider längst vergessenen Wahlspruch sich hätte gemahnt fühlen sollen, daß er sich jedesmal widersetzte, wenn es galt, Reichstruppen einige Tage zu beherbergen, ja zu einer zweitägigen Aufnahme französischer Gefangener, die ins Innere gebracht werden sollten, mußte er mit Gewalt gezwungen werden. Das schwere Geschütz der Stadt, dessen das Reich bedurfte, suchte er möglichst theuer loszuschlagen, wogegen er die Stellung des pflichtmäßigen Kontingents für „total unmöglich" erklärte, selbst zur Hülfe an den beim Vorrücken der Franzosen nöthig scheinenden Verschanzungen ließ er sich zwingen. Mit solcher Mißachtung der gemeinsamen Gefahr, mit solchem reichsfeindlichen Eigennutz, mit solcher eigensinnigen Verblendung, wovon das „Politische Journal" mehrfach Kunde gab, erwartete man in Köln das heranrollende Gewitter. Was war bei solcher Kirchthurmspolitik für den bedrängten Rhein zu hoffen! „Am Rhein ist alles in Furcht und Sorge", äußerte Goethe am 14. August. „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres

als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." Schon erwartete er seine Mutter bei sich, die sich endlich entschlossen, möglichst alles fortzuschaffen und eine Zuflucht in Weimar zu finden, ja die Möglichkeit, daß er selbst auswandern müsse, zeigte sich drohend in der Ferne. Aber zum Glücke Deutschlands und unserer Literatur kam es so weit nicht. Hatte ja eben die schöne Aussicht zu einem Bunde mit dem einzig ihm ebenbürtigen deutschen Dichter sich Goethe eröffnet, die sich bald so glücklich erfüllen sollte.

Während die beiden so lange sich fremd gebliebenen Dichter zum edelsten und erfolgreichsten Zusammenwirken für Dichtung und Kunst sich vereinigten, vollzogen sich am Rheine die Geschicke, welche das Kurfürstenthum Köln und die freie Reichsstadt, die so lange dem Eindringen deutschen Geistes und vernünftiger Freiheit sich widersetzt hatte, mit der vertrautesten Freundschaft des republikanischen Frankreichs beglückten. Schon am 6. Oktober bewillkommenten Abgesandte des hohen Rathes in der Nähe von Müngersdorf, eine Meile von Köln, den heranrückenden republikanischen General Championnet und überreichten dem bewaffneten Vollzieher der neuen Freiheit, indem sie seinem Schutz sich empfahlen, unterthänigst die Schlüssel der „in ganz Europa berühmten Stadt Köln", deren Ehrenschild sein sollte, daß sie „ihren Anfang hat von Marco Vespasiano Agrippa, Kaiser Augusti Schwager, eben als die allerseligste, heiligste Jungfrau Maria, Gottes Mutter, geboren ward". Freilich war sie mehr eine folgsame Tochter Roms als eine Anhängerin des deutschen Reiches. Den echten französischen Schutz sollte der hohe Rath, der sich gegen alle Forderungen des Reichs immer gesperrt hatte, bald an eigenem Leibe bitter empfinden. Kölns Wechselfälle unter der räuberischen Despotie der Franzosen, welche Freiheit nur für sich suchten, weiter zu verfolgen ist nicht unsere Aufgabe. Als gerechte Strafe mußte es gelten, daß die altehrwürdige Stadt gleichsam zum Hohne unter die Bezirksverwaltung des zur Zeit der kurfürstlichen Regierung freier entwickelten Bonn gestellt wurde. Eine nothwendige Folge des Gegenschlages war es, daß die sogenannten Patrioten in der heiligen Stadt, welche die despotische Gewalt der gebietenden Herren so lange in der Verdumpfung gehalten hatte, viel wilder, frecher, geschmackloser, gemeiner,

ja schmutziger auftraten als in Bonn. Ein ehemaliger Minoritermönch sollte Kölns Brutus werden; seine diesen ehrwürdigen Namen mißbrauchende Dekadenschrift war ein wahrer Sumpf. Der hohe Rath aber zeigte sich seiner selbst ganz würdig, da er seine Verfassung als die freieste auf Erden herausstrich und sich rühmte, es immer mehr mit den Franzosen als mit dem Reiche gehalten haben. Als die Bezirksverwaltung von Bonn bei der den Ländern zwischen Maas und Rhein auferlegten Kriegssteuer von 25 Millionen Livres Köln mit der Summe von 480 000 veranlagt hatte, erhob sich der Rath, „der Senat der Ubier", wie er sich nannte, in voller Entrüstung; man beschloß einen Abgeordneten an den Nationalkonvent zu senden, um gegen die Ungerechtigkeit solcher Brandschatzung der Stadt, der man Unverletzbarkeit in jeder Beziehung zugesagt, lebhaften Einspruch zu erheben und die ganz ungehörige Vertheilung der Kriegssteuer nachzuweisen. Von 800 000 Livres, woran 18 Städte und an 200 000 Morgen Land betheiligt seien, falle mehr als die Hälfte auf Köln, deren Bürger in der Stadt nichts besäßen als ihre zum Unterhalt beträchtliche Summen erheischenden Häuser und Gebäude und um die Stadt wenige Grundstücke. Einer solchen wunderlichen Begründung, welche Kölns freilich sehr geschmolzenen Reichthum ganz verflüchtigte, entsprachen der bis zum Lächerlichen floskelhafte Ton und das Pochen auf die freie Verfassung Kölns. „Schauet hier ein freies Volk", hieß es in der von Wallraf an den Nationalkonvent gerichteten Denkschrift. „Hier findet Ihr diese heiligen Rechte, diese Gesetze, die ein freies Volk sich gab." Von der bonner Verwaltung ward alles Schlimme gesagt; sie sei die Verwaltung eines Kurfürstenthums, wozu Köln nie gehört, eines Hofes, mit dem sie seit Jahrhunderten entzweit gewesen, mit dem ihr System von Freiheit und Demokratie sich nie vertragen gekonnt; jene Verwaltung sei mit der Geschichte und mit dem übrigen Europa uneinig über das System der Freiheit, welches Kölns Verfassung ausmache. Der Nationalkonvent ward an Darius, der Rhodus wegen seines berühmten Malers Protogenes geschont, er ward an Alexander den Großen, der die Vaterstadt Homers geehrt, salbungsvoll erinnert, um Schonung für Köln als den Geburtsort von Rubens im Namen der Künste zu erflehen, welche

die Stützen und die Zierde der politischen Existenz und der geselligen Glückseligkeit seien, welche ihre unstete Wanderung inne gehalten, um bei den Franzosen ein Vaterland zu finden. Dabei wurde des nach Paris geführten Bildes der Kreuzigung von Rubens gedacht. „Noch schwebt Rubens' Geist über seinem unsterblichen Werke, womit er sein Vaterland bereichern wollte, und im Museum (zu Paris), wo einst dies unser Denkmal prangen soll, wird es Eure Bewunderung an sich heften; hier spricht für uns sein Genius. Ihr, die Ihr gemacht seid, diese Geistessprache zu verstehen, höret seine Stimme, wie sie Schonung und Gerechtigkeit ruft um sein Vaterland." Neben der unwürdigsten Schmeichelei gehen bittere Klagen über die schamlose Beraubung der Stadt und die jämmerliche Darstellung ihrer Noth her, neben der lächerlichsten Berufung auf ihre Verfassung deren Stütze Freiheit, deren Reiz Gleichheit gemacht, finden sich die Erwähnung ihrer Schwäche, durch deren Charakter die Stadt immer wie eine Jungfrau vor allen Verunglimpfungen geschützt gewesen, die Versicherung, daß die Freundschaft mit der Frankennation ihnen von jeher theuer gewesen, endlich die Hinweisung darauf, daß sie sich der gefährlichen Koalition gegen Frankreich entzogen, diese ihrer Lage nach bedenklich und ihrer Freiheit nach ihnen selbst zuwider gehalten. So entwürdigte man sich selbst vor dem Nationalkonvent und Deutschland, ohne die geringste Aussicht, daß jener auf seinen Raub verzichten werde. Der Posse der cisrhenanischen Republik, die man trotz allem über sich ergehen lassen mußte, folgte die Vereinigung mit Frankreich, die durch den Friedensschluß bestätigt wurde, der fast gleichzeitig mit Goethes die Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Bürgers so herrlich vertretendem „Hermann" das linke Rheinufer preisgab. Der aus jener hehren Dichtung sprechende Bürgergeist bildete zu dem reichsstädtischen der dem Reich sich entziehenden freien Ubier, an deren Namen man sich ungeschickt anklammerte, den schärfsten Gegensatz.

Wie hätte Goethe, der sich in der Politik nur an das thatsächlich Mögliche hielt, bei der damaligen Verwirrung und Zerrissenheit hoffen können, diese deutschen Lande in nächster Zeit den siegreichen Republikanern entrissen zu sehen, die ihren Keil immer tiefer in das deutsche Reich zu treiben trachteten! Ihm war es in der schlimmen,

noch Schlimmeres drohenden Noth eine Herzenssache, im Verein mit Schiller deutsche Sprache und Dichtung zu pflegen, durch vollendete Kunstschöpfungen den Geist des Volkes zu bilden und zu heben. Die „Xenien" der beiden verbündeten Dichter sprachen es entschieden aus, daß der Deutsche um so freier sich als Mensch ausbilden müsse, je weniger es ihm gelingen werde, sich zur Nation zu bilden, worin freilich der Unglaube an die politische Einheit sehr scharf und beschämend zu Tage trat. Wo stand aber deutsche Sprache und Bildung damals, in Folge des Jahrhunderte langen Verschlusses gegen den Geist der Aufklärung, auf einer niedrigern Stufe als in der Ubierstadt! Die „Xenien" gedachten im Herbste 1796 der Unfruchtbarkeit des Niederrheins in dem Spotte auf die Verbindung des Rheins mit der Mosel, deren Umarmung noch kein Sohn erfreut habe. Freilich wirkte dies wie ätzender Hohn auf ein Land, das im Besitze der Franzosen sich befand, wie der Witz der „Xenien" auf den Rhein als Grenze Germaniens, über welche der Gallier hüpfe, bitter verletzen mußte. Beide Distichen kommen zunächst auf Schillers Rechnung, dessen Schärfe eben keine Rücksicht kannte, die hier auch nicht an der Stelle war. Doch war es beachtungswerth, daß die „Xenien" auch diese augenblicklich Deutschland entzogenen Lande als deutsche in Anspruch nahmen und sie ihre Geißel fühlen ließen, die sie nicht ohne Grund über ihre Versumpfung schwang. Daran litt freilich nicht der ganze Niederrhein; hatte sich ja in Bonn ein frisches Leben erhoben, dessen Entwicklung freilich der Einfall der Franzosen gestört hatte, und in Düsseldorf hatte Karl Theodor die Kunst gepflegt.

Sehen wir uns die deutsche Dichtung des damaligen Köln an. Schiller begann 1794 seinen „Musen-Almanach" neben manchen bestehenden; auch Köln wollte im Wetteifer mit andern Gegenden nicht zurückbleiben. Schon früher hatte der bei Franz Balthasar Neuwirth unter fetten Hennen erscheinende „Niederrheinisch-Westfälische Kreiskalender. Das ist: Historisch- und Genealogischer *Schematismus* Hochbenennten Kreises wie auch des Rheinisch- und Westfälischen Adels ꝛc. ꝛc." Gedichte als Zugabe gebracht, in denen wie in den vorgesetzten „Erinnerungen" und „Vorreden", die greulichste Geschmacklosigkeit zu Tage tritt. Man nehme z. B. den Jahrgang

1791 zur Hand. In der „Kurzen Erinnerung" zu „Sieben Gedichte, und mehrere" heißt es: „Weilen am zweiten verflossenen Monats December die ganze Geschichte eine andere Formel erhalten hat und nur das Neue das Herz des Menschen anzettelt; so habe meine Leser mit Siegen und Viktorien, welche aus guter Hand erhalten, anstatt dessen vergnügen wollen", worauf denn mehrere jämmerliche Gedichte auf die Siege über die Türken folgen. Als „Weitere Zugabe" sind drei Gedichte auf die Juden bezeichnet, die „eine unbekannte Handunterschrift eingeschickt". In der vorangehenden „Erinnerung" heißt es: „Fremde Kalender haben große Aufnahme, weilen eines Kunstkupferstichers Chodowicky (so!) Bilder darinnen enthalten sind. Diese erhalten durchs Ansehen Lob und Beifall. Vielleicht können diese Reimen durchs Lesen so großen Wohlgefallen erwecken, als Kupferstiche durch Sehen erhalten." In der „letzten Vorrede" wird nochmals mitgetheilt, daß der Herausgeber da er „in unserm Lande" keine „Bilder von einem künstlichen Chodowicky" liefern könne, er „zu wohlklingenden Reimen seinen Ausfall gewählet", welche dreifachen Dienst erweisen sollen. „Erstens für die Wahrheit ohne Flatterie. Zweitens zur Historie ohne Wind, und letztens im Klang zum angenehmen Gehör." Wir enthalten uns aller weitern Proben dieser Unmündigkeit so wie der Erbärmlichkeit der Reimereien. Nun erschien aber 1794 zu Köln in der langenschen Buchdruckerei ein wirklicher „Musen-Almanach auf das Jahr 1795" mit dem Zusatz: „Oder Taschenbuch für Liebhaber der Dichtkunst" und dem Buchdruckerstocke zweier sich schnäbelnden Tauben. Vorangeht hier der eigentliche Kalender; das Taschenbuch selbst ist, abweichend von Titel und Kalender, mit großen lateinischen Buchstaben auf 102 Seiten gedruckt; auf der ersten Seite steht oben ein grober Buchdruckerstock mit vier nackten musizirenden Kindern, die für Amoretten gelten müssen, den Schluß bildet ein ähnlicher, der eine auf die Dichtkunst deutende, sehr albern dreinschauende Harfenspielerin vor einem Dreifuße mit dampfender Schale darstellt. Die ununterbrochen gedruckten, weder mit Namensunterschrift noch mit Chiffer bezeichneten Gedichte schlagen den allergewöhnlichsten Ton an, obgleich es nicht an Hexametern, selbst nicht an verstiegenen alkäischen Oden fehlt, von denen eine an die empörten Belgier gerichtet ist, eine andere das Mönchthum,

den „Monachismus", trifft, eine dritte einen Glückwunsch zur Priesterweihe bildet. Schalheit und Unmündigkeit schauen allen diesen Reimen aus den Augen. Auch Deutschlands „keimende Dichter", diese „zärtlich empfindende Seelen", werden einmal angesungen. Hier heißt es (diese einzige, nicht die schlechteste, Probe genüge!):

Zwar betraten schon viele vor euch die rühmliche Bahne,
Die ihr zu betreten beginnt;
Ihre Namen wird einst die glückliche Afterwelt segnend
Nennen: nie versieget ihr Ruhm;
Aber noch sind sie nicht alle verschönert Teutoniens Wüsten,
Viele sind noch ein schreckliches Nest
Giftiger Schlangen; und weit umher verwüstende Thiere
Hecken noch ungestöret darin.
Aber wüthen sollen nicht mehr da verheerende Thiere,
Dummheit und Aberglauben nicht mehr.
Schmeichelt ihn weg durch euren Gesang; sie werden entfliehen;
Denn allmächtig ist der Gesang.

Man sieht, daß eine freie Richtung durchgebrochen war, aber an Geschmack und dichterischer Durchbildung fehlte es durchaus. Die Namen der Dichter deckt eine wohlthätige Nacht, ja nicht einmal der „Musen-Almanach" selbst findet sich irgend erwähnt, wie auch die im folgenden angeführten und deren Dichter von Goedeke übergangen sind. Den Beschluß des „Musen-Almanachs" macht unter der Ueberschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Tod den Tyrannen!" ein „Verzeichniß der von den Volksvertretern bei der Nord-, der Sambre- und Maasarmee festgesetzten höchsten Preise der nothwendigsten Lebensmittel". Das war die erste dichterische Gabe der mit dem Segen der französischen Befreier geweihten Stadt.

Etwas irgend Bedeutendes konnte auf diesem Boden oder, wie die ubischen Dichter singen, auf dieser „Bahne" noch nicht gedeihen; die Literatur nahm darauf gar keine Rücksicht. Um so auffallender scheint es, daß die glückliche Nachbildung des ersten Buches von Rollenhagens Froschmäusler, der als „Der neue Foschmäusler. Heldengedicht" 1796 und im folgenden Jahre in zweiter Auflage erschien, auch in Wielands „Merkur" und von A. W. Schlegel in der „Literaturzeitung" freundlich begrüßt wurde, den Namen Köln auf dem Titel trägt; aber die Sache klärt sich einfach dadurch auf,

daß Köln nur der vorgebliche Verlagsort ist, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert viele schlüpfrige Schriften unter dieser Angabe erschienen: das Buch kam in Lüneburg bei Herold und Wahlstab heraus.

Sechs Jahre nach jenem ersten Musenalmanach, zu einer Zeit, wo das Wehen des deutschen Geistes doch schon einen Umschwung bewirkt haben könnte, erschien bei Haas und Sohn Köln „Ubiens Musentafel oder Kölnisches Taschenbuch auf das VII. Jahr der Republick 1799 des Uebrigen Europa". In der dichterischen Widmung an die Vorgesetzten Kölns gesteht der Verleger, daß es in Köln noch nicht Tag sei, doch habe er der Sterne und hellen Nächte wegen seine Bahn betreten. Ein Beurtheiler dieser „fast bloß mit ungenießbaren Speisen besetzten Musentafel" rieth dem Herausgeber, doch erst den hellen Tag abzuwarten. Wie viel höher als diese Spenden des kölnischen Geistes stand das in der Nähe erscheinende „Bergische Taschenbuch. Zur Belehrung und Unterhaltung" des lutherischen Pfarrers Wilhelm Aschenberg in Kronenberg bei Elberfeld, in welchem zuerst Arndt neben Kosegarten und Jacobi auftrat.*) Es waren vier Jahrgänge, die in den Jahren 1798 und 1800 bis 1802 zu Düsseldorf erschienen. Drei weitere Jahrgange schlossen sich unter anderm Titel an.

„Aber war denn kein Wallraf da?" hören wir uns entgegenrufen. Wir sind keineswegs Willens, dem von kölnischem Patriotismus in eine Weihrauchwolke gehüllten, um seine Vaterstadt so hoch verdienten Manne seine Bedeutung abzusprechen. Er besaß eine große Beweglichkeit, leichte Fassungskraft und lebendige Gewandtheit, und alle diese vortrefflichen Eigenschaften des Geistes wurden durch Herzlichkeit und warme Vaterlandsliebe zu rastloser Thätigkeit verbunden: aber ihm fehlten Ruhe, Tiefe und feiner Geschmack, den er auf Kölns damaligem Boden nicht erlangen konnte, und das Ankämpfen gegen die herrschende beschränkte Richtung gab ihm eine leidenschaftliche Raschheit, wie das Gefühl des Errungenen und der bevorzugten Stellung unter seinen Mitbürgern nur zu sehr seine

*) Vgl. Crecelius in der „Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins" VIII, 185—188. IX, 203—215.

Eitelkeit nährte. Ferdinand Franz Wallraf ward ein Jahr vor Goethe zu Köln geboren; sein Vater war ein bemittelter Meister der löblichen Schneiderzunft. Als Magister der freien Künste erhielt er schon 1769 eine Stelle am Montanergymnasium; er widmete sich aber daneben der Theologie. Bereits 1772 ward er zum Priester geweiht. Seine Stellung am Gymnasium war sehr untergeordnet, und nicht ohne Schmerz sah er sich in Folge der bestehenden Einrichtungen immer zurückgesetzt, aber das trieb ihn um so ernster, sich desto tüchtiger und umfassender heranzubilden. Wenn man behauptet, er habe sich damals durch seinen „Hymnus an die Natur" einen Rang unter den vaterländischen Dichtern erstungen, so könnte sich dies bloß auf Köln beziehen. Die Literaturgeschichte weiß nichts von diesem Gedichte, dem man die Nachahmung Klopstocks ohne dessen Schwung und Kraft anfühlt. Im Jahre 1784 machte er in Begleitung des Vicedechanten des Domstiftes, eines Grafen von Oettingen-Baldern, einen längern Ausflug nach Süddeutschland. Der Auftrag des Senates, eine Umgestaltung der Gymnasien zu entwerfen, trug ihm nur fortdauernde Feindseligkeiten von diesen ein. Noch als Gymnasiallehrer trat er in die philosophische Fakultät der Universität, wo er mit Beifall über die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften las. 1786 erhielt er eine Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik (seltsame Verbindung!) nebst der Aufsicht über den botanischen Garten und ward zugleich Kanonikus des hochadeligen Stiftes St. Marien im Kapitol. Damals dichtete er auf den Tag des heiligen Chrysostomus, der sonst in lateinischer Sprache gefeiert wurde, eine deutsche alkäische Ode, die für das damalige Köln bedeutend sein mochte, aber weder im Ausdrucke noch in der innern Form für gelungen gelten kann, vielmehr an Schwulst und Gezwungenheit leidet. In demselben Jahre ward Wallraf, der nicht genug umfassen konnte, Lizentiat, 1788 Doktor der Medizin, dann auch Doktor der Philosophie. Doch die Anfeindungen und Zurücksetzungen des rastlos Strebenden dauerten in seiner Vaterstadt fort; seine Berufung nach Bonn zerschlug sich an der Höhe seiner Forderung. Mit einer umfangreichen numismatischen Arbeit legte er 1792 große Ehre ein, doch ward sie

nicht vollendet.*) Seine Freunde setzten es durch, daß die Universität ihn in dem unglücklichen Jahre, das die Franzosen ins Land brachte, zum Rektor erwählte—der erste Fall seit hundert Jahren, daß ein Rektor aus der medizinischen Fakultät durchgebracht wurde. Vier Jahre später wurde er abgesetzt, weil er sich weigerte, der französischen Republik den Eid der Treue zu schwören; er hatte unterdessen 1796 zur Belohnung seiner Verdienste ein Kanonikat an der Apostelkirche erhalten. Die Universität wurde noch vor dem Ablaufe desselben Jahres aufgehoben, in welchem Wallraf abgesetzt worden war. Dieser hatte sich in den letzten Jahren als Dichter weniger versucht; bekannt ist fast nur seine Ode auf Hardy in alkäischer Strophe, die keineswegs als mustergültig bezeichnet werden kann, sondern lahm und matt bei aller Ueberspannung bleibt. 1798 entschloß sich Wallraf zur Herausgabe des obengenannten „Kölnischen Taschenbuchs" auf das nächste Jahr, dem ein „Taschenbuch der Ubier auf Achtzehnhundert" folgte. Das erstere brachte von ihm manche Aufsätze und Gedichte, meist epigrammatische, unter seinem eigenem und angenommenen Namen. Das Titelbild hatte Wallrafs Schüler Joseph Hoffmann nach dessen Angabe entworfen: Neptun liegt links im Vordergrund, von Schilf umgeben, am Ufer des Rheins; rechts stehen fünf Musen; in der Ferne sieht man Köln; in der Luft schwebt ein Genius mit einer Fahne, auf der man „Nach Ubien!" liest. Den neugewählten Titel suchte man, wohl Wallraf selbst, in einem sonderbaren Artikel des Intelligenzblattes der „Erlanger Literaturzeitung" (1799, Nr. 25) zu vertheidigen. Vom „Taschenbuch der Ubier", das mit 6 Blättern aus der Geschichte der Agrippina von Hoffmann geschmückt ist, hieß es in einer Beurtheilung der genannten Literaturzeitung, es enthalte außer dem so sonderbaren Titel nichts Auszeichnendes. Die Gedichte seien größtentheils gereimte Prosa, enthielten, der Kraftsprache ungeachtet, abgenutzte Ideen, herzlich schlecht vorgetragen; mehrere Dichter sollten vor allen Dingen Deutsch lernen,

*) Außer seiner „Beschreibung der Köllnischen Münzsammlung des Domherrn und Kurfürstlich-weltlichen Hofgerichts-Präsidenten von Merle" in 8 erschienen später von ihm zwei Heftchen: „Verzeichniß Kurkölnischer Münzen, so gesucht werden", und „Nachtrag einiger Kölnischen Münzen, so auch annoch verlangt werden", beide in 4.

da es allenthalben von Provinzialismen wimmle. Vor allem spottet der Beurtheiler mit Recht auf Wallrafs 128 Duodezseiten umfassende Abhandlung: „Agrippina, die Gemahlin des Claudius, die Stifterin Kölns", die „im schwülstigen und kostbarsten Tone" geschrieben sei; denn wir müssen gestehen, daß, obgleich auch hier die Lobpreiser Wallrafs es nicht an Bewunderung fehlen ließen, die Darstellung geschmacklos, überspannt und die geschichtliche Darstellung verfehlt ist. Wir gehen auf die drei unter dem Titel „Taschenbuch für Kunst und Laune" erschienenen Jahrgänge 1801—1804 (1803 fiel aus), die auch Beiträge von Fremden, von Arndt, Tieck und andern, brachten, nicht näher ein; sie fanden besonders wegen ihrer in Nachahmung des „Bergischen Taschenbuchs" gebrachten Kupfer und Beschreibungen von Wallraf bessere Aufnahme, konnten aber doch das Unternehmen nicht halten. Uns war es nur darum zu thun, den Zustand der Dichtung in Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen.

Konnte auch keines der vielen gleichzeitigen Taschenbücher sich mit dem Schillerschen messen hoch standen sie doch über den „Ubiern". Auch wagte keiner der kölnischen Dichter Schillers Musenalmanach mit seinen Spenden zu behelligen; vom Niederrhein überhaupt sandte nur Joseph Lassaulx aus Koblenz Gedichte ein. Und doch erhielt Schiller auch eine dichterische Gabe aus Köln. Die mehrgenannte Buchhandlung von Haas und Sohn schickte ihm am 21. April 1798 im Auftrage des Dichters, des Bürgers und Oberrichters Zumbach in Köln, dessen Schauspiel „Die Pullichi auf Malabar". Natürlich antwortete Schiller nicht, da der kölnische Dichter „durch eine Berufsreise verhindert worden, zur Bezeigung seiner großen Hochachtung und Verehrung" ihm selbst sein Musenwerk mit einigen Zeilen zu übersenden. Freilich, wären die verbündeten Dichter nicht ganz von ihrer hohen Aufgabe erfüllt gewesen, hätten sie politischen Betrachtungen Raum geben können, und wären nicht die dichterischen Kalender damals so sehr ins Kraut geschossen, daß man ihnen nicht ein „Singe, wem Gesang gegeben!" zurufen durfte, sondern ernste Kritiker dem mit diesem Menschenrechte getriebenen Unfuge zu steuern sich veranlaßt sahen, so hätten sie auch das schwache Fortglimmen deutschen Geistes in den Frankreich anheimgefallenen und im lune-

viller Frieden aufs neue preisgegebenen Landen mit freudiger Anerkennung begrüßen müssen; denn auf diesem Boden konnte zunächst keine echte und rechte deutsche Dichtung erstehen.

Ein Glück für das geistige Köln war die Aufhebung seiner düstern Universität; denn die Strebenden waren dadurch genöthigt, sich, wenn nicht nach Paris, nach dem damaligen deutschen Auslande zu wenden. Dadurch gewann die heranwachsende Jugend einen freiern Blick, da sie von dem Wehen vaterländischen Geistes an den freien deutschen Bildungsstätten ergriffen wurde, von denen in den letzten Jahren des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts besonders Jena anzog. So wurden junge Kölner mit Goethe und Schiller näher bekannt, aber auch mit der sich schon erhebenden und ihnen sympathischern romantischen Schule. Diese ersten Geisteskeime entzogen sich freilich zunächst der Beobachtung der entfernten weimarischen Dioskuren; sie vernahmen kaum etwas von Köln, wenn ihnen nicht etwa zufällig bekannt wurde, daß man einem ihrer Werke die Ehre des Nachdrucks erwies, wie diese z. B. Goethes „Hermann und Dorothea" im Jahre 1801 zu Theil ward.

Nicht die Dichtung und Literatur, sondern die Kunst sollte Goethes Verbindung mit Köln vermitteln. Der damals sechsunddreißigjährige Kölner Joseph Hoffmann*), der sich in Düsseldorf und Paris ausgebildet hatte, erhielt im Jahre 1800 bei der zweiten weimarischen Preisausschreibung den von Goethe für den Tod des Rhesus ausgesetzten Preis. Seine mit schwarzer Kreide und Tusche auf grau Papier gemachte Zeichnung war, wie die Beurtheilung rühmte, aus einem vollständig aufgefaßten geistreichen Begriff und Besitz der Rubensischen Kunst entstanden. „Möge Herr Hoffmann", äußerte Goethe nach einer ausführlichen Beurtheilung, „auf dem Wege, den er eingeschlagen und der seinen Talenten gewiß der angemessenste ist, fröhlich immer weiter fortschreiten und möge ihm die Aufmunterung und Belohnung nie fehlen, deren sich seine Kunst so werth bewiesen." Auch Schiller sprach sich in dem Briefe „an den Herausgeber der ‚Propyläen'" mit warmem Beifall über Hoffmanns Zeichnung aus, bei der man den heitern Einfluß einer phantasie-

*) Vgl. über ihn Merlo in seinem Werke über die kölnischen Maler, neuerdings in der „Allgemeinen deutschen Biographie".

reichen Kunst erfahre; nach Kunstideen sei alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes sei der gewöhnlichen Wirklichkeit abgeborgt; alles repräsentire und habe nur Dasein für den Gedanken und durch denselben. Wie hoch mußte dieses von den beiden großen Dichtern ausgestellte Ehrendiplom den Künstler heben, dessen Name bisher außerhalb Kölns Ringmauern noch nicht erschollen war, und wie sehr mußten sich seine kölner Freunde dadurch geehrt fühlen, unter denen Wallraf sich eines großen Einflusses auf ihn, besonders durch seine Ideen und die ihm vorgeschlagenen Stoffe, rühmen zu dürfen glaubte, ohne zu bedenken, daß der Künstler das meiste seiner Natur, seiner Kunstübung und seinen Meistern, nicht der Belehrung eines Aesthetikers verdankt. Und die Wallrafs war eine sehr oberflächliche, wenn auch seine Beschreibungen von Gemälden Unkundigen gefallen mochten. Freilich sprach er viel von der „höhern Philosophie der Kunst" und erging sich z. B. sehr weit über „die Wahl der Momente" wie er es nannte, aber man halte seine „Ergießungen" gegen die reine Klarheit in Goethes „Propyläen", und man erkennt bald, daß hier mehr Gerede in der Weise, wie sie die damaligen, freilich geistreichern Schriften Wackenroders und Tiecks aufgebracht hatten, als wirkliche Erfassung des Wesens der Kunst sich findet. Wie wenig Wallraf auch die hehre Dichtergröße, tiefe Kunst- und Naturanschauung Goethes, dessen Heidenthum ihn abstieß, zu erfassen vermochte, die ungemein ehrenvolle Anerkennung eines kölner Künstlers, den er seinen Schüler nannte, von einem der ruhmreichsten Namen Deutschlands mußte seinem Herzen wohlthun. Und Goethe hatte nicht allein das Verdienst der gekrönten Künstler (der längst bekannte ausgezeichnete Professor Nahl in Kassel hatte zwei Drittel des Preises für Hektors Abschied erhalten) ruhmvoll anerkannt, er hatte wohl etwas zu parteiisch für den kölnischen Künstler, entschieden betont, daß sie in dem Wissenschaftlichen der Kunst sich so brav und unterrichtet gezeigt, daß sie mit den besten Künstlern der Völker, die sich jetzt darin den größten Ruhm anmaßten, wohl zu vergleichen seien, ja mehr als diese geleistet hätten, und er hatte so der deutschen Kunst auch in dem augenblicklich den Franzosen verfallenen Lande den Ehrenkranz gereicht. Goethe trat mit Hoffmann auch in briefliche

Verbindung, und so machte er in demselben Hefte der „Propyläen", welches das Ergebniß der Preisbewerbung enthielt, die Mittheilung: „In Köln ist uns durch Herrn Joseph Hoffmann das Fortleben einer alten Schule bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen zu sagen." Dies unterblieb freilich, weil die Zeitschrift in Folge der Ungunst der Künstler und Kunstfreunde mit demselben Hefte erging. In den 1807 und 1808 als Extrabeilage zur „Jenaischen Literaturzeitung" im Namen der weimarischen Kunstfreunde erschienenen „Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst" ist von Köln nicht mehr die Rede. Aber die weimarischen Preisaufgaben dauerten bis 1805 fort. Hoffmann theilte sich auch im Jahre 1801 mit Nahl in den Preis; er hatte den Achilles auf Skyros auf grau Papier mit Tusche und mehrern Arten Kreide gezeichnet. Alles an dieser reichen Komposition sei Leben und Fülle, lautete das Urtheil; die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfordernisse könne man vortrefflich nennen; der Vertheilung von Licht und Schatten habe Hoffmann von allen Künstlern am geschicktesten sich bedient und dadurch seinem Werke einen wesentlichen Vorzug verschafft. Je ernstlicher man dieses betrachte, desto mehr nehme man Verstand, Ueberlegung und Talent des Künstlers wahr, der hier seinem natürlichen Hange zum Vollen, Reichen, Glänzenden gefolgt sei. Zwei Jahre mußte sich Hoffmann zu Goethes Bedauern von der Bewerbung zurückhalten. 1804 wurde zwar keiner der Einsendungen der Preis zuerkannt, aber Hoffmanns Zeichnung einer Ueberschwemmung ward mit Auszeichnung erwähnt. Im folgenden Jahre erhielt er mit seinem den Stall des Augias reinigenden Herkules als einziger Sieger unter sechszehn Bewerbern den Doppelpreis. Goethe hatte erklärt, das Bild würde Rubens selbst Ehre gemacht haben. Dies war die letzte jener Preisaufgaben, durch welche der Dichter die deutsche Malerei zu fördern gesucht hatte; die romantisch religiöse Richtung der Kunst hatte über seine auf geistige Reinheit und sinnliche Formvollendung dringende Lehre und Mahnung den Sieg davon getragen. Diana, die sich in einer Waldlandschaft zu den Nymphen herabläßt, malte Hoffmann auf Goethes Empfehlung für die Herzogin von Weimar, in deren Salon das Bild in die Decke eingelassen wurde. Andere schreiben das

Gemälde irrig H. Meyer zu. Die Verbindung Hoffmanns mit Goethe brach wohl in Folge der neuen romantischen Richtung der Kunst ab, welche dem Dichter die Lust, weiter auf Künstler zu wirken, verleidete; Hoffmann selbst kränkelte längere Zeit. Auch noch später scheint er mit besonderer Vorliebe antike Stoffe gewählt zu haben, wenn er auch andern Aufträgen, so der Ausschmückung von Zimmern mit Arabesken in Falkenlust, der Bemalung einer Hauskapelle und architektonischen Zeichnungen, sich nicht entziehen konnte.

In Köln hatte unterdessen einer der Führer der romantischen Schule, Friedrich Schlegel, festen Fuß gefaßt. Ein mit Kunststudien beschäftigter junger Kölner, aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, Sulpiz Boisserée, hatte im Jahre 1803 zu Paris in Schlegels Hause gewohnt und Vorlesungen bei ihm gehört. Als er im Frühjahre 1804 nach Köln zurückkehrte, lud er ihn ein, ihm in seine Vaterstadt zu folgen, wo sich bald an der neuen Secundärschule zweiten Grades eine, wenn auch nicht allen seinen Wünschen entsprechende Stelle fand; er erhielt die zweite Professur der schönen Wissenschaften neben Wallraf, der die erste bekleidete. Es war damals gerade die Zeit, wo nach Aufhebung der Stifter und Klöster eine Menge der bisher verborgen gehaltenen trefflichsten Gemälde zum Vorschein kam, für deren Erwerbung und Rettung sich außer Wallraf und dem Kaufmann Lyversberg besonders die Gebrüder Boisserée mit ihrem Freunde Bertram thätig zeigten. Bald entstand eine große Begeisterung für die mittelalterliche, so lange verachtete Kunst, an welcher sich Schlegel auf das lebhafteste betheiligte, der immer inniger zum mittelalterlichen Wesen, zu seinem Glauben und seiner Mystik hinneigte, und von dem einst vergötterten Goethe (Schiller war ihm immer zuwider gewesen) um so entschiedener abfiel. Je mehr Einfluß er in Köln gewann, um so schärfer mußte er die Stimmung gegen Goethe, den alten, kalten Heiden, reizen, dessen Ansehen schon unter der Begeisterung für den ihm eng verbündeten, frühe heimgegangenen Freund Schiller zu leiden begonnen, zu Köln nie in besonderer Blüthe gestanden hatte. In der „Europa“ trat Schlegel als Lobpreiser der kölnischen Kunst auf, die eine eigene Schule gebildet, reicher und umfassender, als vielleicht je eine

im südlichen Deutschland gewesen. Hier finde man Bilder, die man den besten Holbeins an die Seite setzen könne, andere in Dürers, andere in Eycks Art, auch viele, die weit älter seien als diese drei großartigen Stammväter der deutschen Kunst und die zum Theil das Beste derselben vereinigten. Und von dem mystisch angewehten Lobredner hörte man bald, daß er nebst seiner Frau vor seiner Abreise nach Wien zum katholischen Glauben übergegangen sei. Das Posaunenlob der neu entdeckten kölnischen Schule, die Luft des stark katholischen Köln, der Uebertritt und die Reise nach der Kaiserstadt Wien, es war eine schöne Illustration des neuen Friedrich Schlegel. Und der Neubekehrte besuchte auf der Reise den alten Heiden in Weimar, gegen den er sich weit über die Vorzüge der alten kölnischen Malerei erging, von der eine große Zahl vortrefflicher Werke neuerdings aufgefunden und durch kundige Liebhaber vom Untergange gerettet worden. Schlegel bildete sich ein, seine Darstellung habe großen Eindruck auf Goethe gemacht, ja er nahm seine Zusage, den ihm in Aussicht gestellten Zeichnungen altdeutscher Gemälde ernste Betrachtung zu widmen, für eine Art Einlenkung auf seinen neuen Standpunkt; nach dem, was er neuerdings unter dem Namen der weimarischen Kunstfreunde in der „Jenaischen Literaturzeitung" über Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen geäußert, sei er gewissermaßen schon bekehrt. Also auf Bekehrung und Ausnutzung des ruhmreichen ersten Dichters hatte es Schlegel abgesehen, der bereits durch seine Jünger, wie Ast, hatte verkünden lassen, er selbst werde der Vollender der deutschen Dichtung werden. Schlegel regte den jungen Kölner auf, Goethes Einfluß für sein Domwerk und seine Gemäldesammlung zu benutzen.

Auf eigenthümliche Weise wurde Goethe im September 1809 an Köln erinnert, da ihm Bettina, die im vorigen Jahre mit einer Gesellschaft von Verwandten und Freunden lustige Tage in der heiligen Stadt verlebt hatte, eine von Rumohr hingeworfene Skizze des Anblicks der Stadt übersandte. Er antwortete: der Freund, der die Vignette gezeichnet, wisse, was er wolle, und verstehe mit Feder und Pinsel zu hantiren; das Bildchen habe ihm einen freundlichen guten Abend geboten. Sulpiz Boisserée bewirkte es, daß das herrliche, aus der Rathskapelle von Wallraf gerettete Bild der Schutz-

heiligen Kölns schon am Sonntage nach Dreikönigen des Jahres 1810 wiederhergestellt in einer Kapelle des Domes prangte. Die Hauptzeichnungen des Domes lagen bald vollendet vor, und schon am 31. März zogen die Gebrüder Boisserée und Bertram in Heidelberg ein, das sie zunächst zum Sitze ihrer Sammlung bestimmt hatten. In ihrer jetzt zum Kaiserreiche Frankreich gehörenden Heimat, wo sie sich auch wohl durch Wallraf, der einen ihnen nicht behaglichen Ton anschlug und auf ihre neu gewonnene Ansicht nicht eingehen wollte, nicht wenig gedrückt fühlten, fanden sie nicht den Boden, auf welchem ihre deutsche Sammlung allgemein zugänglich werden könnte, auch für sie selbst kein Bildungselement, das sie trage und hebe. Da sie nicht zu weit vom heimischen Strome sich entfernen, in der Nähe Kölns und der Niederlande bleiben wollten, welcher andere Ort hätte ihren Wünschen besser entsprechen können als das schöne Heidelberg, wo damals so viele frischstrebende Geister zusammentrafen! Freilich nahmen es ihnen ihre Landsleute sehr übel, daß sie allmählich ihre ganze, zum Theil in Köln erworbene und die kölnische Malerschule ins schönste Licht setzende Sammlung fortschafften, aber ihr Zweck war ja nur, die Ehre der heimischen Kunst der Welt zu offenbaren, was sie in Köln nicht vermochten. Zu diesem Zwecke, der allerdings auch ein persönlicher geworden, da er den Mittelpunkt ihres Daseins bildete, galt es nun auch, den alten Heiden in Weimar zu gewinnen, wozu freilich der mit gerechtem Mißtrauen von Goethe beobachtete Fr. Schlegel ein schlechter Mittelsmann gewesen. Einen bessern fand Sulpiz in dem innig befreundeten Grafen von Reinhard, mit dem er auch das Gut auf dem Apollinarisberge gekauft hatte; denn dieser stand mit Goethe auf bestem Fuße.

Gleich nach Boisserées Uebersiedelung machte Reinhard den Dichter mit dem Plane seines jungen, jetzt in Heidelberg lebenden kölnischen Freundes bekannt, welcher halb Mäcen, halb Jünger und Schüler Fr. Schlegels und Besitzer einer sehr merkwürdigen Sammlung altdeutscher Gemälde sei, die er vom Untergange errettet habe: dieser, der eine Beschreibung des Domes und seiner Alterthümer nebst der Baugeschichte der Kirche herausgeben wolle, wünsche ihm die vollendeten Zeichnungen vorzulegen und seine Bekanntschaft ent-

weder bei der Ueberbringung oder beim Abholen derselben zu machen. Goethe erwiderte freundlich, Reinhards Empfehlung und Einleitung solle dem jungen Freunde, mit dem er freilich als einem Schüler Fr. Schlegels sich schwer vereinigen werde, den besten Empfang vorbereiten, ja er solle auch in Punkten, die ihm sonst feindselig seien, mehr Geduld und Nachsicht finden, als er sonst zu üben pflege. Boisserées ganze Seele trieb es, das, was ihn so mächtig ergriffen hatte, von dem ersten der lebenden Dichter, der, wenn er auch jetzt die griechische Kunst über alles stelle, doch in seiner Jugend als Herold des straßburger Münsters und der vaterländischen Baukunst aufgetreten war, anerkannt zu sehen. Und so sandte er diesem schon am 8. Mai sechs Zeichnungen des Domes, der vorzüglich wegen der hohen Einheit, die durchgehends in der Fülle der Gestaltung herrsche, weit über allem stehe, was er bisher von gothischer Baukunst gesehen; daß Goethe schon in Köln gewesen, wußte er nicht. Er machte ihn mit seinem Plane bekannt, durch eine vollständige Reihe von Abbildungen die Geschichte der Baukunst vom Verfall der antiken bis zur Entstehung der deutschen im dreizehnten Jahrhundert zu veranschaulichen; auch gedachte er seiner Entdeckung einer bis zur Zeit Johann van Eycks fortlaufenden, durchaus die Spur griechischer Bildung verrathenden Art der Malerei, wie man sie vor Raphael beschreibe. Oft hat man Goethe vorgeworfen, daß er alles Neue eigensinnig von sich gewiesen, während der alte Dichter auch gerade darin so groß ist, daß er alle gesunden Richtungen und selbst in überspannten dasjenige, was darin gesund war, bereitwilligst förderte, nur von phantastischen Lobpreisungen, denen der Stempel tüchtiger Kenntniß fehlte, wollte er nichts wissen. So war es ihm denn nicht zu verdenken, wenn er selbst Schlegels Preis altkölnischer Kunst mit einigem Argwohn ansah; hatte er ja die wunderlichen Wendungen Fr. Schlegels beobachtet, dem es bei allem nicht auf die Sache, sondern nur auf seine geistige Herrschaft anzukommen schien. Die Mittheilungen des jungen Kölners, den Reinhard ihm als einen rechtlichen und gutmüthigen Menschen empfohlen, ließen ihn in diesem eine frische, tüchtige Natur erkennen, der es um lebendiges Eindringen und Aneignen zu thun war, wenn ihm auch Schlegels Einfluß immer bedenklich schien und er an

patriotische Uebertreibung dachte. Goethe lud ihn zu einem Besuch auf Michael ein, und verwies ihn wegen seiner Beurtheilung auf einen Brief an Reinhard. Diesem gegenüber sprach er das große Verdienst der übersendeten Zeichnungen aus, die zu den interessantesten gehörten, welche ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Aber er verhehlte nicht, daß ihm der deutsche Patriotismus wunderbar vorkomme, der eine offenbar sarazenische Pflanze gern als auf deutschem Boden entsprossen darstellen möchte, wie er ja selbst früher eine solche Abgötterei mit dem straßburger Münster getrieben, dessen Façade er noch immer für größer halte als die des kölner Domes. Im Grunde sei das ganze Wesen doch nur eine Art Raupen- und Puppenzustand, wie er bis zu Michel Angelo geherrscht. „Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht", schrieb er an Reinhard, „daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und aller welthistorischen Weissagungen." Reinhard unterdrückte bei der Mittheilung an Boisserée die scharfen Stellen, nur was Goethe von seiner eigenen Abgötterei und von der straßburger Façade gesagt, verhehlte er ihm nicht. Dieser aber glaubte Goethe schon so ganz für sich gewonnen zu haben, daß er ihn durch Reinhard bitten ließ, sein Unternehmen im „Morgenblatte", in welches Goethe manche Beiträge lieferte, zu erwähnen; nur möge er dabei nicht verrathen, daß er der straßburger Façade den Vorzug gebe. Reinhard theilte dem Dichter den Wunsch des Freundes mit, den er freilich nicht befürworten konnte; nur möge er gestatten, daß dieser von seinem Urtheil Gebrauch mache, nachdem er ihm die Täuschung benommen, als ob Goethe jetzt die Sache mit seinen Augen anschaue. Dieser sah klar, wie es damit stehe; es gehe ihm mit dem Kölner, wie er es schon bei andern jungen Leuten erfahren. „Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den erstern zu Gunsten der letztern zu nutzen ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich mag mich weder gutmüthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugung befördern." Boisserée kam nicht, weil er sich verstimmt fühlte, und Goethe war froh, von einem Ver-

hältnisse frei zu sein, aus dem, wie er meinte, doch nichts werden könne, ja es war ihm ganz recht, als er vernahm, die Besitzer der heidelberger Sammlung würden, ohne Weimar zu berühren, nach Wien ziehen. Doch wider Erwarten wandte sich Boisserée am 24. November, durch Reinhards Vermittlung, mit der Bitte an Goethe ihn im nächsten März in Weimar besuchen zu dürfen. In demselben Jahre, in welchem der junge Kölner in Bezug auf altdeutsche Kunst mit Goethe angeknüpft hatte, fragte Staatsrath Portalis aus Paris bei diesem an, ob es mit seiner Bewilligung geschehe, daß ein Buchhändler in Köln seine „Wahlverwandtschaften" nachdrucke. Der Dichter, den diese Achtung literarischen Eigenthums von Seiten der französischen Regierung erfreute, verwies die Sache an den Verleger.

Boisserée kam wirklich Anfangs Mai 1811 nach Weimar, wo er bei Goethe und am Hofe (der Erbprinz hatte im vorigen Jahre die heidelberger Sammlung besucht) die freundlichste Aufnahme fand. Der Dichter, der in Boisserée bald eine bedeutende Natur und einen in seiner Sache gründlich bewanderten Geist erkannte, zeigte sich hier viel reiner als dieser, der die milde Zurückhaltung und freudige Anerkennung des Geleisteten für ein Zeichen völliger Zustimmung hielt und über die gelungene Bekehrung jubelte, während dieser das, was sie trennte, auf sich beruhen ließ, weil ihn Boisserées frische, durch Bildung gehobene rheinische Natur anzog, er seine ganze Behandlungsart billigen mußte, und sich freute, durch dessen Mittheilungen seine Kenntnisse zu vermehren und eine für ihn verblichene Seite der Vergangenheit wieder aufzufrischen. Ja der kölner Dom erhob sich neu für ihn, er blieb ihm nicht mehr ein dunkles Bild, ein bloßer Name, er ward ihm ein anschaulicher Begriff. Und wie bei edlen, uneigennützigen Menschen eine lebendige gemeinsame Theilnahme auch die Herzen einander nähert, so erwuchs bei Goethe aus dieser Verbindung herzliche Freundschaft, welche auch den als gewandter Diplomat ihm genahten jungen Kölner allmählich ganz hinriß. Gern ging der Dichter darauf ein, seines Domwerkes anerkennend zu gedenken, nur könne er dies nicht in einem der Tageblätter thun (zur bloßen Empfehlung mit dem Stempel seines Namens mochte er sich nicht hergeben, er wollte ihm auf

förderlichere Weise dienen); er müsse eine passende Gelegenheit erwarten, die er auch bereits im Sinne hatte. Von Köln aus lud Boisserée ihn zu einem Herbstbesuche des Rheines und seiner Vaterstadt um so dringender ein, als er selbst in den nächsten Jahren von derselben fern gehalten werden dürfte. Leider konnte Goethe, der sich noch immer nicht zu dem jetzt französischen Rheine hingezogen fühlte, auf die freundliche Einladung nicht eingehen. Im folgenden April mußte Boisserée ihm den Tod des talentvollen Joseph Hoffmann im Namen der Familie anzeigen. Der Sarg des einem Nervenfieber frühe zum Opfer gefallenen Künstlers war mit Goethes Preisertheilungen und dem Malerstocke von Rubens, als dessen vorzüglichen Nachfolger ihn Goethe gepriesen hatte, von Wallraf geschmückt worden, der die würdigste Trauerfeier seines geliebten Schülers ins Werk gesetzt hatte. Alles, was zu seiner Ehre geschehen, äußerte Boisserée, erinnere an die besten Zeiten des Edelmuthes und des Gemeingeistes. Noch vor Ablauf des Jahres erfreute Goethe den Freund durch die höchst ehrenvolle Anerkennung seiner Bestrebungen im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung"; die Erwähnung seines eigenen, dem Baumeister des Straßburger Münsters gewidmeten patriotischen Aufsatzes hatte ihm dazu die Gelegenheit geboten. Mit Zufriedenheit sehe er, hieß es hier, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen wisse, sondern sogar aus vorhandenen Anfängen die erste Absicht bildlich darzustellen suche, um uns mit dem Gedanken, der doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibe, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben. Nach namentlicher Erwähnung des boisséréeschen Unternehmens sprach er den Wunsch aus, daß alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß hätten, dasselbe gebührend fördern möchten, damit die große und riesenartige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange. Die hieraus entspringende Einsicht werde nicht unfruchtbar bleiben, sondern das Urtheil einmal im Stande sein, sich mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben, was auf das gründlichste geschehen werde, wenn sein thätiger junger Freund die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins einzelne verfolge. So war hier der mittelalter-

lichen Kunst, die in Köln ihre edelsten Reste hinterlassen, in anerkennendster Weise gedacht, ohne der schwärmerischen Ueberschwänglichkeit das Wort zu reden. Auf Boisserées Vaterstand war Goethe in demselben Jahre wieder hingewiesen worden durch die Erzählung „Ein Gang durch Köln" von seiner jüngern, jetzt gleichfalls in Heidelberg wohnenden Freundin Frau Amalie von Hellvig, einer geborenen von Imhoff, deren Talente für Dichtung und Malerei er von frühe an mit Antheil begleitet hatte, in ihrem „Taschenbuch der Sagen und Legenden". An Reinhard schrieb er bald darauf: „Ein Enthusiasmus für einen speziellen Gegenstand findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas Grimassenhaftem, wovon jedoch Sulpiz durch einen reinen frommen Sinn, eine wahre Kenntniß und überhaupt eine höhere Kultur geschützt wird." So war Goethe einer liebevollen Würdigung von Kölns hehrstem Denkmal gewonnen worden. Und schon hatte den neuen Timur an der Beresina der Schlag getroffen, dessen Wirkung unter den schrecklichsten Verheerungen Deutschland vom fremden Joche befreien, den schmachvollen Rheinbund beseitigen, das linke Rheinufer seinem Volke zurückstellen und jedes deutsche Herz wieder frei aufathmen lassen sollte.

III.

Es war eine der glücklichsten Fügungen für das Leben und Wirken des Altmeisters unserer neuern Dichtung, daß die sein höheres Lebensalter beglückende Befreiung des Vaterlandes einen frischen Schwung seinem Geiste geben, ihn „Chisers Quell verjüngen" sollte. Zwar war er gerade am Anfang des Jahres, an dessen erstem Tage Marschall Vorwärts bei Kaub über den Rhein setzte, körperlich leidend und zugleich durch den ihm nothwendigen, aber der Stimmung der Zeit, welche fast alle rüstigen Männer in den Kampf trieb, widerstreitenden Entschluß, seinen als Freiwilliger eingetretenen Sohn dem Krieg zu entziehen, in leidenschaftliche Spannung gesetzt; zwar konnte er sich noch immer nicht zu dem Glauben erheben, daß die Einigkeit der Verbündeten vorhalten und

den Gewaltigen in seinem eigenen Lande niederwerfen werde: aber doch durchzuckte ihn oft die frohe Ahnung, daß er noch die völlige Vernichtung der Fremdherrschaft, die auch seinem Herzog den traurigsten Zwang auferlegt hatte, erleben und thätiger Zeuge der Wiedergeburt des deutschen Volkes sein werde. Schon am 17. Januar schrieb er an den vor sieben Jahren aus Düsseldorf nach München als Direktor der Akademie der Künste berufenen Maler Langer: „Nun scheint es, daß ein neues Jahr die Deutschen wieder auffordern wolle, sich mehr, als bisher geschehen, einander mitzutheilen und sich zu gemeinsamen Zwecken zu vereinigen. Dieses wird gegenwärtig die dringende Pflicht derer, welche zu Hause bleiben, da der größte Theil unserer Jugend mit löblichem Eifer in das Feld strömt und nicht daran denken kann, wie der Herd erhalten sein will, an welchen sie doch dereinst zurückzukehren hoffen." Drei Tage vorher war Köln auf immer von den französischen Truppen verlassen worden, obgleich Sebastiani mit dem stolzen Worte: Adieu jusqu'à la belle saison! sich verabschiedet hatte. Bereits Mitte Februar äußerte Goethe gegen Boisserée, der trotz der bösen Zuflüsterungen der Gattin von Friedrich Schlegel die Sehnsucht nach einer engern Verbindung geäußert hatte, es gehöre zu seinen liebsten Wünschen, wenn er auch an der Gewährung zweifle, in diesem Jahre die Bäder am Rhein, seine dortigen Freunde und die Sammlung der drei verbündeten Kölner in Heidelberg zu besuchen. Dieser unterließ nicht ihm sein Verlangen kundzugeben, daß bei der zu erwartenden Wiederherstellung des Vaterlandes ihre Sammlung am Rheine, am erwünschtesten in seiner Vaterstadt, ein Unterkommen finden möchte, wobei ihm freilich nicht entging, daß eben die dortige Ansiedelung die meisten Schwierigkeiten haben dürfte. „Die Stadt mit ihren Bewohnern und Anstalten", äußerte er, „ist einer sonst blühenden verschütteten Kolonie zu vergleichen, die unter einem glücklich gewölbten Bergsturz ihr Leben in der Vergessenheit kümmerlich fortgeführt und mit der übrigen Welt höchstens durch tiefe Schachte noch einigen Zusammenhang behalten hat. Es käme nur auf das Glück an, daß sie einem wohlmeinenden Fürsten zu Theil würde, der brave, sachkundige Bergleute kommen und den guten Schlag Menschen mit den vielen unschätzbaren Trümmern alter

trefflicher Anstalten und Einrichtungen zu neuer Belebung und Herstellung wieder ans Licht fördern ließe. Dabei könnten wir dann freilich nicht allein für Kunst und Wissenschaft, sondern bei unserer vielfachen Erfahrung und Kenntniß der Personen und Verhältnisse auch noch sonst in manchen Stücken mit Rath und That an die Hand gehen." Doch sah er wohl voraus, wie schwierig in seiner Vaterstadt ihre Stellung neben dem phantastischen Wallraf sein würde, der auf seinen langjährigen, weit eingreifenden Einfluß so eifersüchtig sein mußte. Boisserée wußte, wie sehr es dessen Kunstkenntniß an aller Gründlichkeit fehle und seine warme Liebe zur Vaterstadt ihn verblende, was sich auch in seiner Verehrung der Stadtgründerin Agrippina verrieth, die Boisserée zu dem Scherz veranlaßte, Wallraf müsse wohl schon einmal zu ihrer Zeit gelebt und sich so lebhaft in sie verliebt haben, daß während der sechszehnhundertjährigen Wanderungen seiner Seele dieser Trieb in ihr noch nicht ausgestorben sei.

Die endlich am 9. April zu Weimar anlangende Kunde der Einnahme von Paris befreite den noch immer leidenden Dichter von einem langen Alpdrucke, doch hielt ihn die Neugestaltung des Vaterlandes noch in besorgter Spannung. Gleich darauf erschien der wegen der bewegten Zeit vom Verleger zurückgehaltene dritte Theil von „Wahrheit und Dichtung", in welchem Goethe ohne der Schattenseiten Kölns zu gedenken, die dort vor gerade vierzig Jahren mit Jacobi verlebten seligen Tage darstellte, besonders des mächtigen Eindruckes des Domes und des noch ergreifendern des Jabachschen Familiengemäldes erwähnte, und wiederum der Bemühungen Boisserées, gerade nicht zur besonderen Freude seiner Landsleute, die dem Entführer der herrlichen, von den Brüdern hier gesammelten Schätze grollten, mit warmer Anerkennung gedachte. Noch am 12. Mai erwiderte er auf Boisserées herzliche Einladung, endlich wieder den frei gewordenen Rhein und die alte Heimat zu besuchen, bisher wisse er nicht, was es diesen Sommer mit ihm werde. Da dieser gemeldet hatte, er werde nach Köln reisen, bat er ihn, dort gelegentlich kleine römische Alterthümer von Erz oder Thon für ihn zu erwerben, wodurch er eine unschuldige Liebhaberei befördern werde. Boisserée wandte sich deshalb an

Wallraf, der dem Wunsche des Dichters vollauf entsprach, wie wir aus dem Dankbriefe Boisserées an denselben ersehen: „Sie sind, werther, verehrter Freund, so freigebig gewesen, daß ich Goethe gewiß große Freude mit Ihrem Geschenk machen werde, und ich Ihnen unbeschadet die zwei großen Krüge zurückschicken darf, die mich beim Packen hindern und die zu schön sind, als daß ich sie der Gefahr des Zerbrechens aussetzen möchte.“*) Auch den sehr gewünschten losen Krystall vom Drachenfels, diesen „angebeteten Urfels“, verschaffte Goethe sich durch Wallrafs Vermittlung.

Von frischem Lebensmuth und Sangesdrang erfüllt, eilte der Dichter, der eben in einem Festspiele für Berlin, nicht ohne das Geständniß, daß sein Mißtrauen glänzend beschämt worden, des Vaterlandes Befreiung von dem mächtigen Eroberer gefeiert hatte, den wiesbadener Heilquellen zu. Auf seinen Aufenthalt daselbst können wir hier nicht näher eingehen. Von dort aus machten er und Zelter das zum erstenmal seit Deutschlands Befreiung jubelnd gefeierte Rochusfest in gehobener, echtvolksthümlicher Weise mit. Vor sechs Jahren hatte Bettine ihm geschrieben: „Warst du schon auf dem Rochusberge? Er hat in der Ferne eine sonderbare Gestalt (wie soll ich es dir beschreiben?), so als wenn man ihn gern befühlen, streicheln möchte“; sie hatte ihm den Blick von der Kapelle so wundervoll geschildert, aber auch den traurigen Verfall des Kirchleins: jetzt sollte er an der auf eine neue Zeit des Friedens deutenden Feier der Herstellung gemüthlichen Antheil nehmen.**)

Zelter reiste von Wiesbaden den Rhein herab. In Köln ließ er sich sogleich durch den Maler Fuchs zu Boisserée führen, wo er dessen sämmtliche Domrisse sah und dann zwei Tage der Anschauung des ihn mächtig ergreifenden Doms widmete, worüber er begeistert an Goethe berichtete. Diesem klagte er auch, daß er in Köln

*) Der Brief (Kölner Domblatt Nr. 312) ist kurz vor der Abreise Boisserées von Köln nach Frankfurt, am 12. September, geschrieben. Wahrscheinlich gehörten zu diesem Geschenke Wallrafs der ziemlich flache Teller, die beiden Schalen und der Krug von feinem Thon, welche Schuchardts Katalog „Goethes Kunstsammlungen“ II, 330 ff. (Nr. 52. 53. 56. 89) erwähnt.

**) Vgl. meine Darstellung „Goethe und die Rochuskapelle“ in der „Allgemeinen Zeitung“ 1883 Beilage zu Nr. 360 f.

keinen Menschen verstehe, während er bisher sich an den Abweichungen der verschiedenen Mundarten von Berlin aus durch Sachsen, am Main und Rhein ergetzt habe. Noch fataler sei ihm der Wechsel des Geldes; in Bonn habe man doch noch Kopfstücke genommen. Um sich das Bettelvolk vom Halse zu schaffen, habe er sich einen Kronenthaler Stüber eingewechselt, wobei er vier Stüber Aufgeld habe geben müssen. Das meiste Plaisir habe ihm das Schimpfen auf seine Landsleute an offener Tafel gemacht; auch als sie erfahren, wer er sei, hätten sie sich nicht stören lassen, und da er ihnen beigetreten, sei es erst lustig gegangen. „Die Musik liegt hier so ruhig wie der Handel; kaum habe ich seit meinem Hiersein [in drei Tagen] einen Ton, dafür aber auch nicht eine Drehorgel gehört. Die Stadt ist Nachts nicht erleuchtet, und man darf nach zehn Uhr nicht ohne Licht über die Straße gehen. . . . Der Rhein ist zwischen hier und Deutz ungefähr 5 bis 600 Fuß breit und von unendlicher Schönheit. . . . Wenn du künftiges Jahr den Rhein besuchst, so rathe ich vor allen Dingen die längsten heitern Tage dazu zu nehmen; denn die Abende und Morgen sind auf diesem Flusse ein wahres Labsal.“ Den Brief gab Zelter Boisserée mit, der in Frankfurt mit Goethe zusammentraf. Dieser konnte ihm von der Begeisterung erzählen, mit welcher vor kurzem der von ihm im Dom herumgeführte Kronprinz von Preußen sich über den Wunderbau geäußert, den er gleich wollte vollendet wissen, dann auch aus eigenem Augenschein von dem unbeschreiblichen Empfange des russischen Kaisers als Befreiers von Deutschland berichten, einem Empfange, wie er nie einem Machthaber in der altdeutschen Reichsstadt zu Theil geworden; war man ja so weit in der Verehrung gegangen, daß der Pfarrer der Severinskirche mit dem hochwürdigen Gute dem Zaren beim Ausfahren aus der Stadt entgegenging und ihm dreimal damit den Segen ertheilte. Die mitgebrachten römischen Alterthümer erfreuten Goethe sehr. Gleich darauf besuchte er die drei kölnischen Freunde in Heidelberg, wo deren Sammlung ihn zu jugendlichster Begeisterung hinriß. Memlings Bild des Christophorus mit dem Christkind entlockte ihm, wie Boisserée Cornelius mittheilte, die launigen Verse:

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sankt Christoph das Kind über Wasser hält;

Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Er wollte eine besondere Schrift über die hier gesammelten Schätze der altkölnischen Schule abfassen, denen Fürsten und Könige, ja alle Nationen huldigen müßten, und deshalb im nächsten Jahre wiederkommen.

Am 6. Januar 1815 schrieb Boisserée an Wallraf:*) „Von Goethe bin ich Ihnen noch die allerverbindlichsten Danksagungen für die römischen Gefäße schuldig. Hält er Wort, was er in seinen Briefen wiederholt, daß er nämlich in diesem Jahre wieder an den Rhein kommen will, so ist es vielleicht möglich, daß er Ihnen mündlich selbst die Freude bezeigt, die ihm Ihr Geschenk gemacht hat, und wird er dann auch dem Herrn Professor Heiß einen Ersatz geben für den Krystall aus dem Drachenfels, wofür ich einstweilen nur seinen Dank zu berichten bitte." Noch ehe der Schicksalswurf über den zum Entsetzen der Welt von neuem erstandenen Welteroberer gefallen war, trieb es den Dichter wieder an den Rhein. „Viel Bedeutendes habe ich in der Nähe erlebt", schrieb er am 5. Juli von Wiesbaden. „Die großen Nachrichten des Verlustes erst, dann des Gewinnes, trafen hier heftig. Der Nassauer einzelne Leiden und Sorgen theilte man mehrere Tage." Durch den Wunsch des Herzogs ließ er sich zu einer Reise nach Köln bestimmen**). Daß Stein den Besuch in Köln schon früher vorhatte, ergibt sich aus einem Briefe des unten näher zu besprechenden Rektors Fochem, der schon am 20. Juli an Eberhard von Groote schrieb***): „Görres ersuchte mich für den Minister von Stein, der mich bald selbst besuchen würde, um die Erlaubniß, meinen Max†) durch Beckenkamp kopiren zu lassen. . . . Ich bin durch ihn dem Minister von Stein empfohlen." Am 21. trat Goethe eine Gebirgsreise an, was er Boisserée mit der Bemerkung berichtete, nach Heidelberg werde er schwerlich kommen, doch solle er erfahren, wann er in Frankfurt eintreffe. Diese Reise

*) Domblatt a. a. O.

**) Vgl. Sulpiz Boisserée I, 288.

***) Die Einsicht der ungedruckten Briefe Fochems verdanke ich Prof. Reifferscheid in Greifswald.

†) Das Porträt von Kurfürst Maximilian von Baiern oder Kaiser Maximilian? Beider Bilder befinden sich in Steins Thurm zu Nassau.

ist dieselbe, von der es in den „Tag- und Jahresheften" heißt: „Eine Fahrt in verschiedene Gegenden der Lahn, mit Oberbergrath Cramer [von Wiesbaden] begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht." Auf dieser Reise kam er nach Nassau, wo der dort zur Herstellung seiner Gesundheit noch weilende Freiherr von Stein ihn veranlaßte, in seiner Gesellschaft die Reise nach Köln zu machen. Nur halbwahr ist demnach Arndts*) von Pertz in Steins Lebensbeschreibung aufgenommene Erzählung, Goethe sei, als er die Pfade, welche bei Wetzlar an der Lahn und durch ihre schönen Thäler nach Nassau, Ehrenbreitstein und Vallendar hinlaufen, noch einmal wieder zu durchwandeln das Herz gefaßt [es war vielmehr eine geognostische Reise], nach Nassau gekommen und im Gasthaus zum Löwen abgestiegen. „Er [Stein] flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter." Um den Irrthum zu vollenden, läßt Creizenach**) Arndt „als Reisegenossen" die Fahrt höchst anschaulich schildern. Glücklicherweise stehen uns bessere Quellen als des trefflichen, frisch und munter berichtenden Arndt hier untreues Gedächtniß zu Gebote, zunächst Goethes kurzes Tagebuch in einem am Tage nach der Rückkehr dem in Schlangenbad weilenden Boisserée gesandten Briefe. Hier heißt es: „Dienstag den 25. Juli führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal Ehrenbreitstein, im Nachen bis Köln." Auf der Reise kam Goethe wohl mit Cramer nach Nassau, von wo er mit Stein am andern Morgen die Reise nach der Domstadt antrat. Ob das von Arndt erwähnte Abholen aus dem Gasthof richtig und genau sei, lassen wir dahin gestellt. Darüber würden

*) Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. von Stein S. 207. Aehnlich lautet Arndts Bericht in den „Erinnerungen", wo ausdrücklich bemerkt wird, die Reise sei über Koblenz und Köln gegangen. Dort heißt es sogar, Goethe habe die alten rührenden Jugendpfade und Werthers Leiden und Freuden wieder nachgelesen.

**) Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer S. 42 (zweite Ausg. 44).

wir bestimmter urtheilen können, läge das in Goethes Archiv ruhende Tagebuch der geognostischen Lahnreise gedruckt vor. Jetzt wissen wir nur, daß er damals die genauen Karten der Lahngegend benutzte, die in der vom Erzherzog Karl ihm geschenkten Darstellung des Feldzugs von 1796 sich befanden. Unmittelbar vor der Reise schrieb Stein an den zum Direktor des öffentlichen Unterrichts ernannten Görres in Koblenz: „Ich reise mit Herrn Geheimrath von Goethe nach Köln, komme Donnerstag oder Freitag (den 26. oder 27.) zurück, und ersuche Ew. Wohlgeboren, sich so einzurichten, daß mein Reisegefährte und ich Sie treffe." Schon vor drei Monaten hatte Preußen Köln förmlich in Besitz genommen, und gleich am folgenden Tage war das seit dem vorigen Jahre vorbereitete neue Gymnasium eröffnet worden, dessen Direktion der als Direktor des öffentlichen Unterrichts außerordentlich thätige frühere Gymnasialrektor in Prenzlau, Dr. Grashof, Boisserée angeboten, dieser aber mit Bezug auf das seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmende Domwerk und seine darauf sich beziehende Verabredung mit Goethe abgelehnt hatte, was er um so entschiedener thun mußte, als, wie er auch nicht verhehlte, seine Absicht darauf ging, bei der in den Rheinlanden zu errichtenden Hochschule eine Anstalt für die Erhaltung und Sammlung deutscher Alterthümer zu Stande zu bringen. Und zu dieser bedeutenden Absicht seines bewährt gefundenen Freundes mitzuwirken war Goethe von ganzer Seele bestrebt. Um so mehr mußte es ihn anziehen, die in den beiden Städten, welche um die Ehre der rheinischen Hochschule stritten, vorhandenen Kunstschätze kennen zu lernen. Auch Stein nahm an diesen wie an der deutschen Geschichte, von deren alten Zeiten die kurfürstliche Reichsstadt eine so beredte Zeugin war, lebhaften Antheil, so daß hierin ein vereinigender Mittelpunkt zwischen beiden sonst so sehr verschiedene Richtungen verfolgenden Bannerträgern deutschen Geistes gegeben war; aber nicht weniger sprachen sich die aus langer Kenntniß der Weltereignisse urtheilenden, sich gegenseitig hoch und werth haltenden Männer über die Neugestaltung des Vaterlandes aus, die in der Nothwendigkeit übereinstimmten, die Hebung von Kunst und Wissenschaften am Rheine in einer des großen Sieges würdigen Weise zu fördern.

Auch hier dürfte Arndts Darstellung nicht ganz der Wahrheit entsprechen. „Ich kann mir denken," schreibt er in seinen „Wanderungen und Wandelungen", „wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander her mit einem zarten *Noli me tangere.* Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaften stiller tönen hören." Stein habe ihm und seinen Freund Eichhorn, dessen wir später gedenken werden, als er ihnen Goethe zeigte, gesagt: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß." Aehnlich heißt es in den „Erinnerungen", Stein sei ungewöhnlich sanft und mild gewesen, habe den kühnen und geschwinden Athem seiner Natur angehalten, den Löwen gezügelt, daß er nimmer herausgeguckt; von Goethe habe er gesagt: „Wir können ihn in der Politik nicht loben, aber er ist doch zu groß."

Es ist ein starker Irrthum zu glauben, Goethe habe jedes politische Gespräch ängstlich gemieden. Mit Kundigen über die ihm schon als weimarischem Minister und treuem Freunde seines Herzogs sehr am Herzen liegende Gestaltung des Vaterlandes sich zu unterhalten war ihm nichts weniger als zuwider. Wir wissen, daß er gleich nach der ersten Einnahme von Paris mit Spannung die Ankunft des Hofraths Professor Sartorius erwartete. „Er bringt Vorschläge zu einer neuen deutschen Reichsverfassung mit, durchgedacht für die gute Sache genug", schrieb er damals: „möge sie auch so durchgehandelt werden!" Eine gleichzeitig erscheinende kleine Schrift: „Unser Volk. Ein Blick in Vergangenheit und Zukunft" fand er merkwürdig, weil sie die sehr verwickelten Verhältnisse zur Sprache bringe und auf die kräftigen Heilmittel gegen solche Uebel deute. Mit dem Herzog, mit seinem treuen Amtsgenossen von Voigt und andern, die Kenntniß der Verhältnisse und Einfluß hatten, unterhielt er sich über die Neugestaltung der vaterländischen Zustände mit innigem Antheil. Und so freute es ihn auch mit dem von Napoleon als eine große Gegenmacht gefürchteten und gehaßten Manne seine Ansichten über die Ordnung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse auszutauschen, wobei sie freilich nicht immer,

besonders wegen der den Ständen und dem Volke zu gewährenden oder zurückzugebenden Rechte, übereinstimmten: aber der Gegensatz beruhte hier auf eigenster Anschauung und den ganz verschiedenen Lebenskreisen, in welchen diese genährt worden, und so wirkte dieser, als das große Ziel errungen war, nicht trennend, sondern aufklärend. Dagegen war unserm Dichter jenes leere Gerede innerlich und äußerlich unerträglich, welchem die Politik nur zu aufregender Unterhaltung dient; es widerte ihn an, daß man im Bürgerstande, statt sich zu förderlichem Zusammenwirken für das allgemeine Beste zu vereinigen, hohe Politik trieb, die nur verwirrte und verfeindete, und so waren ihm auch die Blätter zuwider, welche mit politischen Fragen das Volk aufregten, selbst wenn sie es mit warmer Begeisterung für die Sache und mit guter Begabung thaten, wie „Der rheinische Merkur" von Görres und „Der Wächter" von Arndt. So hatte er sich schon im vorigen Jahre gegen die Zeitschrift des von tiefem Gefühl für deutsche Würde, Ehre und Freiheit ergriffenen, aber mit keckem Muthe in allem entschieden Partei ergreifenden Görres erklärt. Als Thibaut ihm in diesem Herbste gestehen mußte, daß er darin Recht gehabt, erklärte er: „Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen! Ich habe, gleich als der Enthusiasmus losging, den Fluch des Bischofs Arnulphus*) über alles deutsche politische Gerede ausgesprochen und mir dadurch die Qual vom Halse gehalten. Wie sie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ‚Ich verfluche euch u. s. w.' Da waren sie bald still und ließen mich ungeschoren." Daß er zu guter Stunde auch über deutsche Politik sich gegen Vertraute erging, bezeugt Boisserée, gegen den er sich im Oktober darüber äußerte. „Die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich", berichtet dieser. „Ständische Verfassung: es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegenkommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das Einzige und Rechte." Wenn Fürsten und Bürger, jeder an seiner Stelle, das Beste thue, dann werde es wohl gehen, das war

*) In Sternes ‚Tristram Shandy' 54.

die Ansicht, welche er schon in seinem Festspiele für den September 1807 ausgeführt hatte, und darin kam er mit Stein überein, wenn letzterer auch seine zu große Scheu vor der Besprechung politischer Dinge und vor dem strengen Festhalten der Stände und Bürger an ihrem Rechte nicht billigen konnte, und festeste Entschiedenheit, wie Frankreich gegenüber, so auch in der freien politischen Gestaltung forderte, da er nicht, wie Goethe, der ruhigen Förderung eines Gemeinwesens sich hatte hingeben können, sondern in schweren Zeiten eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse und zugleich den Kampf gegen die fremde Unterdrückung mit starker Hand hatte durchsetzen müssen, und er selbst nach den großen Ereignissen sich vielfach in seinen edlen Entwürfen gerade durch die ihren eigenen Vortheil über alles setzenden Fürsten gehindert gesehen hatte und noch sah. Freilich hatte Stein Recht Arndt von politischem Gerede Goethe gegenüber abzuhalten, da dieser nicht ohne leidenschaftliche Erregung seine Meinung auszusprechen vermochte.

Doch kehren wir zur Rheinfahrt der beiden Excellenzen zurück, welche im eigentlichsten Sinne des Wortes die größten deutschen Excellenzen der Zeit waren. Zum drittenmale schwamm Goethe jetzt den Rhein herab, diesmal in Begleitung des ruhmvollsten deutschen Freiherrn, der die Seele des Weltkampfes gegen den ganz Europa mit seinem Joche bedrohenden Eroberer gewesen; ihre Absicht war, von den Kunstschätzen der beiden um die Rheinuniversität wetteifernden Städte nähere Anschauung und eine darauf gegründete Ansicht über die zweckmäßigste Förderung der Kunst am Rheine zu gewinnen. Wie ganz anders schauten die Rheinufer diesmal unsern Dichter an als vor dreiundzwanzig Jahren, wo er, mit dem düstersten Blicke in die Zukunft, nur von seinem Diener begleitet, auf leckem Fahrzeuge an kaltem Novembertage seinem Jacobi entgegenfuhr, er die beiden Rheinstädte kaum berührte. Welch eine andere Zukunft lachte jetzt den nach solchen Drangsalen und Erniedrigungen wiedergewonnenen Rheinlanden, auf deren Kunstentwicklung er einen wenn auch sehr bescheidenen Einfluß zu üben hoffen durfte.

Gegen Abend landete man in Köln, wo der große Staatsmann mit dem berühmten Dichter im „Kaiserlichen Hof" einkehrte,

dessen Besitzer damals noch Klemens August Scheer war. Der auf der Breitgasse gelegene, mit Nro. 36 bezeichnete Gasthof, der in unsern Tagen zu mehrern Häusern umgebaut wurde, von denen das bedeutendste jetzt einer Weinrestauration (Johnen) dient, bestand aus dem großen Patrizierhause „alt Troja" oder „Troya". Der aus der letzten Zeit der Reichsstadt stammende Gasthof nahm auch nach dem Abzuge der Franzosen neben dem ältern „zum heiligen Geist" (in diesem war kurz vorher der Kronprinz mit Prinz Friedrich von Preußen eingekehrt) den ersten Rang ein; sein großer, mit Akazien bepflanzter Garten bildete eine besondere Annehmlichkeit.

Das gerade an diesem Tage erschienene Blatt der Kölnischen Zeitung brachte eine am 21. erlassene Aufforderung des Oberpräsidenten Geheimen Staatsrathes Sack an alle Freunde des Vaterlandes und der Kunst, ihm von ihrer Kenntniß der nach Frankreich ausgeführten Kunst- oder Schriftwerke Mittheilung zu machen. Weiter ward gemeldet, das berühmte Altarblatt der kölnischen Peterskirche, der heilige Petrus von Rubens, eines der Hauptbeutestücke der Franzosen, sei schon mit dem Transport vom 16. aus Paris abgegangen und daselbst die herrlichen Granit- und Porphyrsäulen des Aachener Domes bereits abgebrochen. „Ihr seht zugleich, Preußen am Rhein", hieß es, „daß der Staat, dessen jüngste Kinder Ihr geworden, nicht vergessen hat, bei der ersten Gelegenheit Euch Theil nehmen zu lassen an den Früchten seiner Siege. Mit dankbarem Jubel werden Eure Städte den Tag feiern, wo das geraubte Eigenthum Eurer Väter, durch die starke Hand Eures Königs und seiner Feldherren den räuberischen Fremden abgenommen, in Eure Mauern wieder einzieht." Hiernach begann denn Goethe später die Schilderung seiner Rheinreise mit der Bemerkung: nach einer glücklichen Rheinfahrt seien sie in Köln von Freunden und Bekannten mit dem frohen Gruße überrascht worden, daß jenes von Rubens gemalte Bild ihres Stadtpatrons von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle*), woran sich der Ausdruck

*) Dasselbe wurde längere Zeit im Sitzungssaale des Stadtrathes

seiner Freude knüpft, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfach große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen kräftig genug sei. Eberhard von Groote hatte das herrliche Gemälde schon am 11. im Museum herabnehmen und wegschaffen lassen. Die Nachricht davon war ohne Zweifel schon vor dem Erlasse Sacks allgemein bekannt, aber die Freude darüber dauerte noch fort, und schon erging man sich in Plänen über den feierlichen Empfang, da es im Blute der Reichsstädter von jeher lag, jedes bedeutende Ereigniß mit glänzendem Pompe und in feierlichem Zuge zu begehen.

Von dem folgenden Tage, dem 26., berichtet Goethes Tagebuch: „Der Dom in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen. Merkwürdiges." Die kölnische Zeitung berichtet von diesem Tage: „Se. Excellenz der Minister von Stein und der berühmte Schriftsteller Geheimrath von Goethe sind hier angekommen und haben den ganzen Morgen mit Besichtigung des Doms zugebracht." Das Frühstück wurde im Garten des Gasthofes, wie zur Sommerzeit gewöhnlich, genommen, aus dem der nächste Weg durch die Röhrergasse an der Rechtsschule vorbei nach dem Dome führt. Den letztern Weg hatte auch Boisserée im vorigen Jahre den Kronprinzen von Preußen geführt, dann zu der jetzt längst verschwundenen Drachenpforte, an der südöstlichen Seite des Domhofes, von wo man den Umgang um das ganze Gebäude bis zum Haupteingange machte, während Boisserée die Schlüssel holte. Diesmal machte Wallraf den Führer, den man wohl bereits am Abende in den Gasthof beschieden und ihn über die Kunstschätze befragt hatte, welche man in der kurz zugemessenen Zeit sehen könne. Wallraf war ein Jahr älter als Goethe, dieser acht Jahre jünger als Stein. Der weimarische Dichter kannte ihn aus Boisserées Beschreibung. Daß dieser zum Ehrenmitglied der herzoglichen mineralogischen Sozietät in Jena ernannt worden, vor mehr als zwölf Jahren, noch ehe Goethe Präsident der Gesellschaft war und die Zeichnung des Diploms erfunden hatte, wollte wenig bedeuten,

aufbewahrt, bis es am Jahrestage des großen Sieges bei Leipzig am 18. Oktober nach dem Hochamte in feierlichem Zuge nach der Peterskirche übergeführt wurde.

da Professor Lenz, der die Seele der Gesellschaft war, Diplome überallhin versandte, von wo er einen Zuwachs ihrer Sammlung erwarten konnte, wie denn auch in Köln der Mineralienhändler Karl Nöggerath und dessen Sohn, der spätere Berghauptmann und Professer Johann Jakob Nöggerath, dieselbe Ehre genossen.*) Goethe war Wallraf für die ihm geschenkten römischen Alterthümer, auch für den vom Drachenfels verschafften Krystall verbunden, und er wird mit dem Ausdruck seines Dankes nicht zurückgehalten haben. Kaum hat der kölner Dom je eine so merkwürdige Vereinigung bedeutender Männer gesehen. Da stand der Dichter des „Faust", dessen Züge noch immer von der Schönheit eines jugendlichen Apollo zeugten, mit der stolzen, breiten Stirn und den schönsten, sprechendsten braunen Augen, die immer, wir bedienen uns der Worte Arndts, wie in einem Betrachten und Schauen begriffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen, und heute den Wunderbau, von dem er die lebendigste Anschauung durch Boisserées Zeichnungen und Mittheilungen erhalten, ganz anders wie vor einundvierzig Jahren in sich aufnahmen. Er sah hier das Ideal des gothischen Baustils, den er freilich nicht als einen urdeutschen preisen konnte, aber als die lebendigste eigenartige Entwicklung einer fremden Bauart sehr hoch stellte; er sah ihn mit der Liebe eines Künstlers, welcher alle einzelnen Schönheiten, die ihm das ganze Bild vollenden, mit seelenhaftem Antheil verfolgt. Fest und klar stand da der Hort der deutschen Freiheit, der unerschütterliche Kämpfer für Recht und Wahrheit, der wärmste Freund seines edlen Volkes, der echte deutsche Freiherr, dessen feurige braune Augen die Größe dieser leider unvollendeten Riesenschöpfung des deutschen Geistes verschlangen, eine stämmige Gestalt mit starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, hochgewölbter Stirn, mächtiger Nase, festgeschlossenem, auf starke Willenskraft deutendem Munde, dessen feine schmale Lippen der Sitz strengen Ernstes waren, aber auch oft zu raschem Spotte, gutmüthiger Laune oder herzlichem Erguss sich öffneten. Und zwischen ihnen bewegte sich der katholische Ka-

*) Vgl. Wilhelm Joseph Heinen „Der Begleiter auf Reisen in Deutschland" I, 234.

nonikus Wallraf, der erste Gelehrte der Stadt, als solcher auch augenblicklich stellvertretender Direktor des neuen Gymnasiums, der schwärmerische Verehrer seiner Vaterstadt, in welcher er entschiedenstes Ansehen genoß und lebendigsten Einfluß überallhin übte. Er war von mittlerer Größe, aus seinem ganzen Wesen sprach Milde und Gemüthlichkeit, warmes Gefühl und Sinnigkeit, die besonders aus dem durchdringenden Auge, der hohen Stirn und den edlen Gesichtszügen blickte. Hat Gall wirklich behauptet, sein Schädel habe die größte Aehnlichkeit mit dem Goethes gehabt, so war dies eben kein Triumph seiner Lehre; denn eine stärkere geistige Verschiedenheit läßt sich kaum denken. Wenn Goethes Sinn überall auf klare Anschauung, inniges Aneignen, gründliches Eindringen gerichtet war, so suchte Wallraf sich flüchtig der Gegenstände zu bemächtigen, um ihren rasch gebildeten Begriff mit seiner eigenwilligen Einbildung auszufüllen, und schuf sich so ein Phantom, an dem er mit lebhaftestem Wohlgefallen hing. Nichts lag ihm ferner als ruhige Betrachtung der Dinge, welcher allein die Blume reiner, den Geist befruchtender, mit sicherer Klarheit lohnender Auffassung entsprießt. Enthusiasmus, Patriotismus und leidenschaftliche Sammelsucht hatten seit lange die schönen Vorzüge seines Geistes, gewandte Leichtigkeit, lebendige Beweglichkeit und klaren Blick, überwuchert, so daß er überall nur den Gebilden seiner Einbildung folgte und vor zersplitternder Zerstreuung zu keinem Einkehren in sich, zu dem edlen *tecum habita* gelangen konnte. So war denn auch seine Ansicht der Kunst eine nebelnde und schwebelnde, die, in einer leisen, fast lispelnden, lebendigen Flusses entbehrenden Sprache vorgetragen, Goethe höchst widerwärtig berühren mußte. Mochte er damals auch noch nicht so weit gekommen sein, wie einige Jahre später, wo er A. W. Schlegel die Idee des Domes vorpfiff, seine eben in diesem Jahre geschriebene Abhandlung über das Dombild, worauf er den Namen Philipp Kalf gelesen wissen wollte, zeigte, wie weit er von reiner Kunstanschauung und gründlicher Kenntniß der Kunstgeschichte entfernt war. Bei der Besichtigung dieses Gemäldes der Stadtheiligen, das nach der Herstellung des durch seine kleine verwachsene Gestalt unangenehm auffallenden

Malers Fuchs (auch dieser war wohl in den Dom beschieden worden) in einer den Chor umgebenden Kapelle auf einem Altare prangte, mußte Goethe die übertriebene phantastische Lobpreisung Wallrafs höchst mißfällig sein, wie ihm auch von seinen sonstigen Aeußerungen nur bestimmte geschichtliche Angaben förderlich waren.

Eben war Goethe mit dem nähern Anschauen des Dombildes beschäftigt, als zwei Freunde Steins eintraten, der von diesem in den Dom bestellte Arndt und der gerade auf der Durchreise nach Paris begriffene, von Stein bei der Centralregierung lange beschäftigte, eben Altenstein zugewiesene, damals noch freisinnige Eichhorn, der dreißig Jahre später als Minister traurigen Andenkens in demselben kaiserlichen Hofe, wo jetzt Stein und Goethe abgestiegen waren, bittern Aerger erleben sollte, da er im Bewußtsein, wie wenig man mit seiner geistscheuen Willkürherrschaft zufrieden war, ein Kirmeslied der Kinder, das „Roode rooden Eichhoon" beginnt, auf sich bezog. Arndt war Goethe schon vor drei Jahren in Dresden bei Körner begegnet, wo beide einen sehr ungünstigen Eindruck auf einander gemacht hatten. Das, was sie damals trennte, Goethes Mißtrauen, daß es den Deutschen gelingen werde, ihre Ketten zu zerreißen, hatte sich zu Arndts Gunsten glücklich entschieden. Stein hatte dafür gesorgt, daß der leicht aufflammende und ausfahrende Freund seine heftigen politischen Ergüsse in Gegenwart des unpolitischen Dichters zurückhielt. Arndt, zwanzig Jahre jünger als Goethe, war eine kräftig gedrungene nordische Gestalt, aus deren lebhaften braunen Augen die sprudelnde Hast eines freien Geistes und die fromme, gottvertrauende deutsche Natur leuchteten, ein deutscher Mann in vollem Sinne des Wortes, dessen derber Handschlag seine kräftige Natur manchem empfindlich verrieth. Der viel im Leben herumgeworfene Rügener, dessen der allgemeinen Erhebung gewidmete Dienste Stein ebenso hoch zu schätzen wußte wie seinen ehrlichen, unerschütterlichen Charakter und sein festes Halten an deutscher Freiheit, Mannhaftigkeit und Frömmigkeit, hatte während der beiden Monate, die er in Köln zugebracht, eine viel günstigere Ansicht von dieser alten, so viel „Ehrwürdiges und Kunstreiches" bietenden Reichsstadt und ihren Bewohnern als vor sechszehn Jahren

empfangen.*) Der Dom mußte ihn die Kunst der Altvordern verehren und den aus diesem hochgewölbten, von mächtigen Säulen getragenen und umwallten Tempel mit seinen Altären, Grabmälern, Bildern und Glasgemälden ihm entgegenwehenden gläubigen Aufschwung der Seele empfinden lassen, so daß es hier außer freundlicher Begrüßung und einzelnen Aeußerungen der Bewunderung zu keiner eingehenden Unterhaltung kommen konnte. Noch weniger trat der gleichfalls von frischem deutschen Geiste angewehte zehn Jahre jüngere Eichhorn neben Goethe und Stein hervor. Aber unter diesen fünf bedeutenden Männern sehe ich noch eine riesige, feierlich wie eine Säule der Kirche sich bewegende Gestalt schweben, den Domküster Emans, den Wallraf dadurch für Köln verewigt hat, daß er ihm im Jahre 1806 seine launige Begrüßung des neuernannten Dompastors J. Dumont in einem in schönen lateinischen Versen sich ergießenden Gedichte unter dem frei ins Griechische übersetzten Namen Gamander zuschrieb. Dieser wird, wenn er auch die vornehmen Gäste nicht beim Eintritte empfing, ihnen doch den Dreikönigen-Kasten, dessen noch übrige zahlreiche Gemmen Goethe anziehen mußten, und die Kapellen geöffnet, auch den reichen Domschatz gezeigt haben. Nachdem man unten alles, von den schönen gebrannten Glasfenstern bis zu den auf edle Geschlechter der Vorzeit deutenden Grabmälern beschaut und bewundert hatte, stieg man zu dem oben ums Chor führenden Gange mit den ältesten, zum Theil von den mächtigsten kölnischen Geschlechtern geschenkten prächtigen Glasfenstern und von hier zum Dache, wo sich der schönste Blick auf den reichen Säulenwald, auf die große mit umfangreichen Gärten durchzogene Stadt und das jenseitige bergische Land eröffnete.

Von den „Privatsammlungen", die man unter Wallrafs ununterbrochener Leitung an diesem Tage besuchte, können wir bestimmt nur den Schatz nennen, den der auf dem Heumarkt Nr. 10 wohnende

*) Er hatte sich veranlaßt gesehen, unter dem 2. Juni in der „Kölnischen Zeitung" zu erklären, daß seine über Köln und seine Bewohner früher geäußerten Urtheile und Ansichten „verkehrt und aus einem zu grünen und einseitigen Protestantismus und aus damaliger Unkunde der vaterländischen Geschichte und des darauf ruhenden und daraus erklärbaren Lebens und Wirkens der alten Reichsstadt entsprungen" gewesen.

Rentner (früher Kaufmann) Lyversberg an den schönsten altkölnischen, ober- und niederrheinischen, niederländischen, aber auch italienischen und französischen Gemälden besaß. Jedenfalls ward die Sammlung erst am Nachmittage beschaut, vielleicht auch der merkwürdige fast neunzigjährige, nicht, wie Goethe sagt, achtzigjährige Greis, der Domvikar Bernhard Kaspar Hardy,*) in seiner auf dem Margareten-Kloster Nro. 4 in der Nähe des Domes gelegenen Wohnung besucht. Die Kunstarbeiten des bescheidenen Mannes, besonders seine berühmten Leistungen im Wachsbossiren, zogen Goethe lebhaft an. Wenn er in „Kunst und Alterthum" bemerkte, Wallraf werde mit Vergnügen das Geschäft übernehmen, die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise recht deutlich zu schildern, so wußte er nicht, daß dieser schon in einer Ode an Hardy zur Feier seines Künstlerjubiläums am Ende des vorigen Jahrhunderts dessen Verdienste glücklich gefeiert und genauere Mittheilungen in beigefügten Anmerkungen gegeben hatte. Freilich war diese schwer zugänglich, da ein Abdruck derselben nur in einer Beilage zur „Kölnischen Zeitung" vor zwölf Jahren erschienen war.**) Weiter sah Goethe, der auch bescheidenere Kunstarbeiten in den so lange verkümmerten Rheinlanden selbst über Gebühr erhob, Arbeiten eines Schülers von Hardy, des Wachsbossirers Karl Hagbold (er war 1775 in Uerdingen geboren), welcher bisher nur Profilporträte geliefert hatte. Die Aehnlichkeit, sowie Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke, wurde von Goethe sehr gelobt, der dem bescheidenen Künstler viel Beifall und Kunden versprach, wenn er sie vorn in voller Ansicht ganz rund, aber von der Seite nur halb erhaben ausführen werde. Auch der von Goethe als geschickter Miniaturmaler genannte vierzigjährige Peter Joseph Lützenkirchen, der auch in Oel malte und ein tüchtiger Kupferstecher in Schabmanier war, muß damals in seiner Vaterstadt Köln gewesen sein; denn daß bei Goethe eine Verwechslung von Köln und Frankfurt stattgefunden habe, ist kaum denkbar. Schon 1812 war Lützenkirchen nach Frankfurt übergesiedelt; das kölnische Adreßbuch von 1813 nennt ihn nicht

*) Er war 1726 zu Köln geboren.

**) Einen Abdruck der bedeutendsten Gedichte Wallrafs hat Ennen besorgt.

mehr. Im Juli oder August 1814 war er bei Stein in Nassau, den er malte und sein Bild stach, wie er auch Blücher und Gneisenau gemalt und gestochen hatte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn Goethe sagt, dieser Maler, der bei schönen Talenten sich als denkender Künstler erweise, habe auch das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten sich erworben. Wenn Goethes Tagebuch an diesem Tage auch noch der „Merkwürdigkeiten" gedenkt, so kann man darunter sich wohl kaum etwas anderes als das Rathhaus mit dem Hansesaale, den Gürzenich und den Klarenthurm, den jetzt sogenannten Römerthurm, denken.

Aber einer grollte bitter, daß Stein und Goethe ihn nicht besucht, der Rektor der von grooteschen Familienkirche zum Elend, Gerhard Kunibert Fochem, der neben der Kirche auf dem Katharinengraben Nro. 3 wohnte. Dieser schrieb am folgenden Morgen dem noch in Paris weilenden Eberhard von Groote, an den er sich herangedrängt hatte: „Hochwohlgeborener! Denken Sie sich meinen Aerger und den Neid unseres Wallraf. Gestern war Goethe und der Minister von Stein hier. Wallraf, wie recht, in ihrer Gesellschaft. Er führte sie in den Dom und zu Lyversberg, und ging mich vorbei. Dies ärgert mich um so mehr, da der Minister von Stein noch vor einigen Tagen, wie ich Ihnen meldete, mich durch einen Vetter des Görres bitten ließ, ich möchte Ihm die Erlaubniß ertheilen, meinen so sehr schönen Maximilian copiren zu lassen. Muß da nicht Wallraf zurückgehalten haben, wie ers schon so oft that? Täglich gebe ich ihm neue Beweise meiner Achtung und Liebe zu seiner Person, täglich fordert er immer mehr, und doch beträgt er sich am Ende so auffallend gehässig gegen mich, daß es nicht auszuhalten ist. Auch Herr Joseph (Eberhards Bruder) sind unwillig, daß Wallraf Ihnen nichts wissen ließ. Er braucht uns gerade als Jungen, und damit abgethan. Nun aber ists an Ihnen, als wahrer Freund und mein halbes Ich, die Sache wieder gut zu machen. Sie sehen Goethe und von Stein in Paris ohne Zweifel. Fragen Sie alsdann, ob sie auch meine Sachen gesehen; und bei der Verneinung erklären Sie ihnen dann geradezu, sie hätten dann nichts gesehen. Unbild muß mit Unbild im Kunstfache vergolten werden. In Eil. Gott befohlen!"

Unser Rektor Fochem nahm unter den Sammlern Kölns eine eigenthümliche Stelle ein. Daselbst im Jahre 1771 geboren, hatte er, nachdem er zum Priester geweiht worden, das Rektorat der mit der sogenannten Elendsbruderschaft verbundenen Kirche erhalten. Da er nicht ohne malerischen Sinn war, hatte er seinem Lehrer Wallraf in der Erwerbung von Gemälden nachgestrebt, woran sich, wahrscheinlich nicht ohne Einfluß der Verbindung mit Eberhard Groote, die Aufmerksamkeit auf alte Handschriften schloß. Wenn Wallraf aus inniger Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrer einstigen Größe zum Sammler geworden, wenn die Brüder Boisserée von dem Verlangen getrieben wurden, die Bedeutung der altkölnischen Malerei durch Entdeckung, Rettung und Sammlung ihrer Meisterwerke ins Licht zu setzen, wobei sich ihr geschichtlicher Blick immer mehr erweiterte, ihre Einsicht immer tiefer drang, wenn Lyversberg sich ein ihm liebes und werthes, seinen Kunstsinn erfreuendes und förderndes Besitzthum schuf, war es dem von Eitelkeit getriebenen Fochem vorzüglich darum zu thun, durch seine Sammlung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Ruhm, Ansehen, Auszeichnung, auch gelegentlich erklecklichen Gewinn sich zu erwerben. Letzteres beweist die merkwürdige Weise, wie er aus Maria in Lyskirchen die herrliche, unter dem Namen von Mabuse gehende schmerzensreiche Maria, die 1524 von Jobelin Schmitgen der Kirche zu ewiger Aufbewahrung geschenkt worden war, sich zu verschaffen wußte. Er beschwatzte nämlich die Kirchmeister, ihm das Bild zu einem ansehnlichen Preise zu überlassen und es durch eine Kopie von Beckenkamp zu ersetzen, da die Pfarrgenossen den Unterschied gar nicht merken würden. Da er dieses Bild in Köln niemand zeigen durfte, bot er es auswärts an manchen Stellen an, bis es im folgenden Jahre vom Städelschen Museum in Frankfurt angekauft wurde.*) Ein beredtes

*) Freilich haben auch die Brüder Boisserée Bilder aus Kirchen an sich gebracht, wo sie ihnen nicht gehörig geschützt schienen, aber doch nicht mit solcher Täuschung. Manches Menschliche lief auch bei ihnen unter (vgl. Merlo „Der Altaraufsatz aus dem St. Claren-Kloster" im „Domblatte" Nro. 318), aber sie waren von wahrem Kunsteifer und reiner Einsicht beseelt und wollten retten, was zu retten war, hervorziehen, was in den Kirchen unbeachtet stand und der Beschädigung ausgesetzt war. Vgl. Sulpiz Boisserée I, 301.

Zeugniß seiner maßlosen Eitelkeit ist der von ihm selbst aufgesetzte und zu seinen Lebzeiten mit bloßer Auslassung des unbestimmten Todestages (er starb im August 1874) ausgedruckte Todtenzettel, der auf der Rückseite mit seinem Bildnisse ausgestattet ist. Auf diesem nennt er sich Presbiter jubilarius, haud decoratus, ideo tamen minime dedecoratus. Er ward zum Pfarrer der Ursulakirche erwählt, welche Stelle er in höhern Jahren aus Altersschwäche niederlegte, ohne als Jubilar, da er von der geistlichen Behörde nicht empfohlen war, den gangbaren Adlerorden zu erhalten. Auf dem Todtenzettel rühmte er sich seiner Kenntniß der vaterländischen Geschichte und gab sich als Verfasser einer Geschichte Kölns aus, die nicht sein Werk war. Erat multis pervulgatus, paucis notus, heißt es weiter, nec Doctor nec Idiota, a confratribus coaevis oblivioni quidem datus, tanquam mortuus a corde, a junioribus et adventiciis aut non cognitus aut quasi vetus fermentum repudiatus et rejectus. Sein Bildniß trägt die Ueberschrift: Colonia me genuit, Colonia me aluit, Colonia me docuit, Colonia me tenet. Von seiner Eifersucht auf Wallraf, den er im Jahre 1825 mit Ehren und Orden geschmückt, den er mit einer Feierlichkeit, wie sie in diesem Jahrhundert wohl nur Köln geleistet, in glänzendem, auch von den Lehrern und Schülern der gelehrten Anstalten begleiteten Zuge zum Rathhause geführt und nach einander mit drei Kränzen aus Eichenlaub, Lorbeer und Blumen gekrönt sehen mußte, zeugt der mitgetheilte Brief genugsam.

Am Abende versammelte sich im Gasthofe um die beiden berühmten Gäste eine gewählte Gesellschaft. In den „Erinnerungen" sagt Arndt, diese hätten sie („uns Kleine") „bei den abendlichen Thees königlich erfreut," wogegen es in den „Wanderungen und Wandelungen" heißt, am Theetisch habe sich Goethe meist sehr schweigsam gehalten und sich früh auf sein Zimmer zurückgezogen, was man dem von den Anstrengungen des Tages Angegriffenen um so eher verzeihen kann, als er noch immer nicht völlig hergestellt war; dazu mochte es ihm bei dem lebhaften Arndt nicht gar zu wohl werden, der sich alle Gewalt anthun mußte, mit seinem über die Entwicklung der Dinge in Paris und die freie Gestaltung Deutschlands sehr aufgeregten Gefühle zurückzuhalten. Ohne Zweifel

nahm auch der ihm von Weimar aus befreundete, seit dem April als Festungs- und Stadtkommandant thätige Obrist von Ende an der Abendgesellschaft Theil; denn der Großherzog Karl August erwiderte am 8. August auf Goethes Bericht von der kölner Reise: „Die Befestigung von Köln ist eine der wenigen glücklichen Ereignisse dieser Zeit; sie wird gewiß manchen glücklichen Fund befördern. Daß Ende dorten ist, wird, da er Sinn für mancherlei wissenschaftliche Gegenstände hat, gewiß vorteilhaft wirken." Von Ende war von 1807 an Hofmarschall des erbprinzlichen Hofes in Weimar gewesen; erst das Befreiungsjahr 1813 hatte ihn wieder in preußische Dienste geführt. Arndt erzählt in seiner flotten Weise: „Es kamen von den jungen Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor Goethe zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadeligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmüthigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden." Die übergroße Freundlichkeit gegen Söhne von edlen, bei ihm hochstehenden Männern und von verehrten Frauen gereicht Goethes Herzen zur Ehre, das ihm in den Söhnen die fernen Eltern vor die Seele führte, gewiß kein Zug, den man gern durch kaltes Vorkehren des eigenen Werthes ersetzt sähe; dazu kam, daß Goethe wußte, wie man ihn geflissentlich als stolz verschrieen hatte, und er sich hier, was ihm sehr unbehaglich war, von vielen beobachtet sah, die auf sein Benehmen gespannt waren und nicht unterlassen würden, sich darüber zu äußern. Etwas diplomatisch Steifes hatte er sich seit der Rückkehr aus Italien angewöhnt. Jetzt war ihm noch eine empfindliche Reizbarkeit von seiner Krankheit zurückgeblieben, die ihn auch Jüngern gegenüber, die mit Scheu ihm nahen mochten, sich herzlicher ergehen ließ, wie es ihm auch wohl thun mußte, manchem durch ein gutes freundliches Wort eine angenehme Erinnerung zu bereiten. Und junge

Leute, die ihm bescheiden nahten, vornehm zu brusquiren, lag glücklicherweise nicht in Goethes Art. Auf den andern Punkt hat bereits sein langjähriger Haus- und Reisegenosse Riemer, also wenn irgend einer ein berufener Zeuge, die zutreffende Antwort gegeben, wenn er bemerkt: „Man mußte ihn sehen, wie er stark und fest auf seinen Füßen stand, wie er einherging ernsten und sichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Wenn er in den letzten Jahren seines langen Lebens nicht mehr die Raschheit eines jugendlichen Ganges zeigte, so trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; sie fällt auch zum Theil auf den mindern Gebrauch von mannigfacher Bewegung, zum Theil aber auf die Mittel, welche, zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Uebels angewendet, seine Füße fesselten und ihm unwillkürlich einen mehr schwebenden als gehobenen Schritt abnöthigten." War auch letzteres damals wohl noch nicht der Fall, so hatte er doch durch ein ihn wiederholt seit dem Anfange des Jahrhunderts befallendes Uebel sehr gelitten, und schon zur Zeit, als ihn Arndt zum erstenmal sah, hatten Körperleiden seine volle Rüstigkeit gebrochen. Auch im Juli 1815 war ihm, obgleich ihn Wiesbaden gestärkt hatte, noch eine Schwäche geblieben, so daß es nicht zu verwundern, wenn er, nachdem er am Morgen den Dom bestiegen, mehrere Stunden mit dem Beschauen der Kirche zugebracht, Nachmittags Sammlungen und Merkwürdigkeiten besehen hatte, Abends abgespannt war, und beim Empfange etwas eingeknickt da stand, was, vielleicht mit dem ersten Eindrucke, den Goethe in Dresden auf Arndt gemacht, diesen zu der Behauptung veranlaßte, Goethes Beine seien sechs bis sieben Zoll zu kurz gewesen, so daß auch der Jüngling und Mann „als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender" habe sein können. Zu letzterer Behauptung wäre nur der berechtigt gewesen, der den Dichter in seinen jüngern Jahren gekannt.*) Wir wissen, daß Goethe und Stein am folgenden

*) August Kestner, der ihn einen Monat später sah (vgl. B. I, S. 99 f.), äußerte seine Gestalt sei mehr groß als klein. Dieser fand damals in Goethes Auftreten etwas Pomphaftes, das Bestreben, den vornehmen Mann kund zu geben, das sich auch in einem gewaltsamen Emportreiben des Hauptes und der Brust und einer beständigen Beobachtung seiner selbst gezeigt. So verschieden wurde Goethe von denen beurtheilt, die ein Ideal eines Menschen nach ihrem Sinne

Tage, vielleicht wegen der großen Ermüdung, die Goethe empfand, sich eines Wagens des Kaufmanns und Kommissionärs Johann Jakob Goedecke bedienten, der in der Matthiasstraße Nro. 9 wohnte und ein großes Gartengut auf dem Katharinengraben an der Stelle des ehemaligen Klosters Sion besaß. Vielleicht stand Stein mit diesem schon damals, wie wir es von späterer Zeit wissen, in geschäftlicher Beziehung; daraus würde es sich erklären, daß man eben seinen Wagen in Anspruch nahm. Aus Arndts Bericht ergiebt sich, daß Goethe sich außerordentlich freundlich und herablassend zeigte. Erfreute er sich überhaupt seit der letzten glücklichen Entscheidung einer heitern, hoffnungsvollen Stimmung, so mußte dies besonders in Köln der Fall sein, das er in Gesellschaft des berühmtesten deutschen Staatsmannes sah. Mit herzlichem Antheil blickte er überall in der nach so langer Zeit Deutschland wiedergewonnenen altehrwürdigen Stadt um sich, der jetzt unter einer großen deutschen Regierung eine neue, schöne Blüthe bevorstand; gern horchte er auf alles, was er über die Zustände und Hoffnungen, über die Anschauungen und Wünsche der Kölner vernahm, was man zur Begründung der Ansicht, nach Köln gehöre die Rheinuniversität, vorbrachte, was man über den Plan zum Fortbaue des Domes, über die Hebung von Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, über den bevorstehenden reichsstädtisch glänzenden Empfang äußerte, welchen man der Rückkunft des großen herrlichen Bildes von Rubens bereitete, nur mit dem Gerede über große Politik und mit der Klage, daß Köln nicht wieder, wie Frankfurt, Reichsstadt geworden, durfte man ihm nicht kommen.

Vom 27. Juli, einem Donnerstag, heißt es in Goethes Tagebuch: „Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallrafs angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auf Bonn.*) Fuchs begleitete." Die Fahrt am Rhein vorüber um die ganze Stadt

in ihm suchten und nicht auf seine zufällige Lage und Stimmung Rücksicht nahmen.

*) 'Auch Bonn' ist Druckfehler. Der Goethe-Boisserée'sche Briefwechsel ist leider durch manche Druckfehler und Ungenauigkeiten entstellt, wie mir Professor Hüffer mittheilt. Wir bemerken hier nur, daß der Brief, welcher die Tagebuchbemerkungen enthält (vgl. S. 108), auf der Adresse noch die Worte zeigt: ‚Antwort durch den Ueberbringer erbittend.'

dürfte man am frühen Morgen gemacht haben, wohl in Wallrafs Begleitung; sodann begab man sich in dessen Wohnung, welche das Labyrinth seiner Sammlungen enthielt. Diese befand sich ganz in der Nähe des Domes, dem Ausgange der Hochstraße gegenüber, am Hofe Nro. 1, in der frühern Dompropstei, die später niedergelegt wurde; der Platz blieb unbebaut und ward zu dem jetzigen Wallrafsplatz erweitert. Der Dompropst und Domkustos Graf von Oettingen hatte, als er vor den Franzosen nach Schwaben flüchtete, Wallraf die schon damals baufällige und von ihm selbst nie bezogene Dompropstei für sich und seine Sammlungen eingeräumt. Zur französischen Zeit wurde in das Erdgeschoß eine Gensdarmeriekaserne verlegt, die für die obern Räume verlangte Miethe später Wallraf erlassen, und so blieb dieser auch nach der preußischen Besetzung der Stadt in miethfreiem Besitze. Wie manches Goethe auch in diesem wüsten Labyrinthe anzog, die Unordnung und Vernachlässigung stieß ihn ab und erregte den lebhaften Wunsch, daß das mit so unendlicher Ausdauer, Aufopferung und Liebe Gesammelte sich bald einer des so reichen Schatzes würdigern Pflege erfreuen möchte, wie wenig Aussicht sich auch zunächst zeigte, der mit allen Fasern seines Daseins an diesem in einem langen Leben zusammengebrachten Besitzthum hängende Nestor der kölnischen Gelehrten werde sich davon trennen. Zunächst kam die Frage nach einem andern Gebäude in Anregung, in welchem eine übersichtlichere und würdigere Aufstellung möglich sei, wobei der Räume des alten Jesuitenkollegiums neben der Kirche gedacht wurde. Das wüste Durcheinander einer Trödlerbude, in welcher Goethe die Sammlungen sah, scheint um so auffallender, als Groote im vorigen Herbste, wo es sich um die Uebernahme der Sammlungen für die künftige Hochschule handelte, zum Zwecke der Inventarisirung und Taxirung das Chaos in vierzehn Tagen so weit gelichtet hatte, „daß alle Gemälde in ein Zimmer allein gestellt, aufgeschrieben und nach Schulen geordnet waren, ebenso die Kupfer, die Zeichnungen und endlich die Antiquitäten", wodurch Wallrafs Haus ein ganz neues Ansehen bekam, wie Groote den 15. November 1814 an Boisserée berichtete. Aber die liebe Unordnung hatte sich seitdem wieder eingestellt.

Von Wallrafs Sammlungen ging es die Hochstraße herab nach

dem zu seiner Verzweiflung am vorigen Tage übergangenen Fochem, den Goethes Tagebuch (des Namens erinnerte er sich nicht mehr) irrig als Schulrektor bezeichnet. Es ist uns vergönnt, über diesen Besuch einen köstlichen Brief des jetzt überglücklichen Rektors vom folgenden Tage an Freund Groote mitzutheilen. Er schreibt: Hochwohlgeborener! Herr von Stein und Goethe sind vierundzwanzig Stunden länger geblieben und haben auch mir, begleitet von Wallraf und Maler Fuchs, einen anderthalbstündigen Besuch geschenkt. Goethe räsonnirte beständig und predigte dem Minister vor. Von den alten Bildern sagten beide, daß sie überaus schön und mein Manuskript*) etwas Künstliches wäre. Bei nichts indessen verweilten sie so wie auf dem andern Zimmer bei einem Raphael. Sie nahmen Stühle, standen wieder auf, setzten sich wieder; Goethe schüttelte den Kopf und sagte endlich, dies wäre ein königliches Bild: und dies alles in Gegenwart von Wallraf und Fuchs. Beim Weggehen sprach Goethe viel vom Verdienste, das ich mir durch die Rettung dieser alten Werke gemacht hätte, und welches von oben belohnt werden müßte. Herr von Stein, der mich durch Görres schon kannte, fügte hinzu, dies wäre schon eingeleitet und hätte keinen Anstand mehr. Herr Goedecke, ein Kaufmann von hier, der sie in seinem Wagen herumfahren ließ und mein Nachbar ist, sagte mir nachher, daß Goethe sich geäußert hätte, die Sammlung des Herrn Boisserée überträfe die meinige nur in der Menge, und ich hätte mit sehr großer Auswahl und Sachkenntniß gesammelt!!!**) Das wollen wir so liegen lassen; daß es mir aber Spaß und Freude macht, können Sie wohl denken, besonders in Hinsicht meines Manuskripts, wovon Wallraf sagen durfte, dergleichen hätten die Nonnen viele geklatscht. Ich meinerseits ließ es auch nicht an Komplimenten fehlen. Ich äußerte sehr lebhaft, es sei mein Stolz und mein Glück, zwei Männer zu besitzen, von denen ich mit einem der berühmtesten

*) Diese wahrscheinlich aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende Handschrift war ein reich mit Miniaturbildern und sonstigem Schmuckwerk ausgestattetes lateinisches Gebetbuch, über welches Groote in dem weiter unten anzuführenden Taschenbuch S. 207 ff. berichtete.

**) Die Ausrufungszeichen gehören dem triumphirenden, sich selbst arg täuschenden Briefsteller an.

Klassiker sagen dürfte: Unus sufficit orbi — ein Kompliment, welches Goethe fast außer sich brachte. Dieser letzte ist zwar ein schon alter, aber gesetzter, fester, sinniger, sublimer Mann. Von Stein hat hinten und vorn Argusaugen, ist ganz in die Hofränke und politischen Bocksprünge eingeweiht, aber kräftig von Ausdruck. Er sprach von der großen Freundschaft, die ich ihm durch die Erlaubniß, meinen Max kopiren zu lassen, zeigen würde. Goethe lobte unser Bestreben in der Herausgabe des Taschenbuchs*) und sagte: ‚Nun, das ist brav, das heißt doch etwas gethan! Es fängt an zu tagen, und Sie haben das Verdienst, die Nebel zu durchbrechen. Fahren Sie fort ꝛc.‘ Ich hätte mich beinahe erkühnt, Ihn um einen Beitrag zu bitten. Beim Abschiede versprachen sie, im Zurückkommen**) wieder bei mir anzusprechen. Nur ein Theil verarge ich Ihnen, Sie waren so unhöflich, mit Ihren beschmutzten Stiefeln auf meine seidenen Stühle zu steigen, um die Bilder, besonders die Gefangennehmung, in der Nähe zu betrachten. Für heute genug, morgen ein Mehreres.“ Eitelste Ruhmredigkeit spricht aus dem ganzen Briefe, wie auch völlige Unzulänglichkeit zu irgend lebendiger Auffassung der bedeutendsten Männer, die durch die Lappen gewöhnlicher Redensarten, ja aus der Luft gegriffener Züge schlecht verdeckt wird. Goethes und Steins Aeußerungen sind nichts weniger als treu wiedergegeben, ganz nach dem Wunsche des auf eine Auszeichnung hoffenden Rektors gemodelt. Doch ist das Thatsächliche meist nicht zu bezweifeln, wenn auch Fochem in diesem Briefe mehr sich selbst als seinen ehrenvollen Besuch nach dem Leben gezeichnet hat.

Mit besonderm Antheil sah Goethe auch die römischen Alterthümer, die man bei dem seit dem 17. April unter Leitung des

*) Zu einem ‘Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816’ hatte sich Groote mit Görres, von Schenkendorf, von der Hagen, Carove u. A. verbunden, auch Wallraf einen Beitrag zugesagt. Fochem lieferte dazu nichts als sein kostbares Manuskript, aus dem Beckenkamp zwei Bilder zeichnete, die Thelott in Düsseldorf für das Taschenbuch stach, selbst die Beschreibung seines Kleinods überließ er Groote. Eben dieser in rothsammtenem, mit Silber reich gesticktem Einbande prangende Oktavband mit den köstlichsten Miniaturen wird die Rede auf das Taschenbuch gebracht haben.

**) Von der Reise nach Paris; denn Fochem *glaubte*, Goethe gehe, mit Stein nach Paris, wahrscheinlich auch, sie seien eben auf der Reise dorthin.

Ingenieurgenerals Gustav von Rauch eifrig betriebenen Festungsbau aufgefunden; sie waren in Rauchs Wohnung mit der Bestimmung aufgestellt, daß sie Köln verbleiben sollten. Rauch wohnte wohl nicht weit von Fochem in dem später dem Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums eingeräumten Gebäude Severinstraße Nro. 225, wo 1813 die Direction du Génie et des fortifications und die Wohnung des Colonel-Directeur au Corps imperial du Génie war. Wie in „Kunst und Alterthum", so pries Goethe auch gegen Boisserée diese Beachtung der vaterländischen Alterthümer.

Bei der kurzen Zeit war es den Reisenden nicht vergönnt, die bedeutendsten Kirchen zu sehen und alle in Köln lebenden Künstler mit ihrem Besuche zu beehren. So finden wir auch des begabten Bildhauers Peter Joseph Imhof nicht gedacht, der in nächster Zeit manches für Steins vaterländischen Thurm lieferte. Er wohnte damals in dem Hause Streitzeuggasse Nro. 36 und litt, nach seinen öffentlichen Anzeigen, unter dem Mangel an Bestellungen. Auch daß Goethe das Jabachsche Familienbild wiedergesehen, wird nicht ausdrücklich bemerkt, wenn er auch später den Wunsch einer Einverleibung desselben in eine für Köln zu hoffende öffentliche Anstalt (leider vergebens) äußerte. Nach Deutz kam er nicht, wo er gern den Medizinalrath Dr. Günther besucht hätte. Dieser hatte vernommen, daß Goethe sich über einige seiner in Zeitschriften erschienenen ästhetischen Aufsätze nicht ungünstig geäußert habe, was ihn denn veranlaßt hatte, dem großen Dichter dankbar auszusprechen, welche Anregung er seinen Schriften schulde. Bald nach der Rückkehr (am 10. August) meldete ihm Goethe, daß er an dem ihm zugedachten Besuche gehindert worden, zugleich mit seinem „verbindlichsten" Dank und dem Ausdruck der Freude, „seine spätern Tage durch glückliche Wirkungen belebt zu sehen, die er auf jüngere Männer hervorgebracht". Natürlich konnte er damals noch weniger einen Abstecher nach Düsseldorf machen. Und doch hat es die Goethe mißgünstige ältere Halbschwester Jacobis Lene diesem sehr verdacht, daß er damals nicht die jetzt in Düsseldorf wohnende zweite Frau seinen Schwagers Schlosser, die ihm einst so nahestehende Johanna Fahlmer, aufgesucht. Es ist sehr die Frage, ob er wußte, wo diese sich damals befand oder sich dessen erinnerte. Auch stand er mit ihr lange außer jeder

Verbindung. Und er durfte sich auf dieser zur Einsicht der Kunstwerke der Rheinlande mit Stein unternommenen Reise von diesem nicht trennen.*)

Zu seiner großen Freude hatte Goethe in Köln ein frisches, freies Streben und alle Erfordernisse zu einem neuen, der großen Vergangenheit würdigen Aufschwung der Kunst, der Wissenschaft und des Handels gefunden; auch schien ihm der überkommene republikanische Geist recht förderlich, wenn er sich nur nicht die staatliche Leitung anmaßen wollte. Die meisten, mit denen die beiden Excellenzen verkehrten, hatten sich dieser Bekanntschaft zu erfreuen, mochte auch Wallraf sich von dem mit seinen Anschauungen wenig übereinstimmenden und kaum darauf achtenden Freunde Boisserées bei aller äußern Höflichkeit nicht ganz befriedigt finden. Arndt schrieb Tags darauf an Charlotte von Kathen: „Dieser Tage war unser Stein mit Goethen hier beisammen und haben eine sehr lebendige Theilnahme erregt." Die Kölnische Zeitung berichtete nichts weiter, als daß sie am 27. „nach Wiesbaden" zurückgekehrt seien.

Am Abend dieses Tages fuhren Goethe und Stein in Begleitung des Malers Fuchs, wohl mit Extrapost, nach Bonn. Goethes Bericht vom folgenden Tage lautet: „Kanonikus Pick. Mittag Andernach. Ueber Laachen (so!), die Steinbrüche, nach Koblenz." In „Kunst und Alterthum" schrieb er später: „Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich ausgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick." Unter den „mehrern Kirchen" sind wohl das der Sage nach von der Kaiserin Helena gegründete Münster mit seinem stolz sich erhebenden Mittelthurme, die Remigiuskirche mit dem Altarbilde von Spielberg und die Jesuitenkirche gemeint. Das „öffentlich ausgestellte antike Monument" wird von Fr. Strehlke seltsamer Weise auf „die Bildsäule der Helena", die im Münster steht, bezogen; offenbar ist der auf dem Remigiusplatz (Römerplatz) seit 1809 aufgestellte römische Altar der Victoria (jetzt im „rheinischen Museum vaterländischer Alterthümer bei der

*) Urlichs „Briefe Goethes an Johanna Fahlmer" S. 12 hat dies nicht beachtet, noch weniger Scherer in dem Aufsatze „Goethe und Adelaide" (Im neuen Reich 1875 S. 859).

Universität Bonn") gemeint. Auch des herrlichen Anblicks vom „alten Zolle" (der „Terrasse des Schloßgartens") gedenkt Goethe in „Kunst und Alterthum"; er fand sie so entzückend, daß man sich kaum eines Versuchs enthalten könne, sie mit Mühe zu beschreiben. Dort „besprach man die Ansprüche Bonns auf die Rheinuniversität". Goethe konnte den Einwohnern, welche die reizend gelegene Stadt dazu besonders geeignet hielten, nicht Unrecht geben. Wer den Reisenden diese Ansprüche der Stadt entwickelt, hören wir nicht; man könnte zunächst an den Kreisdirektor Nehsues denken, der auch in einer in Köln bitter empfundenen Schrift öffentlich für Bonn aufgetreten war. Besonders erfreulich war für Goethe der Besuch der Sammlungen des muntern und geistreichen Kanonikus Franz Pick. Dieser selbst wie seine Sammlung bildete das volle Gegenstück zu dem ihm befreundeten, drei Jahre ältern Kanonikus Wallraf, dem bei seiner Leidenschaft des Sammelns, seiner begeisterten Liebe zur Vaterstadt und seinem phantastischen Schwärmen gerade die innere Sammlung eines des Genusses sich rein freuenden Geistes abging. Pick hatte als geschmackvoller, heiterer und gern Heiterkeit um sich verbreitender Mann Haus und Garten mit seinen mannigfaltigen Schätzen in einer Weise ausgeschmückt, daß alles einzelne durch den angewiesenen Platz und seine Umgebung gehoben wurde und den Besucher auf das anmuthigste ansprach.*) Alle Ein- und Ausgänge waren mit sinnigen oder launigen Inschriften versehen, was zu manchen heitern Scherzen Veranlassung gab, wovon Berghauptmann Nöggerath viel zu erzählen wußte; leider kam dieser nicht dazu, meinen Wunsch einer schriftlichen Mittheilung zu erfüllen. Ueber dem Eingang zur Bibliothek las man:

„Kein Griechisch und Latein!"
Schreit Pastor Zoglio.
„Kein Griechisch und Latein!
Die Heiden sprechen so."

Als Goethe unter einer Thüre stand, las er über sich den Spruch

Nullum grande ingenium
Sine mixtura dementiae.

*) Vgl. L. Kaufmann in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein" XXI. XXII, 12.

Auf seine Frage, ob dies auch von ihm gelte, lautete Picks rasche Antwort: „Nulla regula sine exceptione.“ Goethe, der den wunderlichen aus Straßburg nach Frankfurt übergesiedelten Arzt Christian Ehrmann aufgefordert hatte, auch ihn in seinen Orden der verrückten Hofräthe aufzunehmen, doch mit einem guten ob [mit ob führt das lateinische Diplom den Grund der Aufnahme an*)], nahm dies am wenigsten übel. Höchlich ergetzte es diesen, daß auch eine gewisse Bedürfnißanstalt ihres weisen Spruches nicht ermangelte. Den anziehendsten Anblick boten die Hauskapelle und die an den Weg stoßende Terrasse, in deren Nähe man den Extrapostwagen bestellt hatte, der die von dem guten Kanonikus Pick ganz erfüllten Reisenden nach Andernach entführte. Von Andernach kamen sie zu den Niedermendiger Steinbrüchen. Was Goethe dort sah, konnte ihn nicht überzeugen, daß hier vulkanische Wirkungen, die er z. B. in Böhmen nicht leugnete, wirklich vorlägen; es werde dem Vulkanismus, meinte er, schwerer als dem Neptunismus fallen, die Mendigersteine als Lava durchzuführen und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und wie sie dahin gekommen. Abends gelangten sie nach Koblenz.

Die Tagebuchangabe vom 29. lautet: „Frühstück auf der Karthause, veranstaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner. Nach Nassau.“ In „Kunst und Alterthum“ gedenkt Goethe des Blickes von der Karthaus auf die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, auch der schönen Straßen und Gebäude und des weitläufigen Schlosses (vgl. S. 48.) Von Görres wollte man Näheres über den Stand von Kunst und Wissenschaft erkunden. In Nassau forderte Stein den Dichter zu einem an Hardenberg zu sendenden Bericht über die Kunst und die Alterthümer im Rheinlande auf. Den 31. speiste Goethe Mittags in Schwalbach, von wo er Abends nach Wiesbaden zurückkehrte. Am folgenden Morgen sandte er einen Boten an den in Schlangenbad weilenden Boisserée. Nach Mittheilung seines kurzen Tagebuches, das des Auftrages von Stein gar nicht gedenkt, schrieb er diesem: „Daß ich nach allem

*) Er erhielt später ob Orientalismum occidentalem wegen des „westöstlichen Divans“; ein früher im gegebenes ob soll wegen seiner Unverständlichkeit zurückgenommen worden sein.

diesem Sie verfehlen mußte*), war mir sehr schmerzlich. Bis Sonntag den 5. bleib' ich hier, dann wohl noch acht Tage in Frankfurt. Uns zu besprechen ist höchst nöthig, wär' es nur eine Stunde. Herzlichst." Denselben Tag meldet er dem Minister Voigt in Weimar: eine achttägige Reise, deren Diarium sein Sohn August vorlegen werde, sei sehr fruchtbar an Vergnügen und Belehrung gewesen; daß er mit Herrn von Stein in so nahe Berührung gekommen, sei für ihn in vielfachem Sinne sehr bedeutend, und es würden sich aus diesem Anfange für ihn und andere gewiß erfreuliche Folgen ergeben. Sein Brief traf Boisserée erst, als dieser Abends nach Schwalbach zurückkehrte, wo er vernahm, Goethe habe dort den vorigen Mittag gespeist. Den folgenden Tag kam er nach Wiesbaden, wo er blieb, bis er mit Goethe nach Frankfurt ging. Dieser theilte ihm Steins Aufforderung mit, berichtete über das, was er in Köln gesehen, und nahm wegen des abzufassenden Berichtes seinen Rath in Anspruch. Da der wesentlich bei der Sache betheiligte jüngere Freund der Ansicht war, er dürfe, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen, Steins gar nicht gedenken, sondern müsse sich geradezu an den Fürsten Hardenberg wenden, bei dem er wegen seines politischen Benehmens wohl angeschrieben sei, sprach er den Gedanken aus, den Bericht zugleich an Metternich zu schicken, dem er noch wegen des vor kurzem ihm ertheilten Leopoldsordens zu danken habe. Hauptgrundsatz müsse sein, daß jede Stadt ihre Kunstwerke und Alterthümer behalte und wiederbekomme, aber ein Mittelpunkt gegeben werde, von wo aus die Ueberwachung des Ganzen stattfinde. Von allem, was Einzelne gethan und was mit der Unterstützung der Regierung zu erwarten sei, wolle er reden; man solle nur Malern und Künstlern zu leben geben, mit Kunstschulen werde nichts erreicht. Dagegen ging er auf Boisserées Plan einer deutschen Gesellschaft für Alterthum und Kunst, bei welcher es auf Sammlung ankomme, anerkennend ein, nur sollte die Regierung keinen Antheil daran haben, ihr bloß volle Freiheit gestatten und sie begünstigen. Das Schema des Berichtes ward am folgenden Tage näher besprochen;

*) Soll wohl heißen „Sie ... mich verfehlen mußten". Boisserée war nach Schlangenbad gereist und hatte Goethe in Wiesbaden besuchen wollen, da er glaubte, er sei schon von seiner Gebirgsreise zurück.

beide sollten die Ausarbeitung für sich beginnen. Den 4. äußerte Goethe, der heilige Geist habe ihm offenbart, daß sie die Entwürfe erst in Wiesbaden fertig machen und deshalb noch acht Tage verweilen müßten, ehe sie nach Frankfurt gingen. Stein kam Tags darauf selbst nach Wiesbaden, wo Boisserée ihm dankte, daß er Goethe nach Köln geführt habe. Auch Staatsrath von Süvern, der mit der Ordnung des kölnischen Schulwesens und der Frage der rheinischen Hochschule betraut war, fand sich in Wiesbaden ein und besprach sich mit Goethe und dessen jüngerm Freunde. Am 9. dankte Goethe in einem höflichen Briefe Wallraf für die ihm ihn Köln erzeigten Gefälligkeiten. „Ew. Wohlgeboren bin ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Köln so viel schuldig geworden," schrieb er, „daß ich diese Gegenden nicht verlassen darf, ohne meinen lebhaftesten Dank aufrichtig zu wiederholen. Ihre ausgebreiteten Kenntnisse, Ihr geistreicher Blick in die Kunsterfordernisse haben wir in wenigen Stunden so manche frohe und bedeutende Ansicht gegeben, daß ich nichts mehr bedauere, als Ihres heitern und mittheilenden Umgangs nicht länger genossen, besonders aber auch Dero eigene Kunstschätze nicht gründlicher durchschaut zu haben. Lassen Sie mich bei meiner nächsten Wiederkehr auf einen gleichen freundlichen Empfang hoffen und empfehlen mich zu derselben Gunst allen Freunden, Künstlern und Kunstliebhabern. Möge mein Andenken in jenem schönen Kreise immer lebendig bleiben! Ergebenst verbunden." Dies war der freundliche Abschiedsbrief an die kölnischen Freunde, deren Altmeister der mit möglichstem Lobe zu begrüßende Wallraf war. Zwei Tage später war Boisserées Entwurf fertig. In Mainz, wohin beide in der Frühe des 12. fuhren, wurden die Gemälde und Alterthümer des Bibliothekars Professor Lehné besucht. Nachmittags gingen sie mit diesem in zwei andere Gemäldesammlungen, darauf in den noch halb als Getreidemagazin dienenden Dom, später nach den Trümmern des römischen Lagers und der Wasserleitung bei Zahlbach. In einem nahegelegenen Weingarten belehrte der taube Professor zu Goethes Ergetzen seinen Freund, daß es mit der gothischen Baukunst nichts sei. Als sie am andern Morgen nach Frankfurt fuhren, erklärte sich Goethe entschieden gegen die von Boisserée in Anregung gebrachte Uebersiedelung nach Weimar, wo sie keinen Ersatz für das schaureiche

und mannigfach bewegte Leben Kölns finden würden. Auf der Gerbermühle bei Frankfurt beschäftigte sich Goethe, der hier das anziehende Verhältniß zu seiner dichterisch begabten Suleika, der Gattin seines freundlichen Wirthes von Willemer, weiter fortspann, sehr lebhaft mit Boisserées Entwurf, den er auf seine Weise ausführen wollte, damit es eine Komposition in rhetorischer Form werde. Boisserée erfreute ihn mit einigen römischen Töpfen, Lampen und Krügelchen nebst Asche, die ihm Lehné für den Dichter überließ.*) An seinem Geburtstag las er dem jüngern Freunde, der ihn herzlich beglückwünscht, auch mit einem Abdruck der heiligen Barbara von Eyck und den ersten Versen, die er in seinem Leben gemacht hatte, beschenkte, dasjenige vor, was er von Köln gschrieben hatte. Den jungen Freund „muthete es an, wie ein Kapitel aus seinem Leben". Dieser sollte ihm zu seinem Berichte das liefern, was er über seine Sammlung gesagt wünschte. Als der eben zum Oberpräsidenten des Großherzogthums Niederrhein ernannte Reichsgraf Solms von Laubach Boisserée in Frankfurt versichert hatte, es würden ihnen nächstens Anträge von der preußischen Regierung zugehen, meinte Goethe, sie bedürften jetzt seiner nicht mehr, er könne seine Schrift ruhen lassen, was dieser freilich nicht zugeben wollte. Der Bericht sollte die Ueberschrift führen „Von Kunst und Alterthum im südwestlichen Deutschland", doch bestand Boisserée darauf, daß der Rhein genannt werden müsse; dann dürfe aber auch der Main**) nicht vergessen werden, meinte Goethe. Wiederholt lehnte Goethe Boisserées Gedanken an eine Uebersiedelung nach Weimar ab; auch nach Frankfurt dürften sie nicht, sie müßten durchaus nach Köln, unter eine monarchische Regierung, die ihre Zwecke mächtiger fördern könne. Unter dem 16.***) schreibt Boisserée: „Goethe liest mir, was er von den Steinmetzen geschrieben. Die kölner Reise. Wallraf. Die Kapelle. Von Fuchs†). Von uns. Vom Dom. Ausbau

*) Vgl. Schuchardt II S. 333, Nro. 85. Auch Nro. 86—88 und S. 332 Nro. 71—74 mögen von dort stammen.

**) Hier steht in Boisserées Tagebuch der sinnlose Druckfehler „Meyer".

***) ‚Sonntag den 9.', und die weitern Datirungen sind irrig.

†) So ist zu lesen statt ‚Die Kapelle von Fuchs'. Unter ‚der Kapelle' meint Boisserée die Nachahmung einer Hauskapelle als Dekoration.

desselben. Kanonikus Pick. Von Frankfurt hat er ein dickes Heft, will aber noch nichts lesen lassen." Man könnte daraus schließen wollen, die Anordnung sei damals noch eine andere gewesen, bedächte man nicht, daß Boisserée dies aus dem Gedächtnisse schrieb. Der Anfang ward fast ganz unverändert später gedruckt. Der Dichter begleitete Boisserée nach Heidelberg, wo er beim Anblicke des Domrisses ganz neue Aufschlüsse über Architektur erhielt. Jetzt erst begreife er recht, äußerte er, warum Boisserée den kölner Dom für das Höchste in seiner Art erkläre; er sehe, wie alles andere dagegen verschwinde, wie ein Prinzip mit der größten Konsequenz darin durchgeführt sei, doch hielt er es noch nicht an der Zeit, dieses auszusprechen. Als von ihren Wünschen für die Zukunft die Rede war, meinte er, man müsse von Frankfurt aus immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben. Daß er nach Köln gegangen sei, empfand er als ein wahres Glück. Der Herzog hatte gewünscht, er möge noch einmal zu ihm nach Frankfurt kommen, wo er den eben von Paris zurückkehrenden Stein sprechen wollte, aber am 6. Oktober fühlte er sich so krankhaft aufgeregt, daß es ihn zur raschen Heimkehr trieb; den Domriß nahm er mit. So endete dieser höchst bedeutende Ausflug an den Rhein auf etwas unbehagliche Weise. Die vielen neuen Eindrücke, die Goethe empfangen, in Verbindung mit der leidenschaftlichen Neigung zu seiner Suleika, hatten den Dichter zu sehr angegriffen, so daß er einen Rückschlag fürchtete. Aber bald stellte sich seine Natur wieder her, und unter den angenehmsten Erinnerungen, die ihm von der Reise geblieben, standen neben Suleika, Boisserées Sammlung und Steins Bekanntschaft die Tage, die er mit dem deutschesten Staatsmanne in dem zu neuem Leben berufenen Köln genossen.

In Weimar war des Dichters erste Arbeit die Durchsicht der „Reise am Rhein und Main", deren Anfang wenig verändert zu werden brauchte. Goethe benutzte dazu auch Dielhelms „Rheinischen Antiquarius". Vor dem Erscheinen des Aufsatzes, der langsam in die Druckerei wanderte, wollte er eine Anzeige desselben ins „Morgenblatt" geben, und dazu alles benutzen, was er bei Seite gelassen, das nur Angedeutete deutlicher aussprechen. „Und so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der löbliche Zweck verfehlt

würde," schrieb er an Boisserée, „wenn unsere patriotischen Feuerchen, die wir auf so vielen Bergen und Hügeln des Rheins und Mains anzünden, nicht auch patriotische Gesinnungen erregen und glücklich fortwirken sollten." So war er sich des schönsten vaterländischen Zweckes, der Förderung der Kunst an beiden Flüssen bewußt, und besonders war es Boisserées Vaterstadt, für die er bestens zu wirken gedachte, wenn er auch die dort so leidenschaftlich gewünschte Hochschule ihr nicht ohne weiteres zuerkennen konnte. Die Rückkehr des Großherzogs, der mit Stein kurz vorher das von ihm sehr geliebte Köln besucht hatte, brachte ihm die alte Reichsstadt mit allen ihren Schätzen und dem neuerwachten Streben wieder in frischeste Erinnerung.

Während der Köln und Bonn behandelnde Anfang der „Reise" in der Druckerei war, ließ ihn Staatsminister Schuckmann durch Süvern um Mittheilung seiner daselbst gemachten Beobachtungen ersuchen. Schon am 1. November antwortete er: er habe eine Schrift dem Drucke zu übergeben begonnen, in welcher er über die merkwürdigsten Orte von Köln rhein- und mainaufwärts bis Basel und Aschaffenburg theils nach eigener Anschauung, theils nach erhaltenen Berichten gehandelt; die nach und nach fertig werdenden Bogen werde er zu übersenden sich erlauben. „Bei meinem Aufenthalt in Köln", schrieb er, „fand ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste ältern Besitzes, Lust zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu genießen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut liegenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man verlangte zuletzt, daß ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, was vorhanden, was erwartet, was geäußert und gehofft werde." Geschickt wird hier verschwiegen, daß die Anregung dazu von Stein ausgegangen und Boisserée sich dabei lebhaft betheiligt habe. Als er drei Tage später den ersten beim Anfange der Besprechung des Doms abbrechenden Druckbogen übersandte, bemerkte er, es seien diese Blätter bloß ein exoterischer Text, über den man, wenn er von einigem Nutzen sein solle, mit Personen von Ansehen und Ein-

fluß vertraulich kommuniziren müsse, was er denn in Bezug auf Köln zu thun nicht anstand. „Ohne mich voreilig*) in die Frage einzulassen, inwiefern die Kölner hoffen können, des Wunsches theilhaft zu werden, die Universität in ihren Mauern zu sehen, so darf ich wohl voraussetzen, daß die Sammlungen von dem, was zu Kunst und Alterthum gerechnet wird, daselbst ihren Hauptsitz finden werden. Deshalb wäre zuvörderst ein geräumiges Lokal auszumitteln. In dem Gebäude, welches sonst den Jesuiten angehörte, soll, außer der schon dorthin verlegten Schulanstalt, noch Raum genug sein. Doch wäre vielleicht nicht einmal darauf zu bestehen, alles unter einem Dache zu versammeln. Es gibt in Köln mehrere große Häuser, welche wohl irgend eine Abtheilung des Museums fassen könnten. Doch werden dieses die dortigen Behörden näher beurtheilen. Der zweite Punkt betrifft die Sammlung des Herrn Kanonikus Wallraf, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einfluß zu gewinnen. Er gehört nämlich zu den Personen, die, bei einer grenzenlosen Neigung zum Besitz, ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja die eine Scheu anwandelt, wenn nur von weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des Alterthums übereinander stehen, liegen, hangen und sich untereinander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, daß Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stoßen einen großen Theil seines Werthes verliert.**) Die Negotiation selbst, wodurch diese Masse in landesherrlichen Besitz käme,

*) Er war eben darüber nicht befragt worden.

**) In den von Dr. L. Ennen herausgegebenen ‚Zeitbildern aus der neuern Geschichte der Stadt Köln, mit besonderer Rücksicht auf F. Fr. Wallraf' S. 355 ist in dem Briefe diese Wallraf ungünstige Aeußerung Goethes ohne jede Andeutung einer Lücke weislich unterdrückt.

wird keine großen Schwierigkeiten finden. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle zusammen bleiben soll.*) Schwieriger aber, ja kaum zu lösen wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einfluß zu gewinnen auf Ordnung derselben, und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einigermaßen legitimirin kann, was er denn erhalten." Goethe beruft sich hierbei auf den vielen Verdruß, den er in Jena zwanzig Jahre lang mit einem ähnlichen Manne, Hofrath Büttner aus Göttingen, gehabt, der seine Bibliothek dem Herzoge gegen eine jährliche Rente überlassen hatte. Hiernach glaube er, daß bei Wallrafs Lebzeiten nicht anders als mit großer Vorsicht und Gewandheit etwas Schickliches auszurichten sein werde. In ehrenvollster Weise spricht er dann von der in ihrer Art einzigen Sammlung der Gebrüder Boisserée. Die Absicht der Besitzer sei nicht etwa, Conservatoren eines todten Schatzes zu sein, sondern eine Anstellung zu finden, in welcher sie durch Kenntnisse und Thätigkeit zum öffentlichen Besten fortwirken könnten. Sie hätten eigentlich nur zwischen Frankfurt und Köln zu wählen; von seiner eigenen Vaterstadt seien bereits Anträge an sie gestellt, er selbst aber habe ein gewisses, von Gründen unterstütztes Gefühl, daß er die Sammler und die Sammlung am liebsten in Köln sähe. Auch sprach er den Wunsch aus, daß eine öffentliche Kasse für das von ihnen herauszugebende bedeutende Kupferwerk über den Dom mit einigem Vorschuß eintrete. Als Goethe einige Wochen später den zweiten, mit Bonn beginnenden Bogen Schuckmann übersenden wollte, wies er wiederholt auf eine Unterstützung des boisséréeschen Domwerkes hin, hob die Stiftung zur Unterhaltung und zum Fortbau wenn auch nur einiger Theile des Doms als wichtigste Angelegenheit hervor, und empfahl gleichfalls das von Boisserée vorbereitete Werk über die Geschichte der niederrheinischen Baukunst bis zum

*) Wallraf hatte nach der Taxirung auf eine jährliche Rente von etwa 2000 Thaler gerechnet, aber seine Hauptbedingung war, daß die Sammlung zum öffentlichen Gebrauch einer Hochschule in Köln erworben werde.

13. Jahrhundert. In seinen zusätzlichen Bemerkungen fortfahrend, äußerte er: „Vielleicht wäre es gefällig, dem Domvikarius Hardy, den wir wohl nicht lange mehr besitzen werden*), etwas Freundliches zu erzeigen. Er würde sich geehrt und gefördert finden, wenn man ein halbes Dutzend seiner Wachsbilder bestellte und sie einstweilen bei einem dortigen Vorgesetzten aufbewahren ließe. Ueberhaupt würde es räthlich sein, ein Interimslokal einzurichten, wohin man schon jetzt manches Vorkommende zu retten Gelegenheit fände. Die Beantwortung der Frage, wie sein Schüler Hagbold, den in fleißiger Ausführung wohl niemand übertrifft, zu beschäftigen und in seiner Kunst zu steigern sei, würde hier zu weit vorgreifen, und dürfte erst später, wenn die Hauptpunkte bestimmt sind, vorzunehmen sein. Die Argumente der Kölner, wodurch sie ihre Wünsche, die Universität in ihren Mauern zu sehen, unterstützen, habe ich nur registrirt und redigirt. Der eigentliche Zustand des Herrn Kanonikus Pick in Bonn wäre von dortigen Behörden zuerst genau zu erforschen. Seine Sammlung kann man sich von seinem Hause nicht getrennt denken, sie vom Platze rücken hieße sie zerstören, wie man umgekehrt die Wallrafische transloziren muß, um etwas daraus zu machen." So suchte Goethe, so weit er nach seiner Ueberzeugung konnte, für Köln förderlich zu wirken. Von Fochem war keine Rede. Sein Brief blieb, da der Abdruck des zweiten Bogens sich verzögerte, einige Zeit liegen, so daß er bei der Absendung auch den dritten bis Mainz reichenden hinzufügen konnte. Dabei erklärte er, daß vor allem die Entscheidung wegen des Ortes der Hochschule abzuwarten sei; dann würde die Bestimmung eines hinreichenden Lokals und die Einleitung der Unterhandlungen mit den Herren Wallraf, Pick und Boisserée das Nächste sein. Aber in Berlin wollte man die Boisseréesche Sammlung in die Residenzstadt ziehen, während die Besitzer sich für den Rhein erklärten, namentlich für Köln, wo sie aber nur dann eine gedeihliche Wirksamkeit hoffen könnten, wenn dort durch Errichtung einer bedeutenden Hochschule, vielleicht auch durch die Oberregierung der Rheinlande,

*) Er starb im Jahre 1819. Das Beiblatt der kölnischen Zeitung brachte damals einen würdigen Nekrolog.

ein neues Element geistiger Geselligkeit und geistigen Lebens geschaffen sei.

Unterdessen war das kölnische „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst“ erschienen, das außer Gedichten von Carové, Groote, von der Hagen und Schenkendorf den „Hugdietrich und Wolfdietrich“ aus dem „Otnit“ von von der Hagen, ein Märchen von Grimm, altdeutsche Minnelieder von Görres, einen Aufsatz „Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters“ und die Märe „Ita von Toggenburg“ von Carové, ein Drama „Der Geist am Godesberg“ von Groote und zum Schlusse Wallrafs Abhandlung über das Dombild brachte. Boisserée spottete gegen Goethe über diese Erscheinung, die auch ihm wohl eine ähnliche Schadenfreude gewährt haben möge, wie das Gemälde einer heiligen Familie in altdeutscher Toilette, das er bei Schlosser gesehen hatte. Besonders scharf äußerte er sich über Wallrafs von größter Urkenntniß zeugendem Aufsatz, worin dieser wohlweislich *seinen* Namen zu nennen vermieden. „O du liebe, heilige Albernheit! Wallraf mag Gott danken, daß ich ein so guter Gesell bin und das Alter ehre; sonst würde ich nicht unterlassen, mein Pritschholz zu schwingen.“ Goethe erwiderte, in dem Taschentuche möge hie und da ein Amulet stecken, im ganzen aber könne er darin trotz aller Frömmelei keine wahre Frömmigkeit, d. h. nicht Ernst noch Kritik noch Methode finden, doch bat er Boisserée, sich darüber nicht öffentlich zu äußern, da er offenen Zwiespalt besorgte.

Die Ausführung der „Rheinreise“ hielt, bei manchen zudringenden Geschäften, den alles sorgfältig erwägenden Dichter länger auf, als er gedacht hatte. Erst am 8. Februar 1816 meldete er, das Heftlein, das ein wunderliches Ansehen habe, nahe seinem Ende. Im „Morgenblatt“ gab er in den Nummern vom 9. bis zum 12. März eine vorläufige Anzeige des „so eben“ bei Cotta erscheinenden ersten Heftes „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“. Besonders ausführlich war darin der Auszug aus den über Köln gegebenen Mittheilungen und der Besprechung der Boisseréeschen Sammlung. Als Liebhaber, welche die alten Schätze der Kunst zu retten und zu sammeln bedacht gewesen, wurden „die Herren Gebrüder Boisserée und Bertram, die Herren Walraf, Lieversberg

und Focham (so!)" genannt, eine Folge, die Wallraf und dessen Freunden nicht behagen konnte. Bitter mußte die auf Wallrafs Abhandlung bezügliche Bemerkung über das Dombild wirken, dasselbe verdiene große Aufmerksamkeit, nur wünsche man, daß es nicht übertrieben erhöht, durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik verständigen Kennern widrig gemacht werde. Auch die „Rederei und Verselei", deren er gedachte, deutete auf das Taschenbuch hin. Zuletzt sprach er den Wunsch aus, daß eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, weches eigentlich nur als fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute anzusehen sei, die Fortsetzung befördern möge. Eine solche fand es aber bei seinem erst im Mai erfolgenden Erscheinen am wenigsten in Köln, wo man es Goethe verdachte, daß er entschieden für Boisserée gegen den fast nur als Sammler genannten Wallraf Partei genommen, ja über dessen Beschreibung des Dombildes im Taschenbuch, das „eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes" vor Augen lege, die Bemerkung gemacht: „Wir würden sie mit reinerm Dank erkennen, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann." Diese kalte Aufnahme mußte außer Wallraf besonders Eberhard von Groote treffen, der, als Schenkendorf ihm „recht mit Feuer und Liebe die Bekehrung Goethes" vor Boisserées Bildern geschildert, schon geträumt hatte: „Und so sollen also die ‚Propyläen' sinken und mit ihnen die Götterbilder in den ‚Elegien', und wer weiß, ob statt der ‚Iphigenie' nicht noch eine große, herrliche christliche Heldin Goethen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen soll." Noch mehr verstimmte die Kölner gegen den großen Dichter, daß derselbe in der brennenden Frage nach dem Sitze der künftigen Hochschule sich nicht entschieden für Köln und gegen Bonn ausgesprochen hatte, da er doch nicht der Regierung vorgreifen wollte, und im Grunde der Ansicht war, Vortheile und Nachtheile hielten sich hier ziemlich die Wage, so daß es für die Sache selbst gleichgültig sei, wie die Entscheidung falle, mußte er auch freilich glauben, daß, wenn es gelingen sollte, die boisseréesche Sammlung neben der wallrafschen der Stadt zu gewinnen, dies der Hochschule sehr zu Gute kommen würde. Wenn schon J. Grimm, der damals gegen

Goethe verstimmt war, dessen Unentschiedenheit in dieser Frage auffallend schien, wie groß mußte der Aerger darüber erst in Köln sein, mochte er auch noch so theilnehmend auf die Erhaltung und den Fortbau des Domes hingedeutet, mochte er auch noch so warm der Förderung aller anerkennenswerthen Kunstbestrebungen das Wort geredet haben.

Goethe sollte Köln und den Rhein, er sollte auch den Main und Neckar nicht wiedersehen. Der Unfall, der ihn bei der am 20. Juli 1816 mit Meyer angetretenen Reise an den Rhein betraf, bestimmte ihn, nicht bloß in diesem Jahre auf den so sehr erwünschten Ausflug zu verzichten, sondern er scheint denselben als einen Wink des Schicksals betrachtet zu haben, nicht mehr der Heimat sich zuzuwenden, wo er in seiner Vaterstadt eine so außerordentlich liebe Freundin gefunden hatte. Mit Köln kam er zunächst in keine weitere Verbindung. Eberhard von Groote konnte keine Neigung fühlen, dem Dichter seine zur Michaelismesse 1816 erschienene, seinen Freunden gewidmete sonderbare Dichtung „Fausts Versöhnung mit dem Leben" zuzusenden. Daß das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Freundlichkeit hatte, sich am 29. September 1816 Goethes gegen den so bärbeißigen als dummdreisten Beurtheiler von „Dichtung und Wahrheit" im Edinburgh-Review anzunehmen, erfuhr er wohl ebenso wenig, als er an der Weise, wie es geschah, hätte Freude haben können. Boisserées Sammlung kam nicht nach Köln, wo dieser neben Wallraf kaum eine freundliche Stätte gefunden haben würde, nicht einmal nach Berlin, da die Bestätigung des bereits abgeschlossenen Vertrages leider, wie es zu geschehen pflegt, durch ungehörigen persönlichen Einfluß hintertrieben und die Sache wunderlich verschleppt wurde, bis die Besitzer Weihnachten 1818 die Uebersiedlung der Gemälde nach Stuttgart beschlossen, wo diese vorläufig eine freie Stätte fanden. Auch die Erwerbung der Sammlungen von Wallraf und Pick von Seiten des Staates erfolgte nicht. So wenig hatte Goethes eifriger Wille, zum Besten der rheinischen Kunst zu wirken, sich irgend eines Erfolges in Berlin zu erfreuen, wo man doch seinen Rath sich erbeten hatte. Sein Antheil an Köln schwand unter so vielen andern Bestrebungen und Neigungen, wenn auch seines Großherzogs wieder-

holter Besuch der Stadt im Jahre 1817 ihm die Erinnerung an das rheinische Kunst- und Genußleben wieder auffrischte. Die Frage der Hochschule hatte sich zu Bonns Gunsten entschieden, und die allgemeine politische Unzufriedenheit, welche die Rheinlande wegen der Verweigerung einer landständischen Verfassung ergriffen hatte, fand in Köln dadurch einen um so fruchtbarern Boden. Was vom Staate in Bezug auf Wallrafs reiche Sammlung versäumt worden, gelang der Stadt. Auf dem Krankenbette hatte Wallraf am 9. Mai 1818 Köln zur Erbin seines Nachlasses eingesetzt, der glücklich Genesene aber ward von seiner Vaterstadt durch die Gewährung einer Jahresrente von 4000 Francs erfreut, welche dieser größtentheils zur Bereicherung seiner leider immer mehr verderbenden Sammlung verwandte. Freilich hatte Graf Solms dafür gesorgt, daß zwei Zimmer des Jesuitenklosters zur Aufstellung eines Theils der Sammlung bestimmt wurden; aber dieser kam leider aus dem Regen in die Traufe, da jene Räume bald für Schulzwecke in Anspruch genommen werden mußten, und so die Kunstgegenstände auf Gänge und Speicher verwiesen wurden. Was würde Goethe zu solchem patriotischen Vandalismus gesagt haben!

Im Frühjahr 1819 ging Schillers zweiter Sohn Ernst, der Freund von Goethes August und seinem Schwesterenkel Franz Nicolovius, weil er sich in Weimar zurückgesetzt glaubte, als Assessor nach Köln. Beim Abschiede sprach der Dichter ihm von der Neigung der Rheinländer, sich über politische Dinge frei zu ergehen, was wenig rathsam und förderlich sei, und er bat ihn dringend: „Ernst, vergiß nicht, was ich dir hier sage.“ Zu Köln besuchten ihn im Sommer Franz Nicolovius und seine Tante Frau von Wolzogen, durch welche in Goethe wohl das Bild der Stadt wieder aufgefrischt wurde. Große Freude machte ihm Mollers Facsimile seiner Zeichnung des Doms. „Das hat man hier“, schreibt er den 7. August an Boisserée, „auf Leinwand gezogen, schattirt und illuminirt, wodurch denn ein sehr schöner Begriff uns entgegenkommt. Worin ich besonders die Sagazität des alten Künstlers bewundert habe, ist die schickliche Größe des Maßstabes. In der Entfernung, in der man das Ganze übersehen muß, macht es gerade ein Bild, das sich in der Einbildungskraft an die Stelle der Wirklichkeit setzt, woraus eine sehr

angenehme Befriedigung für Auge und Sinn sich hervorthut." Oberbaudirektor Coudray hatte mit einigen Gehülfen dieses perspektivische Bild des Domes auf das schönste zur Darstellung gebracht.

Im Oktober sollte der Dichter durch eine besondere Veranlassung an die Rheinmetropole wieder erinnert werden. Ein Zufall spielte ihm die Handschrift eines lateinischen Büchleins in die Hände, welches die Legende der heiligen Dreikönige und ihres Sternes vom Auszuge der Kinder Israel aus Aegypten bis zur Verehrung ihrer heiligen Reste in Köln enthielt und mit einem Anrufe an die Dreikönigenstadt schloß, worin diese wegen der ihr von Gott erzeigten Gnade selig gepriesen wurde. Das Büchlein gefiel ihm so sehr, daß er sich nichts Anmuthigeres und Zierlicheres denken zu können glaubte. Boisserée theilte ihm mit, daß es schon längst gedruckt sei und einen Johann von Hildesheim zum Verfasser habe. Bereits im folgenden Jahre gab Goethe in „Kunst und Alterthum" II, 2 davon ausführliche Kunde. Das Büchlein sei offenbar für Köln geschrieben und auf die Menge berechnet, die sich, ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreue, was der Einbildungskraft anmuthig geboten werde; ins Deutsche übersetzt, würde es sich unmittelbar an die Volksbücher anschließen. Daß es wirklich ein Volksbuch gewesen, entdeckte Simrock erst viel später. Es scheine, bemerkte Goethe weiter, in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zu fallen, also in die Zeit des Dombildes, und es frage sich, ob noch andere Zeugnisse vorhanden, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung dieser heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht. Auf dem Umschlage von II, 3 konnte er Johann von Hildesheim als Verfasser nennen, den er aber noch für den bekannten Bischof jener Stadt hielt; zugleich theilte er mit, das Büchlein sei schon gedruckt. In demselben Heft gedachte er einer als Titelvignette zu Boisserées Dommerk gestochenen Ansicht der Stadt Köln. „Reich und prächtig breiten sich Stadt und Strom, welcher uns entgegenfließt, vor dem Auge des Beschauers, und einer gedrungenen Häusermenge entsteigt alles überragend das mächtige Domgebäude." An Boisserée hatte er am 16. Juli geschrieben, es habe sie sehr gefreut, die Stadt von dieser ganz eigenen Seite so malerisch und zweckgemäß zu sehen. Im folgenden Jahre gab er (III, 1) Kunde von der

durch Boisserée entdeckten deutschen Uebersetzung des Dreikönigenbüchleins; zur Vergleichung sandte er diesem die Handschrift. Gustav Schwab entschloß sich zur Bearbeitung der Legende. Goethe nahm die von Schwab gedichteten Romanzen freundlich auf und schrieb selbst dazu eine Strophe, um deren Aufnahme er bat. Endlich ergab sich, daß der Verfasser der Schrift ein Karmelit aus Westfalen gewesen, der 1375 in Marienau gestorben sei. Der Arbeit von Schwab gedachte darauf in allen Ehren eine „Die heiligen drei Könige noch einmal" überschriebene Anzeige Goethes im zweitfolgenden Heft von „Kunst und Alterthum" (1822).

Anfang 1820 hatte Hofrath Dr. Dorow von Hardenberg die Direktion eines zu Bonn zu errichtenden vaterländischen und alterthümlichen Museums erhalten, zu welchem dieser seine eigenen im Nassauischen gefundenen Alterthümer schenkte.*) Da Goethe vernahm, Dorow sei in Köln, um dort ein großes Museum zu gründen, so ersuchte er ihn um Nachricht von seinen Bemühungen, damit er derselben in seinen Heften „über Kunst und Alterthum" gedenken könne. Dabei bemerkte er: „Da die vorgefundenen Alterthümer besonders in jener Gegend sich unzählige Male wiederholen, so könnten Sie vielleicht einiges zur Vermehrung meiner eigenen Sammlungen in diesem Fache beitragen." Wir wissen nicht, inwiefern Dorow auf diesen Wunsch einging, auch nicht, wie Goethe zu den in seiner Sammlung befindlichen Stücken aus Köln gekommen, wobei man an den ihm befreundeten Stadtkommandanten von Ende denken könnte. Nach Schuchardts Verzeichniß von „Goethes Kunstsammlungen" II, 330 f. enthält dasselbe zwei römische Schalen und ein rundes zierliches Gefäß aus Siegelerde (Nr. 54. 55. 57), die bei dem kölnischen Festungsbau gefunden worden, und er also nicht im Jahre 1814 von Wallraf erhalten hatte. Da sich im Herbste in Köln die Angst verbreitete, man wolle auch Wallrafs Sammlung nach Bonn ziehen, bat dieser schriftlich Dorow, darauf zu dringen, daß das Museum nach Köln komme, wo dessen natürlicher Sitz sei.

*) Er schien Goethe trotz seiner gefälligen Bereitwilligkeit mit Recht „wunderlich, nicht ganz erklärlich". So nennt er ihn im Brief an Boisserée vom 23. März 1820.

Dieser trat Wallrafs Ansicht bei, da ihm der Aufenthalt in Bonn den Professoren gegenüber schon verleidet war. Wallrafs Behauptung, die Kölner hätten auch Goethe in ihr Interesse gezogen und dieser dafür gestimmt, scheint kaum begründet. Im nächsten Jahre wandten sich viele der gebildetsten Einwohner der Stadt, die unterdessen manche bedeutende Stücke aus Italien für ihre Sammlung erworben hatte, in einer weitläufigen Wallrafs pathetische Salbung nicht verleugnenden Bittschrift an Hardenberg, um diesen zu bestimmen, den Sitz des Centralmuseums nach Köln zu verlegen. Auch die Regierung unterstützte sie. An Goethe hatte man sich nicht gewandt; dieser würde sich auch gehütet haben, sich zum zweitenmal zu überzeugen, daß man in Berlin ihn reden lasse, ohne auf ihn zu achten. Dorow verwandte sich lebhaft für die Sache. Dieser behauptet, Graf Solms habe ihm versprochen, dieselbe zu befürworten, aber sie scheiterte eben an dem Widerspruche des Grafen, da dieser glaubte, man entziehe dadurch der Hochschule, die er für seine Schöpfung hielt, einen nothwendigen Theil ihrer Wirksamkeit. Daß die Bittsteller sich bei dem ablehnenden Bescheide vom 27. Mai 1821 nicht beruhigten, half ihnen gar nichts.

Mit Boisserée, der sein großes Domwerk zu fördern und für die kostbare Gemäldesammlung einige passende Stücke zu gewinnen suchte, blieb er in der innigsten Verbindung. Im Juni 1821 sah Goethe mit großem Antheil das kolorirte Bild des großen Chorfensters in der Kunibertkirche zu Köln.*) Da die Bilder zu Boisserées Baudenkmalen am Niederrhein, in denen sich das Chorfenster findet, noch nicht angefertigt waren, so muß die Abbildung wohl diejenige sein, die der Großherzog (wohl durch den Maler Fuchs) hatte machen lassen.**)

Köln nahm an Goethe so wenig weitern Antheil, daß an der Spitze des Beiblattes der kölnischen Zeitung vom 27. Mai 1822

*) Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. von Müller S. 43, wo Burkhardt „Kumbert" hat drucken lassen, was schon der vielkundige Reinhold Köhler verbessert hat.

**) Vgl. Boisserées Brief an Goethe vom 7. März 1832. Von Mering in seiner „Geschichte der Kuniberts- und Apostelnkirche" gedenkt einer verkleinerten Abzeichnung desselben durch Fuchs.

ein „J. v. N." (er mag in seiner Dunkelheit ruhen!) unterzeichnetes Epigramm erschien, welches sich für die falschen Wanderjahre erklärte, wie sich dies schon in dem vorgesetzten Worte: Per quod quis peccat, per idem punitur et idem, aussprach.

Nach Köln war unterdessen Werner von Haxthausen als Regierungsrath gekommen, den Goethe im Sommer 1815 zu Wiesbaden kennen gelernt hatte. Dieser hatte ihm damals eine Sammlung neugriechischer Heldenlieder in Original und Uebersetzung vorgelegt und deren baldige Herausgabe versprochen.*) Da er aber nichts weiter von ihm vernahm, bat er in dem anfangs 1823 erscheinenden Hefte „Kunst und Alterthum" (IV, 1), der Freund, der ihm im Sommer 1815 jene Lieder vorgelegt, möge sie doch endlich zum Abdruck bringen. Ende März 1823 besprach sich Goethe darüber mit dem Kanzler von Müller. „Nichts ist verderblicher", äußerte er hierbei, „als sich immer feilen und bessern zu wollen, nie zum Abschluß zu kommen; das hindert alle Produktion." Damals wurde auch des kölnischen Karnevals gedacht, der in diesem Jahre zum erstenmal auf ganz neue, glänzende Weise gefeiert worden war und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Haxthausen aber wandte sich darauf an Goethe, wie wir aus dem Briefe von Therese Jakob vom 23. Mai 1824 an Kopitar ersehen**): „Goethe schreibt mir darüber [über die neugriechischen Gedichte]: „Die griechischen Gedichte hat mir Herr von H. im Jahre 1816 (?) in Wiesbaden zum Theil vorgelesen, wo ich ihn dann zur Herausgabe sehr ermunterte und Theil zu nehmen versprach. Da er mir in der Folge ganz aus dem Auge kam, rief ich ihn auf (Kunst und Alterthum IV, 168), worauf er sich wieder hören ließ, und zwar in einem Briefe, in welchem er sich ganz als Herausgeber solcher Gedichte legitimirt und qualifizirt. Auch war die Rede davon, daß sie zu Michael voriges Jahr bei Cotta herauskommen und der französischen Ausgabe den Schritt abgewinnen sollten. Jedoch dies geschah nicht und die Erklärung des Räthsels scheint mir in der Unentschlossenheit des

*) Vgl. Picks „Monatsschrift" V, 80 ff. Ikens „Leukothea" I, 263.

**) Miklosisch „über Goethes Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" S. 56 f.

werthen Mannes zu liegen; ihm schwebt zu vieles vor." Haxthausen war unterdessen nach Baiern übergesiedelt.

Als Freund Zelter im November 1823 nach Köln kam, hörte er nirgends, selbst nicht in der Singgesellschaft des Generalmajors und Stadtkommandanten von Ende, der in Köln durch seine Leutseligkeit und seine Pflege der Gartenpflanzen sehr beliebt war, irgend ein Wort von dem großen Dichter; nur mit Ernst von Schiller, den er an der Tafel des Gasthofs traf, konnte er über Goethe sprechen. Auch zu diesem war die Kunde gedrungen, daß Goethe ein junges Mädchen heiraten werde, worüber man zu Köln natürlich nur schadenfroh die Achseln zucken mochte.

Aber noch einmal sollte die Stadt Goethe nahe gebracht werden. Und wodurch anders hätte dies geschehen können als durch seinen Karneval? Wunderlich genug geschah dies von der Hochschule Bonn aus durch einen der bedeutendsten Botaniker der Neuzeit, durch Nees von Esenbeck, mit dem Goethe schon vor dessen Berufung nach Bonn in Verbindung gestanden hatte. Diese ward bald so herzlich, daß Nees schon im Juni 1820 Goethe nach Poppelsdorf bei Bonn einzuladen wagte, wo er ihm seine eben fertig gewordenen Zimmer, dem Siebengebirge gegenüber, den entstehenden botanischen Garten unter den Fenstern, anbot. Es waren dieselben, die später Kinkel bewohnte. Aber alle Lockungen konnten den alternden Dichter nicht wieder an den Rhein ziehen. Erst nach seiner im Februar 1823 überstandenen schweren Krankheit hatte es ihn wirklich gedrängt, noch einmal die Heimat zu besuchen, und diese durch die Zeitungen verbreitete Kunde hatte alle Freunde am Rheine freudig aufgeregt, aber durch den Rath der Aerzte und den Wunsch des Großherzogs war er bestimmt worden, sich auch diesmal wieder Böhmens Heilquellen zuzuwenden. „Während Euer Exzellenz in den Bädern waren", schrieb Nees im August, „verbreitete sich hier zu wiederholten Malen das Gerücht, daß Sie in Bonn angekommen seien. Auch in Köln hatte die Sage Wurzel gefaßt und mancherlei wurde zum Empfange vorbereitet. Die Studirenden hatten sich bereits Erlaubniß zu einem Fackelzug eingeholt, und man fing zuletzt an, selbst an die erwünschte Nähe zu glauben, so sehr man auch die Grundlosigkeit des Gerüchts, dessen Urheber niemand enthüllen konnte, fürchtete, ja einsah."

Nees wohnte dem folgenden, zu Köln auf das glänzendste gefeierten Karneval bei. Da bei seinen dortigen Freunden die Rede auf seine Verbindung mit Goethe gekommen, ward er von einem der thätigsten Freunde des zu neuer Blüthe erstandenen Festes, dem jüngern Zanoli, Inhaber einer Eau-de-Cologne-Fabrik, der im Zuge den Helden Karneval dargestellt hatte, dringend aufgefordert die diesjährige Karnevalsliteratur, Programm, Lieder und Zettel, dem berühmten Dichter, dem klassischen Schilderer des römischen Narrenfestes, zu übersenden und ihm die Bitte zu äußern, daß er den kölnischen Karneval durch irgend eine öffentliche Erwähnung ehren möge. Nees entledigte sich dieses Auftrages auf anmuthige Weise bei Uebersendung eines herzlich glückwünschenden Dankes der von ihm als Präsidenten vertretenen leopoldinischen Akademie der Naturforscher für eine von ihrem berühmten Mitgliede empfangene Gabe. „Wie sich oft seltsam in die ernstesten und wichtigsten Beziehungen des Lebens eine lustige Person mit eindrängt, die nicht gern sieht, daß man Lust oder Schmerz zu einseitig festhalte", äußerte er, „so ging es auch diesmal, und ich will den heitern Gast nicht von der Thüre weisen, vielmehr wage ich, ihn weiter, an Euer Exzellenz zu empfehlen. Es sind die Nachklänge des kölner Karnevals, der in diesem Jahre mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen wurde. Die Idee, eine Einholung und Verlobung der Prinzessin Venezia mit unserm Karneval zu begehen, hatte sich aller Köpfe bemächtigt, ihre Reiseroute war ein wichtiger Zeitungsartikel geworden, Programme und Gedichte nährten die Einbildungskraft in gemessener Folge, und man glaubte in der That selbst zuletzt an die Zauberprinzessin, der sogar die öffentlichen Behörden huldigten, und die endlich mit dem ganzen hier verzeichneten Gefolge sammt ihrem edlen Freund in verschiedenen Aufzügen aufs anständigste und mit würdigem Ernst zu aller Freude wirklich öffentlich sichtbar wurde. Was ich hier sende, ist ein kleiner, doch, wie mich dünkt, der bessere Theil der hierher gehörigen Literatur. Sollten Euer Exzellenz in dem Studium der klassischen kölnischen Sprache noch nicht weit genug gekommen sein, um sich alles einzelne gehörig verständlich machen zu können, so bin ich bereit mit einer Interpretation zu Hülfe zu kommen. Ein Wörtchen über diesen

Karneval in ‚Kunst und Alterthum' würde die biedern Kölner sehr entzücken". Goethe erwiderte freundlich, Nees habe sich durch die übersendeten Karnevalsblätter wieder eine neue Last aufgelegt. Die Sache komme ihm sehr wichtig vor; auch habe ja schon die Haude- und Spenersche Zeitung zu Berlin ihrer mit Anstand gedacht. Wenn er schließt: „Beiliegendes Blatt empfehle daher zu geneigter Förderniß", so ist eben das betreffende Blatt der berliner Zeitung gemeint, das er beilegte. Einige Zeit später schrieb er: „Das Karnevalspacket liegt bei der Reisebibliothek, auf dessen Bearbeitung in freien Sommertagen ich mich ihm Geiste vorbereite. Sagen Sie dem Uebersender schönsten Dank und beantworten mir nur noch eine Frage. Hat man, so will es wenigstens scheinen, am Haupttage des Festes bei hellem Tageslicht Kerzen angezündet, und also die Stadt ganz widersinnig, aber dem Karnevalsgeiste gemäß, illuminirt? Ich wünsche wirtlich, daß es sich so verhalte; denn der Einfall ist höchst glücklich und das römische Karneval, welcher nur am Abend seine Stümpfchen anzündet, sinnverwirrend-trefflich überboten".*) Die Reise kam diesmal gar nicht zu Stande, aber Goethe verfehlte nicht, den Wunsch der Kölner am Schlusse des neuen Heftes „über Kunst und Alterthum" (V, 1) zu erfüllen. Nachdem er der beiden ersten eben erschienenen Hefte des großen mit unendlicher Mühe unter seiner wärmsten Theilnahme so weit gediehenen boisseréeschen Domwerkes ehrenvoll gedacht hat, fährt er fort: „Es ist ein artiger, heiterer Zufall, daß in dem Augenblick, da wir von dem tüchtigsten, großartigsten Werk, das vielleicht je mit folgerechtem Kunstverstand auf Erden gegründet worden, dem Dom zu Köln, gesprochen, wir sogleich des leichtesten, flüchtigsten, augenblicklichst vorüberrauschenden Erzeugnisses einer frohen Laune, des Karnevals von Köln, mit einigen Worten zu gedenken veranlaßt sind. Warum man aber doch von beiden zugleich reden darf, ist, daß jedes, sich selbst gleich, sich in seinem Charakter organisch abschließt, ungeheuer und winzig, wenn man will; wie Elephant und Ameise, beide lebendige Wesen und in diesem Sinne nebeneinander zu betrachten, als Masse sich in die Luft erhebend, als Beweglichkeit an dem Fuße wimmelnd." Nach

*) Man hatte die Straßenlaternen bei Tage angezündet.

kurzem Bericht, wie das alte Fest im Jahre 1823 sich neu gestaltet, und der Angabe des Planes für den jüngsten Karneval fährt er fort: „Sehr treffend war der Gedanke, alles in drei Tage und eigentlich auf einen zu konzentriren. Dergleichen rauschartige Freuden müssen auch als ein leichter Rausch vorübergehen. Durch freundliche Mittheilung ist uns genauste Kenntniß dieses merkwürdigen Ereignisses geworden, und wir hoffen zu guter Stunde davon ausführliche Darstellung zu geben; denn merkwürdig ist's auf alle Fälle, daß in den jetzigen Tagen ein solcher Humor sich hervorthut, den man geistreich, frei, sinnig und gemäßigt nennen kann. Alle Mitwirkende sind zu bewundern, die ersten Unternehmer, die Beitretenden, die Einstimmenden und Zuschauenden; alle Hochachtung verdienen die Zivil- und Militärbehörden, welche mit freisinniger Würde die Sache geschehen ließen, Ordnung und Zucht von Ihrer Seite befördernd, so daß dieses ganze exzentrische Wesen mit ungewöhnlicher Wichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Pracht begangen werden konnte." Daran schließt sich fast wörtlich die Stelle aus dem Briefe von Nees: „Die Idee (hier „der Gedanke") — öffentlich sichtbar wurde." Der Schluß lautete: „Von dem sittlich-ästhetischen Werth eines Symptoms dieser Art mag künftig die Rede sein; so viel aber ist gewiß, man darf dem Fürsten Glück wünschen, unter dessen Schutz und Schirm sich etwas der Art ereignen konnte." Als er am 10. August das Heft an Nees sandte, bemerkte er: „Das Wenige, was ich vom kölner Karneval noch auf den letzten Seiten von ‚Kunst und Alterthum' sagen konnte, sei wenigstens Zeugniß einer wohlgemeinten, aufmerksamen Theilnahme. Indessen habe ich in der ‚Abendzeitung' eine Darstellung gelesen, die mich sehr befriedigte und die ich in Abschrift zu den übrigen Akten genommen. Dabei fiel mir auf, daß ich durch den ersten Eindruck mich hatte verleiten lassen, an die Schilderung eines individuellen Festes zu denken, dessen Eigenthümlichkeit man doch nur in der Gegenwart ergreifen und eine Darstellung derselben nur durch Wiederbelebung eines lebendigen Anschauens wagen und hoffen kann. Indessen danken Sie verbindlichst für die reichlich mitgetheilten Papiere. Ungenutzt sollen sie nicht bei mir liegen bleiben". Man sieht, der Dichter hatte sich vom kölnischen Karneval, wie von allem, woran er nähern Antheil nahm, ein Aktenfaszikel

angelegt. Goethe sandte später das Heft auch an Zanoli durch Vermittlung von Nees, der den 24. Oktober nach Weimar berichtete: „Das Heft von ‚Kunst und Alterthum' mit den erhebenden Zueignungsworten habe ich unverzüglich an Herrn Zanoli den Jüngern zu Köln befördert und von ihm die lebhaftesten Ausdrücke seiner Empfindung und Dankbarkeit zur Antwort erhalten, die ich Euer Exzellenz mittheilen soll. Er versichert mich, daß er und seine Freunde gerade jetzt, wo sich tiefes Nachdenken über den Gang und die Verhängnisse des nächsten Faschings vorbereite, in den köstlichen gedruckten wie geschriebenen Zeilen eine wahre Herzstärkung empfangen hätten, und ermangelt nicht, mich vertrauensvoll auf diese Tage zu sich einzuladen. Wäre Weimar nicht zu weit entlegen — ich würde diese Einladungsworte weiter laufen lassen, wo nicht an Euer Exzellenz, doch an manchen lieben Hausgenossen, der vielleicht Neigung haben könnte, die schönen Weimarischen Redouten einmal mit diesem Volksjubel zu vergleichen." Hat sich das Widmungsexemplar an Zanoli erhalten? Es sollte neben dem gleich zu nennenden Gedichte als würdigstes Ehrendiplom des kölnischen Karnevals aufbewahrt werden. Aber es scheint verflogen zu sein; wenigstens gedenkt niemand mehr dieser Auszeichnung. Zwei Tage später brachte das Beiblatt der kölnischen Zeitung die Stelle aus ‚Kunst und Alterthum' unter der Ueberschrift: „Goethe über das kölnische Karneval" mit einer W.....*) unterzeichneten Einladung, in welcher es heißt: „Die freundliche Beurtheilung unseres Volksfestes von Seiten des geistreichen Veterans der Gelehrtenrepublik rechtfertigt gewiß aufs vollkommenste den Antheil, der von allen Seiten an der frohen Feier genommen worden ist; und gewiß jeder Frohsinnige wird jetzt schon im Stillen den Wunsch hegen, auch im nächsten Karneval die Wintervergnügungen durch ein würdiges allgemeines Volksfest endigen zu sehen." Nees berichtete darauf von der Preisbewerbung zu Entwürfen für das nächste Karneval, welche von den Kölnern eröffnet worden. Den 4. Dezember meldete er, vor der Hand scheine man demjenigen Entwurf den Vorzug „zuzunicken",

*) Der Einsender war ohne Zweifel der Oberlehrer des Jesuitengymnasiums Wilmann, der sich lebhaft am Karneval betheiligte.

der auf die Darstellung der wichtigsten Thaten und Lebensereig- Don Quixotes antrage. Goethe fand in seiner Erwiderung vom 25. Januar diesen Gedanken recht glücklich. „Die Fabel mit allen ihren Figuren ist alt und allbekannt, doch in der neuen Zeit gewissermaßen verschollen und durch die Schwindeleien des Tages in Schatten gesetzt, so daß das Ganze wieder neu sein wird, wobei zu berechnen ist, daß die Gestalten, lebendig hervortretend, auf eine entschiedene Weise der Einbildungskraft für alle Zeit zu Hülfe kommen. Lassen Sie mich an dem Fernern theilnehmen!" Doch schon fünf Tage früher hatte das Karnevalskomite den Vorschlag des Gymnasiallehrers Dr. Dilschneider angenommen (das wirkliche Ausschreiben war erst am 2. Januar erfolgt), wonach „der Kampf der Freude mit dem Leide (Kummer, Griesgram ꝛc.) und der Triumph des erstern" zur Darstellung kommen sollte. Den 1. Februar sprach Nees Goethe sein Bedauern aus, daß der von ihm gebilligte Plan, vermuthlich wegen einer Krankheit Zanolis, aufgegeben und dafür die Idee eines Kriegszustandes und einer nachmaligen Entsetzung der Stadt aufgenommen sei, die ihm noch nicht recht klar sei. Nees wußte noch nicht, daß das Komite, wahrscheinlich auf Dilschneiders Veranlassung, sich an Goethe gewandt und diesen zum Feste eingeladen hatte. Die am 29. Januar als Beilage zur kölnischen Zeitung ausgegebene erste Nummer der „offiziellen Karnevalszeitung von Köln" berichtete, das festordnende Komite habe es für seine Pflicht gehalten, Goethe, den Altvater der deutschen Dichtkunst in Weimar, der für die Wiedergeburt des Karnevals sein gewichtiges Wort eingelegt, unter Beilegung der Skizze des Planes durch folgendes von Gymnasiallehrer Dr. Dilschneider, dem Urheber des neuen Planes, der für diesen zum Ehrenmitglied ernannt worden, verfaßte Sonett zum Feste einzuladen:

Es nah'n des heitern Faschings bunte Tage,
Woran, der Väter schönem Brauch getreu,
So gern der Kölner, sonder Arg und Scheu,
Vergißt des Alltagslebens Sorg' und Plage.

Was auch der kalte Finsterling drob sage,
Ist dennoch sein Gerede uns nur Spreu,

Seitdem Dein Genius, stets hell und neu,
Der Welt verkündet, daß es bei uns tage.

Und daß die Freud' uns immer mehr entzücke,
Erklären wir des Griesgrams schnöder Tücke
Auf ew'ge Zeiten heuer Haß und Krieg.

An Dich nun wenden dringend wir die Bitte:
Kehr' ein bei uns, zu schauen uns're Sitte,
Dann feiern doppelt wir den schönen Sieg.

Es war ein kühner Gedanke, dem alten Dichter, der um diese Jahreszeit das Haus, meist das Zimmer hütete, eine solche Reise zuzumuthen, aber darauf hatte man auch kaum im Ernste gerechnet, man wollte ihn nur durch diese Einladung ehren und zugleich durch seinen Namen einen besondern Glanz auf das Fest werfen, was auch wirklich gelang. Schon am 3. Februar übersandte Goethe das bekannte Gedicht. Man ließ dasselbe durch einen von der Post besonders abgeordneten Boten in die am 6. stattfindende Generalversammlung bringen. Der erste Sprecher, der Rentner von Wittgenstein, verlas es, worauf ein dreimaliges jubelndes Hoch dem Dichter gebracht wurde. Ein „Extrablatt, bekannt gemacht im Auftrage des Karnevals-Comites, den 9. Februar 1825", in Quart brachte zuerst Goethes Gedicht mit einer nicht angedeuteten Zensurlücke. So erschien es denn auch in Nr. 6 der „Karnevalszeitung". Der Zeitungszensor Polizeirath Dolleschall, von dessen Weisheit und den vielen glücklichen Versuchen, ihm einen Possen zu spielen, die Zeitungsredaktionen zu erzählen wußten, hatte die Strophe:

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

nicht durchgehen lassen*), und so für Köln wenigstens Goethes Wort widerlegt, keine Zensur solle ihn hindern, zu sagen, was er

*) Sonst zeigt das Blatt folgende Abweichungen von der Fassung in den Werken, wie sie sich schon in dem Weimarischen ‚Journal für Literatur, Kunst,

denke. Doch nein, auch Dolleschall vermochte dies nicht; denn nicht nur war das Gedicht vollständig in der Generalversammlung verlesen worden, sondern die unterdrückten Verse gingen von Mund zu Mund, man spielte darauf in launigen Anzeigen an, wie z. B. als „Druckfehlerberichtigung" mitgetheilt wurde, daß in den allbekannten Versen „Selbst Erasmus" nicht Maria, sondern „Moria (*Μωρία*, Narrethei)" zu lesen sei. Die Antwort wurde diesmal dem katholischen Religionslehrer am Gymnasium und Domprediger, dem bekannten Dichter Dr. Wilhelm Smets aufgetragen, der sich (es ist dies der dritte Lehrer des Jesuitengymnasiums, dem wir hier begegnen) an den Sitzungen betheiligt hatte. „Das Karnevalsfest ist vorüber", schrieb dieser am 5. März an seine Mutter, „und aus den Beilagen werden Sie mit Staunen sehen, daß ich, ein katholischer Geistlicher, darin eine sehr ehrenvolle Rolle gespielt habe; so was mag den Wienern nicht recht begreiflich scheinen. Da mich das Comite zur Antwort an Goethe aufforderte, da vermochte ich nicht dieser Einladung zu widerstehen. . . . Durch dieses Gedicht, welches sich, wie das allgemeine, von Gelehrten und Ungelehrten ausgesprochene Urtheil aussagte, neben dem goetheschen nicht unwürdig zeige, habe ich mir einen neuen großen Stein im Spielbrette der öffentlichen Meinung gewonnen." Das Gedicht wurde in der Karnevalszeitung auf der Rückseite des goetheschen mit der Bemerkung gedruckt, in der Erwiderung „von Seiten eines vaterländischen Dichters" werde der muntere Kölner seine eigenen Gefühle ausgesprochen finden. Es lautet:

An Goethe.

Griesgram, Neidhard, Störefried,
Düstere Gesellen,
Euch zum Trotze soll dies Lied
Meiner Brust entquellen.

Steht ein Sänger, weiß von Haar,
Auf dem alten Thurme,
Hehr und männlich wunderbar,
In der Zeiten Sturme.

Luxus und Mode' 1825 Nr. 13 findet: V. 3 War statt Wär', 10 das Irren statt die Thorheit, 12 Wenn man statt Wenner, 19 f. ‚Daß noch Heiterkeit im Leben Gibt besonnenem Rausch Gewinn.' Die Aenderungen rührten ohne Zweifel von Goethe selbst her, da ohne dessen Genehmigung das Journal sein Gedicht nicht gebracht haben könnte.

Und er schlägt die Saiten frisch,
Singet Welt und Leben:
Drob im gaukelnden Gemisch
Gnomen sich erheben.

Pustend sie zum Thurme zieh'n,
Werfen gift'ge Kuchen*),
Glover-Ritter gegen ihn
Ihre Lanz' versuchen.**)

Tiefen Schweigens bittrer Hohn
Scheuchet sie von hinnen,
Götterstark des Ruhmes Sohn
Raget von den Zinnen.

Und es naht ein neuer Troß,
Siechthum, ihn zu äffen,
Und des Todes herb Geschoß
Soll den Heros treffen.

Doch er lächelt ob der Noth,
Greift zum Zaubertranke,
Glut färbt ihm die Wangen roth
Von Champagners Ranke.***)

Und er schweigt zu jedem Drang,
Läßt kein Lied ertönen;
Das ist Pein wie Höllenzwang:
Sängers ernst Verhöhnen.†)

Da mit einmal, Tra ra ra!
Kommt ein lustig Schreiben,
Wie sie's in Colonia
Pudelnärrisch treiben,

Wie die Freude ewig jung
Sie im Geist bewahren,
Und im raschen Jubelschwung
Ernst und Scherz verpaaren.

Sieh, bedeutsam nun das Haupt
Hebt der alte Sänger,
Und die Harfe, reich umlaubt,
Schweiget nun nicht länger.

„Alter schützt vor Thorheit nicht,
Freude freut noch innig;
Spielt das lustige Gedicht,
Spielt es kurz und sinnig!"

Das war freilich treu gemeint und recht fein gemacht, aber konnte doch kaum als Dank gelten. Ein lustiger Herzensgruß der Narren aus schlichtem, weniger anspruchsvollem Munde würde den Alten mehr angemuthet haben.

*) Anspielung auf des Predigers Pustkuchen-Glanzow falsche ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre'.

**) Die in Halberstadt 1823 erschienene Schmähschrift: ‚Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Fr. Glover' ist gemeint. Ueber sie und ihren Verfasser und Verleger habe ich in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' 1866 Nr. 7 gehandelt. Smets hielt den Verfasser noch für einen Engländer.

***) Hindeutung auf die Sage, Goethe sei von der schweren Krankheit Ende 1823 dadurch genesen, daß er wider den Rath seines Arztes Champagner getrunken. „Ranke" für „Rebe" muß die Reimnoth entschuldigen.

†) Die Strophe soll wohl auf die zurückgebliebene Schwäche deuten, die ihn am Dichten hindere.

Nees berichtete am 23. Februar höchst erfreut von den in Köln verlebten Narrentagen als einem wahren Eldorado. „Wie auch hier die Begeisterung für Euer Exzellenz überall hervorleuchtete, habe ich mit herzlichster Freude gesehen. Kaum konnte ich die dülkener berittene Akademie abhalten, Euer Exzellenz ein Diplom zuzufertigen.“ Zanoli wolle ihm alles zusenden, doch habe er selbst auch eine Sammlung von Karnevalsschriften veranstaltet, von denen er eine Sendung am 5. März abgehen ließ. Goethe scheint den Artikel über das letzte Kölner Karneval veranlaßt zu haben, welchen das „Journal für Luxus und Mode“ in Nr. 15 brachte; in ihm war das Einladesonett nebst Goethes Antwort abgedruckt, auch der größte Theil der ihm eingesandten Skizze. Der von M. De Noel verfaßte diesjährige „Karnevals-Almanach“ berichtete auch über Goethes Antheil und theilte die betreffenden Gedichte, das Goethes mit der Zensurlücke, aber in den Anmerkungen auch vollständig nach dem angeführten „Journal“, mit. Der Bücherzensor Direktor Grashof hatte natürlich Ulrich Huttens Kampf „mit Obskuren“ nicht beanstandet. Ein hübscher Widerspruch zwischen beiden Zensoren.

Goethes Verbindung mit den kölner Karnevalsfreunden hatte hiermit schon ihr Ende erreicht, wenn er auch ihr Volksfest noch mit Antheil verfolgte. Es war nicht das erstemal, daß man ihn aufgab, nachdem man ihn zu seinem Zwecke benutzt hatte. Doch wie hätte er den kölnischen Narren grollen sollen, von denen ihm weder zu seinem Geburtstage noch zur Feier seines Jubiläums, über welches freilich das Beiblatt zur kölner Zeitung nach weimarischen Blättern ausführlich berichtete, ihm ein gutes Wort zukam! Am 24. März 1826 schrieb er an Nees: „Unsere kölner Fastnachtsfreunde kann ich diesmal nicht loben, das Programm war nicht gut erfunden und viel zu abstrakt; auch verdient der gute Gruithausen*) eine solche Behandlung nicht. Was er gesehen und

*) Franz Paula von Gruithuisen hatte sich in der Aufsehen erregenden Abhandlung: ‚Entdeckung deutlicher Spuren der Mondbewohner‘ zu dem seltsamen Vorschlage hinreißen lassen, riesenhafte Holzstöße als Signale für die Mondbewohner anzuzünden. Goethe war ein abgesagter Feind solcher Verhöhnungen von Männern der Wissenschaft vor der unkundigen Menge.

mittheilt, ist aller Ehre werth, und man sollte ihm die Freude lassen, es nach seiner Weise zu kommentiren und zu erklären. Ein jeder darf ja die Bemühungen des fleißigen Mannes auf eigene Weise benutzen." Goethe muß nur unvollständig vom diesjährigen Zuge unterrichtet gewesen sein. Nees klärte ihn darüber auf. „Die Basis des Festes war nicht Gruithuisen, wie man sagen hört", schreibt er, „und dieser spielt kaum in dieser Komödie die Rolle des Sokrates in den Wolken. Die eigentliche Grundlage war vielmehr die Fiktion der berittenen Mondsakademie zu Dülken, die in hiesigen Gegenden durchaus populär und in allen Stücken, mit Ausnahme des großen Mysterii, von Groß und Klein gar wohl gekannt ist. Ich selbst, als Doktor dieser Akademie und Ritter des jungen Lichts wie auch des Windmühlenordens mit den drei Flügeln, kann mit Einsicht davon reden. Dadurch nun, daß alle die vielbesprochenen Aemter und Würden unserer Akademie, ihre seit 3000 Jahren fleißig aufgezeichneten Schicksale auf Erden und im Monde, sowie insbesondere die große Gefahr, der im Jahre 1800 der Mond nur allein durch die Weisheit der Akademie und die Entschlossenheit einiger akademischen Schwestern entging, leiblich und anschaulich umgingen, erhielt dieses Karneval jene Popularität, die man an dem vorigjährigen vermißt hatte. . . . Was nun unsern Freund Gruithuisen anbelangt, so mögen die Kölner wohl geahnt haben, was Euer Exzellenz für ihn anführen: daß ein jeder die Bemühungen des fleißigen Mannes auf seine eigene Weise zu benutzen habe. Das Programm und die Karnevalszeitung hatten leider Herrn De Noel verloren und blieben hinter dem Gegenstand zurück."

Begeisterte Liebe für Goethe war bei den Kölnern, trotz seines Antheils an ihrem Dome und Karneval, am wenigsten zu finden, wie eifrig auch die berüchtigten, fast typisch gewordenen und in der Stadt selbst mit Spott und Verachtung gestraften kölner Nachdrucker hinter seinen Werken her waren*); die wenigen, die seine Größe, wenn auch nur von ferne, ahnten, hielten sich für sich.

*) Auch das Karneval strafte die Nachdrücke von Spitz durch einen neuen Verlag von „Spitz und Bub" und durch Verspottung der entsetzlichen „Druckfehler" als „Druckfehler".

Während im nahen Bonn, wie an manchen andern Orten, schon viel früher Goethes Geburtstag von einem Kreise Verehrer des einzigen Mannes gefeiert wurde, ging dieser in Köln wie ein gewöhnlicher Werkeltag vorüber. Im Jahre 1830 brachte freilich das Beiblatt der kölnischen Zeitung ein gutgemeintes, aber herzlich schwaches Gedicht zu diesem Tage, dessen Verfasser zwei Striche zur Chiffre gewählt hatte. Für den großen Dichter hatten die Bürger der heiligen Stadt weder Herz noch Sinn, nur der einzige Boisserée, für den sich in Köln keine Stelle hatte finden wollen, hing mit unverbrüchlicher liebevoller Treue an dem herrlichen Greise, dessen Schwächen er um so zarter zu schonen wußte, je wärmer er seine menschliche, dichterische und wissenschaftliche Größe bewunderte und seine häuslichen Verhältnisse kannte. Und Goethe verehrte in Boisserée einen würdigen Sohn der alten Reichsstadt, in welchem lebendige Tüchtigkeit und geistvoller Blick sich mit rheinischer Herzlichkeit paarten.

Von dem Rheine [Nees war in Folge eines verübten wunderlichen Jugend-, fast Fastnachtstreiches von dort nach Breslau versetzt worden], Köln und seiner Umgebung hörte Goethe manches durch Reisende, besonders durch Frau Schopenhauer und ihre Tochter Adele. Als diese im Frühjahr 1830 nach Unkel übersiedelten, von wo sie ihren Winteraufenthalt in Bonn nahmen, besorgte Adele, die mit ihm im Briefwechsel stand, für ihn manche Aufträge; so verschaffte sie ihm eine Zeichnung des schönen aus Italien stammenden Meduſenhauptes im Museum. Wallraf war schon seit ein paar Jahren gestorben, und Boisserée kam kaum noch an Köln; König Ludwig von Baiern hatte ihn und seine Sammlung für München gewonnen. Goethe hatte den innig von ihn verehrten Kölner noch einmal im Jahre 1826 bei sich gesehen, sein herzliches Wesen genossen und sich seiner Kunsteinsicht gefreut. Sein langsam, aber vortrefflich fortschreitendes Domwerk erfreute ihn außerordentlich und daneben begannen die Vorarbeiten zu seinen „Baudenkmälern am Niederrhein“, die auch mehrere Kirchen Kölns brachten. Und Strixners Lithographien der Hauptbilder der Boisseréeschen Gemäldegalerie, von denen so Schönes aus Köln stammte, gereichten ihm gleichfalls zur Freude.

Mehr als fünf Jahre nach dem heitern Rufe zum lustigen Karneval sollte den Dichter eine von Köln aus ergehende Einladung zur himmlischen Seligkeit in eine ärgerliche Laune versetzen. Die Wittwe des daselbst verstorbenen Konsistorialrathes und Pfarrers J. G. Krafft, geborene Luise Vorster aus Hamm, sandte ihm die von Ch. G. Bruch und B. Jacobi herausgegebenen Predigten ihres Gatten, die zur Michaelismesse 1830 in Köln erschienen waren. Sie muß ihm hierbei scharf zugesetzt und ihn dringend gemahnt haben, sich zu bekehren und sein ewiges Heil zu bedenken. Es ist bekannt, mit welcher innigen Herzlichkeit, mit welcher rührenden Liebe er vor sieben Jahren die zarte Sorge der nie gesehenen Jugendfreundin Auguste Gräfin von Bernstorf geborene Reichsgräfin von Stolberg für sein jenseitiges Leben aufgenommen hatte: aber bei dieser scharfen Mahnung der ihm ganz fern stehenden evangelischen Pfarrerswittwe des heiligen katholischen Köln riß ihm, mochte diese auch in ihrem Kreise noch so brav und tüchtig und von frommem Glaubenseifer beseelt sein, doch die Geduld. Er rächte sich insgeheim durch die erst nach seinem Tode unter den „Inwektiven" gedruckten Verse:

Wenn schönes Mädchen sorgen will
Für meine Seligkeit,
So ist ihr zartes Herzchen still
Der Liebe schon geweiht.

Doch Pfarrers Wittwe mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel:
Fürwahr, ich sehe nichts daran
Als Eitelkeit und Dünkel.

Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken:
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als die Kranken.

Die beiden letzten Verse, welche die Worte des Heilandes an die Pharisäer und Schriftgelehrten: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken", launig wenden, deuten darauf, daß er die Gottheit reiner zu empfinden und ihr würdiger zu dienen glaube als die bei ihrer beschränkten Glaubensseligkeit anmaßlich

über ihn sich erhebende Wittwe Pfarrerin mit ihren Predigtbänden des seligen hochwürdigen Gemahls. Daß die Erwähnung des Ofenwinkels auf den Winter hinweise, ist ein verzweifelter Versuch, einen Haltpunkt zur Bestimmung der Jahreszeit zu gewinnen, in welcher diese derbe Erwiderung entstanden. Offenbar wird das schöne Mädchen, dessen Herz sich nach einem andern Herzen sehnt, in welchem ihr das volle Leben erblühe, der verlebten, keinen Anspruch an die Welt mehr erhebenden, sich hinter den Ofen verkriechenden Pfarrerswittwe entgegengesetzt, die auch von dort her ihr Schmollen nicht lassen kann, da sie keine Ahnung von der in ihm wirkenden Naturanschauung und seiner wahrhaft andächtigen Stimmung beseelt, welche ihn einmal äußern ließ, er sei ein wahrerer Christ als die, welche sich dafür ausgeben.

Die nach Köln gerichtete, aber im Pulte verschlossene Mahnung, ihn ungeschoren zu lassen, fällt kurz vor die im November ihn schrecklich treffende Kunde von dem in Italien unerwartet, aber nicht ungeahnt erfolgten Tode seines einzigen Sohnes, die auch die ihm ferner Stehenden ergreifen mußte. Bald darauf war er selbst dem Tode nahe. Die kölnische Zeitung brachte am 4. Dezember die vom 26. November datirte Nachricht, daß der Schlaganfall, der Goethe betroffen, wenig Hoffnung zur Herstellung lasse. Aber schon am 5. konnte sie des Arztes hoffnungsvollern Bericht mit der Bemerkung begleiten: „Möchten wir doch bald die Bestätigung dieser Hoffnung melden können!“ Und gleich darauf brachte sie die Aussicht baldiger Wiederherstellung. In Bonn war man tief ergriffen; Niebuhr ergoß seinen Zuhörern gegenüber den vollen Seelenschmerz über den nahe bevorstehenden Verlust des einzigen Dichters mit der ihm eigenen scharfen Leidenschaftlichkeit. Für Köln war es nur eine Zeitungsneuigkeit, daß der alte Goethe dem Tode nahe sei: und doch war unter allen, die seinen Boden betreten, keiner, der ihn so sehr geweiht hatte, wenn reine Menschheit und menschliche Durchbildung auf der Wage des Richters mehr gelten als jeder sonstige Werth.

Goethe erlebte noch das Erscheinen des Schlusses des Domwerkes und des größten Theiles der „Baudenkmäler“. Am 7. März 1832 sandte Boisserée den Schluß des Textes zum erstern und vom

andern Lieferung 7 bis 9. Aber Goethe sollte ihm seinen Dank dafür nicht mehr aussprechen können. In der Nacht vom 15 auf den 16. erkrankte er; der Beginn des Frühlings sollte Deutschlands großen Dichter und Weisen, geistig noch ungebrochen, der Erde entrücken. Es war ein seltsamer Zufall, daß die kölnische Zeitung drei Tage nach seinem Tode noch die (vom 16. datirte) Nachricht brachte: „Goethe erfreut sich seit geraumer Zeit der besten Gesundheit, . . . genießt eines ausgezeichnet glücklichen Alters." Erst am 27. las man in ihr die Kunde von dem vor fünf Tagen erfolgten Hinscheiden. Einen ehrenden Nekrolog auf Goethe brachte eine Beilage zu Nr. 92; voraus gingen ihm einige, wenn gleich nicht bedeutende Verse auf den großen Dichter, den endlich der Tod bezwungen, von dem jetzt als katholischer Pfarrer in dem großen Dorfe Hersel bei Bonn lebenden Dichter Dr. Smets. Wenn christliche Glaubenseiferer diese Gelegenheit ergriffen, um ihr vornehmes Bedauern darüber auszusprechen, daß ein so begabter Geist in starrem Unglauben dahin geschieden, so wirkt das volle Verständniß für den großen Verlust, den Deutschland in diesem Todesfall erlitten, in den Versen des katholischen Pfarrers höchst erhebend.

Als auch der in späten Jahren der rheinischen Heimat wiedergewonnene Boisserée hingeschieden war, faßte einmal die gutmütige Grille eines Verwandten den Plan, dem Dichter vor Kölns Dome ein Denkmal zu errichten. Köln war keine Stadt der Denkmäler, am wenigsten solcher, die hoher dichterischer Begabung geweiht sind. Die hehren Genien deutscher Dichtung nennt hier keine Straße, zeigt hier kein Standbild. Erst aus vollem Verständniß geht reine Verehrung eines Dichtergenius hervor, und wo beide fehlen, soll man sie durch kein Denkmal erlügen. Viel gemüthlicher war der Einfall des kölnischen Rentners Cornille, den Sohn eines hier geborenen Taglöhners Goethe auf den großen Namen Johann Wolfgang taufen zu lassen und die Mittel zu dessen voller geistigen Ausbildung bereit zu stellen. Die pfiffige Spekulation auf einen neuen Johann Wolfgang Goethe und die Ehre, dieses sehnlich erwarteten Wunderkindes Pflegevater zu sein, verdiente es, daß sie mißglückte. Wir halten uns an den einzigen Sohn der Kaiserstadt Frankfurt, dessen sich auch Köln an seinem Theile rühmen

mag; auch hier hat sein großes Herz warm geschlagen, er hat hier einige seiner herrlichsten Augenblicke gelebt, an Kölns Aufschwung redlichen Antheil genommen, seinen Dom als das Höchste der gothischen Baukunst bis zu seinem letzten Hauche verehrt, ja sogar Kölns zweites Panier, das Narrenthum, hat er eine zeitlang mit aufrecht gehalten. Und er fehlt ja auch jetzt Köln nicht ganz; in das Museum Wallraf-Richartz hat er seinen Einzug gehalten. Die Wittwe von Sulpiz Boisserée hat im Jahre 1876 diesem Goethes Bild, das der Dichter Weihnachten 1814 mit launigen Versen den „Drillingsfreunden von Köln, gegenwärtig in Heidelberg", gesandt hatte, zum Geschenk gemacht. Der damals in Weimar weilende Maler, der Schlesier Joseph Raabe hatte ihn im Geschmacke der damaligen Zeit, ein Drittel Lebensgröße, als Brustbild gemalt. Neben dem Bilde sind auch die eigenhändigen drei größern Strophen, mit denen Goethe dieses begleitet hatte, in würdiger Weise dem freien Anblicke dargeboten. Und neben Raabes Porträt sehen wir jetzt auch, Dank der Freigebigkeit eines langjährigen Wohlthäters des Museums, ein den Altmeister deutscher Dichtung günstiger darstellendes von Kolbe. Ja auch Memlings Christophorus (vgl. S. 82 f.) ist in der herrlichen Sammlung neuerer Glasgemälde, die das Museum der letztwilligen Verfügung von Melchior Boisserée verdankt, bei uns eingekehrt und mag den Beschauer an Goethes begeisterte Wonne über dieses auch ohne alle hereingetragene Mystik hochbedeutende Bild erinnern.

Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Vor vier Jahren sprach ich gelegentlich (Goethe-Jahrbuch I, 154) die Ueberzeugung aus, daß man dem Dichter zu Liebe seinen Aeußerungen über das „Jahrmarktsfest" ein „herzhaftes ἀπιστεῖν" entgegensetzen müsse. Erich Schmidt hatte an dem „herzhaften ἀπιστεῖν" eine solche Freude, daß er in burschikosem Spotte sich desselben mehrfach bediente. Den damals in Aussicht gestellten Beweis, daß der Versuch, Goethes Aufstellung über den Charakter dieser genialen Schnurre wahr zu halten, zu den abenteuerlichsten, die aus sprudelnder Laune geflossene Dichtung arg entstellenden, seinen satirischen Witz in ein gar schlechtes Licht setzenden Deutungen führe, gedenke ich jetzt zu erbringen, nachdem ich zunächst meine Ansicht über die Entstehungszeit des „Jahrmarkts" Scherer gegenüber begründet habe.

Die erste Erwähnung des „Jahrmarkts" findet sich in einem Briefe von Karoline Flachsland an Herder (Aus Herders Nachlaß III, 489, Brief 129). Die damals gegen Goethe verstimmte, wider Merck erbitterte Freundin Leuchsenrings, des sich hinter die Frauen steckenden Apostels der Empfindsamkeit, berichtet ihrem in nächster Zeit erwarteten Bräutigam: „Junker Berlichingen erwartet dich in Frankfurt am Main und kommt vielleicht mit dir hierher. Merck hat ihn auch schon gegen Leuchsenring gestimmt, und er hat neulich einen Jahrmarkt in Versen hieher geschickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchsenrings Person darin aufzuführen. Die ganze Geschichte ist mir für diesmal recht fatal." Das hier Berichtete muß Karoline von Merck gehört haben, da sie damals nicht in brieflicher Verbindung mit Goethe stand. Ich habe den Brief „anfangs April" gesetzt; auf ihn folgen in meiner nach einer

Abschrift gemachten Ausgabe*) unter derselben Zeitbezeichnung zwei Briefe Herders, dann ein weiterer vom 10. April. Scherer schreibt (Frühzeit S. 37): „Mercks Geburtstag fällt auf den elften April. So mochte Goethe sein Geburtstagsgeschenk etwas früher an den ‚Kaiser Ahasverus' schicken"; denn den Kaiser Ahasverus, vor dem Haman im „Jahrmarktsfeste" mit „Verdruß und Klag'" an dessen Geburtstag erscheint, deutet Scherer auf Merck. Schröer hat dies unbedenklich angenommen. Wir wollen keinen Werth darauf legen, daß Karoline nicht von Mercks Geburtstag spricht, was sie wohl gethan haben würde, hätte Goethe die Verse zu diesem geschickt, aber aus der Vergleichung der Briefe hätte Scherer leicht ersehen können (und er durfte sich einer solchen Untersuchung nicht entziehen), daß seine Aufstellung unmöglich ist. Wann ist der Brief geschrieben? Schon aus der Nachschrift: „Der Markgraf und die Markgräfin von Durlach kommen mit ihren Prinzen nach Ostern", ergiebt sich, daß dies vor Ostern geschehen, das im Jahre 1773 gerade auf Mercks Geburtstag, den 11. April, fiel. Ist nun der Brief spätestens in die Woche vor Ostern zu setzen und der „Jahrmarkt in Versen" von Goethe „neulich", also wenigstens mehrere Tage vorher, geschickt worden, so kann er unmöglich ein Geschenk zu Mercks Geburtstag, dem 11. April, gewesen sein. Wir bemerkten bereits, daß Herder im April vor dem 10. (einem Sonnabend) zwei Briefe an Karoline sandte. Da er wöchentlich höchstens zweimal schrieb, Mittwochs und Sonnabends, so würde der zweite dieser Briefe frühestens Mittwoch den 7., der erste Sonnabend den 3. geschrieben sein. Dieser Brief (Nr. 130), der jedenfalls nicht vor dem 3., höchstwahrscheinlich gerade an diesem geschrieben wurde, ist die Antwort auf den in Rede stehenden Brief (Nr. 129); denn die Anfangsworte: „Hier

*) Ich habe ausdrücklich angegeben, welche Briefe ich nach einer bloßen Abschrift gegeben; dennoch ist mir mehrfach die Auslassung von Stellen, die nicht in meiner Abschrift standen, vorgeworfen worden, da doch jeder überzeugt sein mußte, daß ich jene Stellen nicht weggelassen haben würde. Auch in der Angabe der fehlenden Datirungen war ich auf diese angewiesen, da dem Anfertiger der Abschriften (bei dem dritten Bande Regierungsrath Emil Gottfried von Herder) äußere Haltpunkte zur Bestimmung der Zeit der Briefe vorliegen konnten.

haben Sie auch einen Brief, liebste Lina", beziehen sich auf Karolinens Sendung des von Leuchsenring im vorhergegangenen Jahre an Merck gerichteten Schreibens, die mit 129 erfolgte. Demnach ist 129 frühestens Mittwoch den 31. März geschrieben, und wenn Karoline in diesem sagt, neulich habe Goethe einen Jahrmarkt in Versen nach Darmstadt geschickt, so muß dies im letzten Drittel des März geschehen sein. Der „Ende März" gesetzte Brief Karolinens Nr. 128 ergibt sich als Antwort auf den herderschen vom 24. März (Nr. 127), und ist deshalb Sonnabend den 27. geschrieben. Karoline hörte in der Zeit vom 27. bis zum 30. von Goethes Sendung an Merck, wahrscheinlich Sonntag den 28. bei einem Besuche Mercks. Demnach gehört Goethes Sendung des „Jahrmarkts in Versen" in die erste Frühlingswoche (vom 21. bis zum 27. März).

Kann aber dieser von Scherer drei Wochen zu früh gesetzte „Jahrmarkt" unser „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" sein? Scherer erklärte dies ohne weiteres für „unzweifelhaft" (Frühzeit S. 25). Wilmanns, der (Preußische Jahrbücher XLII, Juliheft) außer der bisherigen Deutung des Mardochai auf Leuchsenring noch manche andere Personen mehr oder weniger sicher entdeckt zu haben glaubte, mußte gestehen, daß dies nach seiner Deutung nicht der Fall sei, weshalb er zu der Annahme sich verirrte, der „Jahrmarkt in Versen" sei „Pater Brey", was schon nach dem, was wir über die Entstehungszeit desselben wissen, unmöglich ist; aber auch nach den Worten Karolinens, da Leuchsenring nach der Deutung von Wilmanns eben so wenig persönlich auftritt als die gleichfalls unter Masken erscheinenden Freunde Merck und Herder, oder wenn man das „Aufführen der Person" dem Sinne des Ausdrucks zuwider im weitern Sinne fassen wollte, die Personen aller drei Freunde „darin aufgeführt" würden. Scherer aber rühmt sich (Goethe-Jahrbuch I, 115), nach seiner berichtigenden und ergänzenden Erklärung treffe Karolinens Aeußerung vollkommen zu, da Leuchsenring als Mardochai vorkomme und dem Freunde Merck in der Person des Ahasverus die Cour gemacht werde. Aber sehen wir einstweilen von der Richtigkeit dieser Deutung ab; selbst nach dieser würde hier Leuchsenrings Person nicht aufgeführt, wie Karo-

line sagt, wenn dieser auch unter der Maske steckte, und wollte man dies behaupten, so würde dies ganz in derselben Weise von Mercks Ahasverus gelten, von dem Karoline sagt, ihm werde die Cour gemacht. Aber wie konnte Karoline im Ernste sagen, Goethe mache Merck als Ahasverus die Cour, da dieser hier, immer Scherers Mißdeutung als richtig angenommen, in nichts weniger als vortheilhaftem Licht erscheint. Was thut denn Scherers Ahasverus-Merck? Auf Hamans Fluch, wollte sich der arme Schelmen- (oder Schöpsen-) haufe, der noch zu unserm Herrgott laufe, nicht zum Unglauben bekehren, „so sollen sie alle Teufel zerreißen", erwidert er trocken: „Insofern ist mirs einerlei"; er will sie ruhig dem Teufel überlassen, sich nicht darum kümmern.

Doch brauchts all*), dünkt mich, nicht's Geschrei.
Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre**) Kinder kriegen.

Und auf Hamans Bekenntniß, nur die Vernunft solle sie führen, „ihr himmlisch klares Angesicht", entgegnet er spottend:

Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollens ein andermal besehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Wie hätte Karoline meinen können, mit diesem Kaiser, der gern in Ruhe gelassen sein will, nur auf sinnlichen Genuß denkt, der im zweiten Akt als „Königssau" und „Schwein" bezeichnet wird,

*) „All" im volkstümlichen Gebrauch im Sinne von „eben".

**) Mommsen (bei Scherer) vermuthet „tapfer" im Sinne von „tüchtig". Aber „tapfer" scheint auf die Soldaten zu gehen, die der Kaiser gut brauchen kann, wobei der Spott auf den Soldatenverkauf deutscher Fürsten zu Grunde liegen mag. Bei „tapfer" würde man auch für „wir" lieber „sie" lesen. Daß Ahasverus wirklich an Soldatenverkauf denkt, beweist Hamans Antwort, so etwas leide kein Prophet; denn Haman stellt sich als Prophet der Vernunft dar. Ich verstehe nicht, wie Scherer (Frühzeit S. 39) die Worte: „Das leidt sein Lebtag kein Prophet!" auf die Indiskretion beziehen möchte, mit welcher Leuchsenring, dessen doch bis dahin noch gar nicht gedacht ist, sich eingemischt habe.

habe Goethe Merck „die Cour machen" wollen. Eine saubere Cour! Und woher wäre Karolinen die Einsicht gekommen, unter Mardochai sei Leuchsenring gemeint? Mußte sie dann nicht auch Esther für Mercks Gattin nehmen und über die schmähliche Darstellung derselben empört sein? Auch spricht entschieden gegen die Deutung Mardochais auf Leuchsenring der rohe, gemeine Ausdruck, den ihm Goethe zugleich mit dem Bekenntnisse giebt, daß es bei seinem Kapern nicht ganz rein zugehe, da beides auf das schärfste dem weichen, empfindsamen, schwärmerischen Tone Leuchsenrings widerspricht. Haman soll nach Scherer Herr von Laroche sein. Aber was hat dieser Freidenker, der freilich von unversöhnlichem Haß gegen das Pfaffenthum und von bitterm Widerwillen gegen alle Empfindsamkeit erfüllt war, mit dem leidenschaftlichen Christenverfolger Haman zu thun? Sah er ja vielmehr in verständiger Aufklärung das einzige Mittel zur Bekämpfung des herrschenden Aberglaubens

Hier zeigt sich gerade die leidige Folge des durchaus irrigen Verfahrens der neuern Deuter, die, statt auf den eigentlichen Kern der Dichtung einzugehen, an die einzelnen Personen sich halten, über der Frage, wer mit ihnen gemeint sei, die Hauptsache, die dichterische Entwicklung, übersehen. Will man ja auch Wilhelm Meisters Lehrjahre literarisch deuten! Fragen wir, was wollte Goethe mit den beiden Akten des Stückes auf der Bühne des Marktschreiers? Dieser selbst bemerkt, das „treffliche Trauerstück", die „Historia von Esther in Drama", sei „nach der neuesten Art, Zähnklapp und Grausen gepaart"*). Es galt eine übermüthige parodische Darstellung der biblischen Geschichte gegenüber dem feinen ergreifenden Drama von Racine. Die Hauptpersonen waren in der Geschichte gegeben; sie sollten nur alle ins Rohe und Lächerliche im schärfsten Gegensatze zur französischen Eleganz gezogen werden. Daß dabei einzelne Züge von den empfindsamen Separatisten und von den Aufklärern hergenommen wurden, war sehr natürlich, ohne daß deshalb bestimmte Personen vorschweben müssen, denen freilich einzelnes zum Theil entspricht, aber kein einzelner

*) Auffallend steht hier dem Reim zu Liebe „gepaart", da Zähnklappen und Grausen die Folge desselben Schreckens sind, den das Stück erregen soll.

ist gemeint, alle Personen sind frei ins Barocke gezeichnet. Daß das ganze Stück Zähnklappen und Grausen hervorbringen solle, ist nicht ernst zu nehmen, so wenig als beim zweiten Akt, von dem Hanswurst verspricht, es sollten den Zuschauern Thränen in die Augen kommen. Dem Dichter genügen hier die beiden ersten Akte; wie das Stück enden wird, konnte dem Bibelkundigen nicht zweifelhaft sein, aber Goethe läßt es gelegentlich durch den Amtmann verkünden, und schon der gleich am Anfange auf der Bühne sichtbare Galgen deutet darauf.

Wir sahen, daß Karolinens Aeußerung über den von Goethe gesandten „Jahrmarkt in Versen" trotz der von Scherer versuchten Deutung der beiden Akte des Dramas Esther nicht auf unser „Jahrmarksfest in Plundersweilern" paßt. Demnach muß er von diesem verschieden gewesen sein. Wir denken uns den „Jahrmarkt" viel kürzer, vielleicht eingeleitet durch Verse an Merck. Neben andern auf einen Jahrmarkt gangbaren Personen trat wohl Leuchsenring als Tiroler auf wegen seiner „Briefe und Bänder" bedeutender Personen, die er als Heiligthümer vorzeigte. Herder sagt von ihm, er trödele mit den Fasern des Herzens und der Freundschaft überall als mit Flitterbändern. Seine Einführung muß so bezeichnend gewesen sein, daß man die persönliche Beziehung nicht verkennen konnte. Ob außer ihm noch andere persönliche Beziehungen unter den Jahrmarktsmasken sich gefunden, können wir nicht errathen, Leuchsenring muß aber jedenfalls am ausgeführtesten gewesen sein. Diesen ursprünglichen „Jahrmarkt in Versen" wird Goethe später weiter ausgeführt, ja vielleicht völlig umgestaltet haben. Neuerdings hat Wilmanns auf diese Möglichkeit hingewiesen, und ich selbst habe in meinem Leben Goethes, wie schon lange vorher*), das „Jahrmarksfest zu Plundersweilern" als vom „Jahrmarkt" verschieden erklärt. Dafür spricht auch, daß Goethe als Frau von Laroche im Sommer 1773 ihn um den „Jahrmarkt" bat, von dem sie durch Merck erfahren haben mochte, ablehnend erwiderte (am 11. Juli): „Meinen ‚Jahrmarkt' halt' ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzählen." Wir möchten glauben, die

*) Vgl. meine „Neuen Goethestudien" (1860) S. 36, wo ich in dem ältern „Jahrmarkt" einen Streit zwischen einem feinen empfindsamen Schleicher und einem derben Geradeaus vermuthet habe.

Weigerung sei deshalb erfolgt, weil er das Gedicht zu erweitern beabsichtigte. Bald darauf kam Frau von Laroche mit ihrer ältesten Tochter auf acht Tage nach Frankfurt, aber daß Goethe, obgleich er damals sehr viel mit ihr verkehrte, ihr den „Jahrmarkt" vorgelesen, glauben wir deshalb bezweifeln zu müssen, weil er dies auch nicht that, als Fritz Jacobis Gattin, die einige Zeit später mit dessen Halbschwester Charlotte in Frankfurt verweilte und mit Goethe sehr vertraut war, die lustige Dichtung nicht hörte, ebenso wenig Jacobis angeheiratete Tante, Johanna Fahlmer, die seit dem vorigen Herbste mit ihrer Mutter in Frankfurt wohnte und viel mit Goethe verkehrte. Jenen Freundinnen versprach er, als Johanna sie im Herbste zu längerm Aufenthalt nach Düsseldorf begleitete, die Sendung des „Jahrmarktes". Dies dürfte darauf deuten, daß er die Dichtung auch damals noch nicht für fertig hielt, sondern sie weiter ausführen wollte. Johanna, das „liebe Täntchen", scheint ihn von Düsseldorf aus daran gemahnt zu haben. Am 18. Oktober antwortete Goethe: „Mit meiner Autorschaft stehts windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht. Den ‚Jahrmarkt' sollen Sie haben, aufs Wort, ihn nicht aus der Hand zu geben, noch — Ich brauche keine Konditionen mit Ihnen." Daß es sich nicht um die Abschrift eines den Freundinnen schon aus einer Vorlesung bekannten Gedichtes handle, zeigt ihre Aufnahme des „Jahrmarkts", den Goethe erst mit dem zweitfolgenden Briefe sandte, dem er auch Muster von Kleiderstoffen beilegte. Am 31. schrieb er an Johanna: „Daß unsere Expedition schnell gehe zu beiderseitiger Ergötzung, folgt hier das Schönbartsspiel und die Läppchen." Auf diese Sendung bezieht sich die sechs Tage spätere Aeußerung von Jacobis Gattin: „Das geschenkte Drama ist sehr wohl angebracht. Täntchen [Johanna] macht ein saures Gedicht, indem sie dieses schreibt; sie spricht, es sei gemauset [weil manches nicht gehörig ausgeführt, nur angedeutet war]. Allein das thut nichts dazu; Ihre Venusrede darin hat mich nach Würden ergötzt; und ich danke Ihnen recht sehr für dieses Vergnügen. ‚Orgelum Orgeley, Dudeldumdey' haben wir gestern einigemal angestimmt. Ergo!*)

*) Das den aus den Vordersätzen gefolgerten Schluß einführende lateinische Ergo liebte wohl Goethe in launiger Unterhaltung, weshalb Betti sich hier desselben scherzhaft bediente.

Scherer (Goethe-Jahrbuch I, 86) meint der „Venusrede" wegen, Goethe habe gleichzeitig auch „Künstlers Erdewallen" oder etwas ähnliches gesandt: aber die Bezeichnung des „Jahrmarktsfestes" als Drama ist nach dem Gebrauch der Zeit, die sogar eine einzige Szene also nannte (vgl. „des Künstlers Vergötterung" in den „Briefen Goethes an Frau von Laroche" S. 55.), und seine „Venusrede" konnte Betti doch in dem unvergleichlichen Wohllaut, in dem frischen Flusse und der treffenden Bezeichnung des lustigen Stückes finden. Auch ist es sehr unwahrscheinlich, daß Goethe damals etwas anderes Dramatisches geschickt habe, als das, was der Brief ausdrücklich nennt. Jacobi schreibt gleich nach der Ankunft des Packets an Wieland: „Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf [Goethe] ausgeheckt hat; sie heißt ‚der Jahrmarkt zu Plundersweilern'." Dieser würde, hätte das Packet auch „Künstlers Erdewallen" enthalten, dessen wohl eher als dieser Schnurre gedacht haben. Und wir werden gleich sehen, daß „Künstlers Erdewallen" erst dem folgenden Jahre angehört. Goethe schenkte im Frühjahr 1774 das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und „Pater Brey" unter der Bezeichnung „Neueröffnetes moralisch-politisches*) Puppenspiel" seinem in Gießen studirenden jungen Freunde Klinger, mit der Erlaubniß, damit anzufangen, was er wolle, auch sie herauszugeben. Prof. Höpfner, bei dem er wohnte, bot sie Nicolai an. „Wollten Sie," schreibt dieser (bei Rieger S. 26), „noch Possenspiele von Goethe verlegen? Es sind keine persönliche Satiren darin. Goethens Name ist statt alles Lobes. Ein Freund von Goethe, der bei uns studirt, besitzt das

*) Moralisch- und politisch, sittlich und praktisch; denn politisch deutet auf die im Leben sich bewährende Klugheit, wie seit Christian Weise (1642—1708) eine Masse Schriften erschienen, die im Titel den Namen politisch führten, so „der politische Redner", „der politische Näscher". Vgl. Goedekes Grundriß I, 523 f. Gar nicht hierher gehört die von Schröer angeführte Politica dramatica (die Politik dramatisirt) von Mitternacht. Die Bezeichnung ist eben so launig zu nehmen, wie das aus Horaz vorgesetzte Motto: Et prodesse volunt et delectare poëtae, und die Vignette einer Violine mit Bogen. Dem Dichter war es nur um eine heitere, anspruchslose Abschilderung des Lebens zu thun.

Manuscript als Geschenk des Verfassers. Das Ganze ist 5 bis 6 Bogen stark." Die Betheurung, daß keine Satiren darin seien, kann wenigstens nicht beweisen, daß das „Jahrmarktsfest" ohne persönliche Beziehung sei, da wir dies von dem andern Stücke, „Pater Brey", bestimmt wissen; freilich müssen die Beziehungen eben so wenig, wie in diesem Stücke, allgemein verständlich gewesen sein; sonst würde Höpfner sich gehütet haben, sich in dieser Weise zu verbürgen. Da Nicolais Antwort sich verzögerte, drängte Höpfner am 14. Juli; zugleich meldete er: „Die Goetheschen Manuscripte wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama [„Künstlers Erdewallen"] und einen ‚Prolog', zusammen drei Bogen, von ihm erhalten." Alle vier Stücke zusammen nehmen im ersten Drucke nur 6 Bogen ein. Nicolai lehnte, noch ehe Höpfners wiederholte Frage eintraf, den Verlag „einiger Possenspiele" Goethes ab. Nicht gern möchte er an solchen persönlichen Satiren auf irgend eine Art theilnehmen, schrieb er; er müsse gestehen, daß er sie gar nicht billige. „Gelehrte müssen sich in Acht nehmen, dem Namen eines Gelehrten, auf den die Weltleute ohne dies mit Verachtung schauen, nicht zu schaden.... Das ungezogene Spotten geht itzt ohne dies schon, besonders in den ‚Frankfurter Anzeigen' und in dem ‚Wandsbecker Boten', zu weit." So wenig traute er der Versicherung Höpfners, es seien keine Satiren darin, da ihm Goethes Farze gegen Wieland und der „Prolog zu Bahrdt" im Sinne lagen. Auch gegen Merck muß sich Nicolai über Goethes Pasquillen erklärt haben. Darauf bezieht sich dessen Antwort: „Reine Pasquillen sollen Sie weiter nicht von ihm sehn.... Die Pasquinaden, die er gemacht hat [es können nur die von Höpfner angebotenen Possenspiele gemeint sein], sind aus unserm Zirkel in Darmstadt, und alle Personen sind gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie niemand erkennen würde." Auch Scherer muß annehmen, daß Merck damit nicht strenge die Wahrheit sage (Frühzeit S. 42), doch er spiele dabei den Diplomaten, besonders da Nicolai in dem „Jahrmarktsfeste" vielleicht als Bauer kritische Besen verkaufe. Wir wissen nicht, ob Merck bekannt war, daß das „Puppenspiel" einen Verleger an Weygand gefunden; aber durch Unwahrheit Goethe für die Vergangenheit zu vertheidigen konnte ihm den wider

Wieland und Bahrdt erschienenen Spottschriften gegenüber kaum einfallen; er will diesen nur gegen den Vorwurf der Böswilligkeit in Schutz nehmen und die Pasquinaden als Gesellschaftsscherze entschuldigen, deren Entstehung er kenne, und so bezieht er sie alle auf Darmstadt. Dabei mögen ihm besonders „Pater Brey" und der „Jahrmarkt in Versen", vielleicht auch das „Concerto drammatico" vorschweben; am wenigsten folgt daraus, daß alle Figuren der Puppenspiele auf bestimmte Personen des darmstädtischen Kreises gehen, was selbst die kühnste Deutung bisher nicht zu behaupten gewagt. In nicht geringem Widerspruche mit Mercks Ausspruch, den die neuere Deutung, soweit er ihr günstig ist, für sich verwerthet, während sie das ihr Widersprechende einfach zur Seite läßt, steht Goethes eigene Aeußerung aus dem Jahre 1813 im dreizehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung". Dort heißt es, nach der Dichtung von „Werthers Leiden", die mit einem schon 1809 im Schema sich findenden Irrthum in das Jahr 1772 gesetzt wird, habe ihn von der Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust zu dramatisiren abgehalten, die „über jene Gesellschaft gekommen". Lassen wir die Richtigkeit dieser Behauptung hier auf sich beruhen, wer ist unter „jener Gesellschaft" gemeint, die gleich darauf „jene produktive Gesellschaft", weiter unten „jene Sozietät" genannt wird? Es ist der frankfurter Kreis, nicht der darmstädtische, dessen in diesem ganzen mit dem Besuche in Thalehrenbreitstein beginnenden Buche noch nicht gedacht ist, obgleich es auch von der Anwesenheit Mercks und seiner Familie in Frankfurt berichtet; es ist dieselbe kleine Gesellschaft, deren genialtolle Lebensart im fünfzehnten Buche bei der Anwesenheit von Salis erwähnt wird. Freilich ist derselben vorher nicht genauer gedacht, nur schwebt sie bei den „jüngern Freunden" vor, denen er „Werthers Leiden" vorgelesen. Auch bei Klopstocks Anwesenheit spricht er von sich und seinen Freunden. Die bedeutendsten Mitglieder derselben waren Horn, Riese, Crespel, Kayser und Klinger. Die genauere Bekanntschaft des letztern machte Goethe im Winter 1772/73; Klingers Zimmerchen im Rittersgäßchen war Sonnabends der Schauplatz ihrer lustigen Versammlungen. Wie es mit jener Lust zu dramatisiren sich verhalten, setzt Goethe an der bezeichneten Stelle auseinander, und er leitet dann „kleine

Produktionen“ davon her, die man belebte Sinngedichte nennen könnte; sie seien „ohne Schärfe und Spitzen, aber mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet“ gewesen. Man habe Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich, sowie in allen Verhältnissen bestehen lassen, nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht; das Urtheil darüber, billigend oder mißbilligend, habe sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen sollen. Dieser Art sind wirklich einige kleinere Gedichte, auf die Goethe weiter unten deutet, aber er schreibt sie irrig den „gemischten“ Gedichten zu; auch erschienen sie erst später, in der dritten Ausgabe der Werke. Zuerst nennt er die Gedichte in dramatischer Form. „Das ‚Jahrmarktsfest‘ ist ein solches [belebtes] Sinngedicht“, fährt er fort, „oder vielmehr eine Sammlung von Epigrammen.“ Zur Erklärung fügt er hinzu: „Unter allen dort auftretenden Masken [das Stück heißt ja „ein Schönbartsspiel“, wie Goethe auch noch später Schönbart, das man schon damals statt Schembart sagte, für Maske gebraucht] sind wirkliche, in jener Sozietät lebende Glieder oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen; alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten.“ Demnach würden wir meist frankfurter Persönlichkeiten und solche, die mit dem frankfurter Kreise in Verbindung standen, hier zu suchen haben. Aber die bisherigen Deutungsversuche stehen hiermit in entschiedenem Widerspruche, da unter den entlarvten Masken, alle noch so großen Wagnisse zugegeben, nur die meist kaum angedeuteten zuschauenden Honoratioren auf Frankfurter gehen, keiner seiner jüngern Landsleute sich findet, die man vor allen erwarten müßte, dagegen er selbst, von dem in jener Aeußerung gar keine Rede ist, und der Spott geht meist auf literarische, nicht auf persönliche Verhältnisse, ja die ganze Charakteristik, die Sinngedichte seien ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattete belebte Bilder gewesen, paßt gar nicht. Es begegnet hier Scherer dasselbe, was auch sonst zuweilen, seine Behauptung widerstreitet geradezu dem Zeugnisse, von dem er ausgeht. Wenn Goethe seinen belebten Sinngedichten Schärfe und Spitzen abspricht, so sitzt nach Scherer „die

höchste, bewunderungswürdige Kraft in den literarisch-satirischen Beziehungen". Goethes eigene Behauptung, in diesen belebten Epigrammen hätten die eigensten Eigenheiten von wirklichen Personen des frankfurter Kreises und der mit ihm Verbundenen zum Scherze gedient, läßt sich der Dichtung selbst gegenüber nicht halten. Solche Eigenheiten erscheinen so wenig in lebendiger Auffassung und Darstellung, daß die meisten Masken nur ins Leben gesetzte typische Ausprägungen des bestimmten allgemeinen Charakters sind, so der Tiroler, die Tirolerin, der Besenbinder, der Nürnberger, das Pfefferkuchmädchen, Marmotte, der Schweinemezger, der Ochsenhändler, der Wagenschmeermann, in denen sich auch nicht der allergeringste individuelle persönliche Zug findet, so daß der Deuter, statt die betreffende Beziehung darin nachzuweisen, sich begnügen muß, ihnen einen Zettel mit das ist in die Hand zu geben, damit sie die von ihm gewollte Person darstellen. Scherer behauptet sogar, oft finde sich „schlagende Charakteristik durch eine einzige Zeile". Ich erinnere mich, daß Geheimerath Brügemann von Berlin auf der Philologenversammlung zu Frankfurt in seiner leichtfertigen Weise einmal behauptete, es hätten sich lateinische Dichtungen aus dem Zeitalter der Zwölftafelgesetze erhalten, die sich mit dem Nibelungenliede vergleichen ließen: als aber Prof. Rudolf von Raumer bemerkte, es würde ihm sehr interessant sein, durch den geehrten Herrn Redner diese kennen zu lernen, mußte er gestehen, freilich könne er nicht solche lateinische Gedichte nachweisen. Wie fern wir auch sind, jenen berliner Geheimerath von sehr beschränktem und oberflächlichem Wissen mit Scherers gründlicher Gelehrsamkeit und lebendiger Anschauung irgend in Vergleich zu stellen, so möchten wir ihn doch um ein Beispiel einer solchen schlagenden einzeiligen Charakteristik bitten. Wie sehr er sich auch mit Aufwendung aller literarischen Kenntniß und allen Scharfsinns bemüht hat, Stützpunkte für seine persönliche Ausdeutung zu finden, ich suche vergebens nach einem solchen Beispiel schlagender Charakteristik. Oder liegt etwa in dem Worte, welches das den Kram anstaunende Milchmädchen dem Zigeunerhauptmann erwidert: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind", eine schlagende Charakteristik des „Geschmackes an kraftloser Sentimentalität", der Karoline Flachsland zugeschrieben wird. Ganz

erstaunlich wäre es doch, wenn Goethe bei dem Bestreben, in den Masken persönliche Charakterzüge anzubringen, so gar unglücklich gewesen, daß dies ihm auch in keinem einzigen Falle wirklich gelungen wäre. Auf den Gedanken, in allen Jahrmarktsfiguren Beziehungen auf persönliche Bekannte anzubringen, konnte dieser überhaupt nicht kommen, da ein solcher, völlig unkünstlerischer Plan ihn an der glücklichen Zeichnung eines belebten Bildes des Jahmarktstreibens hindern, ihm beschwerliche Fesseln anlegen mußte. Scherer hat nicht verkannt, daß dem Dichter hier ein solches Bild „von Anfang bis zu Ende interessant und komisch“ gelungen; es ist eine geniale Humoreske, die nicht durch die Absicht, immer ein Janusgesicht zu zeigen, zugleich die typische Maske und eine individuelle Person, beengt werden konnte. Wenn Goethes Aeußerung nicht allein Scherers Deutung, sondern auch der Dichtung selbst widerspricht, so muß sie auf Irrthum beruhen, der sich aus der Abblassung seiner Erinnerung erklärt. Die Aeußerung, daß diese Schnurre ein solches belebtes Sinngedicht sei, könnte man Goethe zugeben, aber unmöglich das daran sich schließende „oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme“. Man halte sich nur recht vor, was dieser Ausdruck besagt, wonach durch das Ganze kein dramatischer Faden gehen, nur einzelne für sich bestehende Epigramme mit einander verbunden sein würden, um die Unmöglichkeit der Annahme einer solchen Komposition (in der eigentlichen materiellen Bedeutung dieses von Goethe mehrfach bespotteten Ausdrucks) zu erkennen. Wir halten es nicht für unmöglich, daß die ganze Stelle „oder vielmehr . . . zum Scherze dienten“ einer der manchen bei der Durchsicht gemachten Zusätze ist; wenigstens würde auch der Zusammenhang durch diese Annahme gewinnen. Aber wenn Goethe auch ursprünglich so geschrieben hatte, wie leicht konnte er darin irren, da die ursprüngliche Gestalt des „Jahrmarktsfestes“ ihm damals jedenfalls nicht mehr vorlag, er auch der erweiterten Fassung von 1778, die schon in die erste Ausgabe der Werke übergegangen war, kaum noch ganz genau sich erinnert oder sie zu diesem Zwecke angesehen haben dürfte. Einen ganz ähnlichen Irrthum habe ich Goethe-Jahrbuch V, 338 ff. in den „Jahr- und Tagesheften“ unter dem Jahre 1802 in Bezug auf das „Stiftungslied“ nachgewiesen, von dem es dort heißt, die Gesellschaftsglieder

hätten sich darin unter leichten Masken verhüllt gar wohl erkennen können. In dem am Anfange bezeichneten Aufsatze ist der Nachweis geliefert, daß manche Aeußerungen, die Goethe über seine eigenen Werke in „Wahrheit und Dichtung" gethan, den vorliegenden Thatsachen widersprechen; davon ist nichts abzudingen, weder durch Verschweigen noch durch Verdrehen der einfachen Sachlage. Ein solcher Irrthum in Bezug auf eine vierzig Jahre vorher fallende Dichtung ist doch sicher keineswegs unglaublich: die Erinnerung war getrübt und dem Dichter hatte sich eine andere Vorstellung vom Charakter jener Schnurre untergeschoben, die er frei ausführte.

Doch wenden wir uns zu dem Nachweise der Willkürlichkeit und Haltlosigkeit der einzelnen von neuern Forschern vorgebrachten persönlichen Deutungen. Den Spuren von Wilmanns und Scherer ist Richard Maria Werner (Goethe-Jahrbuch I, 174—185) entschlossen nachgegangen, der es leicht hatte, aus noch unbenutzten Schriften des Vielschreibers Schmid und den erfurtischen gelehrten Zeitungen manche Anspielungen herauszufinden, an welche freilich nur der glauben kann, der überall bei der entferntesten schattenhaften Aehnlichkeit handgreifliche Beziehungen zu sehen vermag. Weil der Marktschreier bemerkt, sie hüteten sich in ihrer Tragödie vor Zoten und Flüchen, seit der Landkatechismus in einer Nacht die Gegend sittlich gemacht habe, und jener Schmid in einer Beurtheilung dem goetheschen „Briefe des Pastors zu ***" dieselbe „Naivetät und Treuherzigkeit" zuschreibe, die im „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" so sehr gefallen habe, ist das „Jahrmarktsfest" erst nach jener Beurtheilung vom 1. Februar geschrieben und wurde gleich darauf vollendet; denn auf unsere Schnurre beziehe sich Goethes Aeußerung an Kestner vom 11. Februar: „Ehester Tage schick' ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum." Freilich verwirft Werner mit Recht Scherers Beziehung dieser Worte auf das „Concerto drammatico", aber es kann keine Frage sein, daß mit dem novum, wie ich längst bemerkt, die „Zwo biblischen Fragen" gemeint sind, die das Datum des 6. Februar tragen und gleich gedruckt wurden. Unsere Schnurre ward in der ersten Frühlingswoche an Merck gesandt, wie oben gezeigt ist. Kurz vor den "Zwo biblischen Fragen" war der „Brief des Pastors" erschienen. Der

„Jahrmarkt“ sollte nicht gedruckt werden.*) Eine andere, ebenso haltlose Entdeckung theilte Werner im folgenden „Goethe-Jahrbuch“ (S. 445) mit. Den Bauer mit den Besen verwies er nach Schwaben, für welches die Besenbinder charakteristisch seien. Es bedurfte dagegen kaum des Verweises von Boxberger (daselbst III, 364), daß Günther Schlesien das Besenbinderland nenne. Welche Gegend Deutschlands hätte denn keine Besenbinder und müßte sich seine Birkenreiser aus der weiten Ferne kommen lassen? Birkenwälder sind über ganz Deutschland verbreitet. Von gleichem Werthe ist die noch spätere Entdeckung, der Lichtputzer, der als Hanswurst auftreten muß, sei der erfurter Professor Meusel. Aber freilich noch wichtiger war es, daß Werner zur langen Rede des Marktschreiers, wie er sich ausdrückte (Goethe Jahrbuch I, 181), „die Vorlage gefunden“. Armer Goethe, der sich für seinen Marktschreier, von dem er so viele lebendige Exemplare gesehen hatte, nach einer „Vorlage“ umsehen muß! Und nach welcher? Wenn Schmid schreibt: „die größte Belohnung der kleinen Mühe“, welche ihm seine „Anthologie“ verursacht, sei die Bekanntschaft mit vortrefflichen Männern gewesen, so ist dies die Vorlage zu der Aeußerung des Marktschreiers, er könne Brief und Siegel zeigen von der Kaiserin aller Reußen und von Friedrich dem König von Preußen; aus den „vortrefflichen Männern“ hat Goethe die beiden Majestäten gemacht. Wir scherzen nicht, nein Werner behauptet dieses im Ernste. Wenn der Marktschreier renommirt, Menschenliebe habe ihn den „weiten Weg“ geführt, so hat Goethe, wie Werner mit seltenem Scharfsinn herausgefunden, Schmids Worte benutzt: „Zu einer solchen Sammlung wäre allerdings ein Greis geschickter, der unsere ganze Literatur von Blatt zu Blatt hätte entstehen sehen, als ein Jüngling, der sich schon mehr als zwanzig Jahre zurückstudiren muß.“ Was will man mehr! Läßt sich das Haschen nach Anspielungen bitterer parodiren? Doch kehren wir zu Scherer zurück,

*) Am 6. hatte Goethe an Kestner geschrieben: „Merck hat das einliegende novum mitgebracht, das ich euch sende.“ Dieses novum war sein „Brief des Pastors zu ***“, den Merck hatte drucken lassen. Den 12. Dezember hatte er seinen Bogen über die Baukunst gesandt. Das Freitag den 6. Januar gesandte Impressum comicum war nicht von Goethe. Vgl. Brief 42 an Kestner.

der sich durch Werner fast überflügelt sieht. Zunächst müssen wir rügen, daß er über seiner Personensuche den dramatischen Zusammenhang ganz außer Acht läßt. Er beginnt: „Plundersweilern ist natürlich Frankfurt. Und an die frankfurter Messe wird gedacht." Aber der Ort der Handlung ist, wie deutlich vorliegt, ein Landstädtchen, als dessen Honoratioren der Amtmann und dessen Frau, der Arzt, der Pfarrer, ein adliges Fräulein und deren Gouvernante auftreten. Der Name ist frei gebildet; er bezeichnet einen Plundermarkt. Eigentlich sollte er Plundersweiler heißen; weiler tritt am Ende vieler Namen auf, wie bei andern hagen, heim, dorf, kirch, hof, haus, und bei den letztern findet sich auch die Erweiterung durch en. Schon der Name deutet darauf, daß hier von keiner bedeutenden Messe die Rede ist; denn wenn auch auf solchen sich ein gewöhnlicher Krammarkt findet, so ist das Treiben auf demselben und die Bewegung des Ortes viel bedeutender als hier hervortritt. Goethe hatte ohne Zweifel auch an andern Orten Jahrmärkte gesehen, bei denen, wie hier, Kram- und Viehmarkt verbunden waren. Unsere Dichtung fällt einige Wochen vor die mit Osterdienstag (1773 den 13. April) beginnende frankfurter Ostermesse.

Vor allem muß der dichterische Rahmen vom Jahrmarkt selbst geschieden werden. Das gnädige Fräulein, von dessen Herkunft wir nichts hören, läßt den Doktor, auf dessen Verwendung der Marktschreier die Erlaubniß zu seinen Vorstellungen erhalten hat, durch einen Bedienten ersuchen, sie zur Frau Amtmann zu begleiten, um dort das Gaukelspiel zu sehen. So geht dieser denn mit dem Fräulein durch das Meßgewühl, während die Gouvernante in Begleitung des Pfarrers folgt. Das Eintreten des ersten Paares beim Amtmann wird durch ein paar Worte angedeutet, wogegen die Gouvernante mit dem Pfarrer stumm eintritt; beim Abschiede empfiehlt sich auch die Gouvernante, doch der Pfarrer kommt auch hier nicht zu Wort. Auffallend genug hat hier auch die spätere Bühnenbearbeitung nichts geändert. Die von Wilmanns begonnene, immer weiter gehende persönliche Deutung hat zwischen diesem dramatischen Faden und dem eigentlichen Jahrmarkt keinen Unterschied gemacht, nur der Bediente ist glücklicherweise (hier ist noch ein Kranz zu

gewinnen!) der Deutungssucht entgangen; es ist ihm gelungen, als simpler Bedienter durchzukommen. Nachdem Tiroler, Bauer und Nürnberger ihre Sachen ausgeboten, sehen wir das Fräulein am Arm des Doktors. Bei einer Tirolerin, die vom Fräulein angeredet wird, bleiben sie stehen; die Gouvernante, die mit dem Pfarrer nachkommt, hat sie bemerkt, und fordert den Pfarrer zur Eile auf, damit sie bald zum Fräulein gelangen. Dem geistlichen Herrn aber sticht das lustige Pfefferkuchenmädchen in die Augen, so daß er sich nochmals mahnen lassen muß*); des Pfarrers verlegene Antwort: „Wie sie befehlen!" wirkt dadurch komisch, daß sie als Erwiderung auf die Frage: „Sticht Sie das Mädchen?" erscheint, während dieser nur die Aufforderung: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann!" im Sinne hat. Es wäre hierüber weiter nichts zu sagen, da die Sache ganz einfach ist (die Gouvernante will nicht von ihrem Fräulein getrennt sein und drängt deshalb den säumigen Pfarrer zur Eile): aber auch hier hat sich eine falsche Deutung eingedrängt. Scherer, der in dem Doktor Goethe sieht, hält es für verhältnismäßig sicher, daß Goethe als ein gefährlicher Mensch galt (diese schon in seinem Aufsatze über „Stella" vorgebrachte Behauptung werden wir unten bei Besprechung derselben ins Licht setzen), und er „sich darüber in dieser diskreten Weise lustig macht". Man sollte doch denken, wäre der Doktor der Gouvernante gefährlich vorgekommen, so würde sie der Einladung des Fräuleins sogleich sich widersetzt haben. Nein, sie will, wie sich gebührt, von ihrem Fräulein nicht getrennt sein, ist dabei etwas ungehalten, daß Seine Hochwürden sich von der Welt etwas zu sehr anziehen lassen. Auch Schröer meint, die Gouvernante sei besorgt, der Doktor könne ihrem Fräulein gefährlich werden, und er scheint anzunehmen, nur deshalb sei sie darüber aufgeregt, daß der Pfarrer sich beim Pfefferkuchenmädchen aufhalte.

Zum Rahmen des Auftritts gehört auch der erste einleitende

*) In den Worten: „Geschwind, Herr Pfarrer, dann", scheint dann nicht, wie oft, unserm jetzigen denn zu entsprechen, da es in diesem Falle nach geschwind stehen müßte, es ist, wie auch sonst, verkürzte Form von dannen, das freilich gewöhnlich mit von verbunden ist.

Auftritt zwischen dem Doktor Medikus (so heißt er ausdrücklich in der Personenangabe*)) und dem Marktschreier. Der letztere hat sich an den Arzt des Landstädtchens, den er, weil er auch Heilmittel verkauft, als seinen Kollegen betrachtet, mit der Bitte gewandt, ihm den Erlaubnißschein zur Theatervorstellung auf dem Markte (wohl beim Amtmann) zu verschaffen; er ist zu diesem gekommen, der ihm den Erlaubnißschein eben eingehändigt hat, wofür er ihm seinen Dank ausspricht. Sodann hören wir den Marktschreier den sittlichen Charakter seiner Bühne hervorheben, nur bedauern, daß sein Hanswurst erkrankt sei, so daß er ihn durch einen andern ersetzen lassen müsse, wie wir später erfahren, durch den Lichtputzer. Freilich sollte eigentlich der Marktschreier selbst diese Rolle übernehmen, wie auch die Bedeutungen von Marktschreier und Hanswurst ineinander übergehen, aber ihn nimmt sein anderes Geschäft in Anspruch. Eine höchst glückliche humoristische Erfindung ist es, daß der Arzt sich den Marktschreier, dessen Heilmittel er sonst wohl zu prüfen beauftragt ist, als Kollegen gefallen läßt, ja ihm auch die Erlaubniß zur Vorstellung auf dem Theater erwirkt, dessen Prinzipal, „Entrepreneur" dieser ist. Beide Figuren zeigen durchaus keinen individuellen Zug, der uns berechtigte, bestimmte Personen in ihnen zu suchen. Nimmt man „Marktschreier" im bildlichen Sinne, so kann es freilich nicht schwer halten, Originale zu solchen Prahlhansen zu finden, aber wir haben hier einen wirklichen Marktschreier, der seine Medikamente auf offenem Markte charlatanmäßig ausruft, und es fehlt jede Berechtigung, daneben eine bestimmte Person zu erkennen. Fast noch weniger ist dies beim Doctor Medicus, dem angesehenen Arzte des Landstädtchens, der Fall, dem Goethe durch die Kollegialität, welche er dem Marktschreier beweist, einen humoristischen Anstrich gibt. Einen sachlich treffenden Beweis, daß unter dem Marktschreier der Vielschreiber Professor Schmid, Dr. juris, in Gießen, unter dem Doktor Goethe selbst zu verstehen sei, hat weder Wilmanns noch Scherer noch irgend ein anderer von allen, die ihnen beigestimmt, erbracht oder nur zu er-

*) In der spätern Bearbeitung, die sonst genaue szenarische Angaben hat, ist diese ganz weggefallen, und auch hier die Szene nicht bezeichnet.

bringen versucht. Scherer scheint etwas mit der Bemerkung zu sagen: „Beide im Leben Doctores juris, werden hier in die medizinische Region übertragen.“ Das ist eben nichts als Redensart. Zu einer höchst unwahrscheinlichen Annahme bedürfte es der allertriftigsten Gründe, die nicht darin liegen können, daß man annimmt, alle Masken unserer Schnurre seien Spottbilder wirklicher Personen und man keine andere dazu passendere findet. Freilich hieß Goethe unter den Bekannten allgemein „der Doktor“, aber Doktor war der allgemeine gangbare Name aller Juristen, auch der bloß zum Lizentiaten promovierten, wogegen man für den Arzt gewöhnlich Medikus brauchte, wie das Wort auch noch im „Werther“ steht. „Der Doktor ist tolerant“, fährt Scherer fort, „gönnt dem quacksalbernden quasi-Kollegen den Profit, und weiß, daß die Kunst doch beiderseits nicht groß: ganz in Goethes lässiger Art, die Merck so entschieden bekämpfte.“ Ich bekenne, das letztere nicht zu verstehen. Wenn der Dichter den Doktor offenherzig bekennen läßt, die Arzneikunst könne im Grunde wenig bewirken, so daß man der Natur ihren Lauf lassen und nur die Hoffnung in den Kranken zu erhalten suchen müsse, so ist dies seine eigene, freilich manche Ausnahmen zugebende Ansicht.*) Aber was hat dies mit den schönen Künsten zu thun? Und läßt Goethe seine Personen Aeußerungen thun, die ihrem Charakter entsprechen, aber auch zufällig mit seinen eignen übereinstimmen, so berechtigt dies nicht zur Behauptung, er verstehe unter diesen Personen sich selbst. Konnte man auch dem gießener Schmid in gewisser Weise einen Marktschreier nennen, weil er alle Mittel in Anwendung brachte, um für seine Sache Reclame zu machen (Werner weist darauf hin, daß er sich selbst einmal unter dem Namen eines Schweigerhausen gepriesen habe), so ist er insofern von einem Marktschreier verschieden, als das Marktschreien dessen eigentliches Geschäft ist, er sich für einen solchen ausgiebt. Und wie kommt es, daß, wenn die Deutung Schmid-Goethe richtig sein soll, der Doktor Medikus in einem so freundlichen Verhältniß zu diesem Marktschreier Schmid steht, welcher doch Goethe so widerwärtig war,

*) Noch 1779 schrieb er, so lange die Medizin als Schlotfeger wirken solle, habe er immer Vertrauen auf sie. Vgl. Sprichwörtlich 171 ff.

nicht seiner Marktschreierei wegen, sondern weil er sich in alles mischte, über alles urtheilen zu können glaubte. Nein, dieses sonderbare Paar erklärt sich rein aus der zur Einführung des Jahrmarkts, insonderheit des Puppenspiels, von Goethe äußerst glücklich erdachten Situation. Von Anfang an ist alles vortrefflich und zweckmäßig. Der Marktschreier verspricht dem Doktor, dem er sich als Kollegen aufdrängt, den besten Dank, wie ihn ein Mann dieser Art abstatten kann: in aller Welt will er seinen Ruhm ausposaunen, daß er ein Doktor aller Doktoren ist, und dabei so wenig vornehm, daß er allen gefällig sich erweise, wie er es an ihm erfahren, da ja sonst die Aerzte Marktschreier zu „kujoniren" pflegten.*) Dem Danke für den Erlaubnißschein fügt er den Ausdruck der Hoffnung hinzu, daß der Doktor ihn heute Abend mit seiner Gegenwart beehre, wo sie ihr Aeußerstes thun werden. Sonderbar steht der Ausdruck „auf allen Vieren", der wohl bildlich zu fassen ist, ähnlich wie „mit Händen und Füßen", welchen Gebrauch ich freilich nicht zu belegen vermag; denn daß sie wirklich auf Händen und Füßen gehen, wie Goethe einmal zu Leipzig den alten Direktor Koch als Crispin in Palissots „Philosophen" hatte auftreten sehen, paßt hier durchaus nicht, wollte man auch annehmen, der Hanswurst hätte sich so gezeigt oder es wären in den Zwischenakten auch Thiere erschienen; hier ist ja von der Hauptvorstellung die Rede.**) Zuletzt gesteht der Marktschreier gutmüthig zu, daß es ihm nicht um die Kunst, sondern bloß um den Erwerb zu thun sei. Der Doktor hält sich zunächst an das eigentliche Geschäft des Marktschreiers, durch das er sein Kollege ist, weshalb er ihn auch Bruder nennt. Darin wünscht er ihm den besten Erfolg, Gottes Segen, „unzählbar in Schnupf-

*) Ich habe bereits vor langer Zeit (Neue Goethestudien S. 74) bemerkt, daß in der aus dem Nachlasse von Jacobi stammenden Handschrift der spätern Bearbeitung, jetzt im Besitze der Großherzoglich Weimarischen Bibliothek, sich kujonirt an der Stelle des in den Werken stehenden schikanirt erhalten hat. Schroer kennt diese Handschrift nicht.

**) Wilmanns meinte, in den Worten: „Hoffe, ihr werdet... amüsiren" stecke ein Zitat aus Schmid. Werner gibt ihm darin recht, kann aber keine solche Stelle nachweisen. Mit solchen leeren Vermuthungen täuscht man nur sich selbst.

tuchs Hagelregen". Auf das Gerüst, auf welchem der Marktschreier steht, werfen die Käufer den zum Empfang der Medikamente nöthigen, in ein Schnupftuch gebundenen Batzen, worauf diese in denselben Schnupftuch das „Päckel" mit den Medikamenten erhalten.*) Gern gönnt er seinem Kollegen den Profit, trotz seiner Konkurrenz; er verachtet ihn nicht als Charlatan und Quacksalber, da er weiß, wie wenig auch der gelehrteste Arzt mit seiner Kunst vermag. Solche allgemeine Ausfälle auf einen ganzen Stand sind recht im Sinne des Puppenspiels, das dagegen, wenn es einem weitern Kreise verständlich sein soll, Anspielungen auf einzelne Personen möglichst meiden muß. Als unser humoristischer Doktor sich darauf nach der ersten Vorstellung erkundigt, bemerkt der Marktschreier, bei seiner heutigen Tragödia sei dem Verlangen der Zeit nach „süßen Worten und Sittensprüchen", durch die sich das französische Drama auszeichnet**), und der Abneigung vor allem Rohen, „Zoten und Flüchen", Rechnung getragen, wobei er hervorhebt, daß die ganze Gegend, in der er neuerdings herumgezogen, plötzlich sittlich geworden, was er in launiger Weise dem „Landkatechismus" zuschreibt. Das ist die einzige literarische Anspielung, die, weil nur zur Zeit und fast nur in der nächsten Umgebung verständlich, bei der spätern Bearbeitung durch eine allgemeinere Aeußerung ersetzt werden mußte. J. G. Schlosser hatte schon 1771 ohne seinen Namen einen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" in Frankfurt herausgegeben; dem eigentlichen Katechismus ging eine lange Einleitung voraus, worin der Verfasser berichtete, daß er bei dem Besuche eines Landgutes zu seinem Erstaunen die Tugenden des goldenen Zeitalters gefunden und auf nähere Erkundigung erfahren habe, dies hätten

*) Diese Erklärung verdanke ich R. Köhler. Schröer bemerkt: „In das ausgebreitete Schnupftuch des Marktschreiers werfen die Zuschauer ihre Gaben, die Hanswurst für ihn sammelt." Wie dieser sonderbaren, durch nichts belegten Deutung das „Schnupftuch 'rauf!" sich füge, sehe ich nicht. Hier ist zunächst nur von dem Profit die Rede, welchen der Marktschreier als Kollege des Arztes macht.

**) Selbst das allgemein gangbare, auch Goethe nicht fremde süß wird von Werner aus den „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" hergeholt, in denen er ganz willkürlich überall Schmid sprechen läßt.

die weisen Lehren des Verwalters bewirkt, der den Landleuten die Tugend interessant und liebenswürdig gemacht, indem er gezeigt, wie die Ausübung der Pflichten mit dem eigenen Vortheil unzertrennlich verbunden sei. Denselben Zweck hat der darauf folgende nicht katechetische, sondern in zusammenhängendem Vortrage die Pflichten des Menschen abhandelnde Katechismus. Bei der anfangs 1773 erschienenen zweiten Auflage wurde der Katechismus auch als besondere Schrift gedruckt, was der Verleger am 8. Januar anzeigte. Der Marktschreier hat bei seiner Aeußerung keinen Spott im Sinne; er hat nur überall von dem „Katechismus der Sittlichkeit für das Landvolk" gehört, und daß auf dem Lande einflußreiche Personen durch dessen Verbreitung und in dessen Sinne zu wirken suchten, wodurch auch dort eine sittliche Richtung allgemein geworden, was er auf seine übertreibende Weise bezeichnet. Freilich spricht hieraus Goethes Spott, daß man durch solche Mittel auf die Sittlichkeit zu wirken hofft, er wird aber dadurch gemildert, daß er aus dem Munde des Marktschreiers kommt. Bei diesem ist eben alles reine Marktschreierei; denn was er von der Sittlichkeit seiner Tragödia sagt, ist einfach nicht wahr, da der Ton derselben äußerst roh und anstößig. Richtig ist Scherers Bemerkung, der Spott schließe sich an die Sonderausgabe des Landkatechismus. Dagegen äußert Werner den haltlosen Einfall, der Dichter deute auf eine Aeußerung Schmids über den Landkatechismus, der in einem von Frankfurt datirten Artikel der „Erfurtischen gelehrten Zeitungen" (daß dieser von Schmid sei, wäre noch zu erweisen!) die darin herrschende „Naivetät und Treuherzigkeit" gelobt und ihn mit zu den in den dasigen Gegenden von Zeit zu Zeit erscheinenden kleinen Schriften gezählt habe, welche auch andere Gegenden erhellen könnten. Was sollte hier eine solche den wenigsten verständliche Beziehung, die dazu ohne Witz wäre, gegenüber dem allgemein verbreiteten Enthusiasmus über den Landkatechismus, den Goethes Humor hier streift. Der Doktor wirft ihm ein, daß das Puppenspiel, wenn man es in solcher Weise sittlich beschneide, langweilig werde, was freilich auch Goethes eigene Ansicht war, die er, wie schon Wilmanns bemerkt, ganz im Einklang mit unserer Stelle kurz vorher, am 6. März, in einem Briefe an Salzmann ausgesprochen hatte. Der Marktschreier muß stillschweigend

beistimmen, und um so mehr bedauern, daß sein Hanswurst augenblicklich krank sei (der Marktschreier kann ihn leider nicht kuriren), da dieser, wenn die Leute über allen sittlichen Reden eingeschlafen seien, mit seinen drolligen Späßen sie aufwecke. Bei diesem wird es denn auch nicht an „Zoten und Flüchen" fehlen, die aus dem Stücke selbst glücklich, aber bei der dem Hanswurst gestatteten Freiheit vergebens, ausgeschlossen sein sollen. Und auch das Stück selbst ist trotz der Versicherung des Marktschreiers gemeinroh und plump.

Sonderbar fehlt dieser Szene der nöthige Abschluß; denn ohne weiteres tritt der Bediente des gnädigen Fräuleins mit dessen „Empfehl" und Einladung auf. Möglich wäre es, daß hier beim Drucke oder in der Klinger geschenkten Handschrift ein paar Verse ausgefallen wären, etwa die beiden, die wir in der spätern Bearbeitung nach der eingeschobenen längern Unterhaltung über die Noth eines Theaterdirektors lesen (75 f.). Kann man nach der frühern Fassung beim Theater des Marktschreiers noch an ein Puppenspiel denken, so ist hier von persönlich auftretenden Schauspielern die Rede.

Wir haben nicht die geringste Nöthigung gesehen, den Marktschreier auf Schmid und den Doktor auf Goethe zu deuten; zeigt sich ja kein einziger Zug, der nicht aus den typischen Charakteren beider Personen und dem Laufe des Gesprächs sich von selbst entwickelte, der rein auf Schmid und Goethe deutete. Die Suche in Büchern und Zeitschriften, um irgend etwas zu finden, was mit den Reden des Marktschreiers übereinstimme, kommt uns eben so seltsam vor, als wenn vor Jahren Heller nachweisen wollte, Goethes römische Elegien seien aus übersetzten Stellen der lateinischen Erotiker zusammengesetzt. Auf einzelne Aeußerungen eines von ihm wenig geschätzten Mannes zu fahnden und sie dem Marktschreier in den Mund zu legen, obgleich er fürchten mußte, kein Mensch werde die Anspielung wittern, konnte Goethe um so weniger einfallen, als er sein Puppenspiel leicht hinwarf, wie es ihm die Laune eingab. Die Unmöglichkeit, daß Schmid und Goethe zu verstehen, tritt am schlagendsten hervor, wenn man das Verhältniß beider zu einander mit dem zwischen dem Marktschreier und dem Doktor vergleicht. Goethe spricht von Schmid immer verächtlich, er spottet über dessen Sucht, sich überall hervorzudrängen, sich überall anzuhängen, und

hier soll er gutmüthig den Menschen unterstützen, damit er sein Brod finde, soll sich ihn als Kollegen gefallen lassen. Seine gute Laune, mit welcher er ihn einmal in Gießen fast vernichtete, müßte ihn ganz verlassen haben, wenn sein Spott hier so mattherzig ausgefallen wäre, er keinen einzigen bezeichnenden Zug von ihm angebracht, sondern sich begnügt hätte ihn als Marktschreier und Entrepreneur eines Puppenspiels zu bezeichnen; von allen den Seiten, an denen er ihn persönlich packen konnte, hätte er keine getroffen, den Spargel, wie Goethe sich einmal bei anderer Gelegenheit äußert, nicht tiefer aus der Erde herauszuheben vermocht.

Der Bediente richtet den Auftrag seines gnädigen Fräuleins, man möchte sagen, so unschuldig, so rein bedientenhaft aus, daß es bisher niemand eingefallen, in ihm eine bestimmte Person zu vermuthen, und doch müßte eine solche auch hier angenommen werden, wenn man Goethes Aeußerung streng nehmen wollte. An der eigentlichen Darstellung des Jahrmarkts ist der Bediente eben so wenig betheiligt, wie der Amtmann nebst Frau, der Pfarrer, das Fräulein und die Gouvernante. Aber nicht bei diesen Personen allein, auch bei den ersten Figuren des Jahrmarkts fällt jeder Versuch einer persönlichen Deutung in sich zusammen. Der Tiroler, der Besenbinder (Bauer) und der Spielsachen verkaufende Nürnberger sprechen nur ihre typischen Personen so rein aus, daß man für die Entdeckung irgend eines darüber hinausgehenden Zuges einer wirklichen Person kühn den höchsten Preis aussetzen kann. Und doch ist jede persönliche Deutung, welche dieses nicht leistet, auf Sand gebaut. Die Worte, mit denen jene ihre Waaren ausbieten, sind größtentheils den wirklichen Marktrufen dieser Leute entnommen oder darnach gebildet. Dies wollte auch wohl der Beurtheiler in den „Erfurter Zeitungen" mit der Bemerkung sagen, das Stück sei „besonders voll von Volksliedern". Es ist ein loses Spiel, wenn man im Tiroler deshalb Goethe oder dessen Verleger Deinet oder die „Frankfurter Anzeigen" sehen will, weil er Stück für Stück für sechs Kreuzer ausruft und in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" angegeben wurde, daß Goethes Bogen „Von deutscher Baukunst" so viel koste. „Sechs Kreuzer" war eben ein sehr geringer Preis, wie bei uns jetzt fünfzig Pfennig, und wer möchte, wenn auf unsern

Märkten „Stück für Stück fünfzig Pfennig" ausgerufen wird, darin eine besondere gelehrte Anspielung suchen! Nicht begründeter ist die Annahme, der Bauer, der die verschiedenen Arten seiner Besen und ihre Bestimmung so klassisch ausruft, gehe auf einen Kritiker, der „seine kritischen Künste prahlerisch ausschreie". Sie ist noch lächerlicher als die berüchtigte leutbecherische Erklärung, in den Versen der „Walpurgisnacht" des „Faust":

Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon,

sei Fichte gemeint, der Nicolai kritische Ruthenstreiche gebe. Sind denn die Besen bloß Ruthen und ertheilt der Besenbinder, der sie verkauft, die Ruthenstreiche? Trotz allem und dem Mangel jedes über den simpeln Besenbauer hinausgehenden Wortes dachte Wilmanns an Herder, Schröer an Nicolai, während Scherer die hier gemeinte „deutsche Recensir- und Reklame(?)-Anstalt" unbestimmt läßt, aber auf Schirachs „Magazin der deutschen Kritik" räth, Werner, wie oben bemerkt, die schwäbischen Besenbinder zu Hülfe ruft.*) Wir müßten also annehmen, dem Dichter sei die Absicht, auf Personen zu zielen, hier so schlecht gelungen, daß kein bestimmtes kritisches Blatt getroffen worden, man auf verschiedene rathen konnte. Aber eben die Absicht hatte er nicht und konnte er nicht haben, da sie in der Weise, wie er den Jahrmarkt darstellen wollte, nicht zu erreichen war. Nachdem es bei dem Tiroler und dem Bauer gar herrlich gelungen ist, muß auch natürlich der Nürnberger, der so beredt seine weltberühmten Spielsachen den Kindlein für ein paar Kreuzer anpreist, gedeutet werden. Schérer kommt auf einem merkwürdigen

*) In der spätern Bearbeitung hat Goethe den Bauer mit dem Tiroler in Verbindung gebracht. Der plumpe Besenbinder stößt, ehe er noch seine Waare ausruft, mit den Besen an das Reff des Tirolers, wodurch ein Theil der kurzen Waare (vgl. den Schluß des fünfzehnten Buches von „Wahrheit und Dichtung") herunterfällt. Während diese sich streiten, steckt Marmotte, der ursprünglich erst viel später auftrat, einen Theil der am Boden liegenden Sachen ein. Freilich wird der Jahrmarkt dadurch belebter, aber es entspricht dies kaum der frühern Absicht, wonach nur das laute Geschrei beim Ausbieten der Waaren durch mehrere Verkäufer dargestellt werden sollte.

Umwege, da es sich hier „unausweichlich“ um eine literarische Zeitschrift handelt, zur „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Der Herausgeber derselben war derselbe Weiße, welcher eine mit großem Beifall aufgenommene illustrirte Fibel angefertigt hatte, die der Verleger deshalb so billig verkaufen zu können erklärte, weil der Verfasser kein Honorar genommen. Und nun lese man des Nürnbergers „Liebe Kindlein, kauft ein, u. s. w.“, und frage sich, wie es möglich ist, so etwas für möglich zu halten! Schröer glaubt das Richtige mit der Deutung auf Wielands „Merkur“ getroffen zu haben: denn fünf Vierteljahr später schreibt Goethe an Schönborn: „Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch-moralisch-poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles ꝛc., nicht weniger nürnberger Puppen und Zuckerwerck an Weiber und Kinder zu verhandeln.“ Aber der Nürnberger bietet seine Sachen als das, was sie sind, denjenigen an, die sie brauchen, und ist vollkommen in seinem Rechte, während Wieland sich schämen sollte, solches für Weiber und Kinder passende Zeug, unter dem auch Nürnberger Puppen genannt werden, seinem Publikum zu bieten, das etwas Besseres von ihm erwarten sollte: aber es ist ihm eben nur um den Erwerb zu thun. Wie kann man beides mit einander vergleichen? Ein Spott ist bei dem Nürnberger wie bei dem Tiroler und dem Bauer absolut ausgeschlossen, da sie alle drei ihre von vielen begehrten Waaren mit Fug und Recht anbieten, fast ohne ein preisendes Wort, da jeder sehen kann, was er kauft. Ihr lautes Geschrei (dieses ist es ja, weshalb sie vorgeführt werden) gehört zu ihrem Geschäft. Darauf gehen auch die Worte des Fräuleins und des Doktors, die wir jetzt auftreten sehen.

Die Aeußerung des Fräuleins, daß die Leute wie besessen schreien, spricht nur die Unannehmlichkeit aus, welche sie darüber empfindet, und ist eben so wenig persönlich bezeichnend, wie die Worte, die sie sonst zu sprechen hat, da die Gelegenheit sie ihr in den Mund legt. Auf die Ansprache der an ihrem Kram stehenden Tirolerin: „Kann ich mit meiner Waare dienen?“ fragt sie: „Was führt sie denn?“ Bei der Frau Amtmann leitet sie sich mit den Worten ein: „Frau Amtmann, Sie werden verzeihen,“ und beim Abschied sagt sie nichts weiter als: „Empfehlen uns!“ Aber obgleich

sonst kein Wort über ihre Lippen kommt, behauptet man, auch mit ihr sei eine bestimmte Person bezeichnet, ohne zu merken, daß man dadurch dem Dichter die Unfähigkeit zuschreibt, dem Fräulein nur den geringsten individuellen Zug zu geben, der auf eine solche deutet. Der einzige denkbare Anknüpfungspunkt liegt in der falschen Deutung des Doktors als Goethe und der eben so irrigen Annahme, der Gouvernante erscheine dieser für ihr Fräulein gefährlich. Da will man denn an die reizende Maximiliane Laroche oder an die ältere Münch oder an Luise von Ziegler denken, alles mit derselben Willkür. Das Fräulein ist eben nur so weit ausgeführt, wie es der dramatische Zusammenhang forderte.

Wer die bisherigen Figuren des eigentlichen Jahrmarkts als rein typisch erkannt hat, wird auch in den weiter folgenden keine persönliche Beziehung vermuthen, nur durch die zwingendsten Gründe sich zur Annahme einer solchen bestimmen lassen. Die Tirolerin, welcher das Fräulein ihre Waare anbietet, zeigt sich nur als gewandte Verkäuferin; kein Wort mehr, das auf eine persönliche Beziehung deuten könnte.*) Aber was der Scharfsinn nicht thut! Scherer übersetzt die gewandte Verkäuferin, wie er sagt,

*) Die Waaren, die sie führt, auch die Pelzkragen, die Palatinen, wurden unzweifelhaft damals von Tirolerinnen, mochten diese wahre oder nur sogenannte sein, geführt. Am Schlusse ist die Interpunktion bei Schröer nicht richtig, wie sie auch ursprünglich und bei der Aufnahme in die Werke ungenau war, aber alle Ausgaben haben richtig was, nicht Was. Nach „Gemalt neumodisch Band“ muß Punkt stehen; es ist die unmittelbare Antwort auf die Frage: „Was führt sie denn?“ Auch nach Hand ist Punkt, nach an Ausrufungszeichen zu setzen. Die gewandte Verkäuferin bedient sich verschiedener Wendungen. Am Schlusse ist zusammen zu nehmen: „Die Fächer! was man sehen kann! niedlich, charmant!“ „Was man sehen kann“ ist eben stehender Ausdruck für „so schön man sie sehen kann“. — Später hat Goethe auch hier besonderes dramatisches Leben dadurch hereingebracht, daß der Doktor während des Beschauens der Waaren mit der Verkäuferin artig thut und zuletzt zudringlich wird, worauf diese ihn abfahren läßt. Aber das ist doch in Gegenwart des Fräuleins, das der Doktor begleitet, gar zu arg. Ursprünglich war gedacht, daß sie bei dem Kram stehen bleiben, aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch den Wagenschmeermann (später Wagenschmiermann), der sich jetzt vernehmen läßt, abgelenkt wird.

ins Literarische: „Frau von Laroche“. Und weshalb? „Von ihrer ‚Sternheim‘ erschien im Jahre 1772 eine Ausgabe unter dem Reklame-Titel: ‚Bibliothek für den guten Geschmack‘.“ Aber wie hätte Goethe der mütterlichen Freundin, die nicht einmal ihren Namen auf dem Titel ihres von Wieland herausgegebenen, mit begeistertem Beifall aufgenommenen Romans genannt hatte, auf eine solche Weise dieses aufmutzen können? Die Reklame wäre freilich arg, so arg gewesen, daß eine Frau wie Sophie von Laroche derselben durchaus unfähig war. Aber wie konnte Scherer übersehen, daß die sonderbare Ausgabe, die unter der Ortsangabe „Amsterdam und Bern“ erschien, ein Nachdruck war, woran die Verfasserin keine Schuld trug! Und in den Worten der Tirolerin findet sich durchaus nichts, als der durch ihr Geschäft geforderte Versuch, die Vorzüge ihrer Sachen herauszustreichen, was freilich bei schriftstellerischen Arbeiten in dieser Weise höchst ungehörig wäre. Ich frage, wo fände sich denn irgend eine Berechtigung, dieses „ins Literarische zu übersetzen“?

Ebenso wenig wie die Tirolerin bietet der mit seinem Esel kommende Wagenschmeermann irgend einen Anhalt zu persönlicher Deutung; er ist eben das, was er sein soll, er kündigt an, daß er mit seiner guten Waare und sein unzertrennlicher Genosse auch da sei. Aus der auf eine Beurtheilung von Schmid sich beziehenden Aeußerung Goethes an Kestner vom 25. Dezember 1772: „Als ein wahrer Esel frißt er die Disteln, die um meinen Garten wachsen, nagt an der Hecke, die ihn vor solchen Thieren verzäunt und schreit denn sein kritisches I! a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: ich bin auch da!“ ersehen wir, daß der Eselsruf Goethe als Zeichen des Dranges, sich bemerklich zu machen, galt. Unser Wagenschmeermann reimt nicht blos auf Wagenschmeer mit dem beginnenden her! her, sondern er läßt auch dem Ya des Esels sein Recht wiederfahren, und weist auf die Anwesenheit seines unzertrennlichen Genossen hin. Scherer meint, es müsse jener Stelle wegen, wenn auch nicht gerade Schmid, doch ein Rezensent gemeint sein, der eigentlich nichts zu sagen habe, aber alles weichlich verschmieren wolle, dem jeder kräftige Laut zuwider sei. So faßt er zu seiner Deutung Eigenschaften des Wagenschmiers

und des Esels wunderlich zusammen! Aber unser Mann bietet seine Wagenschmiere nur für Achsen und Räder an, für die sie doch unentbehrlich ist, und rühmt bloß ihre sehr erwünschte ausgezeichnete Weiche. Kein einziger Zug eines Kritikers findet sich, zu dessen Bezeichnung der Wagenschmeermann gerade die allerungeeignetste Person in der Welt wäre. Mit dem Ya, das er, nicht der Esel schreit, gibt er diesem auch die Ehre; er will sich nur bemerklich machen, daß man seine Anwesenheit bei seiner unscheinbaren, aber nützlichen Waare nicht übersehen möge. So ist sein Ruf eben so sehr gerechtfertigt, als jede Nebenbezeichnung, vor allem eine solche, die seinem Wesen widerspricht, ausgeschlossen. Man kann fragen, ob wir uns den Wagenschmeermann fahrend oder stehend zu denken haben. Da die Tirolerin wohl von ihrem Kram aus das Fräulein anredet, dasselbe beim folgenden Pfefferkuchenmädchen anzunehmen ist und der Zigeunerbursche die Pistolen an einem Kram gesehen haben muß, so ist auch beim Wagenschmeermann eher anzunehmen, daß er Stand genommen, als daß er schreiend heranfährt, obgleich die Möglichkeit, daß er, wie die ersten drei Figuren, mit Esel und Karren über die Bühne sich bewegt, nicht abzustreiten ist. Einen Gegensatz zum Wagenschmeermann mit seiner widerwärtigen Waare bildet das lustige Pfefferkuchenmädchen mit seinen appetitlichen Pfefferkuchen und Pfeffernüssen. Vielleicht ist es nicht ohne Absicht, daß es mit demselben Reim beginnt, mit welchem der Vorgänger geschlossen, es dem Eselsrufe ya, ya, das lachende hahaha entgegensetzt. Wenn der Wagenschmeermann ruhig warten muß, bis einer auf ihn achtet, zieht das lachende Mädchen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, ja selbst der Pfarrer wird von ihm gefesselt. Zu einer persönlichen Deutung desselben liegt nichts vor. Wilmanns denkt an Maximiliane von Laroche, die er aber auch schon für das Fräulein in Anspruch genommen, beides ohne den leisesten Schatten eines Grundes.

Gleich vergeblich sind alle Versuche, das beim Pfefferkuchenmädchen auftretende zweite Paar, die Gouvernante und den Pfarrer, auf bestimmte Personen beziehen. Die Gouvernante spricht bloß fünf Verse. Da sie ihr Fräulein mit dem Doktor an einem Kram stehen sieht, treibt sie den Pfarrer zur Eile, und sie wiederholt die

Aufforderung, da diesem das Pfefferkuchenmädchen in die Augen sticht. Als am Schlusse des Stückes das Fräulein schon Abschied genommen, erwidert sie auf des Amtmanns Einladung, sich morgen wieder einzufinden: „Man hat an einmal satt.“ Daß in diesen wenigen vom sachlichen Zusammenhange gebotenen Aeußerungen individuelle persönliche Züge liegen, müßte der nachweisen, der eine Deutung versuchen wollte. Gegen die durch nichts begründete Vermutung von Wilmanns, Fräulein von Ravanell, die Hofmeisterin der darmstädtischen Prinzessinnen, sei gemeint, hat schon Scherer bemerkt, daß wenig Witz darin läge, eine wirkliche Hofmeisterin als Gouvernante aufzuführen, wenn es auch mit dem Witze bei mehrern anderen von Scherer selbst behaupteten Deutungen ebenso schlecht bestellt ist. Hier räth Scherer auf Johanna Fahlmer, aber man sieht gar nicht, welchen Zug diese mit der Gouvernante gemein hat; denn daß die Gouvernante ihr Fräulein vor dem Doktor warnen wolle, ist ein, wie oben bemerkt wurde, haltloser Einfall, und von nicht größerm Gewicht ist Scherers Behauptung (Deutsche Rundschau VI, 73 f.), Johanna könnte gewarnt haben, man solle die Mädchen vor Goethe hüten. Auf demselben Felde verzweifelter Vermuthungen liegt Scherers Frage: „Oder ist es Frau Serviere, welche dem Dechanten Dumeix sehr nahe stand?“ Da wäre denn freilich auch der Pfarrer gefunden, für den Wilmanns kein Original finden konnte. Aber die Serviere war längst verheiratet, hatte Söhne und Töchter; sie führte das Parfümeriegeschäft ihres Mannes, der meist in Frankreich war, nur zu den beiden frankfurter Messen herüberkam. Was hätte Goethe veranlassen sollen, diese, wenn auch ernste, doch geistreiche und angenehme Frau, eine so höchst unbedeutende Rolle als Gouvernante eines adligen Fräuleins spielen zu lassen? Und was die Beziehung auf den Dechanten zu St. Leonhardi betrifft, so ist übersehen, daß wir uns unter dem Pfarrer nothwendig einen protestantischen Pfarrer zu denken haben, eben weil jede nähere Angabe fehlt und der Kreis, den das Puppenspiel ergetzen sollte, ein protestantischer war. Der Pfarrer, der die Gouvernannte zur Frau Amtmännin begleitet, spricht nur die Worte: „Wie Sie befehlen.“ Da könnte man nun freilich annehmen, dies beziehe sich auf eine bestimmte Geschichte, die im frankfurter Kreise

bekannt gewesen. Wer kühn genug wäre, könnte den offenbacher Pfarrer Ewald hierher ziehen, da das Verhältniß zu dem Komponisten André in Offenbach wenigstens bis in den Sommer 1773 reicht. Aber wir sind weit entfernt einer solchen Deutung irgend eine Haltbarkeit zuzuschreiben, glauben vielmehr, daß Goethe, da er neben dem einen Paare, dem Fräulein mit dem Doktor, noch ein anderes Paar brauchte, das mit zur Frau Amtmännin ging, dazu ohne jede persönliche Beziehung eine Gouvernante und den Pfarrer wählte, die er aber eben nur so weit ausführte, als es nöthig war, um sie auf dem Jahrmarkte auftreten zu lassen. Freilich wäre der Beweis erbracht, daß unter dem Marktschreier, dem Doktor und den übrigen Masken wirkliche Personen versteckt seien, so würde die Rathlosigkeit, für das Fräulein, die Gouvernante und den Pfarrer entsprechende Originale nachzuweisen, nicht zu schwer in die Wagschale fallen, man würde dies auf Lückenhaftigkeit unserer Kenntniß des betreffenden Kreises schieben können: aber die Unmöglichkeit einer sichern Deutung tritt hier um so entscheidender hervor, als überhaupt das Fräulein, die Gouvernante und der Pfarrer nicht bloß aller individuellen Züge entbehren, sondern so unbestimmt gehalten sind, daß man ohne die Personenbezeichnung und die Anrede (bei der dramatischen Aufführung bezeichnet auch die Tracht den Pfarrer) gar nicht wüßte, wen sie vorstellten.

Nach den friedlichen Personen tritt nun ein Paar auf, das nicht von Neugierde oder der Kauflust, sondern von Beutegier getrieben wird, aber ganz vortrefflich zum Bilde des Jahrmarkts paßt, der die ganze Gegend aufregt. Der Zigeunerhauptmann und der Zigeunerbursch sind treffend gezeichnet. Mit Verachtung schaut der Zigeunerhauptmann zunächst auf den ganzen Markt, der ihm nur werthloses Zeug zu enthalten scheint, aber dem Burschen stechen zwei Pistolen in die Augen. Daß er gerade eine solche Waffe sich wünscht und sie nicht kaufen, sondern sich holen (mit List oder Gewalt sich ihrer bemächtigen) möchte, ist bezeichnend. Der Hauptmann aber weiß, daß diese Jahrmarktspistolen nichts werth sind, und sein Spott wendet sich gegen das dumme gaffende und kaufende Publikum, das für solches schlechte Jahrmarktszeug sein Geld weg-

wirft: er schilt sie Bestien, Kinder und Fratzen,*) Affen und Katzen. Die beiden letzten Bezeichnungen sollen wohl nur andeuten, wie widerwärtig sie ihm vorkommen.**) Nicht den Kram möchte er, sondern über dieses ihm verhaßte behagliche Volk herfallen und seinen Muth an ihm üben, was ihm mit wenigen Leuten leicht gelingen würde. Daneben gedenkt er denn auch der Lust, sich des Krams zu bemächtigen, den der Bursch viel höher anschlägt als der Hauptmann. Der Bursche ist vom Dichter dem Hauptmann zugegeben, damit dieser gegen ihn sich offen äußere, er nicht zu einem weniger lebhaften Selbstgespräch genöthigt sei. Weiter unten erscheint der Hauptmann zweimal allein, weil dort eine solche Begleitung unnöthig ist. Obgleich das Auftreten des Zigeunerhauptmanns ganz vortrefflich dem typischen Charakter gemäß gehalten ist, er durchaus keinen individuellen, auf eine bestimmte Persönlichkeit deutenden Zug enthält, folgt man doch auch hier der einmal gegebenen Parole: „Wer steckt unter der Maske?“ Scherer äußert keinen Zweifel gegen die Deutung von Wilmanns, daß der Hauptmann Herder, der Bursch Goethe selbst sei, obgleich letzterer schon für den Doktor in Anspruch genommen ist, und Scherer mit Recht sonst eine Beziehung zweier Masken auf dieselbe Person mißbilligt. Aber was hat Herder mit dem räuberischen Zigeunerhauptmann zu thun? Denn daß dieser oft höchst unmuthig und rücksichtslos sich äußerte, berechtigte doch zu nichts weniger als zu der gierigen Lust, über das arglos sich des Jahrmarkts freuende, sonst ganz anspruchslose Volk, das seine Kreise gar nicht trübte, herzufallen, Käufer und Verkäufer zu berauben und zu mißhandeln. Wir können uns wohl Herder, wie er sich selbst bezeichnet, als Dechant Swift mit einer Peitsche denken, mit der er anmaßende Schriftsteller abstraft, aber nimmermehr als Straßenräuber. Doch hat Herder sich neuerdings unter der Deutungswuth so Entsetzliches gefallen lassen müssen, daß man sich auch gegen ihn als Zigeunerhauptmann nicht mehr

*) „Ihr seid ein Fratz!“ sagt Goethes Einsiedler zum Satyros, der seine Wunde nicht sehen noch verbinden lassen will.

**) Richtig stand ursprünglich nach kaufen Punkt. Das Komma, das die Ausgabe letzter Hand setzte, bringt den Ausruf „Bestienhaufen!“ in ungehörige Verbindung mit „feilschen . . . kaufen“.

sträubt. Freilich erscheint dieser im „Pater Brey" als Dragonerhauptmann, aber gerade wie Leuchsenring als Pfaff; es sind nur Verkleidungen, deren sich der Dichter zu seinem dramatischen Zwecke bediente. Herder tritt nicht deshalb als Dragonerhauptmann auf, weil er irgend eine Charakterähnlichkeit mit diesem hätte, sondern weil er im entschiedensten Gegensatze zu dem Pater Brey sich zeigen, dem weichen Pfaffen imponiren sollte. Leonorens Bräutigam mußte längere Zeit weg gewesen sein, um dem Pfaffen Gelegenheit zu geben, sich bei dieser einzunisten, und da Goethe jenen nicht wohl der Wirklichkeit gemäß gleichfalls als Geistlichen einführen konnte, der in beständiger Verbindung mit ihr geblieben, der nur durch seltsame Verhältnisse abgehalten worden war, sie gleich heimzuführen, so wählte er mit Absicht gerade den allerentgegengesetztesten Stand, den eines Hauptmanns, der auf gut Glück, um seinen Thatendrang zu befriedigen, in italienische Dienste getreten ist, wodurch der Dichter auch den Zweck erreichte, daß man gerade in der Verkleidung Balandrinos am wenigsten an Herder dachte.***) Nicht weil in Herders Charakter etwas von einem Dragonerhauptmann lag, verkleidete Goethe ihn in Balandrino, bei dem wir es zweifelhaft lassen müssen, ob dies sein wirklicher Name oder ein in Italien angenommener sein soll (ballandra heißt Kutter), sondern die freie dramatische Ausführung bedingte dieses. Von Herder hat Balandrino eigentlich nur die herzliche Liebe und die reine Gesinnung, ja der Hauptmann zeigt im Stücke so wenig etwas Soldatenmäßiges, das gerade Losgehen auf seinen Gegner, daß er zunächst auf des Würzkrämers Schnake eingeht. Wenn es deutlich vorliegt, weshalb Herder in dem später geschriebenen „Pater Brey" in einen italienischen Hauptmann, wie Merck in einen Würzkrämer verkleidet ward,

*) Wenn Schröer (in Kürschners Nationalliteratur, Goethe VI, 304) behaupten will, ich leugne die Beziehung des „Pater Brey" auf Leuchsenring, Herder und dessen Braut, so hat er mich leichtfertig mißverstanden; ich erkläre mich nur gegen die „genauere Deutung", d. h. die Zurückführung aller einzelnen Züge auf wirkliche Verhältnisse. Die dramatische Ausführung ist eben ganz frei, wie es sich am deutlichsten in der unsaubern Verhöhnung des alle Welt reformiren wollenden Pastors zeigt. Das starke Mißverständniß liegt hier einzig auf Schröers Seite.

so sieht man dagegen durchaus nicht, wie Goethe darauf gekommen sein sollte, auf dem Jahrmarkte ihn als räuberischen Zigeunerhauptmann einzuführen, wogegen der Zigeunerhauptmann an sich dort seine berechtigte Stelle hat. Nicht weniger seltsam ist es, daß Goethe sich ihm als Ziegeunerbursch zur Seite gestellt habe. Mochte dieser früher sich wohl eine ähnliche Unterordnung gefallen lassen können, wie wir es noch Ende 1772 sehen, schon anfangs 1773 war eine solche Spannung eingetreten, daß er sich nicht als einen unter diesem stehenden Zigeunerburschen darstellen konnte. Sein Zwist mit Herder würde ihn auf eine viel entsprechendere humoristische Darstellung geführt haben. Und hätte er wirklich sich unter dem Burschen zu denken vermocht, kaum hätte er die persönliche Beziehung mehr verhüllen, also seinen Zweck mehr verfehlen können.

Das Fräulein erscheint endlich am Arme des Doktors vor dem Hause der Frau Amtmann*), die auf dessen Entschuldigung das fast formelhafte: „Wir freuen uns von Herzen. Willkommener Besuch!", erwiedert, sonst den Mund nicht aufthut, selbst nicht beim Abschiede, wo der Amtmann sie vertritt. Trotz dieser auffälligen Beschränkung auf das Allernothwendigste, trotz des Mangels an jeder Andeutung einer Individualität wagt man auch die Frau Amtmann persönlich zu deuten, entweder auf Frau von Laroche, mit der Wilmanns sehr freigebig ist, oder auf Goethes Schwester. Wie Goethe habe darauf kommen können, seine geliebte Schwester, die in der Gesellschaft die Herrschaft führte, so völlig unmündig, so ganz null und nichtig darzustellen, hätte man doch fragen sollen: aber Goethes unselige Aeußerung, alle Masken seien natürliche Personen, mußte auch die allertollsten Deutungen decken, nur der Bediente wurde ausgenommen. Im Namen Goethes und seiner Schwester lege ich ernsten Einspruch gegen die Beleidigung ein, die in dieser abgeschmackten Deutung liegt. Wäre in dieser Frau Amt-

*) So steht im Text, dagegen in der Personenbezeichnung Amtmannin, in der spätern Bearbeitung Amtmännin. — Diese spätere Bearbeitung fügt die szenarische Bemerkung hinzu „kommt aus der Hausthüre". Schon vor dem Anfange des Jahrmarkts ist bemerkt, links sei eine Laube vor der Thür des Amtmanns, worin ein Tisch und Stühle.

mann ein Zug ausgeprägt, so wäre es nur die völlige Unmündigkeit. Aber Goethe hat überhaupt den Eintritt beim Amtmann und den Abschied außerordentlich knapp gehalten, und auffallend genug auch bei der spätern Bearbeitung nicht weiter ausgeführt. Des Doktors Bemerkung: „Ist doch heute des Lärmens genug!“ scheint sich an den Amtmann zu richten, dessen Anwesenheit freilich erst aus dem folgenden erhellt.

Der Besuch im Amtmannshause hat den Bänkelsänger herangelockt. Dieser gehört ganz eigentlich, wie der Marktschreier, das Puppen- und das Schattenspiel, auf den Jahrmarkt. Daß der Bänkelsänger ein christlich sittlicher ist, mag durch die vorwiegende Neigung zur Sittlichkeit veranlaßt sein; wie man das Puppenspiel von volksthümlichen Flüchen und Zoten und allem andern Rohen frei gehalten wünschte, so hat auch der Bänkelsänger sich der Zeit gefügt; er empfiehlt den lieben Christen*) sich zu bessern und sich der Tugend hinzugeben, die allein glücklich mache, die auch so leicht zu haben sei, wenn man nur wolle. Der Amtmann, der freilich nicht leugnen kann, daß der Gesang erbärmlich genug sei, erkennt die gute Absicht an, ohne darauf zu achten, daß es dem Bänkelsänger nicht um die Sache, sondern nur um seinen Erwerb zu thun ist. Fehlten nicht alle szenarischen Bemerkungen, so würden wir hier lesen, daß die Gesellschaft den Sänger mit milden Gaben beschenkt hat. Sonderbar fehlt dieses auch in der spätern Bearbeitung. Dort lesen wir: „Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich“, und es heißt dann nach dieser Strophe: „Die folgenden Verse ad libitum.“ Das ist jedenfalls gegen die ursprüngliche Absicht, nach welcher der Sänger nicht ein Bild erklären, sondern bloß ein sittliches Lied singen sollte. Die folgenden Worte des Amtmanns: „Der Mensch meints doch gut!“ schließen sich nicht allein an diese einzige Strophe an, sonder sie reimen auch auf den fünften und sechsten Vers. Schröer bemerkt, diese siebenzeilige Strophenform finde sich auch in einer Romanze Geißlers von 1774 oder vielleicht 1773. Jedenfalls hat Goethe nicht nach einem solchen Vorbilde gearbeitet, vielleicht absichtlich eine ungefüge

*) Mehrere Lieder beginnen mit der Anrede: „Ihr Christen“.

Strophenform gewählt. Die regelmäßige Form wäre es, wenn auf V. 5 noch ein Reimvers zu V. 8 folgte. Natürlich hat man auch zu dem Bänkelsänger ein Original gesucht. Scherer denkt an J. G. Jacobi, der freilich auch damals viel von Tugend sang. Aber Jacobi stand damit nicht allein, und er gehörte nicht zu den schlechtesten Dichtern dieser Art. Wie verbreitet ein solcher Singsang damals war, zeigt die von Scherer selbst angeführte Aeußerung aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", wo es heißt: „Man ist endlich das Geleier mit der Tugend überdrüssig, wo der Leiermann mehr nicht sagt als: ‚Wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und die Religion doch so schön!'" Goethe brauchte demnach nicht einen bestimmten Dichter im Sinne zu haben, sondern er konnte seinen christlichen Sänger, der eben um des lieben Brotes willen singt, ohne jede persönliche Beziehung sein fades Lied anstimmen lassen. Wäre es besonders auf Jacobi gemünzt gewesen, so würde der Amtmann nicht bloß die gute Meinung des Dichters mit Achselzucken über das Lied selbst hervorgehoben, sondern eine deutliche Beziehung auf Jacobis Liedlein haben einfließen lassen, die bald darauf Gotter in seinem Briefe an Goethe neben Kölbeles „frommem Judenkind" als ein Strafpensum nennt. Aber Scherer braucht seine Beziehung des Bänkelsängers auf Jacobi auch als Stütze für die Deutung des Amtmanns, den Wilmanns für Laroche ausgegeben hatte, da dieser bis 1771 Amtmann in Bönigheim gewesen war. Bezog Wilmanns den Amtmann auf einen gewesenen Inhaber einer solchen Stelle, so hatte Schlosser, den Scherer darunter versteht, ohne aber auf dessen Titel Amtmann Rücksicht zu nehmen, eine solche Stelle damals noch nicht. Als Goethe den „Jahrmarkt in Versen" dichtete, war Schlosser noch in Frankfurt und unverheiratet; bald darauf ging er nach Karlsruhe, wo er in die Regierung eintreten sollte; als Hof- und Regierungsrath kam er im Oktober nach Frankfurt und kehrte dann nach Karlsruhe zurück, von wo er darauf zu seinem und seiner Gattin Leidwesen nach Emmendingen als Amtmann gesandt wurde. Wenn Schlosser hier als Amtmann erscheint, so scheint es Scherer zwingend, daß die Frau Amtmännin Goethes Schwester sei; „daß beide im April 1773 noch nicht verheiratet waren, hindert die Kombination gar nicht." Aber es stützt

sie auch wahrlich nicht. Wie unangenehm hätte es Cornelien sein müssen, sich als Frau Amtmännin in ein solches Landstädtchen versetzt und dabei so völlig unbedeutend dargestellt zu sehen! Zu solchen Ungeheuerlichkeiten, welche die ganze neuere Goetheforschung bei den Verehrern des Dichters in Verruf bringen könnten, führt die leidige Aufspürung persönlicher Beziehungen. Und was spricht denn für Scherers Deutung des Amtmanns? Wenn Goethe den Amtmann als Freund der Sittlichkeit darstellt, so hängt dies mit dem damaligen Streben zusammen, auf die Sittlichkeit des Volkes zu wirken; daß Schlosser dies auch in seinem Landkatechismus gethan, beweist nicht das geringste für eine persönliche Beziehung, ja die gelegentliche Erwähnung des Landkatechismus scheint eher darauf zu deuten, daß dessen Verfasser sich nicht auch in einer Person des Stückes dargestellt finde. Freilich hat Scherer den Umstand, daß der Amtmann sich des Bänkelsängers (F. G. Jacobi) annimmt, weil dieser gute Gesinnungen verbreite, damit in Verbindung gebracht, daß Schlosser von jeher eine Vorliebe für Jacobi gehabt, dessen Gedichte er später herausgegeben. Von Schlossers früherer Verbindung mit Jacobi weiß wohl Scherer so wenig wi ich; diese scheint erst durch die Vermählung Schlossers mit Johanna Fahlmer entstanden zu sein; die ersten erhaltenen Briefe sind von 1780; Schlossers Ausgabe der „auserlesenen Lieder von Jacobi" fällt erst 1784, fünf Jahre nach der von Jacobi selbst besorgten Ausgabe seiner Werke. Und wenn der Amtmann von dem Bänkelsänger sagt: „Der Mensch meints doch gut", so ist dies doch das verächtlichste Lob, das man einem Dichter geben kann. Somit fallen alle Beweise, die Scherer für die Deutung des Bänkelsängers beigebracht hat, wenn man an sie rührt, in ihr Nichts.

Nach dem Bänkelsänger kommt ein Paar, das uns in einer echten Jahrmarktsszene zeigt, wie es hier auf den Erwerb abgesehen ist. Wir erleben den Streit zwischen einem Zitherspielbuben und einem Savoyarden nebst Murmelthiere. Beiden ist für ihre Leistung Geld zugeworfen worden; der Savoyarde hat auch den Kreuzer seines schwächern Konkurrenten an sich genommen, und er siegt, da der Rechtsstreit durch Balgen entschieden wird. Die Sache ist so kurz wie möglich ganz sachgemäß dargestellt (hier findet sich die

erste szenarische Bemerkung des Stückes); dennoch war auch hier die persönliche Deutung unausbleiblich. Die Beziehung des räuberischen Marmotte auf H. L. Wagner, die Wilmanns gegeben, ist nicht allein deshalb verfehlt, weil die sie begründende Vorwegnahme des Stoffes der „Kindsmörderin" später fällt, sondern Wagner ließ sich erst nach der Dichtung des „Jahrmarktsfestes" in Frankfurt nieder und trat Goethe näher. Sehr wohlfeil war es im Zitherspielbuben Goethe selbst zu sehen, aber auch eben so unglücklich; denn daß er von Marmotte besiegt wird, gereichte dem Dichter eben so wenig zur Ehre, als daß seine Einführung jedes individuellen Zuges entbehrt, da ihn niemand unter der Maske des weinenden Buben vermuthen kann. Auch spielen ja Marmotte und Zither, wie Goethe in der szenarischen Bemerkung den Buben nennt, verschiedene Instrumente, während es sich nach der Deutung von Wilmanns um ein Plagiat in der dramatischen Dichtung handelte. Und der arme Goethe soll wegen des Plagiats weinen und den Kürzern ziehen! Viel faßlicher ist freilich Scherers Beziehung auf Gleims Lied an die Musen, worin dieser klagt, der Pfarrer wolle ihm seine Leier rauben, und es weiter heißt: „Dann aber wein' ich, wenn mein Freund . . . nur stolz ist u. s. w." Aber die Uebereinstimmung ist rein äußerlich, da das Weinen nicht als Folge des versuchten Zitherraubes erscheint. Hätte Goethe den Streit zwischen dem Pfarrer Spalding und dem Liederdichter Gleim bespotten wollen, er würde es nicht in so dürftiger, die Sache gar nicht treffender Weise gethan und dazu nicht zwei musikalische Künstler gewählt haben Hier handelt es sich ja gar nicht um den Inhalt der Kunstübung, sondern um das liebe Brot, um armseligen Erwerb, der sogar zum Raube führt.*)

*) Später hat der Dichter hier ein Marmottenlied eingelegt, wodurch der Zitherspielbub zu kurz kommt, und man sieht nicht, wie der letztere behaupten kann, Marmotte habe ihm einen Kreuzer weggenommen. In der ersten Ausgabe der Werke, noch nicht in der zur Aufführung bestimmten Fassung, steht die szenarische Bemerkung: „Die Gesellschaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf"; diese genügt aber nicht, den Zitherspielbuben hereinzuziehen, es müßte wenigstens sein Zitherspiel erwähnt sein. Dem Knaben war offenbar Druckfehler, wie das folgende „Marmotte" zeigt; denn wäre bloß

Jetzt endlich wird der nahe Beginn der Theatervorstellung angekündigt. Auf demselben Gerüste, auf welchem der Marktschreier seine Waaren verkauft, findet sich auch neben dessen Standort die Bühne. Daß der Hanswurst krank ist, wissen wir schon; der Lichtputzer, der ihn vertritt, erscheint in dessen Tracht „auf dem Theater", was doch wohl nur heißen soll auf dem Theile des Gerüstes, auf welchem die Bühne sich befindet; denn der Vorhang erhebt sich erst später. Goethe konnte nicht ahnen, daß ein gelehrter Erklärer seinen Lichtputzer-Hanswurst so arg mißverstehen werde; denn wenn dieser bemerkt: „Wollens gnädigst erlauben, Daß wir — nicht anfangen", so liegt der Witz darin, daß Hanswurst in seiner Weise das Gegentheil von dem sagt, was man erwartet (daß das Stück gleich angehen werde), worauf auch der Gedankenstrich deutet, ähnlich wie der Hanswurst nach dem ersten Akt die auf eine besondere Mittheilung gespannte Erwartung durch die Bemerkung zum Besten hat: „Der erste Aktus ist nun vollbracht, Und der nun folgt — das ist der zweite." Schröer aber hat sich zu der seltsamen Vermuthung verirrt, der Gedankenstrich solle an der ersten Stelle „die komisch verwirrte, doppelsinnige Wortumstellung — für: ‚Wollens nicht erlauben, daß wir anfangen?' markiren". Die Verwirrung gehört allein Schröer. Was soll denn der Gedankenstrich an der zweiten Stelle? Das s nach wollen ist (nach der Volkssprache und dem auch Goethe sonst nicht fremden Gebrauche*)) nicht es, sondern das abgeknappte Sie. Nur die leidige Sucht, alle Masken auf Personen zu beziehen, hat es möglich gemacht, daß man sich auch bei dem Lichtputzer, der sich beim Puppenspiel von selbst ergab, nach einer Person umgesehen hat, welcher der Spott des Dichters gelte. Wilmanns greift auch beim Hanswurst wieder zu seinem lieben Schmid. Wenn schon jede Deutung verschiedener Masken auf dieselbe Person unstatthaft ist,

an diesen gedacht, so müßte statt dessen er und statt alles es stehen. Dies hat Schröer nicht bedacht, wenn er die Verbesserung den Knaben in der Ausgabe letzter Hand verwirft. — Schon längst habe ich bemerkt, daß die weimarische Handschrift Str. 3, 1 statt die Jungfer richtiger manch Jungfer hat.

*) Vgl. Goethes Brief an Weller vom 18. April 1818. Faust II, 1252. Satyros 276.

so scheint diese hier um so unmöglicher, als Hanswurst und Marktschreier, die beide Schmid sein sollen, gleichzeitig auftreten, ja der letztere den erstern anredet. Scherer meint, dieser könne wohl nur einen Mann bedeuten, der in untergeordneter Weise das vorhandene Licht zu besserm Brennen bringe (als ob man nicht besser wüßte, welches Amt der Lichtputzer, der Lampenanzünder auf der Bühne hat!), und kurzweg fügt er hinzu „d. h. einen theologischen Aufklärer von geringem Range". Solche „Uebersetzung ins Literarische" ist der Gipfel der an einen Strohhalm sich haltenden Willkür. Wer mag denn wohl der Hanswurst sein sollen, den der Lichtputzer vertritt? Der von Scherer ins Auge gefaßte, von Goethe später in einem Prolog verspottete Bahrdt war doch wohl etwas anders als ein „Aufklärer von geringem Range"; die Rolle eines richtigen Hanswurstes würde er gut gespielt haben. Scherers Hirngespinnste verderben die von sprudelnder Laune eingegebene Dichtung. Werner versteht unter dem Lichtputzer Professor Meusel, der in der Art, wie er in den „Erfurtischen Zeitungen" aufgetreten, wohl als Gehülfe Schmids (des Marktschreiers) habe gelten können. Aber Meusel war nichts weniger als Schmid untergeordnet und ein Vertreter dieses Hanswurstes. Und wie kann man in den schlechten Witzen, welche der Lichtputzer nicht aus eigenem Triebe, sondern aus Noth in gewohnter Weise des Hanswurstes macht, nur die Spur einer persönlichen Beziehung auf einen Kritiker der Zeit sehen!

Zum zweitenmal sehen wir nun den auf dem Jahrmarkt sich herumtreibenden Zigeunerhauptmann, diesmal allein. Sein Unwille, daß das dummgläubige Volk zum Marktschreier läuft und sein Geld für nichts wegwirft, ergeht sich in den übertriebensten Ausdrücken. Was sollte dieser hier, wenn man Herder in ihm suchen müßte! Dagegen erklärt sich sein Auftreten ganz gut aus dem Wesen des Zigeunerhauptmanns, der auf dem ganzen Markte nichts für sich findet und sich im schärfsten Gegensatz zu diesem lustigen Treiben fühlt. An den beiden folgenden Figuren, einem Schweinemetzger und einem Ochsenhändler, die eben vom Viehmarkt kommen und nach vollbrachtem Geschäft, ehe sie den Viehtreibern folgen, noch eins trinken wollen, obgleich der Wirth, da sie all ihr Geld beim Einkaufe ausgegeben haben, ihnen borgen muß, scheitert die persönliche Deutung

auf das jämmerlichste. Sie sprechen sich eben entschieden als das aus, was sie sind, aber auch keine Silbe über ihren typischen Charakter hinaus. Wilmanns sieht hier wieder Leuchsenring und einen orthodoxen Pfarrer. Kann die Windigkeit solcher Deutungsversuche sich stärker parodiren? Doch Scherer überbietet ihn noch. „Etwa Schulmänner und Professoren, die sich an dem literarischen Treiben betheiligten?" Aber sie betheiligen sich ja nur am Einkaufen und Forttreiben von Schweinen und Ochsen, sind ganz in der Ausübung ihres Geschäfts begriffen, zu dem auch der nachträgliche Trunk als gewohnheitsmäßige Stärkung gehört. Wie die Professoren zu solchem unerhörten Ehrentitel gekommen, wird ganz eigenthümlich begründet. Goethe drücke sich hier so despektirlich über die Professoren aus (von einem solchen Ausdrucke kann nicht die Rede sein, da die Beziehung eben errathen werden müßte), wie Merck von den Studenten, speziell von den gießener rede. Freilich wissen wir, daß Merck den leidenschaftlichsten Widerwillen gegen die versoffenen und verliederlichten gießener Studenten hatte, daß in Goethes „Pater Brey" einmal „unordentleich, An Sinn und Rumor den Studenten gleich" und bald darauf zur Bezeichnung der Unordnung steht: „Das sind mir Schwein'!": aber was berechtigte Goethe, die Professoren selbst als Schweinemetzger und Ochsenhändler einzuführen? Es ist eine eigene Logik der verwegensten Ausdeutung, daß, wenn man die Studenten als liederlich bezeichne, auch die Professoren selbst als rohes Volk, als Schweinemetzger und Ochsenhändler, figuriren dürften. Das alles aber ist noch nicht das Schlimmste! Scherer wagt sogar als zu diesem Titel berechtigt Höpfner und Wenck zu nennen. Goethe selbst war mit Höpfner, dem gründlichen Gelehrten, dem feinen Kopf, dem liebevollen, herzlichen, alles Rohe meidenden Manne, innig befreundet: und diesen hätte er als Schweinemetzger einzuführen nicht gescheut! Und Wenck, der edle, feine, höchst begabte, von Liebe zur Bildung der ihm anvertrauten Jugend ergriffene Rektor des darmstädtischen Pädagogiums ein Ochsenhändler! Man entweiht Goethe und diese vortrefflichen Männer auf gleich schnöde Weise durch einen solchen ungeheuern Gedanken, bei dem „unser Geist auf eine Weile still steht". Und fragen wir, worauf sich eine solche Annahme stütze, so wüßten wir keinen Grund zu entdecken

als die Angabe: „beide Mitarbeiter der ‚Frankfurter gelehrten Anzeigen'". Aber hatte es denn Goethe hier auf eine launige Vorführung dieser abgesehen, und wo ist irgend eine Spur, daß diese sich auf eine Weise gezeigt, die ihnen von Goethes Seite diese saubern Masken hätte zuwege bringen können? Hätte er irgend die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" anzapfen wollen, so würden die neuen vom Jahre 1773, im Gegensatze zu dem durch Geist und Leben ausgezeichneten vorigen Jahrgange, ihm dazu Anlaß geboten haben. Vgl. Goethes Briefe an Kestner vom 19. und 26. Januar und Boies Brief von dem letztern Tag an Merck. Schröer hat diese Personen ganz übergangen, wohl weil er Scherer nicht durch ein hartes Wort verletzen wollte.

Der Lichtputzer wird jetzt wieder vor der Bühne lebendig. Er scherzt über sich als falschen Hanswurst, preist dazwischen die Medikamente seines Prinzipals an und deutet auf den nahen Anfang des Stückes. In seiner Sprache bedient er sich der Freiheiten des Volksliedes nach der Weise des Hanswurstes; schließendes **n, ne, nen** werden weggelassen (**de, sei**), **ch** in **i, au, nit, t** in **is** (vor dem noch **'s** zu denken) und **kauf** (wie auch der Zigeunerhauptmann die volksthümliche Form **Mark** statt **Markt** hat, wie mit demselben Reimworte in „Künstlers Erdewallen" 2, 18 f.). Mundartlich ist das **ch** (richtiger **cc**) in **mehnt.** Der Witz ist der gewöhnliche des Hanswurstes, wobei Goethe sich um so weniger anzustrengen brauchte, als es nicht der rechte Hanswurst ist. Zuletzt bietet auch er Medikamente an, Pflaster und Laxiere, und nachdem er den gewöhnlichen Witz auf den Namen Hanswurst gemacht, fordert er zum Kaufe auf.*) In die Rede des Hanswursts und in die unmittelbar darauf folgende des Marktschreiers einen besondern Sinn zu legen ist noch niemand eingefallen; man hat sie mit Recht für das genommen, was sie sind und an ihrer Stelle sein sollen. Wäre man nur überall so verfahren! Dem Marktschreier, der sich von volksthümlichen

*) Schnupftuch 'rauf! ist eine launige Aufforderung zum Kaufe; sie sollen ihren Batzen im Taschentuche auf das Gerüst werfen. Derselbe Ruf erschallt unten noch zweimal, wo er aber verdoppelt wird; wahrscheinlich beruht es auf Versehen, daß hier das Wiederholungszeichen fehlt.

Formen nur des sehr gangbaren nit bedient, das wir auch im „Götz" finden, scheint es zu früh für den lauten Aufruf des Publikums, da noch zu wenig Leute in der Nähe seien. Er selbst versucht nun durch eine möglichst pomphafte Ankündigung des gleich beginnenden Trauerstücks von Esther mehr Publikum anzulocken. Das Stück sei von der neuesten Art, ein Schauerstück, das Zähnklappen (ursprünglich stand das abgeknappte Zähnklapp) und Grausen erregt (gepaart im Sinne von zugleich). Auch auf die schöne Ausstattung deutet er, auf die vielen Lichter, die man leider, da es noch Tag sei, nicht sehen könne.*)

Persönliche Beziehung des ersten Aktes des Stückes ist eben so wenig an sich wahrscheinlich, als sie durch Scherer trotz Schröers Beistimmung erwiesen ist. Das Puppenspiel stellt eben nur die bekannte biblische Geschichte in der mit keckem Uebermuthe roh hingeworfenen Fassung dar, ohne durch persönliche Beziehungen ihr eine besondere Würze zu geben.**) Der Marktschreier läßt darauf eine lange Reklame seiner Medikamente los, die vortrefflich in der Art solcher Leute gemacht ist, aber auch jede besondere Beziehung ausschließt. Die von Scherer aus Schmids Musenalmanach auf 1772 angeführten Stellen beweisen gar nichts. Wie sollte auch Goethe in der lustigen Laune, mit welcher er seinen „Jahrmarkt" hinwarf, eines im Herbst 1773 (also wenigstens vor anderthalb Jahr) erschienenen, längst vergessenen Musenalmanaches noch gedenken! Werners seltsamer Versuch, die Vorlage dieser Reklame anderswo bei Schmid nachzuweisen, wurde oben abgethan. Hanswurst unterstützt die Reklame durch Aufforderung zum Kaufe, durch das ver-

*) Auffällt, daß hier zwei Verse hinter einander mit daß beginnen und das erste daß sich nicht genau an das vorige (die Erwähnung des Inhalts und der grausenhaften Handlung) anschließt, so daß man fast statt dessen ein doch vermuthen könnte.

**) Auf die spätere völlige Umgestaltung dieser Puppenspielszenen mit übertreibender Nachahmung des kalten, steifen französischen Dramas bis zum Verse zu gehen wir hier nicht ein. Goethe hat übersehen, daß der letzte Vers seines ersten Aktes auf den darauf folgenden ersten des Hanswurstes reimte; jetzt hat letzterer seinen Reimvers eingebüßt. Ursprünglich war dasselbe nach dem zweiten Akt der Fall, wo zwei reimlose Verse aufeinander folgten.

doppelte „Schnupftuch rauf!“*) Da tritt der Zigeunerhauptmann zum drittenmal auf. Er hat eben ein hübsches Milchmädchen an einem Kram gaffen sehen, das er durch das Geschenk eines zinnernen Ringes kirre zu machen hofft. Das naive Mädchen merkt nichts von dessen Absicht, sondern erwidert seine Frage in treuherziger Gutmüthigkeit, doch verlieren wir beide bald aus den Augen. Wir können uns denken, daß sie von da weiter gehen, aber Goethe hat sich absichtlich mit dieser versuchten Anknüpfung begnügt, indem er gleich darauf uns zum Amthaus zurückführt, wo eine Unterredung zwischen Doktor und Amtmann den Uebergang zum zweiten Akte des Stückes macht. In der spätern Bearbeitung ruft das Mädchen Milch aus, neben dem Zigeunerhauptmann findet sich wieder der Bursch und beide wollen sich an sie heranmachen. Ist die Ausführung auch gelungen, so war doch die frühere Fassung, daß der Zigeunerhauptmann das Mädchen gaffend am Krame stehen sieht, an der Stelle passender. Man hat natürlich auch hier wieder Herder erkannt, und so muß denn das Milchmädchen dessen Braut sein, der zinnerne Ring als Verlobungsring gelten und ihr Ausruf: „Man sieht sich an den sieben Sachen blind“, von ihrer kritiklosen Bewunderung zeugen, ja Scherer findet, daß sie damit „ausgezeichnet charakterisirt“ sei, insofern sie auf alles hereinfalle. Wenn ein so scharfsinniger, geschmackvoller Forscher darin eine ausgezeichnete Charakteristik sehen kann, so hat ihn sein Deutungseifer eben ganz geblendet. Karoline war keineswegs ohne Urtheil, aber Leuchsenring hatte auch sie durch sein empfindsames Anschmiegen ganz für sich eingenommen und gegen Merck verstimmt; dazu hatte er geschickt die Sehnsucht, die sie zu dem so lange von ihr entfernten Herder empfand, zu benutzen gewußt. Wie hätte Goethe die tiefe Herzensneigung, welche Herder unzertrennlich an Karolinen fesselte, durch die gemeine Lust des Zigeunerhauptmanns darstellen und Karolinen zu einem solchen Gänschen machen

*) Das Wiederholungszeichen fehlt in der zweiten Bearbeitung sowohl hier wie weiter unten. Schröer hat es hier wieder hergestellt, aber nicht später (463), wo er gar nicht erwähnt, daß ein solches sich dort in der ersten Fassung finde. Das ist jedenfalls ein starkes Versehen. Die Wiederholung sollte nach der spätern Bearbeitung an keiner Stelle stattfinden.

können! Was ihm Karoline war, hatte Herder in einem Briefe an Merck aus dem Spätherbst 1772 ausgesprochen. Aber freilich, wenn man in dem Satyros Grundzüge von Herder entdeckt, kann man auch sein Verhältniß zu Karolinen so arg verzerren. Die durch das „Jahrmarktsfest" sich schlingenden drei Szenen des Zigeunerhauptmanns erklären sich sattsam aus sich selbst, sie gehören ganz zu dem bewegten Bilde des Jahrmarkts und bedürfen zu ihrer Erklärung keiner Annahme persönlicher Beziehungen. Dasselbe gilt von dem Gespräche des Doktors mit dem Amtmann, aus dem wir vernehmen, der letztere sei so wenig mit dem Stücke zufrieden, daß er schon den Entrepreneur hat mahnen lassen, nicht mehr so unziemliche Dinge vorzubringen, worauf dieser geantwortet, es käme derartiges nicht weiter vor und das Ganze schließe mit der gebührenden Strafe Hamans, was an ein bekanntes Geschichtchen von Euripides erinnert. Bellerophon hatte sich in dem seinen Namen tragenden Stücke auf eine solche Weise über das Geld als das höchste Glück des Lebens geäußert, daß die Zuschauer entsetzt wider den Schauspieler und das Stück losfuhren, bis Euripides auf die Bühne stürzte und bat, doch den Ausgang abzuwarten, da sie sehen würden, welches Ende dieser Bewunderer des Goldes nehmen werde.*) Das Versprechen, der zweite Akt werde sittlich sein, geht natürlich bei diesem eben so wenig in Erfüllung, als es beim ersten der Fall war, obgleich der Marktschreier weiß, daß man auf Sittlichkeit drängt.

Jetzt ruft Hanswurst wieder mit seinem verdoppelten „Schnupftuch rauf!" zum Kaufe auf. Der Marktschreier dagegen verkündet, daß nun der zweite Akt beginnen soll, weshalb er an die Herrn, die sich unmittelbar vor dem Gerüst der Bühne befinden, die Aufforderung ergehen läßt, etwas Platz zu machen; dabei aber verfehlt er auch nicht, diejenigen, die etwa das Spiel nicht sehen wollen, auf seine Medikamente aufmerksam zu machen. Hanswurst verspricht den Zuschauern große Rührung vom zweiten Akte, wie der Marktschreier vom ganzen Stücke gerühmt hatte „Zähnklapp und Grausen gepaart". Daß Werner dadurch an eine Beurtheilung der „Er-

*) Man vergleiche die ähnliche Einmischung des Publikums, die Goethe später zu Venedig erlebte, nach seinem Briefe vom 5. Oktober 1786.

furtischen gelehrten Zeitungen" erinnert worden, in welcher es von einem Schriftchen heißt, das Buch sei „zu Thränen rührend", wäre unbegreiflich, wenn die jüngsten Deuter es nicht in der Entdeckung solcher Beziehungen wunderweit gebracht hätten, worüber ihnen jeder Sinn für natürliche Auffassung verloren gegangen. Der zweite Akt ist eben so wenig persönlich wie der erste, zu dem er den entschiedensten Gegensatz bildet. Bei Mardochai handelt es sich wie bei Haman um die Religion; jede weitere Beziehung ist ausgeschlossen. Leuchsenring war trotz aller seiner Empfindsamkeit kein Gründer einer separatistischen Gemeinde wie Mardochai; seinen Charakter hatte Goethe, wie Jacobi schon im Jahre 1786 an Garve schrieb, in den Versen des „Pater Brey" 152 ff. gezeichnet, wo es heißt, er wolle Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen, und endlich malen auf das Weiß sein Gesicht oder seinen Steiß. Die köstliche Schilderung Mardochais als eines Gründers einer neuen Gemeinde, die alle bisherigen übertreffen solle, hat auf Leuchsenring gar keine Beziehung. Aber nicht allein erklären die rücksichtslosen Deuter Mardochai für Leuchsenring, sondern auch Esther, die so gemein sich äußert, für Mercks Gattin. Wie mag man sich denn ernstlich vorstellen, Goethe habe, und zwar nach Scherer in dem Stücke, worin er Merck selbst die Cour macht, sie so an den Pranger stellen können, wie gespannt auch das Verhältniß zwischen den Gatten sein mochte. Beide Akte sind mit demselben derben Pinsel in übermüthiger Laune gemalt; beide schließen damit, daß man zu Bette geht. Schröer bekennt, Esther sei so flüchtig skizzirt, daß sie eigentlich nur die Situation andeute, ohne charakteristisch zu sein: aber ist dies nicht eben so auffallend, ja noch stärker bei der Frau Amtmännin, dem Fräulein, der Gouvernante und dem Milchmädchen der Fall, und wird dadurch nicht jede persönliche Deutung ausgeschlossen, wenn wir nicht dem Dichter selbst vorwerfen sollen, er sei hinter seinem Zweck zurückgeblieben, es sei ihm die beabsichtigte Andeutung der Persönlichkeit jämmerlich mißlungen!

Nach dem zweiten Akte kündigt der Marktschreier an: „Seiltänzer wird sich sehen lassen", was doch nur auf ein Intermezzo der Theatervorstellung gehen kann. Nach der Absicht des Dichters sollte der Zuschauer über die unmittelbar sich anschließende, das

Ganze endende Vorstellung des Schattenspielmanns dieses Versprechen vergessen. Bei der spätern Bearbeitung erklärt der Marktschreier, Seiltänzer und Springer hätten jetzt kommen sollen, aber es sei dafür zu spät geworden; morgen früh würden diese ihre Kunst zeigen, wobei er denn wieder die Gelegenheit ergreift, seine Medikamente zu empfehlen. Das ist offenbar gegen die frühere Absicht; denn das Stück ist ja noch nicht zu Ende, es muß wenigstens noch ein Akt folgen, den der Dichter aber nicht gibt, weil durch den Schattenspielmann die Aufmerksamkeit der Honoratioren in Anspruch genommen wird, die sich darauf empfehlen, ohne den Schluß der Vorstellung abzuwarten. Daß es draußen mittlerweile dunkel geworden, wird auch in der folgenden Szene angenommen, aber auf der Bühne waren ja Lichter, bei denen man auch den Seiltänzer sehen konnte. Hier begegnen wir wieder einer ganz ungeheuerlichen Deutung. Schon Wilmanns hatte in den Worten: „Seiltänzer wird sich sehen lassen", eine Anspielung auf die bekannte seilersche Schauspielergesellschaft gesehen. Scherer schweigt, dagegen erklärt Werner, dies sei ganz richtig; Goethe spiele auf das von Schmid herausgegebene Gedicht „Erscheinungen" an, worin erzählt wird, mit welchen Schwierigkeiten Seiler zu kämpfen hatte, ehe er die Erlaubniß erhielt, in der Universitätsstadt Gießen zu spielen, ja die Bewilligung ließ so lange auf sich warten, daß er davon keinen Gebrauch mehr machen konnte. Aber was hat Seiler mit Seiltänzern zu thun, als daß sein zufälliger, auf ein Handwerk deutender Name von demselben Worte hergeleitet ist, mit dem Seiltänzer zusammengesetzt ist? Und wie könnte Goethe auf eine längst vergessene Geschichte aus der Zeit, wo er selbst sich in Straßburg befand, in einer so ganz unverständlichen Weise anspielen, und wie hätte er sich die Gelegenheit entgehen lassen können, wenn er wirklich auf dieses tolle Hinhalten mit der polizeilichen Erlaubniß spotten wollte, ein paar tüchtige Peitschenhiebe der Entscheidung der Majorität des gießener Senats zu versetzen, die erklärt hatte, Schauspiele seien dem Lande überhaupt und insbesondere den Universitäten schädlich, die sich so besorgt für den Schaden gezeigt, den die Schauspiele der Sittlichkeit ihrer Studirenden bringen könne, während diese in der tiefsten Roheit und Sittenlosigkeit steckte, ohne daß der Senat auf Abhülfe sann? Es

ist die ärgste Beleidigung von Goethes frischem Humor, ihm eine solche alberne Anspielung unterzuschieben!

Den Schluß macht das Schattenspiel an der Wand im Amtshause. Gegen das vom Doktor beantragte Hereinlassen des Schattenspielmanns hat der sittenstrenge Amtmann nichts einzuwenden, obgleich man dadurch genöthigt wurde, das Zimmer (an dessen Stelle später eine Laube trat) ganz dunkel zu machen. Auf den Spruch des Doktors: „Man ist, was man bleibt", welcher etwas sonderbar darauf deutet, daß auch die Gelegenheit den Guten, der in sich fest stehe, nicht verführe, wie das Sprichwort sagt: „Tugend kommt nicht um", antwortet der Amtmann: „Man ist, wie mans treibt", d. h. auf das Handeln kommt es an, nicht auf den Schein. Nach der spätern Bearbeitung läßt der Amtmann in die Laube einen Schirm (eine spanische Wand) bringen, um diese nach außen abzuschließen. Weshalb Goethe später den Ruf des Schattenspielmanns schon hinter der Szene vernehmen läßt, ist mir unklar, da des Doktors „Laßt ihn hereinkommen!" natürlicher ist, wenn dieser den Schattenspielmann schon vor sich sieht. Seinen Orgelrefrain scheint Goethe frei gebildet haben nach „Dudeldum, dudeldei", das schon Wieland im „Urtheil des Paris" (1764) hat, wo „Dudeldum" und „Dudeldei" sich entgegengesetzt werden. Darnach schuf er auch sein „Orgelum, orgelei". Ob er „Dudeldumdei" schon vorfand, oder „Dudeldum, dudeldei" so zusammenzog, wissen wir nicht, im letztern Falle müßte Schiller sein „Dudeldumdei" in „Wallensteins Lager" unserer Stelle verdanken. Zur Einführung des Schattenspiels nach dem Theater wurde Goethe durch keine persönliche Beziehung veranlaßt; es war dies eine der vielen Sehenswürdigkeiten auf Jahrmärkten. „Wir haben einen Teufelsreuter hier und Komödien und Schatten- und Puppenspiel", schreibt Goethe am 14. April 1773 an Kestner. Wer auf Anspielungen erpicht ist, könnte an die durch Michaelis und Jacobi auf der Bühne eingeführten „Schatten" denken, über die Schmid im Almanach auf das Jahr 1771 berichtete: aber nichts lag Goethe ferner. Daß der Amtmann oder ein Diener den Schattenspielmann hereinruft, ist nicht ausgeführt, auch später nicht, nicht einmal durch eine szenarische Bemerkung. Mit seinem vollen Refrain tritt dieser herein und bittet gleich, da die Lichter noch

nicht alle gelöscht sind, diese zu entfernen, dann fordert er die Damen auf, wenn sie gut sehen wollen, sich ganz ins Dunkel zu begeben. Wenn der Doktor in deren Namen erwidert: „Von Herzen gern", so will er dieser nicht spotten, sondern nur zu erkennen geben, daß sie sich gern fügen, um den vollen Genuß zu haben: denn jener hatte bemerkt: „Nimmt sich sonst nicht aus." Stimmt der Dialekt des Schattenspielmanns auch in einigen Punkten mit dem des Hanswursts überein, so zeigt sich dieser doch als Deutsch-Franzos in der Weise von Lessings Riccaut, obgleich er kein einziges französisches Wort braucht als: „Mesdames". Wir verweisen auf nicks (579), durk (583) und gottserbärmlick (611), dann auf das häufig eingeflickte bedeutungslose sie (576, 578 f., 581. 589 f. 596)*), das Abknappen des e (579. 581. 584. 591. 611. 616), des en oder n (579. 585. 592. 597. 599 f. 602. 605 ff. 615), auch des t in steh (589 f.) und is (576 f. 585. 601. 613), den falschen Gebrauch von die statt der und dem (579, wo ursprünglich auf die Erd stand,**) und 589), die falsche Wortstellung (600), den Ausfall es (vor steh und hat) 589 f.***), sie (598 ff.), sie wird (591)†). Eine strenge Folgerichtigkeit findet sich hier freilich

*) Gegen die Ansicht von Wilmanns, das pleonastische sie deute auf eine bestimmte Individualität, hat Scherer bemerkt, der Schattenspielmann radebreche die deutsche Sprache nach Art eines Romanen. Sie scheint die überall eingeflickte Anrede Sie, wie sie offenbar 602 und 614 steht; es ist ein komischer Ueberfluß von Höflichkeit, der wie eine hervorhebende Partikel sich meist an Zeitwörter (war, hab [en], sprach, steh [t]), aber auch an wie anhängt. Auffallend genug findet sich dieses pleonastische sie nur im ersten Theile der Beschreibung des Schattenspielmanns. In der weimarischen Handschrift steht diese Erd gesehe, wie auch die erste Ausgabe der Werke hat, in welcher dieser Druckfehler sein muß statt diese.

**) Schröer bringt für das von ihm vorgezogene gesehen den Reim auf 583 vor, aber der Reim ist oft verletzt und scheint erst 581 einzutreten; völlig fehlt er 589 f. (denn Paradies soll kaum auf is des vorigen Bildes [585] reimen) 592. 594. 596—599; erst darauf reimen die Verse regelmäßig unmittelbar auf einander.

***) Sonderbar erklärt Schröer in „Steh sie Adam" sie für er, Adam sei Apposition.

†) Erst die spätere Bearbeitung hat 601: „Is e Schand und e Spott"

nicht*), aber auch dies liegt in der Art des Deutsch-Franzosen, wie wir es auch verstehen, daß dieser in manchem die Volkssprache, mit der er in Verbindung kommt, befolgt. Die Bilder, die er zeigt und auf seine naive Weise erklärt, sind aus der Bibel entnommen, die dem Volke am nächsten liegt, das Chaos, die Schöpfung der Welt und des Menschen, die Verführung, die Vertreibung aus dem Paradies, das Sittenverderbniß, die Sündflut und die Versöhnung Gottes. Alle einzelnen Szenen werden durch den Refrain eingeleitet, der aber nur dreimal vollständig ist, vor der Schöpfung des Menschen, vor der Sündflut und zum Schlusse, wogegen das wiederholte „Orgelum, orgelei" nur vor dem ersten Bilde, das wiederholte „Orgelum" dreimal eintritt. Eigenthümlich ist, wie der Schattenspielmann die Sündflut schließt. Das langsame Vertrocknen der Wasser nach der Bibel bot ihm kein Bild, und da der Geschichte ein rasches Ende gegeben werden sollte, bemühte er den olympischen Götterboten, dessen Abbildung auch dem gemeinsten Manne bekannt war, worauf Goethe selbst in „Götter, Helden und Wieland" spottet, um des spätern „Neuen Paris" nicht zu gedenken. Man erinnere sich auch, daß er auf seinem Zimmer das Bild des Merkur immer vor sich hatte, wie wir aus seinem Briefe an Kestner vom 5. Februar 1773 wissen. Dieser Schluß der biblischen Geschichte durch den heidnischen Gott, der dem Schattenspielmann eben so persönlich ist als der biblische „Gott der Herr", scheint mir eben einer der köstlichsten Späße. Aber die leidige literarische Deutungssucht verdirbt auch hier wieder alles. Wilmanns ist natürlich auf Wielands „Merkur" gefallen, aber Scherer wirft ihm vor, daß er daraus nicht den einfachen Schluß gezogen, der Schattenspielmann sei Wieland, wogegen Schröer ganz richtig bemerkt, wenn Wieland Mercurius sei, so könne dieser auch nicht zugleich der Schattenspielmann sein. Scherer aber geht so weit, in den der eigentlichen Vorstellung vorausgehenden Worten des Schattenspielmanns: „Lichter weg! mein Lämp-

---

statt des offenbar verdruckten „Ist es ein Schand und Spott", das wohl heißen sollte „Is eine Schand' u. Sp."

*) 604 f. hat erst die spätere Bearbeitung begatte, Schatte geschrieben, aber vorher Damen, kamen stehen lassen.

chen nur! Nimmt sich sonst nicht aus", eine Parodie auf Wielands Vorrede zum Merkur zu sehen, worin dieser nur sein Licht habe leuchten lassen und das deutsche Rezensirwesen als so verkommen dargestellt habe, daß es geschienen, als ob der Merkur einem ganz chaotischen Zustande habe zu Hülfe kommen müssen. Aber so arg hatte sich Wieland nicht geäußert, er hatte nur der Nachlässigkeit und der nicht seltenen Parteilichkeit gedacht, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritisches Amt verwalteten, und dadurch anmaßliche Demagogen veranlaßten, die nothwendig aristokratische Verfassung der gelehrten Republick umzukehren; freilich hatte er auch neben den Rezensionen eine Art von literarischem Revisionsgericht versprochen, das vielleicht eines der wirksamsten Mittel sein würde, jenen Mißbräuchen und Unordnungen nach und nach abzuhelfen, „was wir in dem Artikel Revision mit Freimüthigkeit, Bescheidenheit und Unparteilichkeit zu leisten versuchen werden", aber die Verdienste derjenigen hatte er anerkannt, „welche in diesem Felde bisher mit Ruhm und Erfolg gearbeitet haben, und es hoffentlich noch ferner bearbeiten werden". Somit schwebt die schererische Deutung geradezu in der Luft. Nicht jene Vorrede ärgerte Goethe, sondern das, was Wieland wirklich brachte, worüber er später seinen Grimm in „Götter, Helden und Wieland" losließ. Die Worte des Schattenspielmanns sind rein aus der Situation geflossen, und eben so wenig auf etwas ganz anderes gemünzt, wie das unmittelbar darauf folgende: „Ins Dunkle da, Mesdames." Mit Wielands deutschem, später teutschem Merkur, dessen schlechte, nur auf dem ersten Hefte (Januar 1773) sich findende Vignette den ruhig stehenden, die rechte Hand als Redner ausstreckenden, seinen Heroldstab gesenkt haltenden Gott zeigte, hat der hier in größter Eile geradeherab zur Erde fliegende Mercurius nichts zu thun*), wenn auch Goethe oft launig die lateinische Form des Namens von der Zeitschrift braucht, obgleich Wieland erklärt hatte, „daß die Benennung des deutschen Merkurs, welche einigen Patrioten ein wenig anstößig gewesen, in Ermangelung einer schicklichern, bloß darum gewählt

*) So erschien er erst in Wagners Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" (1775).

worden, weil man glaubte, sie würde dem Publico, wenn man ihrer einmal gewöhnt worden, die bequemste sein"! Hätte Goethe im „Jahrmarktsfest" Wieland treffen wollen, er hätte es viel lustiger und schärfer gethan, wozu gerade der Schluß jener Vorrede vortrefflichen Anlaß geboten haben würde. Auch ahnte weder Wieland, obgleich er sehr argwöhnisch gegen Goethe war, noch dessen Freunde, ja auch nicht seine Gegner im „Jahrmarktsfest" irgend einen Spott auf den Herausgeber des „Merkur". Wieland selbst fand dessen Knittelverse „sehr artig" und er sah ihn darin leibhaftig vor sich stehen, es sei, wie „Götz" und „Werther", in seiner Art „ganz vortrefflich und herrlich". Der Schattenspielmann steuert mit seinem zur Erde herabstürzenden Mercurius nicht bloß der Noth der rettungslos verlorenen Menschen, sondern auch seiner eigenen durch ein allgemein bekanntes und ihm leicht zu Gebote stehendes Bildchen, das er auf der Wand erscheinen ließ. Eine ganz andere Beziehung des Schattenspielmanns setzte schon der Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts Friedrich Christof Schlosser als allbekannt voraus. Er sagt (III, 196 f.), die Leser wüßten, daß die ganze Stelle vom Schattenspielmann auf Herders „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" gehe, setzte aber dabei voraus, das „Jahrmarktsfest" falle nach deren erst 1774 erfolgtes Erscheinen, Goethe spotte über den etwas marktschreierischen Lärm, den Herders neue Erfindung gemacht habe. Ihm entging, daß Goethe die „älteste Urkunde" mit großer Begeisterung aufnahm. Neuerdings hat sich Schröer von dieser freilich bei der Schöpfungsgeschichte sich leicht aufdrängenden Annahme dadurch nicht abhalten lassen, daß der erste Band, der nur die Schöpfungsgeschichte enthält, erst 1774 geschrieben wurde. Dieser chronologischen Schwierigkeit glaubt er durch die Voraussetzung zu entgehen, ähnliche mündliche Aeußerungen Herders gegen Goethe hätten leicht dessen Muthwillen hervorrufen können: aber jede Spur, daß Herder je früher von der Auslegung des ersten Kapitels der mosaischen Urkunde Goethe etwas gesagt hätte, fehlt völlig, und unser Schattenspielmann begnügt sich nicht mit diesem, sondern geht bis zum Aufhören der Sündflut. Aber das von Schröer hier angewandte Mitttel ist ja von Scherer längst in Gebrauch genommen und von seinen gefügigen Schülern Minor und Sauer in ihrer Weise trotz seiner Abenteuerlichkeit

gepriesen worden. Der hier angenommene Spott wäre der unsinnigste, den man sich denken könnte; denn während Herders Auslegung in bewundernden, auf eine unendliche Tiefe deutenden Ausrufen sich ergeht, stellt der Schattenspielmann mit der Treuherzigkeit des gemeinen Mannes, deren komischer Eindruck durch das Radebrechen der Sprache gesteigert wird, die Geschichte man möchte sagen holzschnittmäßig dar. Wie hätte Goethe auf den Gedanken kommen können, durch dessen ganz am Boden kriechende Erklärung den pathetischen, enthusiastischen Schwung Herders zu parodiren! Wenn man meinen könnte, das Lämpchen deute auf Herders willkürliches Hereinlegen eines andern Gedankens, so widerspricht diesem ja geradezu der höchst platte, an das rein Thatsächliche sich haltende naive Bericht zur Erläuterung der auf der Wand widergespiegelten Bilder. Nur wenn man den Schattenspielmann rein als solchen faßt, gewinnt die Darstellung humoristisches Leben, unter jeder Vermummung und Umdeutung wird sie albern und stumpf, da sie etwas anderes sagen soll, als sie wirklich sagt.

Der Abschied der Gesellschaft vom Amtmannn wird kurz abgethan; das Ganze schließt mit dem vollen Refrain des Schattenspielmanns, der wohl draußen erschallt, als das Fräulein, der Doktor und die Gouvernante (sonderbar fehlt der letztern Begleiter, der Pfarrer) sich eben entfernen wollen. Leider hat Goethe auch bei der spätern Bearbeitung den Schluß nicht weiter ausgeführt, da es ihm vor allem um das Bild des Jahrmarkts zu thun war.

Am Schlusse freut sich Scherer recht seines Ergebnisses. Daß die erste Szene, die mit dem „Empfehl" des Bedienten schließt, gleichsam ein Vorspiel sei, um durch die Rolle des Doktors einen Mittelpunkt für das Ganze zu schaffen, können wir nicht zugeben; sie ist die nothwendige Expositiön, knüpft den Faden der Handlung an, die freilich im Grunde nur ein Rahmen für die Darstellung des Jahrmarkts ist. Auf das glückliche Durchschlingen dieses Fadens nimmt Scherer keine Rücksicht. Wenn er meint, nach den von ihm am Anfang angenommenen Rezensenten und Reklamenmachern bilde symmetrisch Wieland mit dem „Merkur" den Abschluß, so kann ich darin um so weniger eine Symmetrie sehen, als andere Kreise in ganz verschiedener weiterer Ausführung dazwischen treten, so daß

man jener sich gar nicht mehr erinnert. Symmetrie verlangte doch ein Entsprechen des Anfangs und des Endes. Der Wagenschmeermann dürfte nach Scherers Gruppirung nicht von dem Nürnberger getrennt sein. Um diese Abweichung zu erklären, meint er, dieser trete deshalb zwischen die Tirolerin und das Pfefferkuchenmädchen damit die Frauenzimmer nicht gleich hinter einander kommen sollten. Aber warum sollte dies denn vermieden werden? Wir glaubten hier einen glücklichen Gegensatz zu erkennen. Darin, daß der Zigeunerhauptmann eine Kontrastfigur bilde, stimmen wir in gewissem Sinne bei. Aber wir können unmöglich einen „Plan" darin entdecken, daß „hierauf Jacobi und Gleim auftreten, der Spalding mitzieht, dann die Gießener Bahrdt und Höpfner, der Wenck mitzieht, indem zugleich der gießener Schmid wieder das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt". Wäre darauf etwas zu geben, daß die Figuren desselben Ortes zusammengehören, so wäre das Sonderbare, daß ein Gießener einen Darmstädter mitzieht, völlig verfehlt. Doch man vergleiche nur mit Scherers Stellung der einzelnen Figuren in Reih und Glied das Stück selbst, um zu sehen, wie entsetzlich dieser gefundene „Plan" alles verzerrt. Der Gang des Jahrmarkts ist ein ganz anderer, aber Scherer hat eben nur auf persönliche Beziehungen, nicht auf die dramatische Komposition sein Augenmerk gerichtet. So findet er denn, daß „durch die großen Journale lauter kleine geographisch oder sachlich einheitliche Gruppen umrahmt sind", Frankfurt, Darmstadt, Gießen und Koblenz, das allerdings vertheilt sei, Herder, Jacobi, Gleim, Spalding, die durch ihren geistlichen oder halbgeistlichen Charakter [Jacobi und Gleim hatten ein weltliches Kanonikat!] zusammengehalten würden. Demnach muß er wohl glauben, die ganze Komposition beruhe auf den Anspielungen, da doch offenbar die glücklichste dramatische Anordnung vorliegt. Wenn Goethe sich nicht immer ganz in seinem persönlichen Kreise habe halten können, so entschuldigt er dies damit, daß Merck gegen Nicolai nicht strenge die Wahrheit gesagt: er verschweigt, daß Goethe selbst bloß vom frankfurter Kreise spricht, zu dem nach Scherers Deutung außer Goethe selbst nur ein paar unbedeutend hervortretende Personen gehören, und vor allem, daß Goethes Bericht alle literarischen Anspielungen auf Gegner der frankfurtischen Sozietät aus-

schließt. Aeußert dieser ja sogar, die Mitglieder dieser Sozietät hätten über die im „Jahrmarktsfeste" auftretenden Figuren alle gelacht und wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze gedient. Wo aber finden sich solche lächerliche Eigenheiten von Personen des frankfurter Kreises im „Jahrmarktsfest"? Gerade diejenigen Masken, die man auf Frankfurt gedeutet hat, zeigen solche gar nicht; denn wo sind an der kaum sprechenden Frau Amtmann und am Amtmann lächerliche Züge zu finden, die auf die edle Cornelie Goethe und auf den zu lebendiger Wirksamkeit im Staatsdienste getriebenen Schlosser paßten? Daß Goethe auch sich selbst im „Jahrmarktsfest" nicht geschont, sagt dieser nicht, und doch soll der Doktor auf ihn gehen. So entspricht denn die persönliche Deutung in der Weise, wie man sie versucht hat, eben so wenig der Aeußerung Goethes selbst, welche doch ihre Grundlage bildet, als einer gewissenhaften Auslegung des Gedichtes. Es darf auch wohl bemerkt werden, daß Karoline Herder, die wußte, daß „Pater Brey" auf Leuchsenrings Einmischung in ihre Verbindung mit Herder ging, im „Jahrmarktsfest" gar keine Anspielung auf sich und Herder sah, wie sich deutlich aus ihrer Aeußerung an ihren Gatten vom 16. Januar 1789 ergibt: „Der ‚Brey' ist nach dem ‚Plundersweiler Jahrmarkt' gedruckt; es hat mir sehr weh gethan, daß ers nicht weggelassen hat." Ueber „Brey" stellte sie im Februar Goethe zur Rede, wo dieser sie denn durch die Erklärung beruhigte, daß er weit entfernt gewesen sei, sie als Leonora schildern zu wollen. Herder selbst äußert sich in den Antworten an seine Gattin darüber nicht eingehender, mißbilligt nur, daß Goethe im achten Bande, der mit dem „Jahrmarktsfest" und „Pater Brey" beginnt, auch seine „jugendlichen Fratzen und Späße" habe drucken lassen.

Schließen wir ab! Da Goethes eigene Aeußerung über sein „Jahrmarktsfest" mit der Dichtung nicht stimmt, die etwas ganz anderes als eine „Sammlung belebter Epigramme" ist, da sich keine einzige Stelle auf eine bestimmte Person aus seinem Kreise, deren wir doch viele kennen, so deuten läßt, daß wir ihr treffenden Witz und schlagende Charakteristik nachrühmen dürfen, da die hereingebrachten, einen äußerst breiten Raum einnehmenden literarischen Beziehungen, abgesehen davon, daß Goethes Bericht von solchen

gar nicht spricht, Mercks Brief an Nicolai sie geradezu ausschließt, nichts weniger als deutlich, oft geradezu fade und Goethes Humor unwürdig sind, da wir, wenn solche überhaupt anzunehmen wären, viel schärfere, sich deutlich aussprechende, besonders gegen J. G. Jacobi, Schmid, Nicolai u. a. erwarten müßten, da das „Jahrmarktsfest" durch die Annahme solcher gleichsam unter der Decke spielenden Angriffe nicht gehoben, sondern in seiner durchsichtig klaren Komposition geradezu entstellt wird, müssen wir zu Gunsten des Gedichtes diese geschraubten Deutungen, von denen bei genauerer Betrachtung kaum eine die Probe hält, entschieden zurückweisen, und demnach dem Dichter zu Liebe seine sehr spät, ohne genaue Erinnerung an sein Gedicht gemachte Aeußerung als den Thatsachen widersprechend verwerfen, wie wir dies auch in manchen andern Fällen zu thun genöthigt sind. Wir erzeigen damit nicht allein dem genialen Ausbruch von Goethes humoristischer Laune einen Dienst, sondern treten auch der Sucht nach windigen Einfällen und haltlosen Deutungen entgegen, die, statt aus der Dichtung selbst das Verständniß zu gewinnen, nach äußern, nur zu oft rein eingebildeten Haltpunkten sucht und zu den fabelhaftesten Mißverständnissen führt, ja die Methode der Forschung wesentlich schädigt, den Sinn für das einfach Natürliche gefährdet. Ich kann Erich Schmid nicht helfen, hier gilt es Goethe zu Liebe seiner eigenen Aeußerung über eine vor vierzig Jahren gedichtete Schnurre nicht zu glauben, „ein herzhaftes ἀπιστεῖν".

Den 20. Juni 1884.

Satyros oder der vergötterte Waldteufel.

Der mit Lavaters Segen in die Welt gesandte, später als Lump von ihm verabscheute Kraftapostel Christof Kaufmann und Goethes Satyros, der nicht allein das Volk durch unverschämte Anmaßung, überschwängliche Naturverehrung und mystisches Feuer hinreißt, aber als gemeiner Lüstling entlarvt wird, bieten so viele übereinstimmende Züge, daß es nicht zu verwundern, wenn Goethes vertrauter Hausfreund Riemer es für unzweifelhaft halten konnte, in jenem Spottdrama sei jener „Panurg" gemeint, der das stolze Wort: „Man kann alles, was man will", zu bewahrheiten sich vermaß. Aus Riemers Aeußerung*) ergiebt sich, daß er diese Beziehung nicht aus Goethes Munde vernahm, obgleich es ihm nahe lag, auf Anlaß seiner Bemerkung im dreizehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit", er habe einen „tüchtigern und derbern Zunftgenossen" seines Pater Brey im Satyros dargestellt, nach der hier vorschwebenden Person zu fragen, besonders da Riemer vor dem Drucke dieses Buch nicht allein mit Goethe durchging, sondern ihm auch manche stilistische Aenderungen vorschlug. Aber Riemer wußte damals auch noch nicht, daß „Pater Brey" auf Leuchsenring gemünzt sei; er erfuhr es zuerst aus einer Aeußerung in Fr. Jacobis 1824 von Fr. Roth herausgegebenen „Auserlesenem Briefwechsel",**) scheint aber keine Gelegenheit gefunden zu haben, den Dichter über diesen und den wunderlichen Gesellen, den vergötterten Waldteufel, zu befragen. Die erste Kenntniß von Kaufmann erhielt Riemer ein Jahr nach Goethes Tode durch die von H. Hirzel herausgegebenen „Briefe von Goethe an Lavater"; drei Jahre später fand er weitere Kunde von ihm

*) Mittheilungen über Goethe II, 535.

**) Ebendas. 533.

in U. Hegners „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters“ und in Varnhagens von Ense „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“, wo ein auch in Goethes Nachlaß befindliches Epigramm des Dichters auf Kaufmann mitgetheilt wurde. Auch stieß ihm Kaufmann später in den Briefen Hamanns auf (der betreffende Band war längst vor Goethes Tod erschienen), und von Goethes persönlichem Zusammentreffen mit ihm zu Weimar entdeckte er Spuren im Tagebuche des Dichters. Nach den hieraus sich ergebenden Zügen dieses Lügenpropheten schien es ihm so unzweifelhaft, Satyros sei dessen dichterisches Abbild, daß er gar nicht fragte, ob die Zeitverhältnisse zu seiner Annahme stimmten, ob zu der Zeit, wo „Satyros“ entstand, Kaufmann bereits eine Rolle gespielt und in solcher Weise schon Goethe bekannt gewesen. Die Unmöglichkeit, daß dieser in seinem „Satyros“, den Riemer selbst**) 1773 setzt, den erst mehrere Jahre später auftretenden Kaufmann im Sinne gehabt, liegt klar vor. Die neuerdings geäußerte Vermuthung,**) Goethe habe, nachdem er mit dem ganzen weimarischen Hofe jenen als Lumpen erkannt, die auf sein äußeres Auftreten bezüglichen Verse nachträglich eingeschoben, entbehrt jedes Haltes und widerspricht der Art, wie sich Goethe gegen seine frühern Dichtungen verhielt; auch ist die betreffende Stelle so fest in die Dichtung eingefugt, daß sie nur gewaltsam aus ihr herausgerissen werden kann. Als er zu Weimar seine ältern ungedruckten Arbeiten vorlas, gab er sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, wenn er nicht etwa einmal, von übermüthiger Laune hingerissen, aus dem Stegreif etwas hinzufügte oder änderte, was er aber nicht in die Handschrift aufnahm.

Alle frühern Angaben über die Entstehungszeit des „Satyros“ schwebten in der Luft, nur das eine stand fest, daß diese vor die Reise nach Weimar fiel. Goethe selbst setzte ihn in dem im März 1819 entworfenen, in demselben Jahre am Schlusse der neuen Ausgabe gedruckten chronologischen Verzeichniß ins Jahr 1770, und so stand er auch in der „Chronologie“ unter den von 1769 bis 1773 entstandenen Schriften. Als man in dieser nach Goethes

*) Ebendas. 598.

**) Im neuen Reich 1879 II, 440.

Tod die Jahre genau unterschied, wurde er in die Zeit von 1773 bis 1774, unmittelbar nach „Pater Brey" gesetzt, weil Goethe gelegentlich in einem Briefe an Zelter ihn für gleichzeitig mit diesem und „Prometheus" ausgegeben. Erst ganz neuerdings haben wir einen urkundlichen gleichzeitigen Halt gewonnen. Nach der freilich nicht wortgetreuen, aber aus frischer Erinnerung in allen wesentlichen Punkten gemachten zuverlässigen Aufzeichnung, die Johanna Fahlmer im Mai 1774 an Fr. Jacobi sandte*), hatte Goethe den „Satyros" bereits geschrieben, als diese im September 1773**) mit Betti Jacobi nach Düsseldorf reiste. Er erwidert dort auf die Frage, ob er während dieser Abwesenheit nicht noch etwas Hübsches im Genre des Göttergesprächs [„Götter, Helden und Wieland"] komponirt habe: „Nichts, liebe Tante. Den ‚Satiros.' — Nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig." Den „Satyros" nennt er nur, weil dieser ihm allein von seinen neuesten scherzhaften Dichtungen einfiel, obgleich er nicht ganz in das „Genre" der Farze auf Wieland gehörte. Er muß aber nach seiner Aeußerung erst kurz vor der Abreise der Fahlmer fertig geworden sein, da er sonst unmöglich den Irrthum begehen konnte, diesen zu nennen. Bei aller Begierde, die Rede auf Goethes Posse „Das Unglück der Jacobis" zu bringen, müßte die Fahlmer bei der Erwähnung des „Satyros" doch gefragt haben, was dieser denn sei, wäre er ihr nicht bekannt gewesen. Ohne Zweifel hatte er ihr dieses, wie alles, was er seit seiner Bekanntschaft mit ihr gedichtet, mitgetheilt, und sie hatte ihn wohl abgeschrieben und ihrer Freundin nicht vorenthalten. Dadurch war denn das Stück auch in die Hände von Fr. Jacobi gekommen. Fällt somit die Dichtung in den Sommer 1773, so ergeben sich die versuchten, aber äußerst schwach begründeten Beziehungen desselben auf Basedow und Heinse als unmöglich; denn er lernte beide erst im folgenden Sommer persönlich kennen, wo er gleich ihre Bedeutung so zu schätzen wußte, daß er an eine Verspottung ihrer Eigenheiten nicht

*) Goethe-Jahrbuch II, 379 ff. Jacobis dort gegebener, für Wieland bestimmter „Auszug aus einem Briefe von Tante Fahlmer an Fritz Jacobi" muß wörtlich aus dem Briefe der Fahlmer genommen sein.

**) Meine „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit" 210.

denken konnte. Auch der Gedanke, den Haym hinwirft*), „Satyros“ beziehe sich auf die Untreue von Mercks Gattin, welche dieser erst im folgenden Jahre in der Schweiz entdeckte, wird schon durch die Zeit der Entstehung widerlegt, abgesehen davon, daß Goethe das „Ungeheure“, was dem Freunde begegnet war, nimmermehr so possenhaft hätte behandeln können, wäre es ihm überhaupt möglich gewesen, in einer seiner Dichtungen auf dieses entsetzliche Ereigniß hinzudeuten. Und was hat die versuchte Verführung, ja Nothzucht des Betrügers „Satyros“ mit dem wirklichen Ehebruch der Gattin des Freundes zu thun? Sehr wohl würde sich die jetzt feststehende Entstehungszeit des Stückes mit Scherers**) Beziehung auf Herder vertragen, aber diese ist an sich rein unmöglich.

Die Sucht, persönliche Beziehungen in Goethes Dramen, Romanen und sonst aufzuspüren, hat zu den traurigsten Mißverständnissen geführt. So unzweifelhaft es feststeht, daß Goethe wirkliche Personen, Zustände und Handlungen seiner Umgebung als Einschlag zu seinem dichterischen Gewebe verwandt hat, so verkehrt ist die Annahme, seine Dichtungen seien alle auf solche gebaut, seine Personen sämmtlich aus der Wirklichkeit genommen und nur dichterisch mehr oder weniger frei gestaltet, so daß man z. B. ohne weiteres fragen könne, welche Modelle bei allen einzelnen Personen von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ vorgeschwebt, und man die Lösung dieser Aufgabe für eine ernste Leistung hält. Das heißt die schöpferische Kraft des Dichters verkennen, dessen Gebilde in seiner geistigen Anschauung wurzeln, durch seine Einbildungskraft sich naturgemäß, nach seinem vorschwebenden Zwecke entwickeln, wenn sie auch aus seiner Aufnahme, Auffassung und lebendigen Aneignung der ihn umgebenden Welt ihre Lebenskraft gesogen; ist ja die äußere und innere Welt, wie für jeden Menschen, der auf seinen eigenen Füßen stehen will, so ganz besonders für den Dichter der unerschöpfliche Lebensborn. Goethe selbst hat sich darüber im Vorspiel auf dem Theater, das den „Faust“ einleitet, und in seinem „Tasso“ so bezeichnend ausge-

*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken I, 375, 3. Die schererische Deutung lehnt er mit Recht als seltsam ab.

**) Aus Goethes Frühzeit S. 43—68. Goethe-Jahrbuch I, 81—118.

sprochen, daß man ihn mit dem Versuche, bei seinen dichterisch ausgeprägten Personen auf Züge, die er aus der Wirklichkeit gewonnen, Jagd zu machen, und nicht zu ruhen, bis man alle Einzelheiten in der Wirklichkeit nachgewiesen, billig verschonen sollte. Wer sich ernstlich die Aufgabe stellt, in den „Lehrjahren" die Vorbilder aller dort auftretenden, von dem Zwecke der Dichtung geforderten Personen aufzuspüren, muß sich jeden Gedanken, wie der wahre Dichter schafft, aus dem Sinne geschlagen haben. Jede Dichtung ist als natürliche Entwicklung eines lebendigen Keimes anzuschauen und aus sich selber zu begreifen; erst wenn wir sie als einheitliches Ganzes durchdrungen haben, dürfen sich die neugierigen Fragen hervorwagen, welche besondere Beziehung bei der dichterischen Schöpfung mitgewirkt, welche persönliche Erfahrungen sich darein verschlungen, ja es kann zuweilen der Fall sein, daß einzelnes so wenig zur vollen Klarheit der Erscheinung gekommen, daß erst durch solche zu Grunde liegende Verhältnisse die Absicht des Dichters verstanden wird. Je vollendeter eine Dichtung, um so weniger wird sie solcher äußerlichen Mittel zu ihrer Auffassung bedürfen, wenn man nur, woran es leider so sehr fehlt, sich ganz hineinzuversetzen weiß, nicht herausliest, was man selbst hineingelegt, sondern, den Spuren des Dichters folgend, sie so erfaßt, wie sie aus seiner dichterisch gestimmten Seele geflossen. Will man dagegen, statt diesem naturgemäßen Wege zu folgen, bloß mit Hülfe überlieferter Thatsachen sich des Innern der Dichtung bemächtigen, das Verständniß nach diesen modeln, so kann man nur zu einem Zerrbilde gelangen, vor welchem der Dichter selbst sich schaudernd verhüllt. Je mehr sich der Scharfsinn anstrengt, auf seiner Fährte vorzudringen, um so mehr wird sich die Dichtung verschieben, ja er wird sogar beim Verfolgen der Wirklichkeit in der Dichtung aus letzterer selbst die überlieferte thatsächliche Wahrheit sich willkürlich zurecht legen, und so in beiden gleichen Schaden anrichten. Eine solche die wahre Einsicht verkümmernde Willkür abzuwehren ist für den, dem die Förderung des Verständnisses Goethes am Herzen liegt, eine um so dringendere Pflicht, als der Meister seine Schüler auf falsche Bahnen bringt und auch Fernstehende durch die Sicherheit seiner Behauptung und den aufgewandten Scharfsinn besticht.

Eines der schlagendsten Beispiele solcher auf einem bloßen Einfalle beruhenden Mißdeutungen ist Scherers Auffassung des „Satyros". Wer die aus frischer Kraft strömende Dichtung lebendig auf sich wirken läßt, kann in Satyros nur einen gemeinen Abenteurer sehen, der durch unverschämte Anmaßung seine Herrschsucht und durch süße Empfindsamkeit seine prickelnde Lust zu befriedigen sucht, der in gewissenloser Selbstsucht die Menge bethört, die Frauen verführt. Wie von diesem Standpunkte aus das ganze humoristische Drama und die zum Theil gegensätzlich ausgeführten, aus der Handlung hervorwachsenden Charaktere dichterisches Leben gewinnen, ist früher von mir nachgewiesen worden.*) Eine Vergleichung mit Scherers Deutung zeigt, welche Gewalt er der frisch aus ihrem Keim sich entwickelnden Dichtung anthut, wodurch er die schöne, wohl berechnete Komposition zerstört, wie er so vieles einzelne, das aus dem vorschwebenden Plane nothwendig hervorwächst, durch persönliche Beziehungen verunstaltet, um nur einen unglücklichen Einfall durchzuführen, auf den er nie hätte kommen sollen, den seltsamen Gedanken, daß der als gemeiner Lump, als abenteuernder Bethörer des Volkes und der Frauen geschilderte Satyros ein Abbild von Herder sei, von dem Manne, in welchem Goethe auch in den Stunden, wo er gegen ihn am ärgsten verstimmt war, noch immer den genialen Kopf verehrte, der, mochte er auch nur zu häufig durch seine herbe Laune, sein überstarkes Selbstgefühl, sein träumerisches Gebaren und andere Wunderlichkeiten sich und andern das Leben verbittern, doch von edler, reiner Gesinnung durchdrungen, von hohen Gefühlen und tiefen Anschauungen erfüllt, von glühendem Streben nach humaner Wirksamkeit durch Wort und That gehoben wurde, nie zum selbstsüchtigen Lumpen, zum gewissenlosen Betrüger und geilen Verführer, zum Thiere Satyros herabsinken konnte. Bild und Abbild müssen sich doch in den Hauptzügen entsprechen; davon könnte aber hier so wenig die Rede sein, daß sie im schärfsten Gegensatze zu einander ständen. Mag Scherer immer behaupten**), es handle sich nicht um den wirklichen Herder, sondern

*) Neue Goethestudien 33—62.

*) Goethe-Jahrbuch 97.

um den in Goethes Vorstellung zur Zeit der Abfassung lebenden, so arg konnte Goethe ihn nicht verkennen, daß er ihn in sein gerades Gegentheil verkehrte, wodurch auch die Dichtung ihre Spitze verloren haben, zur albernsten Posse geworden sein würde. Es hilft nichts, daß er fernerer Forschung die Aufgabe zuweist, zu zeigen, wie weit Herder als Modell gedient habe; vom Modell müssen doch die hervorstechendsten Züge benutzt werden, die seinen charakteristischen Typus bilden, aber Herder und Satyros gleichen sich wie Achill und Thersites. Scherer bemerkt selbst, das Natürliche werde immer sein, den Gang einzuhalten, in welchem der Künstler seine Gestalten vor uns auftreten und sich enthüllen läßt, aber dies hat er gerade nicht gethan: er ist mit dem Einfall, Herder sei Satyros, an die Dichtung gegangen und hat, statt die innere Entwicklung der Charaktere und der Handlung zu beachten, bloß nach solchen Spuren gehascht, in denen er Züge von Herder sehen zu können sich freute. Freilich will er nichts weniger als „alle Scheußlichkeiten" des Satyros Herder zuschreiben, aber wenn Satyros Herder sein soll, so muß doch die eigentliche Triebkraft in beiden dieselbe, Herder ein solcher gewissenloser Lump, Betrüger und Verführer wie Satyros sein. Hiermit allein ist Scherers Einfall so entschieden abgethan, wie man es zu Goethes und Herders Ehre nur verlangen kann. Was soll aus der Wissenschaft werden, wenn ihre Hauptvertreter solche Schaumblasen aufregen! Scherer hält es für „geboten, daß man den Weg ins Unsichere nicht scheue"; freilich, wo die Sache es bedingt, nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß man dadurch keinen festen Boden gewinnt, und immer das thatsächlich Gegebene zum Leitsterne nehmen, nie zu einer Annahme sich hinreißen lassen, die diesem zuwiderläuft.

Doch sehen wir, wie Scherer auf seinen Einfall gekommen. Er verräth es uns selbst unwillkürlich in der Aeußerung: „Wenn die Herzogin Anna Amalia, nach Mercks Anwesenheit bei ihr im Sommer 1779, brieflich an Merck (2, 166 vom 2. August) Herdern ‚Satyros' nennt, wenn die Göchhausen ebenfalls an Merck dieselbe Persönlichkeit als ‚General—s' bezeichnet (1, 186 vom 22. Oktober 1779), so sollte ich denken, wir wüßten genug. Vgl.

Düntzer S. 56 f."*) Ich habe mich wohl gehütet, aus dem Spitznamen einen solchen unberechtigten Schluß zu ziehen. Wie soll man es nennen, wenn Scherer verschweigt, daß an der erstgenannten Stelle auch von einem „Jupiter-Sus" und einem „Prinzen Rasselas" die Rede ist, obgleich diese Spitznamen zur Beurtheilung des „Satyros" von wesentlicher Bedeutung sind. Aus den beiden angeführten Briefen ergiebt sich, daß es während Mercks Anwesenheit zu Ettersburg, wo Wieland, Herder und Knebel zusammentrafen, zu lustigen Auftritten gekommen, man den drei genannten übel mitspielte, und alle drei mit Spitznamen bezeichnete. Es geschah dieses vielleicht am Abend des 12., wo (es war der Vorabend von Mercks Abreise) wieder Goethes „Iphigenie" gespielt wurde, in welcher Knebel den Thoas gab. Daß dieser verstimmt war, sehen wir aus Goethes Tagebuch vom 13., wonach der Herzog letzterm eine mit Knebel gehaltene Unterredung mittheilte, womit es in Verbindung stehen muß, daß Goethe nachmittags Aphorismen an Knebel und ein Zettelchen an dessen Zögling, den Prinzen Konstantin, schrieb. Auf Knebel ganz besonders bezieht sich auch die Tagebuchbemerkung, außer dem Herzog sei in Weimar niemand im Werden begriffen. Er gerade ist unter dem „Prinzen Rasselas" zu verstehen, von dem die Herzogin Amalia im angeführten Briefe sagt, er schäme sich wie ein Pudel (und zeige sich nicht). Drittehalb Monate später schreibt die Göchhausen: „Prinz Rasselas hat Buße gethan und, wie es scheint, sich wieder zu den Bergbewohnern bekehrt." Den Namen hatte er von dem Helden des johnsonschen philosophischen Romans „History of Rasselas, prince of Abyssinia" erhalten, mit welchem der träumerische, unzufriedene, in unendlichen Betrachtungen sich gern ergehende und sich oft zurückziehende Knebel manche Aehnlichkeit hatte. Vorhergeht im Briefe der Herzogin die Aeußerung: „Von dem Satyros weiß ich nichts, ist er todt oder lebend, ich bin nun in der Verdammniß. Den Jupiter Sus habe ich auch seitdem nicht wieder gesehen; er sollte heute zu mir kommen, war aber verreiset." Jupiter Sus kann nur Wieland sein. Wir wissen, daß es am Abend des 12. Juli scharf herging. Merck berichtet, er habe Wie-

*) Frühzeit 44.

land wegen seines Streites mit Nicolai (über dessen „Bunkel") an einer Tafel von zwanzig Personen eine Stunde lang „in die Pfanne gehauen"*). Aber auch die übrigen müssen ihm arg mitgespielt haben, da er gerade an Merck, der nach dessen eigner Angabe ihn mit solcher „Grausamkeit" verfolgt hatte, als ob er von diesem am wenigsten verletzt wäre, den 19. August schrieb, die Entfernung, worin er sich bisher von Ettersburg gehalten, sei nöthig und schicklich gewesen, und er habe sich in sein Erinnerungsbuch die Regel geschrieben, keiner seines Gleichen solle länger als 3 Tage zum Besuche bei Fürsten sein. Aber in demselben Ettersburg erlaubte man sich drei Wochen später einen groben Scherz mit einer Arie aus Wielands „Abderite", welcher ihn zur Klage über den „unsaubern Geist der Polissonerie und der Fratze" veranlaßte, der in seine Obern gefahren sei. Bei Mercks Anwesenheit muß der Ausdruck Jupiter Sus gefallen sein, ohne Zweifel zur Bezeichnung des Höchsten und Gemeinsten; vielleicht ließ es Wieland sich in seinem Eifer wider Nicolais Uebersetzung des „Bunkel" entfahren, der ein so frommer Christ und doch ein genußsüchtiger Mensch sei, wo denn seine so wunderliche Zusammenstellung mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Nicht selten werden Spitznamen gerade von solchen Worten hergenommen, die der Betreffende in auffallender Weise gebraucht oder betont, und so könnte man in der übermüthigen Laune jenes Abends auch Wieland von einer solchen seltsamen Bezeichnung den Namen gegeben haben.**) Jedenfalls hat er diesen Namen nicht von einer Dichtung erhalten, die in jenem Kreise gelesen wurde. Derselbe lustige Abend, der die Spitznamen „Prinz Rasselas" und „Jupiter Sus" aufbrachte, dürfte auch Herders Bezeichnung als Satyros veranlaßt haben, die freilich die Kenntniß des goetheschen Dramas bei der ettersburger Tafelrunde voraussetzt, aber nichts weniger, als daß dieser Spitzname auf der Gewißheit beruht habe, Herder sei von Goethe unter der Gestalt des Satyros verspottet worden. Wie weit man auch im Kreise der Herzogin-Mutter den Scherz

*) Meine „Freundesbilder aus Goethes Leben" 339.

*) Goethe schreibt am Morgen des 13. Juli von Ettersburg an Frau von Stein, mit Wieland sei ein lustiger Streich passirt.

trieb, eine solche Plumpheit, ja Roheit mit Scherer anzunehmen, sind wir durch nichts berechtigt. Hätte man wirklich in Erfahrung gebracht, Herder habe im „Satyros" Goethe als Modell gesessen, so wäre es für beide gleich beleidigend gewesen, dies auf solche Weise kund zu geben. Und zugleich völlig witzlos: denn wo steckte die Laune, hätte man Herder den Namen als Spitznamen gegeben, unter welchem Goethe vor sechs Jahren ihn in einem satirischen Drama dargestellt hatte? Der Witz liegt gerade in der augenblicklich in guter Laune aufgefundenen Aehnlichkeit oder einer andern sich zufällig aufdringenden Beziehung. Wir stellten eine Vermuthung auf, wie Wieland zu seinem Jupiter Sus gekommen. Knebel bot, wie bemerkt, manche Züge des johnsonschen Rasselas, und so konnte auch nur eine wenngleich entfernte Aehnlichkeit Herders mit dem Helden des goetheschen „Satyros" zu diesem Spitznamen Veranlassung geben. Man führe dagegen nicht Mercks Bezeichnung als Mephistopheles an; Goethe selbst hatte ihm diesen Namen gegeben, weil er die kritische Schärfe, mit welcher Merck die Schwächen erkannte und traf, dem von der Sage überlieferten höllischen Begleiter seines Faust als charakteristische Eigenthümlichkeit gegeben hatte, und da mochten Wieland u. a. in ihrer Laune sich darin gefallen, das teuflische Bild des Mephistopheles in seiner Person weiter auszuführen, ihm Hörner und Klauen beizulegen. Können wir auch nicht mit Sicherheit sagen, wie Herder zum Spitznamen Satyros gekommen, so bietet sich doch ungesucht eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung dar. In dem sich viel mit literarischen Dingen beschäftigenden Kreise der Herzogin-Mutter (man denke nur an den Spott, den sie sich mit Jacobis „Woldemar" erlaubte*), mochte die Unterhaltung auch auf Herders „Aelteste Urkunde" führen, in deren erstem Theile er die biblische Schöpfungsgeschichte als ein Gemälde der Morgenröthe, ein Bild des werdenden Tages in schwungvoller Sprache mit scharfer Zurückweisung der bisherigen Deutungen, besonders auch des „Alterthumsfratzhypothesengeistes" von Michaelis, dargestellt, sich mit Bitterkeit gegen den Unglauben der Zeit und

*) Vgl. ihren Brief an Merck vom 4. November 1779. Goesches „Archiv für die Literaturgeschichte" I, 314 ff.

die in der herrschenden Metaphysik zu Tage tretenden Dürre des Verstandes ausgesprochen und sich zum Verkündiger der Thatsachen Gottes, zum berufenen Ausleger seiner Offenbarung aufgeworfen hatte. Lag schon hierin ein Vergleichungspunkt mit Goethes Satyros, der mit solcher Verachtung der bestehenden Zustände sein Naturevangelium verkündet und im schwulstigen Tone die Schöpfungsgeschichte vorträgt, so dürfte die Art, wie Herder seine angegriffene Lehre gegen alle als beschränkt zurückgewiesene Gründe, bei denen es auch an Scherz und Spott nicht fehlen mochte, mit rücksichtslosem Selbstbewußtsein vertheidigte, die übermüthige Laune zu dem Spitznamen Satyros gereizt haben, der weniger verletzend war, wenn auch Merck als Mephistopheles figurirte, Wieland sich den Jupiter Sus, Knebel den Prinzen Rasselas gefallen lassen mußte, wie die Göchhausen als Thusnelda, die Herzogin als Olympia begrüßt wurde, und an Spitznamen der übrigen Theilnehmer der Tafelrunde, selbst Goethes und des Herzogs, wird es kaum gefehlt haben. Für Goethe lag die Bezeichnung als Faust sehr nahe (schon im Dezember 1775 hatte Einsiedel in einem Scherzgedicht von ihm gesagt, er „parodire sich als Doktor Faust" und Wieland im folgenden Januar ihn als Zauberer geschildert*), er selbst nennt sich im folgenden Jahre mit Beziehnung auf den Magier in Voltaires komischem Roman Le taureau blanc den „weisen Mambres". Die Göchhausen und die heitere Herzogin-Mutter waren in solchen Scherzen sehr erfinderisch und kühn. Wurde der Name Satyros in der angegebenen Beziehung, auf welche ich schon längst hingewiesen habe, Herder gegeben, so konnte er nicht beleidigend sein, wie er es im höchsten Grade gewesen wäre, hätte er darauf gedeutet, Goethe habe im Satyros und in der Psyche, wie wir Scherer glauben sollen, den Generalsuperintendenten und Konsistorialrath Weimars und dessen hochehrwürdige Gattin gemeint, dieser sei das Vorbild jenes schlechten Kerles, seine Frau der leicht bethörten Psyche gewesen. So wenig Knebel, der Erzieher des Prinzen, der wirkliche abessinische Prinz, so wenig der Hofrath

*) Freundesbilder S. 312 f.
**) Frühzeit 43.

und ehemalige Erzieher des Herzogs Wieland, dessen Ruhm bis ins Ausland gedrungen war, ein Jupiter Sus ist, was eben nichts als eine launige Bezeichnung des Höchsten und Niedrigsten, so wenig darf Herder des Spitznamens wegen als Modell des gemeinen Satyros gelten, wie Scherer kurzweg ohne alle Berücksichtigung der Verhältnisse annimmt, wobei er sich darauf etwas zu Gute thut, daß er die Momente, die ich in der Hand gehabt, zu benutzen (ich meine zu mißbrauchen) verstanden.

Ein anderer Beweis, daß Herder im „Satyros" nicht gemeint sein kann, liegt darin, daß Goethe so wenig mit dieser Dichtung zurückhielt, daß sie im Hofkreise, wie wir sahen, allgemein bekannt war. Schon am 30. Oktober 1777 las er nach Ausweis des Tagebuches vor dem Herzog, Corona Schröter und deren Gesellschafterin das Stück*), zu einer Zeit, wo er mit Herder auf bestem Fuße stand**), dreizehn Monate, nachdem dieser durch sein standhaftes Durchsetzen die bedeutendste geistliche Stelle in Weimar erhalten und angetreten hatte. Wie hätte Goethe dies thun können, hätte er sich sagen müssen, sein Freund, der Generalsuperintendent und Konsistorialrath, mit dessen Gattin habe vor vier Jahren dazu als Modell gesessen. Scherer selbst legt***) darauf Gewicht, daß der Dichter den „Satyros" erst lange nach Herders Tod habe drucken lassen, wobei er freilich übersieht, daß das Stück zur Zeit der Herausgabe seiner „Schriften" ihm verkommen war, er es vergebens aus dem Gedächtnisse, doch wohl zur Herausgabe, herzustellen versucht hatte.†) Dennoch soll er es ohne Noth nicht bloß dem Herzog allein, sondern in Gesellschaft zweier Damen vorgelesen haben. Mit welcher Befangenheit, ja Beschämung hätte er es thun müssen,

*) Die Eintragung lautet: „Eingenommen. Der Herzog aß im Garten bei mir. Kamen Krone und Mine. ‚Satyros' gelesen. Abend am ‚Meister' geschrieben." Freilich wird hier nicht ausdrücklich gesagt, daß die beiden Damen gekommen, als der Herzog noch bei Goethe gewesen, ja nicht einmal, daß er den „Satyros" vorgelesen. Aber daß er den „Satyros" für sich gelesen, ist kaum anzunehmen, und da Goethe unwohl war, wird der Herzog ihm längere Zeit Gesellschaft geleistet, erst am Abend ihn mit den Damen verlassen haben.

**) Vgl. das Tagebuch vom 27.

***) Goethe-Jahrbuch 107.

†) Vgl. Brief an Jacobi vom 11. Januar 1808.

wenn er sich der Beziehung auf Herder bewußt gewesen wäre! Doch Scherer weiß sich zu helfen. Merck soll, während er mit Goethe und dem Herzog auf der Wartburg war (am 25. September), dem letztern von „Satyros" gesprochen und dadurch das Verlangen in ihm erregt haben, das Stück zu hören; daß es auf Herder gehe, habe er noch nicht verrathen. Wir wissen nicht einmal, ob Merck das Stück kannte, da es, wie wir sahen, in den Sommer 1773 fällt*), demnach während seiner petersburger Reise gedichtet wurde; trotzdem behauptet Scherer, dieser habe gewußt, daß es auf Herder gehe, es aber erst 1779 während seiner Anwesenheit zu Ettersburg ausgeplaudert. Dagegen meint Pröhle, der von Scherers Herder-Satyros überzeugt ist**), der boshafte Heinse habe dies schon im Sommer 1778 in Mercks Gegenwart der Herzogin und der Göchhausen bei ihrer Anwesenheit zu Düsseldorf verrathen. Aber daß die Herzogin gewußt, Herder sei das Modell zum Satyros, stützt sich eben nur auf die von uns zurückgewiesene Mißdeutung. Will man einen Grund vermuthen, weshalb Goethe gerade damals den „Satyros" vorgelesen, so liegt dieser viel näher. Von der Lumperei Kaufmanns war man damals in Weimar allgemein überzeugt, besonders auch Goethe, wie der Brief Wielands an Merck vom 22. September 1777 zeigt. Freilich könnte Merck, der gleichfalls gegen den Kraftapostel erbittert war, an den „Satyros" erinnert haben, worin Goethe diesen Lumpen gleichsam vorgeschaut habe, aber zu einer solchen Vermuthung liegt eben kein Grund vor: Goethe selbst mußte die Aehnlichkeit auffallen, und so konnte er leicht veranlaßt werden, dem Herzog, der selbst von Kaufmann betrogen worden war, die ältere Dichtung zum Besten zu geben. Für die Damen wurde sie wohl noch besonders dadurch anziehend, daß Goethe dabei

*) Scherer setzte es Goethe-Jahrbuch 117 f. kurz vor Mercks Abreise (7. Mai), in den April oder Anfang Mai. Aber seit dem 15. April war Goethe in Darmstadt, wo er bis nach Herders Trauung am 2. Mai blieb. Herder kam dahin am 26. April. Wie kann man es für möglich halten, daß Goethe in dieser Zeit oder gar nach der Trauung den „Satyros" geschrieben, wenn er gegen Herder gerichtet gewesen wäre? Er befand sich damals in elegischer, zum Theil in verzweifelnder Stimmung über Herders Kälte.

**) Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung" 1879 Nr. 45 (3, 1).

auch des niederträchtigen Lügenpropheten aus Winterthur gedachte, der in ähnlicher Weise aufgetreten sei und die Welt betrogen habe. Doch liegt kein Beweis vor, daß er damals zuerst den „Satyros“ vorgelesen. Der Herzog ließ sich auch sonst ungedruckte Dichtungen Goethes, die ihm zusagten (und wer die Neigung des Herzogs kennt, muß dies gerade von „Satyros“ annehmen), mehrmal vortragen, und so könnte er diesen veranlaßt haben, gerade dieses Spottdrama der geistvollen Sängerin und Schauspielerin in seiner genialen Art vorzustellen; denn welche Wirkung mußte das Stück aus Goethes Munde üben! Goethes Tagebücher sind nicht so vollständig, daß die Nichterwähnung als Beweis dienen könnte, diesmal habe der Dichter zuerst das Stück vorgelesen. Dazu könnte man sich denken, daß bei dem „Spiel und Vorlesen“ in der Gesellschaft des Herzogs am 24. Oktober 1776 auch der „Satyros“ vorgekommen, ja mit noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß in den Tagen vom 11. bis zum 21., wo Goethe dem an einem Hundebisse leidenden Herzog den größten Theil des Tages Gesellschaft leisten mußte, er auch den „Satyros“ ihm zur Unterhaltung vorgelesen. Wir geben auf diese Vermuthungen gar nichts, sie sollen nur die Möglichkeit begründen, daß trotz des Tagebuches, das ja erst im März 1776 beginnt, Goethe den „Satyros“ schon früher vorgelesen haben könne. Doch kehren wir zur einzigen feststehenden Vorlesung zurück. Wäre Satyros auch nur ein entferntes Abbild Herders gewesen, Goethe hätte es nicht über sich gebracht, das Stück am weimarischen Hofe vorzulesen, wie er auch den schon gedruckten „Pater Brey“, der wirklich eine Beziehung auf Herder und dessen Gattin hatte, weder vorlas noch zur Aufführung brachte, obgleich er nicht gegen Herder gerichtet und es sogar zweifelhaft war, ob jemand am weimarischen Hofe, außer Herder und seiner Gattin, die Beziehung auf Leuchsenring kannte. Wann die Herzogin-Mutter den „Satyros“ kennen lernte, wissen wir nicht; für die Annahme, dies sei erst während Mercks Aufenthalte zu Ettersburg im Jahre 1779 geschehen, liegt kein haltbarer Grund vor.

Die Hauptpfeiler von Scherers luftigem Gebäude haben wir durch den Nachweis zerstört, daß der Spitzname Herders eher gegen als für die ungeheuerliche Annahme spricht, dieser sei das Modell zum Satyros gewesen. Alles andere, was als Nebenbeweis bei-

gebracht wird, könnten wir zur Seite lassen, da es ohne diesen Halt keine Bedeutung hat, aber wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, auch hierauf einzugehen. Aus dem Namen des empfindsamen Mädchens, Psyche, schließt Scherer, unter diesem sei Karoline Flachsland, Herders Braut, gemeint; denn Goethe habe diese in einem sie betreffenden Gedichte als Psyche bezeichnet und im darmstädtischen Kreise sei sie unter diesem Namen bekannt gewesen. Auch hier hat Scherer die Thatsachen, deren er sich bedient, dadurch in ein falsches Licht gerückt, daß er sie aus ihrem Zusammenhange gerissen. Er verschweigt, daß alle Namen des Stückes mit Ausnahme des nicht benannten Eremiten, gleich Satyros, griechisch sind. Der Priester heißt Hermes, dessen Gattin führt den aus der Mythologie bekannten, auf gute Gaben deutenden Namen Eudora (vgl. Pandora, Polydora), den wir z. B. in J. G. Jacobis Erzählung „Charmides und Theone“ finden, die im Januarhefte 1773 des „Merkur“, also ein halbes Jahr vor der Dichtung des „Satyros“, erschienen. Von den Mädchen heißt das verständigere Arsinoe, die Kluge, ein in der griechischen Mythologie und Geschichte geläufiger Name, das empfindsame, seelenhaftere wird mit dem Namen der Geliebten des Liebesgottes, Psyche, bezeichnet. Wie konnte in diesem Zusammenhange jemand daran denken, Psyche deute auf ein wirkliches Mädchen, dem man den dichterischen Namen gegeben? Und weshalb sollte Goethe bei dem Namen der Geliebten eine solche Hindeutung auf die wirkliche Person gegeben haben, die er beim Satyros vermied. Auch in „Pater Brey“ führen alle Personen solche Namen, die ohne jede Beziehung auf die wirklichen gewählt sind. Die ganze Heranziehung des Namens Psyche ergibt sich somit als bodenlos. Und wie verhält es sich mit dem Namen Psyche als stehender Bezeichnung von Karoline Flachsland? Karoline schreibt den 4. Juni 1771 an Herder: Gleim, der mit Wieland auf der Reise nach Thalehrenbreitstein in ihrem Hause gewesen, habe sie „ein gutes Mädchen, Psyche“ genannt (wohl mit Beziehung auf Wielands „Agathon“*)), und wolle ihr ein Liedchen singen, worauf

*) Dort heißt es von Psyche (VII, 5): „So müßte die Unschuld aussehen, wenn sie, um sichtbar zu werden, die Gestalt einer Grazie entlehnte.“

Herder erwidert: „Gleim will Psyche singen!“ Schon vorher hatte Leuchsenring sie auf einem Zettelchen so genannt. „Stoßen Sie sich nicht an den Namen Psyche!“ schreibt Karoline ihrem Verlobten im Dezember 1771; „er hat mir ihn gegeben den Tag, da Sie von Straßburg kamen, und ich zu Ihnen in Mercks Zimmerchen flog.“ Herder selbst nannte sie, als er das Lied „Süßer Wahn“ in den göttinger Musenalmanach gab, Psyche; hier scheint ursprünglich Lina gestanden zu haben: denn nur darauf kann sich Karolinens Bemerkung vom 9. März 1772 beziehen, Herder habe die Verse: „Auch Psyche, Psyche trüge, Sie täusche auch“, boshaft verändert, mit der weitern Aeußerung: „Das war böse! Aber bin ich auch Psyche? Lächle doch nicht über diese Frage! Ich bin ein Mädchen.“ Sonderbar nennt Herder darauf das Lied geradezu „Psyche“ (S. 209), Karoline aber bemerkt mit Beziehung auf jene Verse: „O Psyche täuscht dich nicht, ihren einzigen Freund.“ Herder setzte demnach bei der Veröffentlichung des Liedes den poetischen Namen Psyche, um den wirklichen zu vermeiden. Als Goethe von Wetzlar aus drei Gedichte an die darmstädtischen Freundinnen sandte, von denen die eine als Urania, die andere als Lila besungen wurde, nannte er Karolinen Psyche, nicht mit Beziehung darauf, daß man ihr schon früher diesen Namen gegeben, sondern nach Wielands „Agathon“ mit Hindeutung auf ihre seelenhafte Empfindsamkeit. Während die Freunde und Freundinnen sich dort voll „warmer Jugendfreude“ die Hände drücken und „einander anglühen“, verliert sich Psyche, „trauernd um den Abwesenden“, zwischen Felsen. Herder, den Goethes Gedicht arg verstimmte, richtete dagegen ein anderes an seine „liebste Psyche“. Im Juli 1772 schrieb Karoline, mit offenbarer Beziehung auf „Agathon“, an Herder: „Ach, wenn doch irgend ein Heim wäre, wo deine arme Psyche das alles nur einen Augenblick mit dir theilen könnte u. s. w.“ Weiter findet sich der Name Psyche für Karolinen nicht mehr. Trotzdem behauptet Scherer*): „Karoline Flachsland wurde im goetheschen Freundeskreise und sonst Psyche genannt.“ Goethe nannte sie Psyche nur in dem aus Wetzlar gesandten Gedichte; davon, daß er sonst,

*) Goethe-Jahrbuch 92.

daß Merck und Goethes übrige Freunde sie also bezeichnet, findet sich nicht die geringste Spur; die von Scherer weislich bloß nach Seitenzahlen angeführten Stellen bieten dafür keinen Beweis. Ist Scherers Vordersatz falsch, so fehlt jeder Halt des selbst bei dessen Richtigkeit sich nicht daraus ergebenden Schlusses: „Wenn Goethe daher nicht wollte, daß die Psyche des Satyros von dem engsten Freundeskreise, zu welchem Merck gehörte, auf Karoline Herder [Flachsland] gedeutet würde, so handelte er thöricht. Er mußte wissen, daß er das Urtheil seines Publikums durch den Namen irre führte, und er konnte nicht wollen, daß eine Unschuldige hineingezogen würde. Das absichtliche Verbergen auf Kosten ganz Unbetheiligter ist der unedelste Gebrauch der Pseudonymität." Wie kann man denn von Pseudonymität sprechen? Thöricht wäre derjenige gewesen, der, obgleich alle Namen griechisch und bedeutsam sind, einen derselben auf ein Mädchen bezogen hätte, das im Freundeskreise diesen Namen führte, der durch Wielands „Agathon" eine so gangbare Galanterie geworden, daß dieser selbst eine geliebte Freundin, Frau von Bechtolsheim, mit demselben bezeichnete*), er Gleim und Leuchsenring gleich zur Hand war, und man darnach auch zum Verkleinerungsworte Psycharion griff. So wenig Goethe mit der Bezeichnung Satyros auf Herders Namen deutete, noch weniger konnte es ihm einfallen, dem Freundeskreise durch den bei Geliebten so nahe liegenden dichterischen Namen Psyche darauf hinzudeuten, daß er Karolinen im Sinne habe. Wäre ihnen wirklich die von Scherer heraufbeschworene Beziehung des Satyros klar gewesen, wie dieser annimmt, so hätte es auch eines solchen plumpen Mittels nicht bedurft. Und müßten wir nicht vielmehr eine Namensbeziehung eher bei der Hauptperson erwarten? Aber für jeden, der sehen will, ist es klar, daß die griechischen Namen nicht wirkliche Personen namentlich kennzeichnen sollen.

Fallen die aus Herders Spitznamen und der griechischen Bezeichnung des empfindsamen Mädchens als Psyche hergenommenen Gründe als mißverständlich weg, so können noch weniger die auf-

*) Vgl. die beiden Gedichte An Psyche im „Merkur" April 1774 und Januar 1776.

gespürten Vergleichungspunkte zwischen Goethes genialem Freunde und dem herrschsüchtigen und geilen Lumpen des Stückes für eine solche jedem gesunden Sinne widerwärtige Ansicht zeugen. Die Beziehung auf Herders „Aelteste Urkunde" erledigt sich dadurch, daß diese ein Jahr später als „Satyros" fällt. Aber was kann dies Scherers Eifer anhaben, der sogar, um eine möglichst weite Fundgrube zu Vergleichungen zu finden, noch den vierten 1776 erschienenen Theil heranzieht, da Goethe bestimmte Aeußerungen, die doch größtentheils erst aus dem Zusammenhang der Rede sich ergeben, schon in Straßburg aus Herders Munde vernommen haben könnte.*) Daß Goethe schon in den Jahren 1770 und 1771 etwas von Herders Ausdeutung der biblischen Schöpfungsgeschichte vernommen, wissen wir nicht; in seinen Briefen findet sich nicht der leiseste Anklang daran. Das von Scherer aus dem Jahre 1769 angeführte Gedicht Herders kann dies am wenigsten beweisen. Ganz ungehörig ist es, wenn Scherer Mercks scharfe Aeußerungen über eine Schrift Herders, die zur Zeit des „Satyros" noch nicht erschienen war, ins Feld führt; denn gerade die Art, wie Herder der Welt seine Ansicht offenbarte, das „Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese" war es, was Merck gegen ihn aufbrachte, nicht die Vermuthung selbst, ja Goethe, auf den es hier allein ankommen kann, wurde durch den Ton der „Aeltesten Urkunde" so wenig verstimmt, daß er urtheilte, Herder habe „in den Tiefen seiner Empfindung alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führe sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt". Dies stimmt nicht zu dem auf Bethörung der Welt berechneten mystischen Schwall des Satyros, in welchem er am wenigsten auf eine noch gar nicht erschienene, Goethe und Merck überraschende Schrift hindeuten konnte. Aber solche Erwägungen, denen eine gesunde Methode der Forschung sich nie entziehen kann,

*) Scherers Schüler Minor und Sauer haben dies noch weiter getrieben, ohne irgend etwas dieser Art beweisen zu können. Durch Annahme solcher Unglaublichkeiten beginnt die Goetheforschung zum losesten Spiel trotz alles gelehrten, aber eben verkehrten Aufwandes zu werden.

kümmern Scherer so wenig, daß er sogar die ein Jahr spätere briefliche Vergleichung von Herders Darstellung mit orphischem Gesang mit der Stelle zusammenbringt, wo Satyros „sich selbst als Orpheus besinge".*) Allein Satyros rühmt sich nur, sein himmlischer Gesang habe die ganze ihn umgebende Natur („Fels und Wald und Fluß") gerührt, wie nach Vergil**) die Natur auf den Gesang des Apoll und Orpheus horcht. Es verlohnt nicht der Mühe, auf alle von Scherer aufgeführten wunderlichen Aehnlichkeiten einzugehen, in denen er selbst in dem Falle viel zu weit gehen würde, wenn sein Satz, Satyros ist Herder, feststände.

Nur einiges sei der Seltsamkeit wegen erwähnt. Wenn Satyros dem Eremiten seine Pflege und Sorge so übel durch Raub vergilt, so soll dies sein Vorbild darin haben, daß Herder seinen durch die lange und schmerzliche verfehlte Kur erregten verzweifelnden Unmuth gegen die ihn besuchenden Freunde ausließ. Wie elend müßte es mit Goethes Erfindung bestellt gewesen sein, wenn er zu dem niederträchtigen Undank des Lumpen Satyros einer solchen Grundlage bedurft hätte! Die Reden zwischen der empfindsamen Psyche und dem auf Bethörung des Mädchens spekulirenden Satyros erscheinen Scherer „wie eine poetische Dichtung und Steigerung der Korrespondenz zwischen Herder und seiner Braut", in welche doch Goethe gar keine Einsicht hatte! Und wozu diese ganze Annahme als zu Liebe des schererschen Einfalls? Hatte etwa Goethe nicht Liebeserfahrung und Dichterkraft genug, das aus eigenen Mitteln zu leisten, was nicht die Abschilderung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut, sondern der dramatische Zusammenhang forderte! Selbst die Sonderbarkeit von Herders Anzug, der doch nur durch die galante Tracht eines französischen Abbés auffiel, wird mit der rohen Verwilderung des thierischen Satyros verglichen, der mächtige Eindruck, den Herder als Prediger übte, mit der Gewalt, die des Satyros verrückter Schwall auf die Menge übt, obgleich Herders Predigten, wie Scherer selbst bemerkt, sich durch Einfachheit auszeichneten, ja die Erhebung des Waldteufels zu einem Gotte wird der Vergötterung

*) Frühzeit 45.
**) Buc. 6, 28 f.

zur Seite gestellt, die Karoline mit ihrem Verlobten getrieben. Solche Zusammenstellungen mögen im besten Falle zu lustigem Spiele dienen, sie verschieben nur das Bild der Dichtung und können am wenigsten Stützen einer auf nichts ruhenden Deutung bilden. Mag Scherer immer versichern, daß er seine einzelnen Beziehungen nicht alle für sicher ausgebe, was soll ein Bündel Pfeile, deren Spitzen morsches Holz sind?

Doch noch auf einen Punkt müssen wir eingehen, der diesem Einfalle einen Halt zu geben scheinen könnte, auf die Behauptung, Goethe selbst deute in „Dichtung und Wahrheit" auf eine persönliche Beziehung des „Satyros". Dort wird erzählt, wie Merck in Thalehrenbreitstein durch Leuchsenrings Vorlesung von Briefen bedeutender Personen zu manchen schalkhaften Einfällen hingerissen worden, im stillen aber Goethe auf solche Leute aufmerksam gemacht*), die „ohne äußerliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen". Weiter heißt es: „Wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im ‚Pater Brey', einen andern, tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: ‚Satyros oder der vergötterte Waldteufel', wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt." Die einzige Andeutung, daß in beiden Dichtungen wirkliche Personen gezeichnet seien, wogegen die ganze Fassung spricht, könnte man in den Worten „wo nicht mit Billigkeit", finden wollen, wenn man sie auf das

*) Wenn es vorher heißt, Merck habe ihm die wunderlichsten, eigentlich darunter verborgenen Dinge eröffnet, so steht dies bei der jetzigen Fassung der Stelle ohne jede Beziehung, ja es widerspricht ihm geradezu die folgende Aeußerung, er habe ihn nur auf Menschen aufmerksam gemacht, die u. s. w. Wahrscheinlich lautete die Stelle ursprünglich anders, und aus dieser ursprünglichen Fassung haben sich durch Versehen die jetzt nicht stimmenden Worte erhalten.

den betreffenden Personen dabei gethane Unrecht bezöge: aber sie gehen vielmehr darauf, daß er absichtlich das Bild solcher Personen karikirt, nur ihre Schattenseiten ins Licht gesetzt habe, ohne die auch ihnen nicht fehlenden guten Eigenschaften hervortreten zu lassen. Goethe unterscheidet zwei verschiedene Klassen dieser Leute, nicht zwei bestimmte Personen, von denen der eine als salbungsvoller Geistlicher, der andere als wilder, lüsterner Satyros auftrat. Herder kann an dieser Stelle unmöglich gemeint sein; denn wollte man es sich auch gefallen lassen, daß dieser als tüchtiger und derber dem zarten und weichen Zunftgenossen gegenüber bezeichnet werde, wo tüchtig keineswegs im lobenden Sinne gemeint sein kann, wie hätte Goethe Herder zu den Leuten „ohne eigentliche Talente“ zählen können, zu solchen, die „auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchen“! Freilich steht bei Scherer zu lesen*), dies könne ganz im allgemeinen wohl von dem jungen Herder gesagt werden, besonders wenn jemand Zweifel gehegt, ob dieser Karolinen nicht im Stiche lassen werde: aber eine solche Behauptung tritt mit den offen vorliegenden Thatsachen in so entschiedenen Widerspruch, daß man, um sie zu wagen, sich selbst den Blick geblendet haben muß. Herder kam als Reisebegleiter des Sohnes des Fürstbischofs von Lübeck in Darmstadt an, wo der Prinz mit seiner ganzen Begleitung sich vierzehn Tage aufhielt, weil dessen Mutter eine darmstädtische Prinzessin war. Daß Herder während des Aufenthaltes seines Prinzen am Hofe manche Personen kennen lernte, lag in den Verhältnissen, geschah nicht aus der Absicht, Einfluß bei Hofe zu gewinnen. Die Erzieherin der Prinzessinnen machte ihn mit Merck bekannt, der ihn in dem Hause des Geheimrath Hesse einführte; er ahnte nicht, von welcher Bedeutung dieses Haus für ihn werden sollte. Sein näherer Umgang zog Karolinen an, seine Predigt in der Schloßkirche gewann ihm ihr Herz; der Dank, den sie ihm mit tiefer Bewegung aussprach, entzündete in ihm zum erstenmal innige, ihn auf ewig fesselnde Liebe. Wer möchte da mit Scherer behaupten, man habe ganz im allgemeinen wohl

*) Frühzeit 63.

vom jungen Herder sagen können, er habe zu den Leuten gehört, die auf eigene Hand hin und wieder ziehen, sich in jeder Stadt vor Anker legen, um wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen? Oder berechtigt dazu etwa Herders Aufenthalt in Straßburg? Auch dorthin kam er als Begleiter des Prinzen, von dem er sich aber trennte, weil er keine gedeihliche Wirkung auf diesen üben zu können glaubte; er legte sich nicht hier vor Anker, um in Familien Einfluß zu gewinnen, sondern blieb, nur um sein Auge heilen zu lassen, er machte keine nähere Bekanntschaft, sondern hielt sich in seiner Krankenstube, in welcher er, so viel es ihm möglich, literarisch thätig war. Von Straßburg ging er als Oberhofprediger und Konsistorialrath nach Bückeburg; nur kurze Zeit verweilte er auf der Durchreise in Darmstadt. Oder paßte jene Schilderung Goethes etwa auf Herders früheres Leben? In Königsberg hielt er sich als Student und Lehrer auf, in Riga war er ein angesehener Prediger und Lehrer, den Ruf nach Petersburg schlug er aus; nach Frankreich ging er, weil er in Folge der unglücklichen Ablehnung seiner Schriften es für nöthig hielt, einige Zeit aus dem Gesichtskreise der deutschen literarischen Welt zu verschwinden; zu Nantes und Paris verweilte er, nicht um Einfluß zu gewinnen, sondern um seine Ausbildung zu fördern und sich seinen Studien ungehindert hinzugeben; auf der Rückreise in Holland erhielt er den Ruf nach Eutin, den er annahm, da ihm wider seine Erwartung die gestellten Bedingungen gewährt wurden. Wo hätte sich denn, müssen wir Scherer fragen, Herder bald hier, bald dort vor Anker gelegt, um Einfluß in Familien zu gewinnen? Was soll es heißen, dies könne man „im allgemeinen" von Herder sagen, da *das gerade Gegentheil die Wahrheit* ist? Die Aeußerung paßt auf Herder eben wie eine Faust auf das Auge, wogegen sie im höchsten Sinne von Leuchsenring gilt, und gerade mit Bezug auf diesen ist sie eigentlich gedacht. Daß das Bild der von Merck geschilderten „Menschen", der von Goethe selbst darauf ausgeführten „Personen" und „Leute" von Leuchsenring seine Züge hergenommen, kann niemand leugnen, der den Zusammenhang betrachtet und den wirklichen Leuchsenring mit der Schilderung vergleicht. Wenn Goethe hier „Pater Brey" und „Satyros" gleichsam als Gegenstücke betrachtet, so ist diese

Ansicht nur in gewisser Weise berechtigt, sie trifft nicht den eigentlichen Kern des „Satyros“, ja wir glauben kaum mit der Annahme zu irren, daß Goethe, weil er keine bessere Gelegenheit fand, des später mitzutheilenden „Satyros“ zu gedenken, ihn gerade an dieser Stelle als Gegenstück des „Pater Brey“ einfügte, obgleich diese Bezeichnung nicht ganz zutraf. Erinnerte er sich selbst ja nicht mehr genau der Entstehung des Stückes, das ihm erst im Jahre 1807 wieder in die Hände gekommen, nachdem er es lange vermißt, nur der Held, die Katastrophe und der derbe übermüthige Ton schwebten ihm noch vor. Freilich ist nicht zu bezweifeln, daß bei Pater Brey Leuchsenring vorschwebt, aber in „Dichtung und Wahrheit“ ist dies so wenig angedeutet, daß wir, wüßten wir die Sache nicht zu bestimmt, daraus eher das Gegentheil schließen müßten. Leuchsenrings ist dort früher ausführlich gedacht als eines Mannes von schönen Kenntnissen der neuern Literatur, der auf verschiedenen Reisen, besonders bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften gemacht und sich, da er angenehm und einschmeichelnd gewesen, viele Gunst erworben. Seinen Pater Brey aber bezeichnet er nicht als Abbild Leuchsenrings, nicht einmal als unmittelbares Ergebniß von Mercks Schilderung solcher Menschen, die „ohne besondere Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen“, sondern als Ergebniß seiner fortgesetzten Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, deren dichterischer Niederschlag eben die beiden als Gegenstücke dargestellten Fastnachtsspiele gewesen; denn als „Fastnachtsspiel“ bezeichnet er hier auch den „Satyros“, obgleich diesen Titel nur „Pater Brey“ führt. Wenn er aber bei letzterm durchaus keine Andeutung giebt, daß ihm eine bestimmte Person zu Grunde liege, sondern nur eine Klasse solcher Leute, so folgt dasselbe nothwendig für „Satyros“. Auf solche Weise steht es um den ersten Grundstein von Scherers persönlicher Deutung des Stückes: bei bloßer Berührung verflüchtigt sich alles.

Mit dieser von uns eingehend untersuchten Begründung legte Scherer zuerst seine jeden besonnenen Forscher und Kenner von Goethe und Herder vor den Kopf stoßende Annahme vor. Wäre er auch im Stande gewesen, durch später aufgefundene Beweise

seine Ansicht als unzweifelhaft darzustellen, die Schwäche seiner ersten wissenschaftlichen Ausführung würde dadurch nicht entschuldigt werden, sie wäre immer ein Knäuel von Mißverständnissen geblieben, ein eigensinniger, zu seinem Zwecke keine noch so gewaltsamen Mittel scheuender, bei allem Aufwand von Geist und Mühe jeder besonnenen Methode spottender Versuch, ein Paradoxon zu behaupten. Sehen wir, welche neue Beweismittel sein Aufsatz „Satyros und Brey" im ersten „Goethe-Jahrbuch" gebracht hat, von dem er selbst sagt, er solle nur ein paar Nachträge zu seiner Untersuchung liefern und die Hauptpunkte schärfer accentuiren.

Seine frühere seltsame Annahme, Herder sei zu der Bezeichnung Satyros als Satiriker gekommen, ersetzt er jetzt durch eine andere, wie er glaubt, mehr einleuchtende. Daß der Klotzianer Harleß in einem Goethe nie zu Gesicht gekommenen Briefe Herder wegen der „Kritischen Wälder" als „kritischen Waldmann" bezeichnet, woran sich dessen eben so schale Bemerkung anschließt, er sei ihm zu sehr Faunus, bringt Scherer auf den Gedanken: „Der Verfasser der ‚Kritischen Wälder' ist als Satyros nach derselben Methode bezeichnet, wie der Herausgeber des „Teutschen Merkurs" als Mercurius im ‚Jahrmarktsfest'." Letzteres beruht auf einer irrigen Deutung, wie wir oben S. 191 gesehen haben. Wirklich wird Wielands „Merkur" im „Neuesten von Plundersweilern" als „himmlischer Mercur" eingeführt, dem zum irdischen Leben Stelzen gegeben worden. Daß es „dieselbe Methode" sei, aus dem „Teutschen Merkur" die Bezeichnung „Mercur" zu nehmen und aus dem Titel „Kritische Wälder" nicht etwa „Waldmann", ja nicht einmal „Faunus", sondern sogar die griechische Form „Satyros" herauszuklauben, welcher Unverblendete wird es Scherer glauben? Näher hätte es gelegen, das Bild des Sokrates, das die „Kritischen Wälder" auf dem Titel trugen, zum Spotte zu gebrauchen; mit schererscher Kombinationsleichtigkeit könnte man auch von diesem zum Satyros gelangen. Aber wir werden nun gar belehrt*), „daß Goethe selbst die Bezeichnung Faunus für Herder kannte, daß auch Herder sie kannte, und daß Goethe Herdern gegenüber sie als bekannt voraussetzte." Hören wir den Beweis! Goethe

*) Goethe-Jahrbuch 84 f.

schrieb am 5. Juli 1776 an Herder, der die Niederkunft seiner Frau um die Mitte des nächsten Monates erwartete, er möge baldmöglichst kommen; sollte die Amtswohnung zur Zeit noch nicht fertig werden, so würden sie in seinem Gartenhause Platz genug finden, „und ich möcht' wohl ein Faunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben". Scherer setzt hiernach ohne weiteres „Faunchen" gleich „Herderchen", woraus sich ihm denn die Gleichung „Faunus = Herder" von selbst ergibt. Aber welche Abgeschmacktheit heftet er Goethe an, wenn er ihn in demselben Augenblicke, wo er sich Herder so freundlich beweist, diesem einen Faunus ohne alle Noth an den Kopf werfen und ihn daran erinnern läßt, sein Kind werde gleich ihm ein Faunus oder eine Fauna werden. Warum aber soll „Faunchen" nicht so viel wie „Kindchen" sein, wie wir ähnlich „Würmchen" brauchen? Der Ausdruck deutet offenbar auf die Stumpfsinnigkeit der Neugeborenen, im Gegensatz zu der menschlichen Entwicklung und Bildung, ist ein bloßer scherzhafter Ausdruck, der nicht den Vater auf so plumpe Weise treffen soll, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe sich denkt. Dieser hätte sich doch erinnern sollen, daß Goethe noch in der „Helena" den als Kind geborenen Genius der Dichtung, den Euphorion, „faunenartig ohne Thierheit" (Faust II, 4991) erscheinen läßt. Weiter hören wir, nicht als „Ausgangspunkt", sondern als „Bestärkung" der Bezeichnung Herders komme hauptsächlich das zweite „Kritische Wäldchen" in Betracht, weil darin — sich die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen finde. Wie aber konnte Goethe darin die leiseste Veranlassung zum Spotte finden, da doch Herder ausdrücklich erklärt hatte, er wolle keineswegs „diese Freiheiten zum Privilegium unserer Zeit statt einer uralten deutschen Bescheidenheit haben", und Goethe selbst entschieden die Nacktheit bei den Griechen dem damaligen Zustand entsprechend und für die Entwicklung der Kunst hoch bedeutend fand, wie es Herder that. Die „Bestärkung" in der Wahl des Namens Satyros hätte doch nur dann einen Sinn, wenn Goethe die Verherrlichung des Nackten bei den Griechen gemißbilligt. Wer, der Goethe kennt, wird dies für glaublich halten? Und wozu überhaupt eine Bestärkung, wenn Goethe schon gewohnt war, Herder als Faunus zu bezeichnen, was Scherers Scharfsinn auf eine nichts weniger als beneidenswerthe Weise entdeckt hat? Woher

Goethe den Namen Satyros genommen, lag ja klar vor, seit Wilmanns an die äsopische Fabel vom Satyros und dem Menschen erinnert hatte. Aber damit wäre Scherer um seinen Beweis gekommen!

Doch einen scheinbar festern Grund bietet uns eine von Scherer früher übersehene Briefstelle, die zuerst Pröhle ins Treffen geführt hat, um den „Satyros" als ein gegen Herder gerichtetes Drama sicher zu stellen. Scherer möchte freilich die Beziehung der Aeußerung auf das goethesche Stück nicht für sicher halten, ja er findet es wahrscheinlicher, daß sie auf „Pater Brey" gehe, aber auch so scheint sie ihm seine Annahme zu unterstützen; denn sie beweise, daß man in der ersten Hälfte des Jahres 1774 im jacobischen Kreise (d. h. die gegen Goethe noch immer verstimmten Brüder Jacobi, die von diesem scharf verspottet worden waren) für möglich gehalten, Goethe habe im Scherze Herder als einen solchen Schwindler dargestellt, wie sein Pater Brey erscheine. Sehen wir zu!

Die auf den „Satyros" bezogene Stelle hatte Pröhle schon früher veröffentlicht*), aber den vollständigen Wortlaut des am 17. Mai 1774 von Heinse an Gleim gerichteten Briefes verdanken wir erst seiner Mittheilung in der „Vossischen Zeitung" a. a. O. Heinse war mit J. G. Jacobi von Halberstadt durch Westfalen über Münster nach Düsseldorf gefahren. Von dort schreibt er an Gleim, nachdem er seiner Reise und seiner Aufnahme im jacobischen Kreise gedacht, auch seiner Freude Ausdruck gegeben, daß er hier den Dichter Werthes gefunden, der mit ihm den ganzen Sommer spazieren, empfinden und phantasiren werde: „Wieland hat Goethen [auf seine Farze] als ein wahrer großer Mann geantwortet, in dem ersten Stück des ‚Merkurs', wie mir Fritz [Jacobi] gesagt hat; ich selbst habe die Antwort noch nicht gelesen." Vom Juniheft, welches außer Wielands früher versprochener Vertheidigung des „Götz" gegen den Beurtheiler im „Merkur", die von der gegen ihn selbst gerichteten Farze ausging und eine Anzeige dieser Farze enthielt, hatte Fr. Jacobi die Aushängebogen erhalten und nach Frankfurt an Johanna Fahlmer gesandt. „Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben", fährt Heinse fort. Die Fahlmer

*) Lessing, Wieland, Heinse (1879) 123.

wird dies Jacobi mitgetheilt haben. Die Oper war wohl das noch nicht ganz vollendete Singspiel „Erwin und Elmire", der Roman „Werthers Leiden". Ueber die Zeit der Herausgabe des letztern scheint Goethe sich damals noch nicht entschieden zu haben; der Brief von Weygand, worin dieser ihn um einen Verlagsartikel bat, fiel wohl etwas später, nach der Beendigung des „Clavigo", der zuerst, noch vor „Werther", gedruckt werden sollte. Pröhle hat einen Brief J. G. Jacobis an Gleim vom 28. Juni veröffentlicht*), dessen Nachschrift lautet: „Die Stücke von Goethe sind zum Drucke nach Leipzig abgegangen. An dem Streite zwischen Wieland und den Gebrüdern Jacobi ist nichts." Irrig versteht er unter den Stücken Goethes, die nach Leipzig gesandt seien, Beiträge zur „Iris". Goethe stand damals mit den Jacobis noch auf sehr gespanntem Fuße und von ihrer bereits im Februar als im Herbst erscheinend angekündigten „Iris" wollte er nichts wissen.**) Auch wurde diese in Düsseldorf, nicht in Leipzig gedruckt, wie schon der von Pröhle***) mitgetheilte Brief J. G. Jacobis vom 19. Mai beweist. Den ersten Beitrag zur „Iris" sandte Goethe nicht vor dem 1. Dezember.†) Das erste Stück der „Iris" trägt auf dem Titelblatte die Zeitbestimmung „Oktober 1774" und von demselben Monate ist die „Beilage zum 1. Bande der Iris" unterschrieben. Die Zahlung für den ersten Band wurde erst im Dezember verlangt. Somit ist Pröhles Behauptung unrichtig, die „Iris" sei in Leipzig gedruckt worden und Goethe habe die Beiträge zum ersten Hefte des zweiten Bandes derselben schon im Juni eingesandt. Jacobi selbst hatte freilich die Nachricht, Goethe werde eine Oper und einen Roman bald herausgeben, Gleim nicht gemeldet, er glaubte nur dieses gethan zu haben, weil es ihm bekannt war und die Neuigkeit Gleim anziehen mußte; in Wirklichkeit war es von Heinse geschehen. Doch kehren wir zu Heinses Brief zurück. Nachdem er

*) Ebendas. 212 f.

**) Vgl. Fielitz in Schnorrs „Archiv" X, 87 f.

***) Ebendas. 309.

†) Bergk Acht Lieder von Goethe 22. Urlichs irrt, wenn er (Briefe an die Fahlmer S. 62) Goethe Gedichte für die „Iris" schon am 15. November an Fritz Jacobi senden läßt.

seine Unzufriedenheit mit der Uebersetzung des ersten Gesanges des Arioſt von Werthes im „Merkur“ ausgesprochen, dagegen mit großem Lobe des ebendort im Aprilhefte gedruckten wielandischen Gedichts „An Psyche“ gedacht und seiner ungeduldigen Erwartung von Gleims „Rothem Buche“ Ausdruck gegeben, fährt er fort: „Von Herdern habe ich hier ein Singspiel ‚Brutus‘ gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken.“ Bei dieser überstarken Aeußerung hatte der gute, Herder nicht gewogene Heinse ganz übersehen, daß die Dichtung zur musikalischen Komposition bestimmt war und bloß die Gefühle einzelner Lagen des Helden unvermittelt darstellen sollte. Herder hatte sie dem Grafen Wilhelm zu seinem Geburtstage am 9. Januar in der Handschrift gegeben, und dieser solche Freude daran gehabt, daß er sie nicht nur in Musik setzen, sondern auch in wenigen Exemplaren ohne Namen des Dichters unter dem Titel drucken ließ: „Brutus, ein Drama zur Musik. In Musik gesetzt von dem Kapellmeister Bach in Bückeburg.“ Am 31. März erhielt auch Herder durch die Gräfin einige Exemplare; es waren die letzten noch vorräthigen. In den Buchhandel kam dieser Druck nicht. Den Verfasser der bei Hofe mit Beifall aufgeführten Dichtung wird man dort bald erfahren, und es besonders unter den Herder mißgünstigen Hofleuten nicht an eben so unverständigen Urtheilen über die für die Musik bestimmte, von diesem nicht zum Drucke vollendete Dichtung gefehlt haben, wie das von Heinse ist, das vielleicht von solchen Stimmen beeinflußt war. Wie aber kam der nur in wenigen Exemplaren gedruckte „Brutus“ dem Herder ganz fern stehenden jacobischen Kreise zu? An eine Mittheilung durch die Fahlmer ist um so weniger zu denken, als Goethe selbst damals außer aller Verbindung mit Herder stand. Aller Wahrscheinlichkeit nach erhielten J. G. Jacobi und Heinse die Dichtung auf ihrer Reise durch Westfalen, und wohl in einer Abschrift, da die Zahl der Exemplare sehr gering war. „Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben“, fährt Heinse fort, „welches desto besser ist, und besser ist, als seine ‚Götter, Helden und Wieland‘, von dem ich mehr erwartete, ehe ich's gelesen, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist.“ Freilich bezieht sich nach grammatischer Strenge

ihn auf Herder, aber nichts hindert an Brutus zu denken, obgleich es vorher „ein Singspiel Brutus“ hieß; solche Freiheit der Beziehung auf den Hauptbegriff findet sich nicht bloß im nachlässigern Briefton, sondern selbst in Schriftwerken. Die Vergleichung mit der Farze auf Wieland deutet darauf, daß wir an einen ähnlichen Angriff gegen Herder zu denken haben, vielleicht gar mit der Nachbildung des Titels „Brutus, Porcia und Herder“, ja man darf wohl vermuthen, daß J. G. Jacobi und Heinse zugleich mit der Abschrift des „Brutus“ eine solche, wohl nur handschriftlich vorhandene Farze erhielten, die von Goethe herrühren sollte, woran man wenigstens eine Zeit lang im Jacobischen Kreise glaubte, obgleich die Fahlmer darüber ebenso wenig wie über den „Brutus“ selbst berichtet hatte. Sollte von einer persönlichen Verspottung die Rede sein, so konnte Heinse sich unmöglich mit dem bloßen gegen ihn begnügen, er mußte Gleims Neugierde wenigstens mit einer nähern Angabe befriedigen, in welcher Beziehung und, wenn Herder nicht, wie Wieland in der Farze auf seine „Briefe über das Singspiel Alceste“, persönlich auftrat, unter welcher Verkleidung Goethe ihn dem Spotte bloß gestellt. „Ein Drama gegen ihn“ konnte er die Farze gegen „Brutus“ sehr wohl nennen, da Drama zur Zeit alles hieß, was in dramatischer Form auftrat, wie selbst Goethes nur aus einer Szene bestehende „Des Künstlers Vergötterung“. Auffallen müßte es, daß Heinse nicht Goethes ganz eigentlich hierher gehörigen, zu Ostern gedruckten „Prolog zu der neuesten Offenbarung Gottes verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt“ nennt, den man in Düsseldorf ohne Zweifel durch die Fahlmer kannte, würde er nicht eben bloß durch Herders „Brutus“ auf Goethe zurückgebracht. Pröhle hat unter dem Drama geradezu den „Satyros“ verstanden. „Wenn sich auch der ‚Satyros‘ nicht speziell auf den ‚Brutus‘ bezieht, wie ‚Götter, Helden und Wieland‘ auf dessen ‚Abceste‘“, bemerkt er, „so waltet in jenen Worten Heinses doch offenbar der Gedankengang, daß Herder ebenso wie Wieland in einer das Gebiet des Antiken berührenden Farze durch Goethe angegriffen worden. In der That ist der ‚Satyros‘ ziemlich würdig mit ‚Götter, Helden und Wieland‘ verglichen zu werden, wenn auch Heinse nur durch seine bedauernswerthe Abneigung gegen Herder bewogen [worden]

sein mag, die Farze gegen Herder der gegen Wieland noch vorzuziehen." Aber von jenem „Gedankengange" finden wir keine Spur, von Antikem ist ebenso wenig die Rede, als „Satyros", sieht man von dem griechischen Namen ab, das Gebiet des Antiken berührt. Herders „Brutus" bringt Heinse auf Goethes Angriff gegen diesen oder, wenn man streng den Worten folgt, gegen Herder. Ein Vergleichungspunkt mit „Götter, Helden und Wieland" ist nur dann gegeben, wenn Herder namentlich aufgeführt, er nicht verdeckt angegriffen wurde, sodaß nur der kleine Kreis der Eingeweihten die Beziehung begriff. Auch finden wir es rein unmöglich, daß der einen derben Ton liebende Heinse ein solches Drama der geradezu Wieland auf den Leib rückenden Farze vorgezogen, wenn ihn freilich gegen diese der Umstand verstimmen mochte, daß sie auch der Jacobis verächtlich gedachte. Letztern mußte es sehr angenehm sein, daß Goethe, der von ihnen geringschätzig urtheilte, auch nun Herder angegriffen haben sollte, und so glaubten sie ohne weiteres, daß der Angriff auf Herders ‚Brutus' von diesem sei, ja sie stellten ihn höher, als er an sich verdiente, auch über das vollendete Meisterstück übermüthiger Verspottung Wielands.

Scherer, der unter dem „Drama gegen ihn" lieber den „Pater Brey" versteht, verwirft die Beziehung auf „Satyros" nicht geradezu*): Heinse zeige sich in dem Briefe sehr wohl unterrichtet, da er wisse, Goethe werde bald eine Oper und einen Roman herausgeben, und so könnte auch „sein Gewährsmann für jene Nachrichten [doch ohne Zweifel Fr. Jacobi] ihm den ‚Satyros' mitgetheilt haben", doch hebt er mit Recht dagegen hervor, in diesem Falle würde sehr auffallen, daß das vor kurzem in Düsseldorf bei Fr. Jacobis Gattin eingetroffene „Fastnachtsspiel auf Pater Brey, den falschen Propheten", das Heinse doch ohne Zweifel mit seiner Beziehung auf Herder mitgetheilt worden war, unerwähnt bliebe. Bei Scherers Beziehung des „Dramas gegen ihn" auf „Pater Brey" müßten wir das allerwunderlichste Mißverständniß im jacobischen Kreise annehmen, müßten es für möglich halten, Jacobi und die Seinen hätten ein Abbild Herders in der Person des Pater Brey

*) Goethe-Jahrbuch 88 f.

gesehen, der, wie Scherer sagt, „sich in einem Hause habe einnisten, ein Mädchenherz auf unlautere Weise für sich gewinnen, als ein Besserwisser und hofmeisternder Prophet sich überall geltend machen wollen". Wer hätte denn eine solche alberne Ausdeutung des Stückes geben können? Wenn Jacobi später äußert*), in diesem Fastnachtsspiel sei Leuchsenring „zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueste gezeichnet", wie hätte er das Bild dieses ihm schon damals längst bekannten Mannes darin verkennen können, besonders wenn man ihm sagte, daß das Stück auf herdersche Verhältnisse gehe. Freilich haben wir keinen ausdrücklichen Beleg, daß Jacobi schon im Jahre 1774 den Zusammenhang des „Pater Brey" mit Leuchsenring gekannt, aber nach der ganzen Sachlage müssen wir es voraussetzen. Sollen wir die Beziehung des „Dramas gegen ihn" auf „Pater Brey" annehmen, so müßte Jacobi das zu Grunde liegende Verhältniß durch die Fahlmer erfahren haben, aber diese konnte unmöglich darüber in einer Weise berichten, die ein so kolossales Mißverständniß möglich machte, wie es Scherer seiner Annahme zu Liebe voraussetzen muß. Von Herder als Pater Brey konnte gar nicht die Rede sein, da er schon längst seine Braut heimgeführt hatte und nur durch falsche Rücksicht auf seine unbehagliche Lage zu Bückeburg an der Beschleunigung der Heirat verhindert worden war, was ihm eben Goethe und Merck sehr verdachten, da sie die traurige Stellung Karolinens im Hause ihres Schwagers bedauerten: dagegen hatte, wie die Fahlmer von Goethe wußte, Leuchsenring sich hinter die Braut gesteckt und, indem er selbst ihre volle Zuneigung durch seine Empfindsamkeit zu gewinnen suchte, ihr Goethe und Merck verdächtigt. So bliebe nur noch die Annahme übrig, Heinse habe Jacobis Andeutung so fabelhaft mißverstanden, daß er Herder unter dem Pater Brey gesucht: aber wenn ihm Jacobi die Beziehung des Stückes auf Herder verrieth, so mußte er ihm nothwendig auch die eigentliche Geschichte mittheilen, die Goethe so komisch eingekleidet hatte, wäre auch Heinse nicht so neugierig auf alle persönlichen Verhältnisse der zur Zeit berühmten Schriftsteller gewesen. Unmöglich

*) Im Briefe an Garve vom 27. April 1786.

kann Jacobi Heinse bloß bemerkt haben, das Stück gehe auf Herder, was dazu falsch gewesen wäre, da er vielmehr hätte sagen müssen, es beziehe sich auf Leuchsenring, und er hätte es dabei an einer nähern Bezeichnung nicht fehlen lassen können. Wie aber verwerthet Scherer seine Beziehung auf „Pater Brey" für seinen Herder-Satyros? Wenn so hochgebildete, dem Dichter nahe stehende Zeitgenossen es für möglich gehalten, daß dieser seinen Freund Herder im Scherze als Pater Brey dargestellt habe, so werfe dies ein merkwürdiges Licht auf den Eindruck, den Herder damals bei solchen hervorgebracht. Als ob es sich darum handelte, wie Jacobi und die Seinen damals Herder angesehen, als ob diese von dessen Persönlichkeit etwas anderes gewußt, als das, was J. G. Jacobi von demjenigen, der ihm die Abschrift des „Brutus" mittheilte, von seinem Auftreten in Bückeburg erfahren? Und dies paßte gerade am wenigsten zum Bilde des Satyros. Nur darauf kommt es an, wie Goethe Herder auffaßte: daß aber die Grundzüge des Satyros dem Bilde Herders völlig widersprechen, haben wir gezeigt.

Und wie will man es für möglich halten, daß Goethe dieselbe Geschichte zweimal in verschiedener Weise dramatisch behandelt habe? Freilich Scherer findet dieses seiner Annahme eher günstig als ungünstig.*) „Der Künstler Goethe entdeckt an seinem befreundeten Modelle zwei verschiedene Seiten, die er gebrauchen kann: eine sympathische und eine unsympathische, eine ernsthafte und eine komische. Der Freund Goethe erlaubt dem Künstler Goethe, auch die komische darzustellen, weil er gleichzeitig die ernsthafte behandelt. Der Freund erlaubt dem Künstler aber nicht, beide vor das Publikum zu bringen." Das nenne ich mir eine feine Unterscheidung zwischen Freund und Künstler! Wenn nur nicht die Sache dadurch völlig verschoben würde. Nicht aus der Absicht, Freund Herder nach zwei verschiedenen Seiten hin zu modelliren, sind beide Stücke hervorgegangen, wenn wir uns einen Augenblick Scherers Deutung des „Satyros" gefallen lassen wollen. „Pater Brey" ist bloß auf Leuchsenring gemünzt und sein Unkrautsäen bei Herders Braut; Herders Charakter ist in dem Hauptmann nichts weniger als mo-

*) Goethe-Jahrbuch 107.

dellirt, er ist frei ausgeführt, wie der ganze Schwank. Es ist nicht wahr, daß Herder im „Pater Brey“ ernsthaft, im „Satyros“ komisch erscheine. Der Hauptmann ist kein Charakterbild von diesem, und wäre Satyros ein solches, so würde Goethe den Freund nicht mit komischer Hervorhebung seiner Schwächen, sondern als einen geistleeren, gemeinen, lüsternen Lumpen geschildert haben, was sich der Freund nie gestatten konnte, aber auch der Dichter nicht, mochte auch das Verhältniß durch Leuchsenrings Zwischenträgereien, Herders Eifersucht, Verstimmung und Wunderlichkeit getrübt, ja augenblicklich ganz gelöst sein. Freilich Scherer behauptet, nehme man die Katastrophe aus, so sei Satyros sogar mit Liebe gezeichnet, was in dem Sinne, wie es Scherer nimmt (denn daß das Bild des Lumpen mit wahrer Künstlerliebe gezeichnet ist, leugnen wir nicht), eben thatsächlich unwahr ist. Von Anfang bis zu Ende ist an Satyros jeder Zoll ein Lump; er verräth sich durchweg als eine ganz gemeine Seele, sodaß auch bei der größten Uebertreibung und der grellsten Karikirung er nicht aus den Grund-, ja nicht einmal aus den Nebenzügen Herders hervorgehen konnte; mißbraucht er ja sogar seine verführerische Empfindsamkeit und die Macht, welche sein mit phantastischer Wärme vorgetragener Schwall auf die Menge übt, zur schmählichen Bethörung und zur Befriedigung seiner gemeinen Leidenschaft. Das Gerede, in ihm stecke gar ein gut Stück von Goethe selbst, beruht auf arger Verwechslung; denn die gierige Brunst, die zu allen Mitteln der Verführung greift und nur auf ihre sinnliche Befriedigung ausgeht, ist himmelweit von dem innigen Seelendrange des Dichters der Liebe verschieden. Wer darf sich vermessen, jene als ein „Stück von Goethe“ zu bezeichnen!

Aber noch ein unwiderlegliches Zeugniß für die von ihm behauptete Entstehung des Stückes findet Scherer darin, daß Goethe selbst Karoline Flachsland für die Leonore im „Pater Brey“ erklärt habe, die er, wie Psyche, durch einen Zug der Kritiklosigkeit charakterisire. Sehen wir doch genauer zu! Herders Gattin wußte, daß Pater Brey auf Leuchsenring gehe und bei dem Fastnachtsspiel die empfindsame Weise vorschwebe, durch welche dieser sich in ihr Zutrauen eingeschlichen. Deshalb that es ihr sehr wehe, daß der Dichter das Stück in die Ausgabe seiner „Schriften“ aufgenommen.

Eines Tages hatte sie den Muth ihn zu fragen, ob sie denn die Leonora des Stückes so ganz gewesen, was er verneinte. Sie solle nicht so deuten, bemerkte er; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich, aus dem Eindruck der lebenden Welt. So dürfe man auch seinen „Tasso", der so viel Deutendes über seine eigene Person habe, nicht deuten, sonst verschiebe man das ganze Stück, und er erging sich weiter darüber. Karoline Herder hat den Wortausdruck Goethes unzweifelhaft nicht treu wiedergegeben, doch den Sinn seiner Rede, die sie ganz beruhigte, weil sie fühlte, daß es keine leere Entschuldigung sei, sondern er aus voller Ueberzeugung spreche. Scherer thut dem Dichter entschieden unrecht, wenn er behauptet, dieser habe, da er zu stolz gewesen zu lügen, nur eine möglichst wenig verletzende Formel für die Wahrheit gesucht. Nein, es ist die volle Wahrheit, daß der Dichter nur einzelne Züge aus der Wirklichkeit nimmt, das meiste aus sich und der dichterischen Nothwendigkeit schöpft, was man bei der wilden Jagd auf persönliche Züge leider nur zu sehr übersieht, obgleich sich Goethe auch sonst deutlich genug darüber ausgesprochen hat. So hören wir ihn, als er im August 1776 an seinem „Falken" dichtete, gegen Frau von Stein äußern: „Meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren." Weder Lili noch Frau von Stein sollten hier treu abgeschildert werden; Hauptzüge nahm Goethe von jener, die tiefe Innigkeit von dieser, aber Giovanna sollte eine dichterische Gestalt sein, wie sie der Zweck seiner dramatischen Handlung bedingte. Goethe war weit entfernt gegen Herders Gattin zu leugnen, daß Leuchsenrings Einmischen die Veranlassung zur Dichtung des „Pater Brey" gegeben, nur konnte er in Leonoren, die sich bethören läßt, nicht die wirkliche Karoline Herder darstellen wollen, wenn er auch deren Empfindsamkeit und leichtgläubige Gutmüthigkeit seiner dichterischen Gestalt schon nach der vorschwebenden Handlung geben mußte: Leonora merkt so wenig, wie Karoline, daß der von Empfindsamkeit überfließende Schwätzer sich in ihr Herz einschmeicheln will. Sind nun auch bei Leonoren Züge von Karolinen und ihrer

Beziehung zu Leuchsenring nicht zu leugnen, wie kann man daraus, daß die weit aufgeregtere und schwärmerische, sinnlich hingerissene Psyche, die durch des Satyros wunderlich mysteriöse Reden und sein ganzes seltsames Aeußere und die Art, wie er, man weiß nicht woher erscheint, zur seligsten Liebeswonne verzückt wird, wie kann man daraus den Schluß ziehen, daß sie mit Karolinen dieselbe Person sei? Die Aehnlichkeit besteht darin, daß beide sich bethören lassen: aber in wie ganz verschiedener Weise? Wenn Psychens volle Seele sich zum erstenmal der Wundererscheinung des Liebe und Natur so bezaubernd Feiernden erschließt, sodaß sie neben ihm nichts anders fühlt und kennt, so bleibt Leonora ihrem Bräutigam so unerschütterlich treu, daß sie selbst dem Pater gegenüber ihrer freudigen Erwartung des Tages seiner Rückkehr gedenkt. Es sind nicht allein die Verhältnisse andere, sondern auch die Naturen: Karoline ist so wenig Psyche, wie man sie mit dem von Faust bezauberten Gretchen für eine und dieselbe Person erklären kann. Bei Psyche lag gar keine bestimmte Persönlichkeit vor, sie wuchs aus dem Plane der Dichtung als Gegensatz zu der kältern Arsinoe hervor. Aber was kümmert dies Scherer? Er hat einen Zug entdeckt, in dem Psyche, Leonora, ja auch das Milchmädchen im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“, das ohne weiteres auch für Herders Verlobte genommen wird, sich glücklich vereinigen, den der Kritiklosigkeit. Und darin glaubt er den Charakterzug gefunden zu haben, von dem Goethe zugebe, daß er ihn zum Bilde Leonorens in „Pater Brey“ benutzt habe. Ein nicht allein so weitverbreiteter, sondern auch in der allerverschiedensten Weise sich findender Zug, für den das gute deutsche Wort leichtgläubig doch wohl bezeichnender wäre, könnte doch kaum als eine Karoline typisch bezeichnende Eigenschaft gelten, die er zum Bilde Leonorens genommen. Nein, daß sie durch den empfindsamen Schwätzer sich berücken ließ, in ihrer Gutmüthigkeit ihn nicht durchschaute, das war die Eigenschaft, welche Karoline mit Leonoren theilt und die ihre Aehnlichkeit begründet, ohne daß die eine ein Abbild der andern wäre. Auch ist Leonorens Charakteristik keineswegs so ausgeführt, daß sich dabei selbst unter nähern Bekannten Karolinens Bild gleich aufdrängte. Das, was Herder und seine Gattin verletzen mußte, war, daß Goethe eine

Jugenddichtung drucken ließ, die eigentlich durch Leuchsenrings Einmischung in ihr Verhältniß veranlaßt war und worin man Leonoren auf Karolinen insofern mit Recht bezogen hatte, als Leuchsenring als Pater Brey verspottet war. Daraus und aus seiner damaligen argen Verstimmung gegen Goethe erklärt sich Herders hartes Wort, das zugleich auf den Wiederabdruck des „Jahrmarktsfestes" geht.

Sogar die falsche Jahreszahl 1770 führt Scherer mit ins Feld; sie werde erst verständlich, wenn man die Beziehung des Satyros auf Herder zugebe. „So, als Rousseaus Anhänger, war ihm der kritische Waldmensch 1770 entgegengetreten, das erste bedeutende Exemplar seiner Gattung." Wieder ein flüchtiger Einfall! Wie stimmt denn Satyros zu dem Bilde, das Goethe in Straßburg von Herder empfing? Man kann kühn sagen, kein einziger Zug trifft zu. Dieser war längst von seiner überschwänglichen Bewunderung Rousseaus zurückgekommen, hatte bereits durch Hume das Chimärische des von ihm gepredigten Naturevangeliums erkannt. Hätte die Beziehung des Satyros auf Herder Goethe vorgeschwebt und er durch die Jahreszahl darauf hindeuten wollen, so konnte er unmöglich die straßburger Zeit wählen, wo er mit unendlicher Bewunderung an Herder hing, sondern er mußte ihn in die Epoche der Verstimmung gegen ihn, in das Jahr 1773, setzen. Goethe wurde mit einer Abschrift des „Satyros" im Jahre 1807 durch Jacobi überrascht; leider ist der Brief, mit welchem dieser das Stück übersandte*), verloren gegangen. Unwahrscheinlich ist Scherers Vermuthung, Jacobi habe diese Abschrift 1784 bei seiner Anwesenheit zu Weimar erhalten. Goethe konnte damals nicht geneigt sein, solche „Dokumente der göttlichen Frechheit ihrer Jugend" hervorzusuchen und aus der Hand zu geben, am allerwenigsten, wenn das Stück sich auf Herder bezogen hätte, mit dem er und Jacobi damals auf dem allerbesten Fuße standen. Wir haben die Mittheilung an Jacobi in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft zu setzen, wenn nicht die Fahlmer noch vor derselben eine Abschrift vermittelte.

*) Goethes Brief vom 16. September beantwortete Jacobi am 20. Oktober; jener dankt am folgenden 11. Januar für „mancherlei Gutes", das er diese Zeit her erhalten.

Ursprünglich stand die Jahreszahl so wenig auf der Handschrift, wie auf der des „Prometheus", schon deswegen, weil dann der Irrthum in dieser unmöglich wäre. Auch von Jacobi dürfte sie nicht herrühren; denn dieser wußte sehr wohl, daß seine Verbindung mit Goethe erst mehrere Jahre nach 1770 erfolgte. Dagegen konnte sich Goethe viel eher irren, als er das Stück 1817 in Druck gab, er konnte es in die straßburger Zeit mit demselben Unrecht setzen, womit er derselben auch „Faust" und „Götz" in „Dichtung und Wahrheit" zuschrieb. Im Jahre 1820 hielt er ihn für gleichzeitig mit „Prometheus"*), den er beim ersten Drucke (1830) dem Jahre 1773 zuwies. Bei der Zahl 1770 an einen Druckfehler zu denken, dürfte am wenigsten angehen. Doch wie auch der Irrthum entstanden sein mag, für Goethes eigene Beziehung des „Satyros" ist er nicht zu benutzen.

Ganz besondern Werth legt Scherer auch zuletzt wieder**) auf Herders eigene briefliche Aeußerung an Merck aus dem Oktober 1772 über die große äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen sei und auch auf sein Inneres wirke: der theologische Libertin sei zu einem mystischen Begeisterer geworden; schwer, vielleicht gar unmöglich sei es, den Capriccio mit Bocksfüßen in einen harmonischen Apoll zu verwandeln, und sein werther Genius werde tausendfältig über ihn lachen, wenn er mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche und dadurch immer dummer handle. Herder, meint Scherer, entwerfe darin selbst beinahe das allgemeine Schema des „Satyros". Was hat aber diese aus dem Zusammenhang gerissene Stelle, in welcher Herder mit swiftischer Laune über sich selbst spottet, daß er so weit zu kommen glaube, nicht bloß gut zu handeln, sondern nicht anders handeln zu können, was hat dieses mit dem Inhalt unseres Stückes zu thun? Wie konnte Goethe darauf kommen, Herder in Bückeburg, wo es ihm traurig genug ging, als Satyros zu karikiren? wie konnte er ihn als einen Mädchen- und Frauenverführer entlarven, weil er sich gegen Merck einen mystischen Begeisterer genannt? Des Satyros mystische Begeisterung ist

*) Brief an Zelter vom 11. Mai.

**) Goethe-Jahrbuch 97.

diesem nur ein Mittel zum Zwecke, der eigentliche Zielpunkt des Stückes liegt darin, daß der durchaus gemeine und thierische Satyros seine Herrsch- und Genußsucht durch Bethörung der Welt zu befriedigen sucht, während Herder die wirkliche Erhebung der Menschheit erstrebte. Wenn Scherer meint, die launigen Schlußworte: „Es ist Ihnen aber ein Wink, daß Sie mir nichts von dem allen glauben müssen, eben weil ich so davon sprechen kann", riefen den Verdacht hervor, als ob Herder nur eine Rolle spiele, so dürfte einem solchen Verdachte doch die ganze Fassung des innig vertraulichen Briefes widersprechen. Wie böswillig hätten Merck und Goethe sein müssen, wenn sie diesen ihren in Bückeburg sich einsam verlassen fühlenden Freund als Satyros sich vorzustellen vermocht hätten! Es ist höchst traurig, wenn man solche Aeußerungen zur Stützung eines unglücklichen Einfalles zu verzerren nicht scheut!

Müssen wir nach allem dem schererschen Versuche der Deutung jede Berechtigung absprechen, so können wir auch nicht wesentlich günstiger, über das Ergebniß der fein und scharfsinnig ausgeführten Arbeit von Wilmanns in Schnorr's „Archiv"*) urtheilen, die uns nach einer durchaus andern Richtung hinzieht. Auch Wilmanns geht von dem Satze aus, eine wirkliche Person müsse zu Grunde liegen; den Beweis dieser Annahme liefert ihm nicht bloß die Aeußerung in „Dichtung und Wahrheit", sondern auch die Komposition des Stückes, die Entwicklung der Handlung und die Gruppirung der Personen. Wie es mit jener stehe, haben wir gesehen, und weshalb Goethe, wenn er einen solchen gemeinen Menschen in Szene setzen wollte, nicht die Handlung und die Personen dazu hätte erfinden und ein organisch sich entwickelndes Ganzes schaffen können, sehe ich nicht, ja warum sollte ihm nicht der Gedanke gekommen sein, in einem lebendig ausgeführten Bilde darzustellen, wie solche Lumpe die Menge und vor allem die Frauenwelt zu bethören wissen? Auch in „Pater Brey" ist die eigentliche Handlung erfunden.

Doch sehen wir, auf welchen Gründen diese Ausdeutung beruht. Sie geht von dem Satze aus, Satyros sei ein Feind der rousseauschen Ansicht, was dadurch bewiesen wird, daß man schon

*) VIII, 277—299.

in seiner ersten Predigt, wenn man genau zusehe, Anschauungen erkenne, die Rousseau selbst als die seiner Feinde und Gegner bezeichne, er in seiner zweiten seine eigene „ganz materialistisch-atheistische Scheußlichkeit" entwickle. Rousseau selbst habe es für einen von den Gegnern aus seiner Lehre gezogenen schändlichen Schluß erklärt, man müsse das Dein und Mein vernichten und mit den Bären in den Wäldern leben, er habe sich scharf gegen diejenigen ausgesprochen, die so trostlose Lehren in die Herzen säen, durch ihre Zweifelsucht alles, was die Menschen achten, zerstören, wie hier Satyros den Glauben an Gott, wenn er den selig preise, der fühlen könne, „was sei Gott sein! Mann!" Aber Satyros ist weit entfernt, die Gottheit damit aufzuheben. Gott sein bezeichnet hier eben nur die höchste Seligkeit, die der Mensch empfindet, wenn er sich ganz als Mensch fühlt, „frei wie Wolken, fühlt, was Leben sei!" Selbst der gewöhnliche Sprachgebrauch gestattet sich die Vergleichung, „selig, vergnügt, wie ein Gott." Goethes Faust fragt, als er das Zeichen des Makrokosmus sieht: „Bin ich ein Gott?" Satyros selbst sagt kurz vorher von den noch am Busen der Natur lebenden Menschen, sie hätten sich „zu Göttern entzückt". Den Glauben an die Gottheit verwirft er so wenig, daß er sich selbst vom Volke zum Gott erheben läßt. Doch kehren wir zum Hauptpunkte zurück. Wenn auch Rousseau diejenigen für seine Gegner erklärte, die, um ihn zu verspotten, sein Naturevangelium ins Praktische umsetzten, so kann doch unmöglich derjenige für seinen Gegner gelten, der dies nicht aus Spott thut, sondern, wie Satyros, aus selbstsüchtigen Absichten, um die Welt zu bethören und nach seinem Willen zu lenken. Hiermit ist der ganzen folgenden Entwicklung von Wilmanns die Wurzel abgeschnitten, da sie darauf beruht, Satyros sei nicht bloß ein Gegner der rousseauschen Ansicht, obgleich er nie polemisch auftritt, sondern — welch ein Sprung! — sein persönlicher Feind. Freilich würde, wenn diese Beziehung feststände, mit einem gewissen Schein geschlossen werden können, der vom Satyros mißhandelte Einsiedler sei Rousseau selbst; denn neben einem persönlichen Gegner Rousseaus wäre dieser selbst fast eine nothwendig geforderte Person, und wollte man nach einer solchen suchen, so müßte man den Einsiedler dafür nehmen. Wer

aber das Stück rein auf sich wirken läßt, erkennt deutlich, daß der Einsiedler, dessen der Dichter zur dramatischen Handlung bedurfte, im entschiedenen Gegensatz zu dem gemeinen, herrsch- und genußsüchtigen Satyros ausgeführt ist. Wilmanns, einmal von seiner Vorstellung eingenommen, sucht nun nach Aehnlichkeiten zwischen seinen Zwillingsbrüdern Rousseau und dem Einsiedler. Da kommt ihm der Umstand sehr gelegen, daß Satyros, der dem Einsiedler seine Wohlthat mit Undank vergelten will, nicht allein aus Aerger seinen Herrgott herabreißt, um ihn in den Bach zu schmeißen, sondern auch, da er nichts anderes für ihn Brauchbare findet, ein Stück Leinwand stiehlt, das er sich vorbinden will, um nicht durch seine völlige Nacktheit die Mädchen zu verscheuchen. Wozu der „arme Lappen" dem Einsiedler gedient, wird freilich nicht angedeutet, nur betheuert der Eudora, daß er ihn brauche, ihr gegenüber kann er den Gebrauch desselben nicht wohl angeben. Dieses unschuldige Stück Leinwand wird nun dem Ausdeuter zum Hauptschlüssel. „Daß er die Leinwand sich aneignet, muß auf einem Diebstahl an geistigem Eigenthum zielen; „denn unmöglich kann ein gewöhnlich Stück Zeug gemeint sein." Weshalb unmöglich? Nun, weil Wilmanns das ganze Drama literarisch ausdeuten muß, um seine Gleichung, Rousseau der Einsiedler, durchzusetzen. Da entdeckt er denn, daß die Leinwand auf die musikalischen Artikel geht, die d'Alembert Rousseau gestohlen. Folglich ist der im Satyros verkörperte Gegner Rousseaus kein anderes als d'Alembert. Freilich muß er zugeben, daß Satyros dem wirklichen d'Alembert gar nicht gleiche: aber was schadet das? Der jugendliche Goethe hat sich d'Alembert als französischen Naturphilosophen gedacht und ihn nach dem Bilde, das er sich von diesen auf eigene Hand gemacht, frei ausgeführt. Und doch hatte Herder d'Alembert persönlich kennen gelernt und er muß darnach Goethe, mit dem er in Straßburg nach der Außerung in „Wahrheit und Dichtung" über die französischen Schriftsteller eingehend sprach, ein ganz anderes Bild von ihm gegeben haben. War es ja Herder sehr auffallend gewesen, daß d'Alemberts Person ganz seinem literarischen Charakter entsprach; er fand in ihm den ruhigen. stillen, fleißigen, dabei feinen, verbindlichen, im stillen unablässigen, im stillen und bei übrigens

demüthiger Miene vornehmen und ausgezeichneten Mann", ja er sah an ihm „in einem Augenblick der Leidenschaft auch den Stolz des Gelehrten, noch mit zurückziehender Bescheidenheit, aber keine gemeine Miene".*) Und von dieser vor einem Jahre gemachten Beobachtung, die ihm noch sechs Jahre später so lebhaft vorschwebte, daß er ihrer bei Gelegenheit öffentlich gedachte, sollte Herder Goethe bei seiner Beurtheilung der französischen Schriftstellerwelt nichts gesagt haben!

Weiter zu verfolgen, wie Wilmanns, da ihm d'Alembert als Satyros fest steht, in der Psyche Mlle. Lespinasse findet und sich alles übrige nach jener Skandalgeschichte zurecht legt, wäre unnöthige Mühe, da das Ganze nur auf dem Einfalle beruht, Satyros stelle einen persönlichen Feind Rousseaus dar. Es ist nur ein mit großem Aufwand von Scharfsinn geschickt durchgeführtes Spiel von Wilmanns, bei dem er manche sich entgegenstellende Schwierigkeiten durch wunderliche Versuche beseitigt, auch vor den seltsamsten Beziehungen nicht zurückschreckt, wie er bei der Aeußerung des Satyros, oben im Gebirge kriege er die wilden Ziegen bei den Hörnern und fasse mit dem Maule ihre vollen Zitzen, an d'Alemberts „hohe Bekanntschaften und ihre üppigen Genüsse" denkt, „namentlich an die vornehmen Damenbekanntschaften, an Katharina, und mehr noch an die hohen Damen in Paris, unter denen gar manche wilde Ziege war" (268). Und solche nicht bloß geschmacklosen, sondern das größte Raffinement voraussetzenden Deutungen wagt man in eine aus vollsprudelnder Kraft sich ergießende Jugenddichtung Goethes zu tragen!

Statt alle gefundenen Beziehungen weiter zu verfolgen, möchten wir auf einzelne Mißverständnisse hinweisen.

In den Worten des Einsiedlers (53 ff.):

> Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
> Wo mancher Wärwolf ist schon todt
> Aus Aengsten vor der Hungersnoth,

machen die märchenhaften Wärwölfe Wilmanns vergebliche Sorge; sie treiben ihn zu der sonderbaren Deutung auf die „Verkünder des

*) Werke XXIII, 301 der hempelschen Ausgabe.

Materialismus und philosophischer Afterweisheit", die dem Dichter (dem Einsiedler) als Halbmenschen, als „gespenstige Wärwölfe" erschienen. Der Einsiedler soll sagen: „Wenn ein Unglücksschlag mich trifft und meine Hoffnungen zerstört, so verdrießt mich das zwar, aber im Vertrauen auf Gott behalte ich Muth und Leben, während mancher meiner Gegner (!) ohne Hoffnung vor Ablauf des Jahres dahin stirbt." Den eigentlichen Gegensatz verfehlte er, weil ihm der rheinische und frankfurter Sprachgebrauch entging, wonach Wärwolf, vielleicht in Folge einer Verwechslung mit Närwolf, den Habgierigen, den Wucherer bezeichnet. In Frankfurt ist dieser Gebrauch nicht ausgestorben*), noch Gutzkow hat den Ausdruck; auch der Kölner und Trierer kennt ihn. Der auf Goethe vertrauende Einsiedler lebt genügsam von demjenigen, was der Hagelschlag ihm gelassen, während dieser den reichen Geizhals so bekümmert, daß er aus Furcht vor der Hungersnoth stirbt.

Am Schlusse sagt der Einsiedler mit spöttischer Hindeutung auf Psyche: „Es geht doch wohl eine Jungfrau mit." Wilmanns meint, Psyche folge dem Satyros, aber dann müßte dies doch eine szenarische Bemerkung besagen, die ganz fehlt. Nein, auch Psyche ist jetzt enttäuscht, und wie wäre es anders möglich, nach dem, was sie mit Augen gesehen, und nach den Worten des Satyros, er sei gekommen, ihren Weibern die Mücken zu wehren. Des Einsiedlers Wort soll diese nur beschämen, die an der Spitze des den Satyros als Gott verehrenden, das Opfer des Unschuldigen verlangenden Volkes gestanden, ja den Hermes gewarnt hatte, des Gottes Gebot zu übertreten.

Wenn Satyros die Antwort auf die Frage nach seinem Namen und Geschlecht beginnt (161 f.):

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt,

*) Ein anderer aus dem frankfurter Sprachgebrauch genommener Ausdruck, den man bisher als solchen nicht erkannt hat, ist im Egmont Vansens Spatzenkopf, das man von einem närrischen Menschen braucht, der Spatzen (Grillen, Ratten) im Kopfe hat. In Köln sagt man dafür Müschekopp, da hier die Spatzen mit dem allgemeinen Namen Müschen bezeichnet werden.

so bezieht Wilmanns dies darauf, daß d'Alembert ein Findelkind war. Aber Findelkinder werden doch, wenn auch nicht in Findelhäusern, doch anderwärts durch Frauen aufgezogen. Satyros hingegen giebt sich als wilden Natursohn zu erkennen; er erinnert sich nur seines Aufenthaltes auf der Höhe eines fernen, waldumkränzten Berges („hoch Berg und Wald" tritt frei zu „im fernen Land"); er weiß weder von Vater noch Mutter, aber auch von einer Pflegemutter ist keine Rede, deren er doch, wie auch eines häuslichen Aufenthaltes, gedenken müßte, wenn er wirklich als Findelkind aufgezogen worden wäre. Freilich ist dies etwas phantastisch gedacht, aber man muß es eben einem so rein phantastischen Drama zu Gute halten.

In Endorens Worten über Satyros (390 ff.):

> Ich schickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
> Sich fester an Psyche, das arme Ding,
> Um mir zu trotzen! Und seit der Zeit
> Sterb' ich oder seh' dich befreit,

findet unser Erklärer eine gewisse Eifersucht, die neben allem guten Willen doch auch die Triebfeder ihrer Handlung sei. Er übersah, daß seit der Zeit sich nicht darauf bezieht, daß Satyros sich an Psyche gehängt, sondern auf den vorher berichteten Angriff auf ihre weibliche Ehre.

Des Hermes „lächerlich krauser" Bart fällt dem Satyros (217) auf als Gegensatz zu seinem eigenen „ungekämmten Haar". Aber Wilmanns will sich bei dieser natürlichen Auffassung der Stelle nicht beruhigen. Der „lächerlich krause" Bart könne doch nicht etwa den ehrwürdigen Patriarchenbart bezeichnen. Gewiß nicht; er findet seine Deutung in der „Landesart", aus der ja Hermes auch das ihm gleichfalls auffallende „verflucht weite" Gewand erklärt. Was aber macht Wilmanns aus dieser ganz einfachen Sache? Sein in die Erklärung hereingezogener Abbé de Boufleurs hatte das Recht, im Chorhemde eines Priors und (oder?) in der Uniform eines Husarenhauptmanns dem Gottesdienste beizuwohnen; aus unsern Versen schließt Wilmanns, dieser habe auch wohl einen Bart getragen. Da haben wirs! „Der gekräuselte Bart des Offiziers neben

dem geistlichen Gewand mußte auffallend genug erscheinen." Darauf also spiele Goethe an. Als ob Satyros etwa daran Anstoß nehme, daß das Gewand und der Bart nicht zueinander stimmen, nicht vielmehr in seiner Weise, der nichts recht ist, beide bespotte! Werden Goethes Verse dadurch eben gehoben oder nicht vielmehr abgeschmackt, da sie eine durchaus unnöthige, aus der wirklichen Handlung herausfallende Anspielung enthalten sollen, die niemand verstehen konnte, der nicht in die zu Grunde liegende, von Goethe wunderlich maskirte Geschichte eingeweiht war. Und solche Anspielungen muthet man dem aus vollem Leben schöpfenden Jüngling in einer mit keckem Uebermuth sprudelnder Kraft hingeworfenen Dichtung zu, er soll mit aller Mühe solche Anspielungen hineingeheimnißt haben, welche niemand entziffern konnte, dem man nicht den durch keine noch so lebendige Aneignung zu gewinnenden Schlüssel gegeben, ja die auch der Entzifferung gar nicht werth sind. Wer mit gesundem Sinne diese verzwickten Ausdeutungen mit der in voller Naturkraft sich ergießenden Dichtung vergleicht, wird sich von einer solchen argen Verballhornung mit Bedauern abwenden.

Um der kritischen Pflicht vollständig zu genügen, sucht Wilmanns auch den Nachweis zu liefern, woher Goethe die französische Skandalgeschichte genommen, zu deren möglichst unverständlicher Dramatisirung er sich verirrt haben soll. Rousseau hat sie bei seinem Besuche im Frühjahr 1765 Fräulein Julie Bondeli in Bern erzählt; diese schrieb sie nieder, und so kam sie in Leuchsenrings Hände, der sie in Mercks und Goethes Gegenwart in Thalehrenbreitstein im September 1772 vorlas. In Goethes Bericht über jenen literarischen Kongreß in „Dichtung und Wahrheit" sollen sich die Worte: „Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte", auf die dem „Satyros" zu Grunde liegende Erzählung von Rousseaus Streit mit d'Alembert beziehen (288 Anm.). Allein der unmittelbar darauf folgende Gegensatz zeigt, daß etwas anderes gemeint ist. „Er machte mich nur auf Menschen aufmerksam", heißt er hier, „die, ohne sonderliche Talente, mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden

suchten." Das geht doch offenbar nicht auf Rousseau und d'Alembert, deren Talent Goethe nimmermehr leugnen konnte; der Ausdruck selbst zeigt, daß hier nicht von einzelnen Personen, sondern von einer ganzen Klasse die Rede ist. Wenn Wilmanns weiter bemerkt, das folgende „Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern u. s. w.", passe nicht mehr auf die Person, die Goethe vorher im Sinne gehabt, so verstehe ich dies nicht, da ja unmittelbar vorher nicht von einer Person, sondern von Menschen die Rede war und der Zusammenhang unwidersprechlich ergibt, daß mit solchen Personen dieselbe Klasse gemeint sein muß, die früher als Menschen bezeichnet war. Ebenso wenig sehe ich, wie Wilmanns aus dem Worte „gewöhnlich" etwas für seine Beziehung der Stelle schließen kann; Goethe führt nur das an, was diesen Menschen gewöhnlich noch zu Gute komme, ihr Wirken erleichtere. Die Behauptung, Goethe gehe damit zu einem „speziellen Typus" über, dessen Repräsentant Leuchsenring sei, erweist sich, wenn man genau zusieht, als unwahr, es ist immer nur von denselben Personen die Rede. Auch über den Schluß gibt Wilmanns keinen genügenden Aufschluß, wenn er nichts weiter bemerkt, als daß in der Erwähnung der beiden Fastnachtsspiele alles vorhergehende Anlaß und Ziel finde. Er hat eben der ganzen Stelle, um sie für sich sprechen zu lassen, Gewalt angethan. Auch müssen wir uns entschieden dagegen verwahren, daß Goethe bei solchen Erörterungen in „Dichtung und Wahrheit" die ins einzelne gehende Kenntniß der Stimmungen und Lagen seiner Jugendzeit zugeschrieben wird; eine solche ging ihm, als er „Dichtung und Wahrheit" schrieb, meist ab, sodaß er die Lücken seines Gedächtnisses frei ergänzen mußte, wie dies die genaue Verfolgung dieser merkwürdigen späten Lebenserinnerungen ergibt, ohne welche ein richtiges Urtheil über sie unmöglich ist. An unserer Stelle war es ihm darum zu thun, etwas von der Stimmung zu sagen, aus der „Pater Brey" und „Satyros" hervorgegangen seien, was ihm aber nicht ganz gelungen, wie denn schon die Nebeneinanderstellung der beiden Stücke verfehlt war.

Gehen wir weiter. Wilmanns behauptet, in den Worten: „Ich wohnte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde und das Innere mancher kurz

vergangenen Begebenheit kennen lernte", werde gerade auf die Mittheilung der Bondeli über die ihr von Rousseau erzählte Geschichte hingedeutet, die ihm unbekannte Welt sei die pariser Gesellschaft mit ihrem Geiste, ihren Intriguen, ihrer Sittenlosigkeit, das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit „der Zusammenhang der Schicksale, durch die Rousseau und sein ‚Emile' betroffen wurde". Auch diese Deutung widerspricht dem Zusammenhange; denn es ist hier von allen diesen Vorlesungen die Rede, nicht von einer einzelnen, die ihn besonders angeregt habe, wenn auch vorher der „Briefe der Bondeli" gedacht wurde, in denen wir uns doch nichts weniger als Rousseaus Erzählung einer französischen Skandalgeschichte denken dürfen, vielmehr eigene Herzensergießungen und Lebenserfahrungen vermuthen müssen. Eine unbekannte Welt deutet im allgemeinen auf Welt- und Herzensverhältnisse, von welchen der Jüngling noch keine Ahnung hatte, nicht auf eine ausländische Geschichte; mit manchen kurz vergangenen Begebenheiten deutet Goethe auf bekannte Geschichten, von denen nur die äußern Umstände ins Publikum gedrungen. Wilmanns' Annahme, Goethe habe gewußt (denn darauf beruht seine Deutung), daß er damals durch die Briefe der Bondeli genauere Kunde von dem Streite zwischen Rousseau und d'Alembert erhalten, würde seiner Darstellung einen seiner durchaus unwürdigen Charakter geben, sie würde die Sache selbst verschweigen, aber sich solcher Ausdrücke bedienen, welche sie dem Kundigen verriethen. Ein solches Versteckspiel liegt Goethes Lebenserinnerungen fern.

Doch wir können auch den Beweis führen, daß die französische Skandalgeschichte nach den dortigen Aeußerungen eben Goethe beim „Satyros" nicht vorgeschwebt. Von eben jenen Briefwechseln heißt es weiter, unmittelbar vor den oben erörterten Worten „Von politischen Geheimnissen u. s. w.": Merck habe über die Dinge, Personen und Verhältnisse, von denen in ihnen die Rede gewesen, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden lassen, ihm aber „im stillen die wunderlichsten Dinge eröffnet, die darunter verborgen sein sollten". Welche wunderliche Dinge konnten denn unter der von Rousseau der Bondeli gegebenen Erzählung jener Skandalgeschichte verborgen liegen, und wie mochte Merck noch näheres als Rousseau davon

wissen? Dazu kommt, daß in den unmittelbar sich anschließenden Worten, die wir bereits besprochen haben, die darunter verborgenen Dinge in einer Weise erklärt werden, die jede Beziehung auf Verhältnisse der französischen Literatur ausschließt, von der überhaupt hier gar keine Rede ist, nur daß Julie Bondeli als Rousseaus Freundin bezeichnet wird, bloß um die Bedeutung des Ansehens, dessen ihr Name genoß hervorzuheben.

Auch Wilmanns will die falsche Jahreszahl 1770 nicht ohne weiteres aufgeben, sondern sie womöglich für seine Beziehung verwenden. Könnte nicht Goethe, fragt er, die karikirende Darstellung der französischen Modephilosophie, die er dem Satyros später in den Mund legte, schon in Straßburg entworfen haben? Aber daß es sich hier um die französische Modephilosophie handle, davon findet sich eben keine Spur. Hätte er in Straßburg die französische Philosophie verspotten wollen, so würde er sich gegen die leb- und trostlose Leere des Système de la nature in der in „Dichtung und Wahrheit" angedeuteten Weise gewandt haben. Und Goethe sollte sich im Jahre 1817, wo das Stück unter der Jahreszahl 1770 erschien, daran erinnert haben, daß diese Reden 1770 entstanden seien, aber nicht der, wie Wilmanns annimmt, in demselben Werk" erwähnten Thatsache, daß das Stück durch die 1772 in Thalehrenbreitstein gehörte Erzählung, die Julie Bondeli aus Rousseaus Mund vernommen, veranlaßt sei? er sollte die ältere Jahreszahl statt der richtigen gewählt haben, auf die er drei Jahre später in dem angeführten Briefe an Zelter deutet und die er schon in „Dichtung und Wahrheit" im Sinne hatte? Solche jeder Wahrscheinlichkeit spottenden schillernden Einfälle können nur zur Verwirrung führen, nichts aufklären. Von derselben Art ist der Beweis, Goethe könne das Système de la nature zur Zeit, als er den „Satyros" dichtete, noch nicht gekannt haben, obgleich Goethe selbst, was Wilmanns unbeachtet läßt, ausdrücklich erwähnt, wie dieses in Straßburg auf ihn und seine Freunde gewirkt? In Goethes Brief an Kestner vom 26. Januar 1773 bezieht er „die Philosophie" ohne jeglichen Halt eben auf jenes berüchtigte Système; mit noch größerer Willkür behauptet er, die sich in dem Briefe aussprechende lebhafte Empfindung „bürge dafür, daß dieser unmittelbar nach der

Lektüre des erschreckenden Werkes geschrieben sei". Welches philosophische „Buch" gemeint sei, das Lotte „mitten im Karneval" zu lesen verlangt, wissen wir nicht, aber gewiß nicht Holbachs trostloses Natursystem, über das Goethe sich mit ganz anderm Spott geäußert haben würde. Seine Laune trifft nur Lottens Wunsch, sich mit solchen abstrakten Lehren abzugeben, nicht ein ihm so herzlich verleidetes Buch, das zu lesen Lotte unmöglich Verlangen empfunden haben kann. Und wie hätte Goethe in Straßburg im Jahre 1770, wo jenes Système so ungeheueres Aufsehen machte, dieses ungelesen lassen können? Weshalb verdient seine Behauptung in „Dichtung und Wahrheit", daß er dies wirklich gethan, keinen Glauben? Aber Wilmanns beruhigt sich mit jener einen halsbrecherischen Vermuthung nicht. Da Goethe in einem in den Anfang des Jahres 1773 fallenden Briefe an Kestner eines Traums gedenkt, in welchem er sich mit einer gesprächigen Tischgesellschaft im Gasthofe zu Wetzlar in einen philosophischen Streit eingelassen, so soll dieser Traum dadurch veranlaßt sein, daß er bei seinem letzten Aufenthalt in Wetzlar Abends im Gasthofe seine Unkenntniß des „Système de la nature" verrathen, dabei eines Bessern belehrt, aber auch bestimmt worden, das Buch zu lesen und es nach Wetzlar zu schicken. Wozu dieser Traum über einen Traum?

Auch der Umstand, daß „Satyros" bloß in einem einzigen Briefe Goethes (aus dem November 1774) erwähnt ist, wird von Wilmanns zu seinem Zwecke verwandt. Als ob denn alle Briefe Goethes vorlägen, nicht sehr viele, und gerade aus jener Zeit, verloren gegangen, als ob nicht der Zufall in solchen Dingen sein Spiel getrieben, den im einzelnen Falle erklären zu wollen ein gefährliches Unternehmen wäre! Wilmanns vermuthet, vertraute Freunde hätten den Dichter auf den Mißgriff aufmerksam gemacht, den er nach seiner Annahme in der Darstellung der französischen Modephilosophie gethan. Nach Wilmanns selbst soll er schon im November 1772 eines Bessern belehrt worden sein. Aber wir wissen, daß das Stück erst im folgenden Sommer gedichtet wurde. Und der Brief an Böckmann, worin Goethe diesen bittet, ihm doch den „Satyros" zu schicken, fällt erst in den November 1774. Die Mittheilung des Stückes war jedenfalls in demselben Herbst erfolgt,

wo Böckmann selbst in Frankfurt war und mit Goethe und dessen Kreise verkehrte. Demnach würde zwischen die Mittheilung des „Satyros“ an Böckmann und die Dichtung des Stückes ein Zwischenraum von mehr als einem Jahre fallen, für welches denn doch trotz der Vermuthung von Wilmanns das diesem so auffällige Schweigen bestehen bliebe. Scherer*) meint, „Satyros“ sei doch vielleicht das Stück, das Goethe den 28. Mai an Klopstock gesandt, mit der Bemerkung, es werde wohl nie gedruckt werden, und da liege die Vermuthung nahe, Klopstock habe den „Satyros“, als er von Karlsruhe nach Hamburg zurückreiste, Böckmann zur Auslieferung an Goethe gegeben, der es ihm dann abverlangt. Dazu stimmt das einfache: „Schicken Sie mir doch den ‚Satyros‘!“ gar nicht. Und wie sollte Klopstock Böckmann das leicht in einer Stunde zu lesende Stück für Goethe zurückgelassen haben, da er selbst diesen auf der Rückreise besuchte! Nahe lag es bei dem früher Klopstock gesandten Stücke an „Das Unglück der Jacobis“ zu denken, das Goethe einen Monat früher Höpfner vorlas, der es mit großem Jubel aufnahm; hatte er ja im vorigen Herbst Schönborn diese Farze vorgelesen, mit der Bemerkung, er werde sie nicht drucken lassen. Aber nach der jetzt bekannt gewordenen Unterredung mit der Fahlmer, der er versprach, niemand in der Welt solle es mehr zu hören und zu sehen bekommen**), ist nicht anzunehmen, daß er das Stück einige Wochen später an Klopstock gesandt. Da bleibt wohl kaum etwas anderes übrig als an den „Prometheus“ zu denken, der allgemein so sehr gefiel und seine Dichterkraft in so glänzendem Lichte zeigte. Auffallend kann man es finden, daß weder Schönborn noch Höpfner von der Vorlesung des „Satyros“ sprechen, aber es lassen sich manche Gründe denken, die Goethe abhielten, ihnen das Stück vorzulesen; schon der Zufall, daß er es nicht gerade zur Hand hatte, würde genügen, da wir wissen, wie sehr bei ihm die Sachen durcheinander lagen.

*) Goethe-Jahrbuch 108.

**) Goethe-Jahrbuch II, 383. Freilich erweist es sich nicht ganz genau, wenn er behauptet: „Niemand als die L. R. [Lisette Runkel], Merck und der Dechant [Dumeix] habens gelesen.“ Höpfner hatte es wenigstens gehört. Indessen bleibt es fraglich, ob hier der Bericht der Fahlmer ganz getreu ist.

Wir haben das künstliche Gebäude von Wilmanns in seiner Grundlage geprüft, ja zum Theil in seine äußersten Spitzen verfolgt, dabei nirgend einen Halt, vielfache Mißverständnisse gefunden, zu denen ihn größtentheils die Sucht hingerissen, seinen Einfall zu begründen. Doch ist seine Arbeit für den „Satyros" nicht ganz fruchtlos geblieben. Wilmanns hat zuerst auf die äsopische Fabel (26) vom Menschen und Satyros hingewiesen, in welcher beide als Freunde zusammen essen. Die Beobachtung des Satyros, daß der Mensch nicht allein durch den Hauch seines Mundes sich die Hände wärmt, sonden auch die warme Speise durch Blasen kühlt, erfüllt jenen mit solcher Abneigung wider ihn, daß er ihm die Freundschaft aufkündigt; er will mit demjenigen nichts mehr zu thun haben, der aus demselben Munde warm und kalt bläst. Ohne Zweifel schwebte Goethe die äsopische Fabel vor, schon der Namensform wegen. Aesop gehörte neben dem neuen Testamente zu seiner frühesten Lektüre im Griechischen. Daß Goethe den Menschen zum Einsiedler machte, war schon dadurch bedingt, daß er ihn individualisiren mußte, und es lag ihm eben so nahe wie dem Hans Sachs, bei dem er als „Waldtbruder" auftritt. Auch bedurfte er zur nähern Ausführung des Satyros nicht der Beschreibung des Burkhard Waldis, den Wilmanns, wenn erwiesen wäre, daß dieser Fabulist Goethe bekannt gewesen, als dessen Quelle betrachten möchte*). Die Satyrn als Waldgötter kannte er aus der griechischen Mythologie, und daß solche Geschöpfe noch in Afrika und sonst zu finden, die eben zu der mythologischen Vorstellung Veranlassung gegeben, hatte er wohl in der frühesten Jugend gelesen. Auf die Fabel geht, wie Wilmanns bemerkt, die Stelle des ersten Aktes zurück, wo der Einsiedler auf die Frage, warum er so in die Hand blase, erwidert:

Seid ihr nicht mit der Kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.

Der Dichter benutzt dies glücklich als Uebergang zur Aeußerung des Einsiedlers, daß er sich unendlich reich fühle, da er dem eigenen

*) Scherer Frühzeit 47 entscheidet sich nicht, er billigt nur die Verweisung auf „die alte Erzählung", die „sich z. B. bei Hans Sachs findet".

Mangel gleich abhelfen könne, er aber auch der Feuerung nicht entbehre, so daß er dem Leidenden leicht etwas Warmes bereiten könne. Scherer findet einen Widerspruch darin, daß der Einsiedler hier kalte Fingerspitzen habe, während nach dessen erster Rede und sonst der Sommer angenommen werde. Aber unser Auftritt spielt am frühen Morgen, an welchem dem nicht mehr heißblütigen Alten leicht die Fingerspitzen kalt werden können. Der jüngere Satyros findet es im dritten Akte „höllisch schwül"; aber dort läßt er sich eben nach längerm Laufe in der Mittagshitze an einem schattenkühlen Brunnen nieder. Auch würde der Dichter den Widerspruch, wäre er vorhanden, wie so manche ähnliche, damit entschuldigen können, daß er ihn aus künstlerischem Zwecke sich gestattet. Unbeachtet hat man bisher gelassen, daß die Vorstellung vom nahen Zusammenleben von Einsiedlern und Faunen sich auch in Goethes „Legende" findet, die freilich erst 1815 erschien, aber sie begegnet uns schon 1778; wahrscheinlich ist sie um 1773 gedichtet. Diese beginnt:

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen thät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd'
Zur seligen Freud'; uns dürst darnach."

Wilmanns hat mit Recht auch Wielands Aeußerung in den „Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen" (1770) herangezogen: „Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe [die Orang-Utangs oder Pongos], welche von den Alten unter den Namen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind; denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte." · Diese „Betrachtungen" bilden einen Theil von Wielands „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus dem Archive der Natur gezogen", aus denen Goethe auch das „Traumgespräch mit Prometheus" bei seinem „Prometheus" benutzt hat, das den Schluß der Abhandlung „über Rousseaus Versuche, den wahren Stand der

Natur des Menschen zu entdecken, bildet. Wilmanns hat schon bemerkt, daß Goethe durch diese Abhandlung veranlaßt wurde, den Satyros rohe Kastanien als „herrlichen Fraß" preisen zu lassen; denn Wieland bemerkt, nach Strabo und Plinius seien die Eicheln, womit sich die ältesten Griechen und einige andere Völker in der Urzeit genährt, eine sehr gute wohlschmeckende Art gewesen*), die er geradezu für unsere Kastanien erklärt. In jenen „Beiträgen" stehen auch die „Reise des Priesters Abulfouaris ins innere Afrika" und die „Bekenntnisse des Abulfouaris, gewesenen Priesters der Isis". Schon von Loeper hatte bemerkt**), „Satyros" treffe, wie Wielands „Abulfouaris", eine Zeitrichtung. Pröhle***) behauptet, Goethe sei durch Wielands „Abulfouaris" angeregt, habe aber dessen Idee klarer, einfacher, treuherziger, edler, genialer und in jeder Hinsicht besser in der ganz neuen Produktion des „Satyros" wiedergegeben. Wilmanns faßt demnach Satyros als Pendant zu Abulfouaris.†) Auch Scherer††) gibt die Vergleichung des Priesters Abulfouaris mit Satyros zu. Dieser macht die nackten unschuldigen Neger durch die Kultur, die er ihnen bringt, unglücklich. Hermes ist bei Wieland der große Stifter des Priesterordens; die von ihm eingeführte Religion erscheint nur als politisches Mittel, die von ihm gegründete Republik zu befestigen. Abulfouaris wünscht das Volk aufzuklären, daß es nicht mehr einen Stier, einen Ibis, eine Meerzwiebel für einen Gott halte. Goethes Satyros sagt einmal, er wolle lieber eine Zwiebel als ein Bild des Gekreuzigten anbeten. Daß die Aegypter Zwiebel und Lauch für heilig gehalten und dabei als bei Göttern geschworen, war Goethe wohl sonsther bekannt.†††) Die Liebesleidenschaft zur schönen Mazulipa, der Frau eines an-

*) Wielands Gelehrsamkeit zeigt sich hier freilich sehr fadenscheinig. Weder Plinius noch Strabo bestimmen diese Eicheln näher, wie es Galen thut.

**) Zu „Dichtung und Wahrheit" III, 358.

***) Lessing, Wieland, Heinse 256.

†) Er schreibt irrig den Namen Abulfauari (299). Wieland brauchte früher Abulfouaris, später Abulfauaris.

††) Goethe-Jahrbuch 100.

†††) Juven. XV, 9. Plin. N. H. XIX, 32.

gesehenen Negers, an welcher er „ohne Gefahr seines Charakters" seine Lust befriedigen möchte, treibt ihn. Zu diesem Zwecke führt er auch die Mysterien ein. In der Nacht der kleinen Mysterien erscheint er der unschuldigen, aber fanatischen Mazulipa in den finstern, unterirdischen Gängen, durch deren mystische Krümmungen die Einzuweihenden wandeln müssen, in der Gestalt des Anubis, und sie wird die Beute seines frevelu Betrugs. Später wendet er mancherlei Kunstgriffe an, um dieselbe Rolle mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können. Daß dieser Kulturpriester auf Goethes Erfindung der Nothzucht des Satyros, dessen Naturevangelium das Volk so berückt, daß es ihn vergöttert, nicht ohne Einfluß gewesen, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Dagegen ist Scherers Annahme, dieser habe die Katastrophe aus dem „Tartuffe" genommen*), nichts weniger als glaublich, da beide zu wenig mit einander stimmen. War die Verführung des Satyros durch Abulfouaris nahe gelegt, so war damit die nothwendige Entlarvung von selbst gegeben. Bei Abulfouaris fehlte nur die Entdeckung, die sich eben bei Satyros von selbst ergab durch den glücklich ersonnenen Plan der Eudora, der zugleich die Rettung des Einsiedlers bewirken soll; jener steht dem Satyros viel näher als der scheinheilige Tartuffe. Gar wunderlich ist die Art von Scherers Beweis für Tartuffe. Wenn Wieland an Gleim schreibt, er wisse jetzt, daß Spalding, den er für einen Mann Gottes gehalten, nur ein Tartuffe oder höchstens nur ein Abulfauaris sei**), so stellt er die beiden scheinheiligen Verführer doch nur neben einander und zwar so, daß er den Tartuffe als den schlimmern faßt; an jeder Andeutung, daß sein Abulfauaris ein Ableger des molièreschen Scheinheiligen sei, fehlt es doch ganz und gar. Und wenn Scherer zugibt, daß Goethe den Abulfouaris benutzt, so fällt jeder Grund weg, den „Tartuffe" heranzuziehen; denn die Erfindung des Planes der Eudora und dessen glückliche Ausführung wird Goethe hoffentlich doch aus eigenen Mitteln haben leisten können. Freilich läßt Scherer es jetzt unentschieden, ob Goethe mittelbar oder unmittelbar aus dem „Tartuffe" geschöpft,

*) Frühzeit 58.

**) Pröhle a. a. O. 233.

da er diesen auch als Quelle des Abulfouaris annimmt, aber gleichgültig ist dies keineswegs, abgesehen davon, daß Wielands Benutzung des „Tartuffe" selbst unerwiesen ist.

Goethe wollte in unserer Dichtung, die er in „Wahrheit und Dichtung" als ein Fastnachtsspiel, gleich „Pater Brey", bezeichnete*), eine launige dramatische Darstellung geben, wie leicht die Menge durch hohle Menschen, die anmaßende Entschiedenheit mit glühender Wärme verbinden und die Schwächen der Menschen pfiffig zu benutzen wissen, hingerissen werde. Dies that er in der schärfsten, ja bis zur äußersten Grenze gehenden Weise, indem er seinen Betrüger zu einem thierischen Satyros, einem Waldteufel, machte, der trotz alles Abstoßenden und Widerwärtigen durch die wunderbare Art seiner Erscheinung und seine seltsame, das Leben verkehrende, höchste Freiheit und Seligkeit verkündende Lehre das Volk für sich gewinnt. Die innere Nichtigkeit und die ungeheure Leichtgläubigkeit meinte er eben nicht ausdrucksvoller bezeichnen zu können, als dadurch, daß er, in Anknüpfung an die äsopische Fabel, den Betrüger zu einem fabelhaften Waldmenschen machte. So war ihm Name und Wesen seines herrsch- und genußsüchtigen, von sinnlicher Gier beherrschten Helden gegeben, damit aber zugleich der phantastische Charakter der ganzen Dichtung, die das Volk wirklich zum Kastanienfraß und zur Vergötterung des Waldteufels sich herabwürdigen läßt. Selbst der Priester Hermes, zu dessen Namen, wie schon Wilmanns sah, die Erwähnung des Hermes bei Wieland die Veranlassung bot, wird von der allgemeinen Begeisterung angesteckt und, wenn ihm auch das Kastaniennagen übel bekommt, vom mystischen Feuer seiner Rede derart hingerissen, daß er sich ihm gegenüber nichtig fühlt. Als Einschlag ward Wielands lüsterner Kulturpriester verwandt, aber die ganze dramatische Verwicklung und Lösung, die gegensätzliche Ausführung des Satyros und des Einsiedlers, die Künste, durch welche er die beiden, gleichfalls in entschiedenem Gegensatze

*) Im Inhaltsverzeichnisse des dreizehnten Bandes der Ausgabe letzter Hand werden beide unter die allgemeine Ueberschrift „Fastnachtsspiel" (nicht „Fastnachtsspiele") gesetzt, die im Bande selbst fehlt, wie daselbst ein ähnlicher Unterschied in Bezug auf das „Puppenspiel" sich findet.

zu einander charakterisirten Mädchen zu verlocken sucht, und die Leitung der Handlung sind Goethes Eigenthum. Alle Namen sind griechisch und bezeichnend; der Einsiedler erhielt einen persönlichen Namen ebenso wenig als der Waldteufel (Satyros). Die Oertlichkeit ist dem Wesen der phantastischen Dichtung gemäß ganz unbestimmt gelassen, doch deuten die Namen auf Griechen, ebenso die Schlußworte des Satyros trotz der lateinischen Form Jupiter, die wir auch im „Prometheus" finden, nur ist keine Andeutung gegeben, daß wir uns im eigentlichen Griechenland befinden, ja eine Kolonie in Afrika würde ganz gut für das Stück passen. Neben der herrschenden heidnischen Religion weisen der Einsiedler und sein Bild des Gekreuzigten auf die christliche hin, jede nähere Andeutung des Verhältnisses beider zu einander fehlt in unserm phantastischen Drama, dem seinem Wesen nach nichts ferner lag als örtliche oder gar persönliche Beziehungen, wie tief auch der Dichter aus dem vollen Leben geschöpft hat.

Den 5. Oktober 1881.

Das Vorstehende war längst geschrieben, ehe ich Kenntniß und Einsicht von dem in aller Breite sich behaglich ergehenden Aufsatze von Biedermanns: „Goethes ‚Satyros' noch einmal", in der von ihm mit den Ausflüssen seiner Entdeckungsader, seinen Ausfällen und ebenso gewissenlosen Lobhudeleien beglückten „Wissenschaftlichen Beilage der leipziger Zeitung" vom 14. bis zum 21. August 1881 (Nr. 65 bis 67), erhielt. Die Widerlegung desselben schien mir nicht dringend, obgleich die Masse der angeblichen Uebereinstimmungen von Stellen des „Satyros" mit gedruckten Aeußerungen Basedows manchen, der nicht genau zusah, bei dem großen zu Tage tretenden Selbstbewußtsein des freiherrlichen Forschers leicht berücken konnte, auch die Ungebühr seiner Schmähungen gegen mich eine Zurückweisung zu fordern scheinen konnte. Aber wer wird persönlich mit einem Manne rechten wollen, der, wo er sich so eingeengt fühlt, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, die Ausrede für wissenschaftlich ehrenhaft hält, niemand werde ihm zumuthen, so etwas zu

widerlegen, selbst wo der entschiedene Beweis seiner Entstellung erbracht ist. Erst jetzt, wo ich mich veranlaßt sehe, das mit gleichem Selbstbewußtsein von ihm in demselben Blatte vorgetragene Phantasma von einem frühern Anfange des goetheschen Mittwochskränzchens in Luft aufgehen zu lassen, und ich die Veröffentlichung meines so lange liegen gebliebenen Aufsatzes mir vorgesetzt, komme ich auch auf Biedermanns Bekämpfung Scherers und den wiederholt mit aller Macht ins Werk gesetzten Beweis, „Satyros" sei auf Basedow gemünzt. Längst habe ich es aufgegeben, Biedermann von irgend etwas zu überzeugen, meine Bemerkungen sollen nur andern seine erstaunliche Leichtfertigkeit und die wunderliche Entstellung von Goethes humoristischem Drama zeigen. Daß er mit mir in mancher Widerlegung Scherers übereinstimmt, ist natürlich, doch auch hier zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit in der Fassung. Nur auf die Hauptpunkte des neu angetretenen Beweises möchte ich hier eingehen und zeigen, wessen der Mann fähig ist.

Da lese ich denn (S. 386), meine Beziehung des Jupiter Sus auf Wieland werde dadurch widerlegt, daß jener Jupiter Sus im Briefe der Herzogin Mutter vom 2. August 1779 an diesem Tage verreist gewesen, wogegen Wieland nach seinem eigenen Briefe an Merck den 2. August zu Weimar zugebracht. Er stützt sich dabei auf eine willkürliche Voraussetzung, von welcher er den Leser nichts ahnen läßt. Das ist Unterschleif! Den Brief an Merck vom 1. August soll Wieland erst am folgenden Tage fortgesetzt und beendigt haben. Und doch kann kein Leser desselben (Merck I, 168 ff.) die entfernteste Ahnung haben, daß derselbe unterbrochen worden; er ist offenbar in einem Zuge hingeschrieben. Wie aber ist Biedermann zu dieser Annahme gekommen? Wieland bemerkt bei der nach zwei verunglückten Versuchen ihm endlich gelungenen Nachbildung des Namenszuges der Herzogin Mutter launig: „Ah, das war con amore! Feci den 2. August, 8 Uhr Morgens." Der 2. August paßt freilich nicht zu der Datirung vom 1.: entweder 1. oder 2. muß irrig sein. Daß das letztere verschrieben oder verlesen sei, ergiebt sich aus der kurz vor dem Schlusse stehenden Aeußerung: „So Gott will, bringt mir die heutige Abendpost ein Brieflein von dir." Denn der 1. August war ein Montag, der 2. ein Dienstag; daß

aber die frankfurter Post nicht am Dienstag-, sondern am Montagabend in Weimar ankam, ergeben die Briefe Wielands an Merck vom 22. September 1776, vom 24. November 1777, vom 1. Juni 1778, vom 22. Februar und 1. März 1779, in denen von eben empfangenen Sendungen die Rede ist; denn diese alle sind Montags geschrieben. So war auch der 19. Januar 1778, an welchem Goethe, wie er den 22. schreibt, das gewünschte Geld von Merck erhielt, ein Montag. Demnach ist der ganze Brief am 1. August geschrieben; Tags drauf reiste Wieland ab, und so fand ihn die Einladung der Herzogin Mutter an diesem Tage nicht. Die Reise ging wahrscheinlich nach Gera; freilich wird dieser Reise erst in Wielands Brief an Merck vom 19. gedacht, aber schon längst muß er davon zurück gewesen sein, da wir in demselben Briefe lesen, schon vor acht Tagen habe er eine (wiederholte) Einladung nach Ettersburg erhalten, die er nicht gleich habe stattfinden lassen können, womit unmöglich seine Abwesenheit von Weimar gemeint sein kann. Dies konnte sich Biedermann sagen, wenn er bloß Wielands Briefe an Merck genau beachtete. Aber hätte er sich nicht daneben auch nach Wielands sonstigen Briefen umsehen müssen? Da würde er in den „Ausgewählten Briefen" einen an Professor Meusel in Erfurt mit dem Datum des 2. August 1779 gefunden haben, dem er schreibt: „Ich bin itzt im Begriffe, mit meiner Frau recreationis et corporis curandi gratia eine kleine Reise auf etliche Tage nach Gera zu thun." Mag nun das 2. auch ein Lese- oder Druckfehler statt 1. sein oder Wieland noch am frühen Morgen vor der Abreise an Meusel, der ihm seinen Ruf nach Erlangen mitgetheilt, geschrieben haben, er möge ihn gleich nach seiner Rückkehr von Gera besuchen, eine glänzendere Bestätigung, daß der am 2. August verreiste Sus Jupiter Wieland gewesen, läßt sich kaum denken. Doch Biedermann wagt mit gewohnter Leichtfertigkeit das Gegentheil zu behaupten. Ebenso wunderlich sträubt er sich, unter dem „General — —s" im Briefe der Hofdame von Göchhausen an Merck Herder zu erkennen, und er beschwört lieber den Teufel, ergänzt „Generalsatanas", ohne zu verrathen, wer darunter gemeint sein könne. Freilich bezeichnete man den Teufel durch drei Kreuze, auch wohl durch einen Strich, wie in derselben Briefsammlung

S. 119 „um aller — willen“ steht, aber hier haben wir zwei Striche, und Striche deuten in dieser Sammlung gewöhnlich auf ganze Wörter, während einzelne Buchstaben durch Punkte bezeichnet sind, wie S. 60. 122. 127. 166. 169. 176. Hiernach möchten wir glauben, daß in „General — —s“ auch zwei besondere Worte angedeutet und im Briefe „Generalsuperintendens“ gestanden. Wollte man dies nicht, so wäre doch „Generalsatyros“ eine launige Zusammenstellung des Anfangs des Ranges von Herder und des Spitznamens (nur ja nicht „General Satyros“) zehnmal wahrscheinlicher als der durch nichts auch nur annähernd zu rechtfertigende „Generalsatanas“, für den sein genialer Erfinder selbst keine Beziehung beizubringen weiß. Wenn die Herzogin vom „Satiros“ an Merck schrieb, sie wisse nicht, ob er todt oder lebend, und sie sei eben in der Verdammung, wenn sie daneben Wielands als des Jupiter Sus und des Prinzen Rasselaß gedachte, ihre Hofdame fast drei Monate später, nachdem Wieland wieder in Ettersburg zum Besuch gewesen, berichtete, der „General — —s“ führe sich noch immer schlecht auf und habe sich nicht wieder sehen lassen, wogegen Prinz Rasselaß Buße gethan: so wäre es völlig ungerechtfertigt, selbst wenn die Ergänzung „Generalsuperintendens“ nicht so nahe läge, unter diesem einen andern zu verstehen als Herder, den die Herzogin unter dem Namen „Satiros“ bezeichnet hatte. So ist also auch hier Biedermanns leidenschaftlicher Versuch, mir ein Versehen nachzuweisen, zu seiner eigenen Beschämung abgelaufen, er hat auch hier wieder nur seinen Mangel an Umsicht und Urtheil bewiesen.

Die gegen Scherers Deutung gerichteten Gründe lassen wir zur Seite, da wir dieselben oder treffendere oben gegeben, nur die Bemerkung, kein Zeitgenosse, der den „Satyros“ gelesen, habe unterlassen können, „nach der für ihn zuverlässig in nicht so dichtes Dunkel gehüllten Deutung zu forschen“, müssen wir als grundlos verwerfen. Auch dieses derb humoristische Fastnachtsspiel konnte man und kann man noch heute, wenn man nicht von dem schleichenden Deutungswahn angesteckt ist, ohne jede Annahme persönlicher Beziehung ganz ergetzlich finden.

Bei der Begründung seiner ihm mit von Loeper gemeinschaftlichen Beziehung auf Basedow müssen wir es zunächst für verfehlt

halten, wenn er sich auf Goethes Schilderung dieses Schulreformators in „Dichtung und Wahrheit“ beruft; denn waren diesem auch einzelne Erinnerungen aus dem Umgange mit Basedow geblieben, bei seiner Lebensbeschreibung zog Goethe zur Belebung und Ergänzung überall literarische Hülfsmittel zu Rathe, so daß die Bilder der von ihm geschilderten Personen nichts weniger als bloße Widerspiegelungen seiner eigenen Erinnerung sind, sondern wesentlich durch das beeinflußt scheinen, was er in seinen literarischen Hülfsmitteln fand. Unwahr ist auch die Behauptung, Goethes Aeußerung, Basedow habe durch seine Persönlichkeit nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufschließen wollen, entspreche fast wörtlich demjenigen, was er bei Gelegenheit des „Pater Brey“ und des „Satyros“ von den hier zu Grunde liegenden Zunftgenossen sage, Leuten, die „auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten“; denn hier ist von längerm Aufenthalte in jeder Stadt die Rede, um Einfluß zu gewinnen, persönlich sich einzunisten, während Basedow nur Geld einsammelte, um das ihm vorschwebende großartige Werk zu Stande zu bringen. Gelegentlich bemerken wir, daß Biedermann auch hier seine Fertigkeit im Mißverstehen bekundet, wenn er meint, Goethe sage nicht, daß es ihnen nur um Einfluß in Familien zu thun gewesen, sondern daß sie wenigstens in Familien Einfluß hätten gewinnen wollen, wobei er also übersieht, daß wenigstens sich auf einige Familien bezieht; klüglich unterschlägt er das bestimmende einige, das auf den Gegensatz zur ganzen Stadt deutet. Ebenso absonderlich ist alles, was Biedermann aus der ganz willkürlich auf Basedow bezogenen Stelle für seine Behauptung anführt. Goethe spricht davon, daß solchen Leuten, da sie oft den Ort veränderten, die Gunst der Neuheit zu Gute komme. Dazu gibt unser Vertheidiger des Satyros-Basedow die merkwürdige Randbemerkung, auch Basedow habe wegen seines ungeschliffenen Betragens und seiner Verletzung der Gemüther sehr auf diese Gunst rechnen müssen: aber dieser zählte vielmehr auf die Macht seiner Gründe und seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit, durch die er auch wirklich, wie Goethe sagt, sich die Gemüther zuwandte, nicht auf die Gunst der Neuheit.

Von derselben Sorte ist die Bemerkung, Goethe selbst scheine Basedows Rechnung auf diese Gunst der Neuheit durch die Bemerkung anzudeuten, als Lavater sich zur Abreise bereitet, habe Basedow seinen Vortheil gefunden, sich anzuschließen. Aber der Vortheil bestand ja gerade darin, daß er, da er auch am Niederrhein sein Evangelium persönlich verkünden und die Leute für sein nach einigen Monaten zu eröffnendes Philanthropin gewinnen wollte, gerade in Lavaters Gesellschaft Gelegenheit fand, mit bedeutenden Kreisen zu verkehren. Wenn Goethe von jenen Leuten sagt, sie zögen auf eigene Hand hin und her, so soll auch dieses für Basedow bezeichnend sein. Freilich, wenn man die Sätze aus ihrer Verbindung reißt, kann man eben alles beweisen! Goethe erklärt selbst den Ausdruck durch den Zusatz „sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten". Nicht aufs Gerathewohl reiste Basedow umher, er suchte die Personen auf, deren Theilnahme seinem Philanthropin förderlich sein konnte. Eben war er in Weimar gewesen, in Frankfurt hoffte er Lavater und den berühmten jungen Dichter zu treffen, in Ems fand er einen bedeutenden Gesellschaftskreis, zu den vornehmen Familien der Umgegend hatte er durch Lavater Zutritt, mit dem er auch den neuwieder Hof besuchte. Wir wissen kaum, wie wir es bezeichnen sollen, wenn Biedermann zu dem von Goethe gebrauchten gangbaren Ausdruck „sich vor Anker legen" zu bemerken wagt: „Ist das nicht unverhüllter Hinweis auf die Rheinfahrt, auf das ‚Landen in Koblenz'." Wem so etwas „unverhüllt" ist, was mag der nicht „verhüllt" schauen? Goethe erzählt, wie er mit Lavater und Basedow von Ems in einem Kahne die Fahrt nach Koblenz gemacht, wo sie natürlich landen mußten. Das auf alle drei Reisende gehende Landen soll nun für Basedow bezeichnend sein, weil er zu den Leuten gehört habe, die „in jeder Stadt vor Anker legten", obgleich Basedow mit seinen Freunden sich so wenig in Koblenz vor Anker legte, daß er es nach dem Mittagsessen wieder verließ. Auch soll Goethe die „neidische Aufmerksamkeit", die er nach eigener Aussage auf dergleichen Leute gehegt, auf Basedow gehabt haben, weil er bemerkt, man habe ihn auf der Reise nur als „Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne" (Lavater und Basedow) behandelt.

Biedermann bemerkt nicht, daß er damit auch Lavater in die Klasse „jener Leute" versetzt. Aber überhaupt ist es verfehlt, jeden Ausdruck der späten Lebensbeschreibung so zu verwenden, als ob er aus der dargestellten Zeit selbst stamme. Wie Goethe sich auf jener Reise neben Lavater und Basedow fühlte, hatte er viel richtiger in den launigen, während derselben gedichteten Versen angedeutet, die jene beiden als Propheten, sich in ihrer Mitte als Weltkind bezeichnen.

Biedermann unternimmt es nun, gegen meinen, vor seinen Augen natürlich „flachen" Einwand, Goethe habe Basedow unmöglich als einen solchen Lumpen darstellen können, trotz der mittlerweile festgestellten Zeit der Entstehung des Dramas spätestens im September 1773, den Nachweis zu liefern, im „Satyros" sei Basedow zu finden. Darauf geht er gar nicht ein, daß in diesem Falle der eigentliche Kern beider Personen derselbe, Basedow wie Satyros ein Lump gewesen sein müsse, der einzig seine Lust und Ehrsucht, mit welchen Mitteln es auch sein möge, habe befriedigen wollen. Eine solche Ansicht hat Goethe nie von Basedow gehabt, wenn er ihn auch *später* für einen Charlatan erklärte, der zur Erreichung seines ihm vorschwebenden Zweckes, eben so wie Lavater, es an Marktschreierei nicht fehlen ließ. Daß Basedow aus vollster Ueberzeugung von der Heiligkeit seines Zweckes und dem dazu einzig Nöthigen gehandelt, hat Goethe nie bezweifelt; seltsam schien ihm nur die wunderliche Verbindung dieser reinen Absicht, dieses glühenden Eifers für die Erziehung der Menschheit zur wahren Menschlichkeit, mit der Derbheit seiner rohen, leidenschaftlichen Natur, mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit, wildem Jähzorn und unbezwinglicher Trunksucht. Hätte Goethe ihn in einem Fastnachtsspiel darstellen wollen, so würden wir *diese* Charakterzeige in seinem Bilde hervortreten sehen; was er aber erst nach seiner persönlichen Bekanntschaft, vor welche „Satyros" fällt, hätte thun können, doch auch nach dieser wäre es ihm unmöglich gewesen, da ihm, trotz aller Schwächen und Schroffheiten, Basedows Bedeutung zu hoch stand, der sein ganzes Leben hindurch sich redlich bemüht hatte, zur Aufklärung der Welt zu wirken, erst in der Philosophie, dann in der Theologie, zuletzt in der Erziehung, der auf nichts weniger ausgegangen war als auf

ein behagliches Leben, das er sich gerade durch sein rücksichtsloses Wirken für die Wahrheit zerstörte. Ist aber von diesem lebendig ausgeprägten Charakter Basedows Satyros das gerade Gegentheil, so ergiebt sich schon hieraus die Beziehung des goetheschen Fastnachtsspieles auf diesen als völlig unmöglich: noch so viele Aehnlichkeiten im einzelnen beweisen dagegen nicht das Geringste, sie beruhen ebenso auf Zufall, wie daß Lavaters Kraftapostel Christof Kaufmann, in wie ganz anderer Weise als Basedow! ein Abbild des goetheschen Waldteufels ist. Beider Bekanntschaft machte Goethe erst nach der Dichtung des „Satyros".

Der Ueberblick, den Biedermann über Basedows Leben und Wirken giebt, ist höchst einseitig und ungerecht, damit ja der Mann möglichst dem Satyros gleiche. Freiherr von Biedermann hat sich an Basedow ebenso versündigt, wie er es im ersten „Goethe-Jahrbuch" gegen einen viel bessern, außerhalb seines Horizontes liegenden Mann, gegen Lessing gethan. Von Basedows glühendem Eifer für die Heiligkeit seiner Sache, von seiner unendlichen Ausdauer, von seinem wahrhaft frommen Gemüthe, das sich nach Herstellung des reinen Urchristenthums sehnte, sich auch am Ende der von Biedermann selbst angezogenen Vorrede zum „Elementarwerke" lebhaft ausspricht, von allem, was den menschlichen Werth des für die Erziehung jedenfalls segensreich gewordenen Umgestalters bildet, zeigt sich bei Biedermann keine Spur, ebensowenig von der Hochschätzung, die ihm der Minister Bernstorff und der vortreffliche Fürst von Dessau bewiesen, ja, während er alles Ungünstige, was Goethe von Basedow sagt, geschäftig heranzieht, unterschlägt er alle Vorzüge, welche dieser neben seinen tiefgewurzelten übeln Eigenheiten hervorhebt, daß er „trefflich begabt", „in sich hineingedrängt" gewesen, daß er „von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen gewußt", was nur später nebensächlich von Biedermann erwähnt wird, daß seine „großen Geistesgaben" auch in Frankfurt bewundert worden, daß es „ihm einzig darum zu thun war, jenes Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte". Biedermann weiß durchaus nichts von der edlen Seite Basedows, er hebt nur in gehässiger Weise hervor, daß dieser

„mit seinen Jugendbildungsbestrebungen ein ganz gutes Geschäft machte". Freilich hat er einen Vorgänger an einem frühern Bekannten Basedows, dem Rektor Johann Christian Meier, der in seiner sich für unparteiisch ausgebenden, aber im Grunde entschieden gegen Basedow Partei nehmenden rohen, schon von den Zeitgenossen als ungerecht verworfenen Lebensbeschreibung und Charakterschilderung (1791. 1792) ihn in jeder Beziehung herabzusetzen sich anstrengte. Diese war für Biedermann, dem es nur auf Durchsetzung seiner Behauptung, nicht auf Gerechtigkeit ankam, ein gefundener Bissen. Alle Welt urtheilt heute billiger über Basedow, als es Biedermann hier thut, sogar im entschiedensten Gegensatz zu Goethe, den er leichtfertig ein schnödes Zerrbild von ihm im Satyros aufstellen läßt.

Aeußerst erwünscht wäre es Biedermann gewesen, hätte er Goethes Bekanntschaft mit dem Reformator des Unterrichts schon vor der Dichtung des „Satyros" nachweisen können. Daß die Art, wie „Dichtung und Wahrheit" des Zusammentreffens mit Basedow gedenkt, gegen eine frühere Bekanntschaft spricht, kümmert ihn nicht im geringsten. Alle Vortheile gelten! Man höre! Auf Goethes Bekanntschaft mit ihm in Straßburg scheint es ihm hinzudeuten, „wenn Goethe im ‚biographischen Schema' Basedow das erstemal unterm Jahre 1770 erwähnt". Daß heißt doch Sand in die Augen streuen! Es ist reiner Zufall, daß Goethe in seinen annalistischen Aufzeichnungen (vgl. meine Erläuterung zu „Wahrheit und Dichtung" I, 5 ff.) auf der Rückreise des für das Jahr 1770 bestimmten Blattes später die Zeit von dem Besuche Wetzlars bis zur ersten Bekanntschaft mit dem Erbprinzen von Weimar (also die Jahre 1772 bis 1774) zusammenfaßt. Dort heißt es denn auch: „Emser Bad | Lavater Basedow | Rheinreise". Also auch dort erwähnt Goethe Basedow nicht 1770, sondern während seines Aufenthaltes zu Ems, im Sommer 1774. Wie kann ein redlicher, besonnener Mann, so die Thatsachen verdrehen! Unmittelbar darauf sagt Biedermann: „Damit [mit der Erwähnung im Schema vom Jahre 1809] mag auch zusammenhängen, daß ‚Satyros' im ersten Drucke 1828 [auch hier täuscht ihn sein Gedächtniß, über dessen Abnahme er klagt; denn das Stück erschien bereits 1817] das Jahr 1770 als Angabe

der Entstehungszeit enthielt." Ueber die Veranlassung zu dieser falschen Zeitbestimmung habe ich mich oben S. 233 erklärt.

Kann Biedermann aber auch eine frühere persönliche Bekanntschaft Goethes mit Basedow nicht nachweisen, so soll er doch durch Merck genaue Kunde von ihm empfangen haben. Dieser schreibt am 29. März 1774 in Erwiderung eines Briefes von Nicolai: „Wenn sich Basedow meiner erinnert, so versichern Sie ihn meiner ganzen Hochachtung und Ergebenheit." Daraus folgt nur, daß Merck Basedow persönlich kennen gelernt hatte. Wahrscheinlich hatte Nicolais Brief Basedows Anwesenheit erwähnt, und es ist möglich, daß Merck dessen Bekanntschaft im vorigen Jahre bei diesem gemacht hatte. Auch dürfen wir Goethes Bericht nicht bezweifeln, Merck habe ihm von der Reise nach Petersburg ausführliche Briefe geschrieben, die ihm eine weitere Aussicht in die Welt gegeben, aber daß er sich darin auch über Basedow ausgelassen, folgt daraus doch um so weniger, als die Bekanntschaft sehr flüchtig gewesen sein kann, wonach es noch sehr die Frage, ob je zwischen Goethe und Merck die Rede auf diesen gekommen. Mercks Aeußerung zeigt übrigens, daß Basedow weder ihm noch Nicolai als ein solches Scheusal vorgekommen, wozu ihn Biedermann stempelt.

Daß Goethe die drei ersten Bände des „Elementarwerks" schon vor der Dichtung des „Satyros" gehabt haben könne, schließt Biedermann daraus, daß in einer „Nachricht" vom 8. Januar 1774 in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" einer von Basedow seit der Michaelimesse erlassenen „Anzeige" seines „Elementarbuches" gedacht wird, deren Verfasser bemerke, er habe die drei ersten Bände dieses neu gearbeiteten „Elementarwerks" durchgelesen. Aber wie kann man daraus schließen, auch Goethe habe damals diese drei Bände gelesen? Scheint ja der Verfasser der „Nachricht" einer von den besondern Freunden Basedows gewesen zu sein, dem dieser schon die gedruckten Bände vor der Herausgabe mitgetheilt. Und selbst jenes angenommen, unmöglich hatte Goethe die Bände schon zur Zeit gelesen, wo er den „Satyros" dichtete. Unser Basedowspürer übersieht hier, daß dieses Drama schon im September 1773, als die Fahlmer nach Düsseldorf reiste, vollendet war. Also jene „Nachricht" kannte er damals noch nicht, viel weniger die neu gearbeiteten

drei Bände. Aber Biedermann geht weiter, er hält es für „nicht unwahrscheinlich", daß die spätere Vorrede (vom 14. März 1774) nur ausführlicher das enthalte, was in jener „Anzeige" gestanden, und so „fühlt er sich versucht", da diese ihm nicht zu Gebote steht, Goethe schon in der „Anzeige" das lesen zu lassen, was in der viel umfangreichern Vorrede steht. Welch ein scharfsinniger Beweis! Nicht allein wird Goethe wider alle Möglichkeit die Kenntniß der „Anzeige" zugeschrieben, die erst nach der Dichtung des „Satyros", seit dem 29. September 1773 verbreitet ward, sondern auch ihr einfach die Vorrede untergeschoben, und dazu diese arg entstellt wiedergegeben; denn diese ist von der „unbefangensten Ruhmredigkeit", die Biedermann ihr naiv gewissenlos andichtet, so weit entfernt, daß sie die Mangelhaftigkeit der Arbeit mit der Kürze der Zeit und damit, daß er allein gearbeitet habe, entschuldigt, diejenigen Theile für die besten erklärt, in denen er ganz zu Hause sei, die Lehre vom Geiste, die Logik, Ethik, natürliche Religion und die Methode der Grammatik, er Wolke wegen der Behandlung der Naturgeschichte dankt, er mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten sich zufrieden zeigt, da er diese erst seit seinem achtundvierzigsten Jahre ohne Lehrer getrieben, er endlich alles Gute, was er geleistet, nicht sich, sondern Gott zuschreibt, der auch ihm und seinem Wirken ihre Grenzen gesetzt habe. Einen Beweis, daß Goethe Basedows 1773 in dritter Auflage zuerst 1770 erschienenes Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" gekannt, findet Biedermann darin, daß er in „Dichtung und Wahrheit" sich auch „über Basedows Vorschriften über das Anlernen der alten Sprachen auslasse", was er im „Elementarwerk" nicht thue. Auch dies ist nicht wahr! Goethe sagt bloß, nach ihm sollten die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden, und davon war auch schon im ersten Buche des „Elementarwerkes" die Rede, wo er freilich auf das „Methodenbuch" verweist. Aber abgesehen davon, wer gibt Biedermann das Recht zur Annahme, Goethe habe alles, was er im Jahre 1812 über Basedow wußte, schon im Jahre 1773 gekannt? Und hatte nicht Basedow schon vorher den Anfang eines „Elementarbuches für die Jugend und ihre Lehrer und Freunde in den gesitteten Ständen" in drei Theilen in deutscher und lateinischer

Sprache erscheinen lassen, von welchem er selbst das „Elementarwerk" als zweite Auflage bezeichnete, waren nicht auch von ihm „Vierteljährige Nachrichten" zu seinem Elementarwerke von 1771 bis 1773 erschienen, waren nicht die bedeutendsten kritischen Blätter auf seine Schriften eingegangen, hatte es nicht einen heftigen Streit zwischen Basedow und Schlözer abgesetzt? Welchen Antheil Goethe schon 1773 an Basedow wirklich genommen, wissen wir eben nicht, jedenfalls konnte er das „Elementarwerk" bei seinem „Satyros" noch nicht benutzen. Daß er sich noch an Basedows vor fünf Jahren erschienene „Vorstellung an Menschenfreunde", ja an einzelne Stellen derselben erinnert, ist nichts weniger als wahrscheinlich, wogegen er das „Methodenbuch" freilich gekannt haben mag. Gewiß hatte Goethe von Basedows Bestrebungen schon, als er den „Satyros" schrieb, manches gehört, dagegen läßt es sich auch nicht im geringsten wahrscheinlich machen, daß er irgend etwas von dessen Charakter, von seinem wilden Jähzorn, von seiner Trunksucht, von dem Abstoßenden seines Wesens vernommen, wonach er diese Züge zum Bilde seines Satyros hätte benutzen können. Daß schon vor 1773 unbefangene Personen eine ungünstige Meinung von Basedow gehabt, will Biedermann dadurch beweisen, daß bereits Sulzer Ende 1771 ihn in einem Briefe an den alten Bodmer geradezu einen Charlatan nenne. Sulzer und unbefangen! Stieß nicht Basedow gegen Sulzers ganze Anschauung von den Wissenschaften an, mußte dieser sich nicht durch seinen Freimuth und sein sprudelndes Feuer verletzt fühlen! Sulzer konnte ebenso wenig über ihn wie über Lessing, Herder, Goethe ein richtiges Urtheil fällen. Und wie äußert sich Sulzer? „Ich darf noch bis auf diese Stunde nicht sagen, daß Basedow ein Charlatan, Weiße ein kindischer und Ramler ein armer, mit äußerster Mühe einen Gedanken erzeugender Dichter ist." Also Sulzer stand mit dieser Ansicht noch allein! Natürlich war er weder mit Basedows Verachtung der bisherigen Unterrichtsweise, noch mit seinen Ansichten über Religion und Philosophie einverstanden. Basedow galt keineswegs für ein solches Schreckbild, daß Goethe aus ihm einen Satyros hätte machen können. Dies zeigt besonders das Urtheil des leicht zu verletzenden Wieland vom 1. Juli 1774: „Er ist mit aller Wärme seines Kopfes ein ganz vortrefflicher

Mann, gerade was ein Reformator sein soll." Selbst der nüchterne Nicolai stand mit ihm in freundlicher Verbindung und der scharfe Kritiker Merck ließ ihn achtungsvoll grüßen. Als er nach Ems kam, galt er für einen der bedeutendsten Männer der Zeit, und mochte er auch die feinere Welt durch sein Betragen verletzen, daß er keineswegs berüchtigt und so abstoßend war, wie ihn Biedermann karikirt, dafür bürgt auch das, was wir neuerdings über seine Verhandlung mit dem emser Brunnenarzt, Hofrath Dr. Kämpf aus Dietz, erfahren haben.*) Kämpf hatte mit ihm häufig über die Möglichkeit der Hebung der ganz heruntergekommenen herborner Akademie gesprochen, und ihn endlich dazu gebracht, sich bereit zu erklären, selbst die Sache in die Hand zu nehmen, ja das dessauer Philanthropin, wenn der Fürst von Dessau ihm in Betracht der Umstände dies gestattete, ganz aufzugeben. Erhalten ist uns der Brief, in welchem Kämpf einem Mitgliede der nassauischen Regierung die Sache vertraulich mittheilt. Dort heißt es: „Ich habe das Glück gehabt, dem von einem Pol zum andern berühmten Professor Basedow mit den hiesigen Wassern alles mögliche Zutrauen gegen mich einzuflößen. . . . . Endlich wußte ich es durch Versicherung, daß kein gelegenerer, wohlfeilerer Ort, kein großmüthigerer Landesherr, keine kräftigere Unterstützung und Schutz als bei uns zu erdenken seie, dahin zu bringen, daß mein alter redlicher Philosophe (sine cortice nucleus) Neigung bekam, selbsten Hand an das Werk zu legen. Sobald ich dieses merkte, so bin ich ihm beinahe nicht mehr von der Seite gegangen, um ihn beständig in den guten Ideen zu unterhalten und seine große Lebhaftigkeit und Eifer noch mehr anzufachen." Wenn ein so gebildeter, Nassau herzlich ergebener Mann es für höchst verdienstlich hielt, Basedow für Herborn zu gewinnen, so kann dieser unmöglich sich so abstoßend und widerwärtig in seinem Umgange dargestellt haben, wie es Biedermann den Leser weis machen will, er muß trotz seiner Liebe zu Taback und Wein sehr anziehende Seiten entwickelt haben, was freilich schon nach der Achtung so vieler andern und nach der Aufnahme,

*) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von F. Hettner und K. Lamprecht I, 238—252.

die er beim Fürsten von Dessau, auch in Weimar fand, kein Besonnener bezweifeln wird. Von den nassauischen Regierungsräthen traute nur einer, wie es ja überall gemeine Seelen gibt, ihm gewinnsüchtige Absichten zu, die übrigen hatten zu Basedows Person volles Zutrauen. Als einen der Verbesserung der Erziehung mit voller Seele hingegebenen, vom Geiste zum Wirken für das Beste der Menschheit getriebenen Bahnbrecher ehrten Basedow auch, trotz aller seinen Wunderlichkeiten, Goethe und Lavater, die sich sonst nicht so viel mit ihm abgegeben haben würden. Und so tritt uns auch sein Bild aus „Dichtung und Wahrheit" entgegen.

Doch folgen wir Biedermann weiter auf seinen Irrgängen. „An der Hand der von Goethe gekannten Schriften Basedows und der Nachrichten, die uns über Basedows Erscheinung und seine Thätigkeit überkommen sind, haben wir nun das Drama ‚Satyros' durchzugehen und zu prüfen, inwieweit es mit jenem Stoff übereinstimmt", läßt sich Biedermann vernehmen. Aber wir wissen ja, wie wir gezeigt, gar nicht, welche Schriften Basedows Goethe kannte, und ebensowenig, was Goethe vor dessen persönlicher Bekanntschaft über seine Erscheinung und seinen Charakter, zu Ohren gekommen. Aber alle Vortheile gelten! Und war die Frage nicht statt auf die Handlung, auf den Charakter zu richten, mußte sie nicht lauten: „War Basedow ein so niederträchtiger Lump, daß Goethe durch ihn zu einer dichterischen Abspiegelung im ‚Satyros' getrieben werden konnte?" Statt zu zeigen, wie aus dem vorgesetzten Charakter dieses Lumpen sich die Handlung des Fastnachtsspieles ergab, fragt Biedermann bei jeder Zeile: „Findet sich nicht in Basedows Schriften [deren Kenntniß er bei Goethe voraussetzt] und in dem, was von ihm in Briefen und Nachrichten über sein Leben berichtet wird [sei es auch in dem achtzehn Jahr spätern ihm feindseligen, aber eben dadurch von Biedermann bevorzugten Buche Meiers], irgend eine Aeußerung oder Kunde, die man mit Anwendung äußerster Gewalt auf das Drama vom vergötterten Waldteufel beziehen könnte?" So spannt er denn das Drama auf die Folter, damit es für seine durch nichts begründete Annahme zeuge, und verrenkt den schönsten Humor und die aus dem Charakter des Satyros frei gestaltete Handlung mit Heranziehung von Schriften, deren Kenntniß, ja die

genaue Erinnerung an einzelne Stellen er voraussetzt, sogar von viel später gedruckten Nachrichten. Die Masse thut es nicht; dies mußte sich Biedermann sagen, und glaubte er wirklich einige Anspielungen des Gedichtes auf das „Elementarwerk", dessen Kenntniß er bei Goethe willkürlich voraussetzt, für unwiderleglich halten zu dürfen, er hätte sich mit diesen begnügen sollen, statt daß er durch die Häufung nicht bloß nichts erreicht, sondern den Leser empört durch kindische Mißhandlung der launigen Dichtung.

Da er gerade die angeblich unwiderleglichen Anspielungen auf das „Elementarwerk" ganz besonders betont, obgleich feststeht, daß Goethe dies bei der Dichtung nicht gekannt, so prüfen wir diese zunächst. Wenn Satyros den Mädchen gegenüber sich seiner Herrschaft über alle Thiere, seiner übermenschlichen Weisheit und Klugheit, seiner Kenntniß aller Kräuter und Sterne und seines unwiderstehlichen Gesanges rühmt, so erklärt sich dies ganz natürlich aus seinem Charakter und seiner Absicht. Biedermann hingegen findet hierin eine Verspottung von Basedows Ueberhebung bei Abfassung seines Elementarwerks, worin er gerade alles in großsprecherischer Weise zu lehren sich vermessen. Abgesehen davon, daß dies, wie wir sahen, der Wahrheit widerstreitet, fragen wir, konnte, ja mußte Goethe nicht ohne jene angebliche Anmaßung Basedows auf diese Aeußerung kommen, und wie durfte er denken, jemand werde bei diesen Versen an ein von Basedow zum Jugendunterrichte bestimmtes, keine wissenschaftlichen Ansprüche erhebendes Buch denken? Biedermann übersieht ganz, daß jede sich nicht deutlich verrathende Anspielung müßig und deshalb verfehlt ist. Sogar einen wörtlichen Anklang an das „Elementarwerk" entdeckt er in den Versen, womit Satyros sein Gefasel über die Entstehung der Welt einleitet:

Und, bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!

Auf dem Titel seines „Elementarwerks" hatte Basedow dasselbe als einen „geordneten Vorrath aller nöthigen Erkenntniß zum Unterrichte der Jugend, von Anfang bis ins akademische Alter, zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, zum Nutzen eines jeden Lesers, die Erkenntniß zu vervollkommnen" heraus-

gestrichen: aber hier war doch nur von der „nöthigen Erkenntniß", nur von einem „Vorrath", nicht von Mittheilung bisher unbekannter, von ihm entdeckter Geheimnisse die Rede. Die Aeußerungen des Satyros fließen aus der Sache selbst; niemand kann hierin einen ganz unglücklichen Hieb auf ein bekanntes Buch ahnen. Aber Biedermanns Scharfsinn erkennt in der ihm zur Ueberzeugung gewordenen wörtlichen Anspielung auf den Titel des „Elementarwerks" eine Ankündigung, daß dies nun „in die Mache genommen werden soll", und so hören wir denn die geradezu widersinnige Deutung, die bombastische Erklärung der Schöpfung, in welcher die Gottheit sich immer thätig erweise, mit der phantastischen Ausführung der empedokleischen Lehre von den die vier Elemente bewegenden Mächten der Liebe und des Hasses gehe auf das „Elementarwerk", dessen einzelne Abschnitte „verständlich genug" als Elemente bezeichnet würden. Eine Anspielung kann unmöglich einen dem Zusammenhang geradezu widersprechenden Sinn haben; wir könnten uns wohl denken, daß Goethe hiermit gelegentlich eine ähnliche bombastische Schöpfungslehre träfe, aber wir vertrauen zu sehr auf den gesunden Sinn der meisten Leser, als daß wir fürchten müßten, eine solche haarsträubende Unterlegung werde Beifall finden; sie ist eben nur eine der vielen Versündigungen, die sich Wolfgang von Biedermann gegen Wolfgang von Goethe frischweg erlaubt.

Wenn Satyros von den im Unding tosenden Elementen sagt, sie seien „ohne Feindsband, ohne Zerstören, ohne Vermehren" gewesen, so soll Goethe damit dem neuen Werke vorwerfen, daß es „neue Ideen nicht zu Tage förderte, wie es auch alte nicht zu zerstören vermochte". Als ob Basedow so etwas mit dem „Elementarwerk" beabsichtigt hätte, dieses nicht die Ausführung eines Erziehungsbuches nach seiner, wenn auch nicht ganz neuen, doch nie mit so ausdauernder Beharrlichkeit verfolgten Idee hätte sein sollen. Selbst das Wort „Unding" muß Goethe aus Basedow genommen haben, obgleich der Ausdruck nachweislich eine gangbare, schon bei Haller und Klopstock vorkommende Bezeichnung des Chaos war. Das Unding, in dem alles durcheinander ging, ist Biedermanns Seherblicke das „seltsame Wirrsal" in diesem Unterrichtsbuche, wobei er nicht daran denkt, daß Basedow kein theoretisches Werk, sondern

einen Vorrath des Nöthigen geben wollte, die Benutzung des Buches dem Lehrer überlassen war. In „Dichtung und Wahrheit" macht der alternde Goethe dem Werke nicht diesen Vorwurf, sondern mißbilligt es fast umgekehrt, was freilich Biedermann übersah, daß hier um der Verwandtschaft der Begriffe willen das nebeneinander stehe, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentreffe. Wie nun gar die Schilderung der Schöpfung, die ein Ganzes war, das „klang in lebend wirkendem Ebengesang", auf das „Elementarwerk" gehen könne, hat der Entdecker uns nicht verrathen. Freilich erwähnt er nur die sieben die Schöpfung vorbereitenden Verse „Wie im Unding.....alldurchdrungen", aber die darauf zunächst folgenden sind von ihnen ganz unzertrennlich.

Das Schönste aber zeigt Biedermanns Raritätenkasten zu allerletzt. Daß Satyros sich, als er ertappt ist, mit einer flegelhaften Grobheit zu helfen sucht, er alle zusammen Schurken und Esel nennt, was für denjenigen, der dieses Schimpfwort nicht verstehen sollte, sich durch das folgende Schmähen auf ihre „dummen Köpfe" erklärt, bringt ihn auf einen seiner geistreichsten Einfälle. Wie Goethe durch Aesop auf die Gestalt des Satyros und zugleich die griechische Namensendung gekommen, ist längst nachgewiesen; die Satyrn der griechischen Kunst kannte er schon als Knabe aus Morhof. Aber Biedermann hilft auch hier mit Basedow aus, der von den Satyrn berichtet, sie hätten „die Füße, Ohren und Hörner [unser Deuter fügt die sinnige Erläuterung hinzu „und Begierden"] eines Ziegenbocks", und weiter bemerkt, die vornehmsten derselben hätten Silene geheißen und seien oft auf Eseln geritten. „Auf dieses Eselreiten (der Silene!) dürfte nun Satyros anspielen", läßt sich Biedermann vernehmen, „wenn er das Volk ‚Esel' nennt, denen er ‚eine Ehre anthut' (wie vor Zeiten sein Vater Jupiter), indem er auf ihnen reitet". Beißender konnte niemand dieses tolle Unterlegen persifliren, als es Freiherr von Biedermann hier in arglosester Unschuld thut.

Doch wir wollen noch einige Blumen aus seinem reichen Garten pflücken. Wenn Satyros, um die Mädchen anzuziehen, ein empfindsames Liebeslied mit dem Refrain schließt: „Und bist allein, bist elend nur", so geht dies auf Basedows Klagen in seiner „Vorstellung an Menschenfreunde" und in seinem „Methodenbuch", daß er

genöthigt sei, allein ein solches Universalwerk zu schreiben. Aber Basedow spricht doch nicht seine Sehnsucht nach einem andern, ihm verstehenden Herzen aus, wie Satyros, sondern er entschuldigt damit die Mangelhaftigkeit seiner Arbeit. Wo liegt denn hier die Aehnlichkeit und wo der Grund zum Spotte?

Satyros schreibt sich ein Adlerauge zu, den schärfsten Blick, womit er alles durchdringe; diesen Zug muß denn auch Basedow dem Dichter geliefert haben, der selbst bei Ausführung der Verschiedenheit der äußern Erscheinung von Lavater und Basedow das Auge des letztern als „tief im Kopfe klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend" beschreibt. Aber Goethes *spätere* Beschreibung scheint nicht einmal ganz richtig. Nach Meier hatte er „schwarze, borstige, gerade vom Kopfe wegstehende Augenbraunen", nach einem frühern Lebensbeschreiber war sein Gesicht so schwach, daß es ihn bei seinen Arbeiten hinderte. Und hätte Basedow wirklich scharfe Augen gehabt, mit wie vielen hätte er diese getheilt! Dazu ist hier nur von scharfem *geistigen* Blicke die Rede, wenn es freilich auch später heißt, er „schaue glühend stark umher".

Ein weiteres Bild! Als der Einsiedler den Weheruf des Satyros von ferne hört, meint er, das sei wohl der Schrei einer verwundeten Bestie, da er kein menschliches Wesen in der Nähe vermuthen kann. Das geht nach Biedermann auf Basedows Stimme, die nach Goethe rauh und heiser war. Aber derselbe Satyros erfreut später die Mädchen durch seinen lieblichen Gesang, wie er nur den Himmelsgöttern eigen, und von der Rauheit seiner Stimme findet sich keine Spur, während bei seinem ersten Auftreten der fürchterliche Schmerz ihn in Heulen ausbrechen ließ. So etwas fällt an Biedermann nicht auf.

Bei Psyche sucht Satyros sich dadurch noch anziehender zu machen, daß er seine Herkunft in den Reiz des Geheimnisses hüllt und sich als Fremdling bezeichnet, der aus weiter Ferne gekommen.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt.
Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Ist mein beliebter Aufenthalt.

Wie prächtig stimmt dies zu Basedow! Mag es auch höchst unwahrscheinlich sein, daß Goethe schon 1773 gewußt, dessen Mutter

sei früh im Wahnsinn gestorben, sein Vater habe nicht Basedow, sondern Bassedau geheißen, wozu Biedermann bemerkt: „War also mit seinem angenommenen Namen allerdings ohne Herkunft", das Adlerauge unseres Forschers hat darin den Grund zur „Verleugnung von Vater und Mutter seitens des Satyros" erkannt; nur zweifelt er noch, ob diese nicht vielleicht darauf zu beziehen, daß Basedow sich seiner dem Handwerkerstande angehörigen Verwandten geschämt, wie Meier berichtet. Das „ferne Land" mit „Berg und Wald" paßt freilich nicht auf Hamburg, wo Basedow geboren war und seine Jugendjahre verlebte, aber Biedermann schafft gleich Rath: seit 1771 lebte er ja in Dessau. Anhalt, wozu dieses gehört, ist waldbedeckt und man deutete den Namen des Landes „am Holz", was Goethe aus Zedlers „Universallexikon" entnehmen konnte. So elend und albern läßt Biedermann einen Dichter wie Goethe das in Jugendübermuth ausgesprudelte Drama zusammenschweißen!

Doch was wäre wohl einem Manne unmöglich, der unter seinem Namen in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" drucken läßt: „Mit dem Schlusse des Dramas, der Vergewaltigung [dem Nothzuchtsversuch] Eudorens hatte es Goethe auf Basedows pädagogischen Grundsatz abgesehen, schon die Kinder mit dem Vorgängen bei der Zeugung bekannt zu machen, was gleich im ersten für die früheste Jugend bestimmten Bande des Elementarwerks, man kann sagen, mit Vorliebe geschieht." Aber das Buch sollte ja nicht in die Hände der Jugend selbst kommen, und — man staunt über so freventliche Entstellung der Wahrheit! — Basedow hatte ausdrücklich bemerkt, die Erzieher sollten die Mittheilung über die Zeugung, die so keusch wie möglich gehalten ist, erst spät, wenn sie es für gut hielten, den Zöglingen mittheilen, er selbst habe sie hier des Zusammenhanges wegen nicht übergehen können. Und auch später gedenkt er der Geschlechtsliebe nur, wo es nöthig ist, ohne irgend eine anstößige Bemerkung. Aber Goethe soll diese, man kann höchstens zugeben, unnöthige Erwähnung der Zeugung und der ehelichen Verbindung dadurch verspotten, daß Satyros die Frau des Priesters nothzüchtigen will. Doch unser Freiherr hat einen beneidenswerthen Lynceusblick! So sieht er denn auch in der Art, wie Satyros, mit Verachtung der vom Einsiedler ihm gereichten

Milch, der Lust gedenkt, mit welcher er aus den vollen Zitzen der wilden Gebirgsziegen sich „die Gurgel bespritze", eine „unverkennbare Anspielung" auf die Basedow beliebte Aeußerung, das Publikum sei eine Kuh zum Melken, der man so viel Milch als möglich abgewinnen müsse. Hätte Basedow in Bezug auf sein Unternehmen, das er sonst als eine das Wohl der Menschheit bezweckende Herzenssache bezeichnet, sich wirklich im vollen Ernste so brutal und unvorsichtig geäußert, auch Goethe dieses, was nur der äußerst auf jenen erbitterte Meier berichtet, schon achtzehn Jahre früher gewußt, einer solchen Anspielung, die kein Mensch herauslesen konnte, und jeder Verständige für einfältig halten mußte, war er völlig unfähig. Biedermann läßt Goethe die Kuh ohne weiteres in Ziegen verwandeln, mit demselben staunenswerthen Geschmack, der ihn bei dem ganz bezeichnenden Widerwillen des Satyros gegen das „warme Geschlapp" der Suppe daran erinnert, daß Basedow nach Meier alle warmen Getränke Kindern versagt haben wolle. So macht er aus dem von lebendigster Gestaltungskraft und übermüthigstem Humor eingegebenen Drama ein kaltes Mosaik geschmackloser Anspielungen.

Mit dem vierten Akte kann freilich selbst Biedermann nichts anfangen, doch soll der Umstand, daß Satyros dem Volke überläßt, den feindseligen (?) Einsiedler zu tödten, darauf zielen, daß Basedow den Professor Schlözer wegen seiner Gegenschrift [vielmehr der Vorrede zur Uebersetzung des Versuches über den Kinderunterricht von de la Chalotais, „über die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit des basedowschen Erziehungsprojektes"] auf Pistolen forderte. Schlözers Sohn, der ausführlich des Streites gedenkt, weiß nichts von einer Forderung, und was hat eine solche Forderung mit dem Preisgeben eines Unschuldigen zum Opfertode zu thun. Auch den Vorgängen des fünften Aktes steht selbst Biedermann mit Ausnahme des schon besprochenen Schlusses rathlos gegenüber, wie er auch für den Einsiedler keine Deutung findet. Um so herrlicher ist es ihm ja in dem ersten Akte gelungen.

Doch damit nicht genug, muß auch Goethes „Mahomet", zu dem er sich wahrscheinlich schon im Jahre 1772 entschlossen hatte, durch die marktschreierischen Ankündigungen Basedows veranlaßt sein, die der junge Dichter als niedrige Mittel zur Ausführung

seiner Pläne angesehen, bei denen er besonders ein reichliches Auskommen bezweckt habe. Aber „Mahomet" war aus einem viel höhern Gesichtspunkte gefaßt und durch die Beschäftigung mit dem Koran und dem Leben des großen Propheten veranlaßt. Wenn Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit", wo er die Veranlassung zu seinen dichterischen Schöpfungen aus persönlichen Berührungen herzuleiten sucht, den Gedanken zum „Mahomet" mit seiner Rheinreise in Verbindung bringt, auf welcher ihm bei seiner überfreien Gesinnung und seinem eigenen planlosen Handeln aufgefallen sei, daß Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten, sie bei ihrem begeisterten, das Wohl der Menschheit bezweckenden Streben doch gewisse Absichten im Hinterhalte hatten, so kann auch Biedermann nicht leugnen, daß dies auf Irrthum beruhe: aber im falschen Streben, so viel als möglich von der durchaus irrigen Angabe zu retten, sucht er die Veranlassung, statt in der mit Lavater und Basedow gemachten Reise, in dem Eindrucke, den Basedows Ankündigungen auf ihn geübt. Die ähnliche, aber selten so toll hervortretende Sucht, grundfalsche Vermuthungen bedeutender Männer durch eine neue Aufstutzung zu halten, hat in der Geschichte der Völker und ihrer Literaturen oft genug unheilvoll gewirkt. Goethes Annahme, auf dieser Rheinreise habe er das „Apperçu des Mahomets" gewonnen und den Plan entworfen, findet sich freilich nachträglich schon in seinen annalistischen Aufzeichnungen von 1809, ist aber eben so irrig wie die dortige Verlegung seines Zusammentreffens mit den Jacobis nach Köln u. a. Der Gedanke zum „Mahomet" war durch das Leben des Propheten in ihm hervorgegangen, wie in ähnlicher Weise die Pläne zu einem „Sokrates", einem „Julius Cäsar", später zu „Tasso" und der „natürlichen Tochter" sich in ihm gebildet hatten.

Meinen Einwand, Goethe sei bei seiner Verehrung für den Umgestalter der Erziehung keiner Verspottung desselben fähig gewesen, glaubt Biedermann schon früher genügend widerlegt zu haben, wovon ich keine Spur entdecke. Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung von Lavater und Basedow nach Hindeutung auf ihre geheimen Absichten bemerkt: „Beide waren von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens

so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte", so steht dies in dem entschiedensten Gegensatze zur Annahme, Goethe habe Basedow im „Satyros" als den gemeinsten Lumpen dargestellt. Angenommen, Goethe habe ihn im Jahre 1773 sich als einen solchen gedacht, mit welchem Vorurtheil hätte er Basedow empfangen müssen, wie hätte er sich ihm so freundlich hingeben können! Und wenn die persönliche Bekanntschaft das arge Vorurtheil gegen ihn ganz zu zerstören vermocht, wenn die warme Beredtsamkeit des Herzens trotz des Abstoßenden seiner Erscheinung alles Schlimme, was er von ihm vernommen und gedacht, weggeschwemmt hätte, so würden wir doch erwarten müssen, irgend eine Andeutung eines solchen Umschwunges seiner Ansicht in „Dichtung nud Wahrheit" zu finden, wir würden glauben müssen, er habe das Drama, in welchem er sich so schändlich an Basedow versündigt hatte, unterdrückt, es weiter keinem Menschen mitgetheilt, wie er es doch noch im Spätherbst 1774 that, ja er nahm es mit nach Weimar, wo er es sogar vorlas, obgleich Basedow in Dessau wirkte, dessen Philanthropin er noch im Sommer 1776 der Gräfin von Wartensleben empfahl, und was man auch über Basedows Betragen vernahm, der 1778 vom Philanthropin zurücktrat, eine solche Verunglimpfung des jedenfalls bedeutenden Mannes würde er nicht gewagt haben. Auch ahnte in Weimar niemand im „Satyros" eine persönliche Beziehung, zu deren Annahme nur die ausdrücklichsten Zeugnisse uns berechtigen könnten; ganz undenkbar ist eine so plumpe, wie sie Biedermann sich denken konnte, der in diesem Spiele nichts als sein eigenes, mit eitler Selbstüberschätzung durchgesetztes Vorurtheil feiert. Wer solche argen Blößen sich gibt, wer so wenig Verständniß für den Geist einer Dichtung zeigt, wer so gewissenlos über Männer aburtheilt, die bei allen Schwächen sehr bedeutend gewirkt, wer so ins Blaue radotirt und mit der Wahrheit ein frevles Spiel treibt, hat in den Augen aller Verständigen wissenschaftlich abgewirthschaftet.

Die neueste Beurtheilung der Satyrosfrage hat K. J. Schröer im sechsten Band von Goethes Werken (in Kürschners „Deutscher National-Litteratur") geliefert. Seine Behauptung, die Anklänge des „Satyros" an Basedows Schriften seien überraschend, kann

nicht auf gewissenhafter Prüfung beruhen; denn in der Masse findet sich, wie wir gesehen haben, auch keine einzige Stelle, welche eine irgend auffällige Uebereinstimmung zeigte. Aber wie naiv übertrieben hatte Biedermann Schröers Ausgabe des „Faust" gelobt und wie gefährlich wäre es den Zorn des leipziger Kritikers zu reizen! Da galt es wohl ein Auge zuzudrücken. Aber selbst Schröer findet trotz dieser Anklänge die Beziehung auf Basedow noch unwahrscheinlicher als die von Scherer aufgestellte Deutung; denn ihr widerspreche Basedows Persönlichkeit, aber besonders die Sprache. Letztere sei bei Satyros die des von Begeisterung getragenen Naturalismus, sie habe etwas Hinreißendes, Ueberwältigendes, wirke schon allein durch ihre Kraft und Energie überzeugend und lasse in dem Zuhörer etwas Höheres, Göttliches ahnen, wogegen schon von Loeper, worüber Schröer beim Lesen aufgejubelt (ein bezeichnender Jubel!), bemerkt habe, die Sprache des humoristischen Satyros könne unmöglich „als Persiflage der nüchternen, sogar ledernen, jedenfalls von aller Mystik entfernten Sprache des gemäßigt aufgeklärten Basedows gelten", woraus leider der hochverehrte Forscher nicht die sich nothwendig daraus ergebenden Schlüsse gezogen. Wenigstens eine Beredsamkeit des Herzens wird man auch Basedows Schriften so wenig wie seinem persönlichen Auftreten absprechen können, wozu freilich sein „Elementarwerk" am wenigsten Gelegenheit bot. Auch hätte Goethe die Sprache seines Satyros ganz frei seinem Zwecke gemäß gestalten können, während er die Grundzüge des Charakters von Basedow hernahm: aber gerade dieses ist nicht der Fall. Wie entschieden auch Schröer gegen Scherers Annahme sich erklärt, „Satyros" sei ein Ausfluß von Goethes Verstimmung gegen Herder, da diese nicht zu einer solchen Pointe hätte führen können, sondern eine ganz andere Gestalt habe zum Vorschein bringen müssen, ja eine Schöpfung, der man die Lust des Schaffens ansehe, könne nicht der Akt einer Feindseligkeit oder Verstimmung sein: dennoch kehrt er zu dieser so scharf abgelehnten Beziehung auf Herder zurück, die er nur auf seine Weise sich gestaltet und so die gegen dieselbe sprechenden Bedenken beseitigt. Das Material zu seinen Operationen bietet ihm Scherer; er hat es meist mit geringer Aenderung verwendet.

Die beiden Sätze, auf denen sein ganzes Gebäude ruht, müssen wir geradezu verneinen. Das Ungegründete der Behauptung, Goethe habe selbst in „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen, daß er im „Satyros" eine bestimmte Persönlichkeit dargestellt, ist S. 216 ff. nachgewiesen. Ebenso wenig können wir den Schluß zugeben: weil das Stück „eine lebensvolle Gestalt, in aller Rundung deutlich" sei, müsse ein Vorbild vorschweben, und dazu „ein Goethe nahestehendes, ihm kongeniales Vorbild". Julian Schmidt hat ganz recht: Satyros ist Satyros selbst, eine freie poetische Schöpfung. Soll denn der Gestalten schaffende Dichter nur diejenigen lebensvoll ausprägen können, die er lebendig vor sich sieht, soll er nur dazu die Kraft besitzen, solche frei auszuführen, nicht selbst Gestalten schaffen können, wozu freilich seine eigene Weltkenntniß und die dadurch genährte Ahnung des bunten Kaleidoskops menschlicher Neigungen und Handlungen ihm die Züge bieten, die sich aber in seinem Geiste nicht mosaikartig zusammensetzen, sondern wie Traumgestalten sich von selbst bilden. „Satyros" scheint aus der Absicht hervorgegangen, ein derberes Gegenbild zu seinem Pater Brey zu schaffen; dazu bedurfte er keines Vorbildes, dieser gestaltete sich aus sich selbst in der darauf gerichteten Seele des Dichters, die unbewußt einzelne im Leben bemerkte Züge zur Ausführung desselben ergriff; ist ja der Geist des Dichters ein Wunderspiegel, der die Eindrücke der Welt auf seine Weise aufnimmt und diese, wo er sie gebraucht, mit derselben geheimnißvollen Gewalt widerstrahlt, die wir in der Wirkung des Gedächtnisses vor uns sehen. Daß Schröer sogar ein „kongeniales" Vorbild fordert, hängt mit Schölls Ansicht zusammen, daß im Satyros viel von Goethe selbst liege, was wir gerade von den Hauptzügen leugnen müssen; denn diese bilden rücksichtslose Genußsucht, thierische Roheit, Mangel an jedem edlen Gefühle, unverschämte Gemeinheit und pfiffige Schlauheit, die Elemente eines durchtriebenen Lumpen. Aber Schröer hat gewonnen Spiel, wenn das Vorbild des Satyros Goethe nahe gestanden haben und ihm kongenial gewesen sein muß, wozu er freilich nicht durch einen zwingenden Schluß, sondern durch einen Sprung gelangt ist. Ein solches Goethe nahestehendes, kongeniales Vorbild konnte natürlich nur Herder sein.

Eigenthümlich ist die Art, wie Schröer den Dichter zur Ausbildung Herders als Satyros gelangen läßt. „Der Anstoß ging von Eindrücken aus, die Goethe empfing bei der Beobachtung des Verhältnisses zwischen Herder und seiner Braut..... Wenn Goethe das Verhältniß sah, Karoline so aufgelöst in vergötternder Bewunderung Herders, wenn er [Herder] mit feuriger Rede ihr gegenüberstand, Karoline, die von jeder kräftig ausgesprochenen Meinung so leicht eingenommen ward: da ließ er denn seine Einbildungskraft walten! Herder entwickelt sich vor seinen Augen zum Satyros, der in genialem Uebermuth, bauend auf die Magie seiner Beredsamkeit, sich der Lust hingibt, seine Macht auszuüben. Nun wird dem Dichter der Punkt klar, wo der Prophet in den Charlatan umschlägt. Er läßt nun seiner Schöpferkraft die Zügel schießen, läßt los all den kühnen Naturalismus, der ihm eben so eigen ist, wie Herder, bei Herder nur durch seinen Priesterberuf kanzelrednerisch gefärbt, und durch einen Zug in seinem Bilde [der Satiriker Falk spricht im Widerspruch mit allem, was wir sonst von Herders Wesen hören, von seiner „breiten pfäffischen Sinnlichkeit"], der den Uebergang zum Satyr denkbar macht, zur Parodie auffordernd. Die Pointe ergibt sich von selbst." Mir schaudert beim Lesen solchen argen Mißverständnisses von Seiten eines so sinnigen, geschmackvollen Forschers, der sich eben durch Scherers Einfall, obgleich er dessen Haltlosigkeit erkennt, irre führen läßt. Wie faßte denn Goethe das Verhältniß Herders zu seiner Braut? Daß er es für ein durchaus inniges, herzliches hielt, ergibt sich selbst aus seinem „Pater Brey". Was tadelten er und Merck daran? Etwa daß er seine Braut verführen wolle? Sie warfen ihm nur vor, daß er sie in nichts weniger als angenehmen Verhältnissen zu Darmstadt sitzen ließ, nicht den Muth hatte, sie trotz seiner beschränkten, von Schulden bedrängten Lage als Gattin nach Bückeburg zu führen, was er aber bereits gethan hatte, als „Satyros" geschrieben ward. Sonderbar ist es, wie Schröer das bestimmte Datum übersieht, daß das Gedicht schon im September 1773 vollendet war; er sagt, es *scheine* schon 1773 entstanden zu sein. Ja, es fällt nach Herders Heirat, und doch soll Herder als Verführer der armen Psyche geschildert sein, ja Satyros, der „Herders Maske" trägt, sogar der Frau des Priesters Gewalt anthun. Und

weshalb? Weil Herder sich als zärtlicher Liebhaber gezeigt, ja meinethalben den allerstrengsten Anstand etwas verletzt hatte. Das war aber längst vorher geschehen, ehe Goethe Herders Braut kennen lernte, und dieser wäre der Letzte gewesen, der Herder seine Zärtlichkeit, die nicht weniger als faunische Sinnengier war, vorgeworfen hätte. Ueberhaupt scheint Schröer Herders Verhältniß zu seiner Braut sich nicht richtig vorgestellt zu haben, wie deutlich es auch vorliegt. Seine Aeußerung: „Wie leicht Herder der Uebergang zum frivolen Mißbrauch seines Talentes wäre, das konnte Goethe aufleuchten, wenn er ihn begeistert reden hörte und seine Braut, bei halbem Verständniß, blind ergeben lauschen sah", beruht, wie eine ähnliche S. 286 angeführte Aeußerung, auf der falschen Annahme, Goethe sei persönlicher Zeuge von Herders und Karolinens vertrautem Zusammenleben gewesen. Goethe sah beide zusammen erst, als Herder zur Heirat herüberkam! Und da Goethe den „Satyros" schrieb, nachdem Herder seine Braut geheiratet, wie hätte er diesen noch seiner Zärtlichkeit wegen als faunischen Verführer sich vorstellen können? Ja dies hätte er nicht einmal thun können, hätte er wirklich Karolinen auf Herders Schooß sitzen sehen, diese ihn zum Zeugen des Knospens ihrer Liebe zu machen vermocht! Wie verstimmt auch Goethe darüber sein mochte, daß Herders Herz in Folge der Einflüsterungen Leuchsenrings sich ihm verschlossen hatte, er war der Albernheit unfähig, dem endlich glücklich Vermählten die zärtliche Verliebtheit der Tage, die ihn mit dem Bekenntniß von Karolinens Gegenliebe beglückten, als eine satyrhafte Verführung anzurechnen und ihn deshalb zum dichterischen Patron seines lumpigen Satyros zu machen. Den Spottnamen Satyros leitet Schröer in ähnlicher Weise her wie Scherer, nur nimmt er an, zu Goethes Dichtung habe die Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus von Hans Sachs den Anstoß gegeben, wie er der Erinnerung an den „nürnberger Meistersänger" auch Einfluß auf den zweiten Theil des „Faust" zuschreibt: aber daß die griechische Namensform dagegen spricht, ist schon oben bemerkt.

So geht denn auch dieser Versuch, Scherers Einfall annehmbar zu machen, bei der ersten Berührung mit der Wirklichkeit in Rauch auf. Nicht der Gedanke: „Wenn der Prophet ein lüsterner

Satyros wäre! ein falscher Prophet!" hat ihm das Stück eingegeben, der Dichter hat nicht Herder und sein eigenes kräftiges, nach Freiheit strebendes Naturell hineingelegt, hat nicht die Grenze darin markirt, die der kraftgenialische Drang nicht überschreiten dürfe, sondern er hat ein phantastisches Bild jener ehr- und genußsüchtigen, innerlich hohlen, die Leichtgläubigkeit der Menge mißbrauchenden Gesellen geliefert, die durch ihre Anmaßung und Alfanzereien die Welt berücken wollen, ein Gegenstück zu dem weichen „Pater Brey"; er hat es mit humoristischer Keckheit und glücklicher Erfindung zu einer lebendigen, den Betrüger entlarvenden Handlung ausgestaltet, worin auch auf die bethörte Menge ein scharfes Streiflicht fällt. Es ist, als hätte er den Kraftapostel Christof Kaufmann vorgeschaut, dessen Bekanntschaft er erst drei Jahre später machen, der auch den Reformator Basedow so berücken sollte, daß dieser es sich Geld und Mühe nicht verdrießen ließ, ihn als Heiland seines Philanthropins heranzuziehen.

Ich schließe mit einigen Bemerkungen zum Text im Bezug auf Schröers neueste sorgfältige Ausgabe. V. 51 ist furagiren nicht „wegnehmen" und daher „verheeren", sondern fourrage, fourrager werden auch vom Heuschneiden gebraucht, und so ist das Zerschlagen des dem Einsiedler zur Freude und Nutzen gereichenden Gartens vom Hagelwetter (Kiesel nach rheinischem Gebrauche) als ein Furagiren bezeichnet. — 54 soll nach Schröer „Wärwolf" den Gefräßigen bezeichnen, was wider den Zusammenhang ist; auch ihm entging der rheinische volksthümliche Gebrauch, dessen wir S. 238 gedacht. Volksthümlich ist auch 115 „das Leinwand", das Schröer durch den Wegfall von „Stück" erklären möchte. — 74. Ein ä Geschmack. Ä ist eigentlich wie äks, Ausruf des Ekels und des Widerwillens, aber auch des Spottes. Die Interjektion wird aber auch adjektivisch im Sinne von widerlich gebraucht, wie auch ba, bah. Man sagt im Kindertone: „Das ist ä" oder „ba". Hier tritt es als Beiwort zu „Geschmack". — 231 steht mir entgegen rümpfen nach freiem prägnanten Gebrauche für „mir rümpfend entgegenhalten". Ganz anderer Art ist im „Faust" (II, 660) „rümpfte diesem Rock". — 247. Von weiten braucht Goethe auch sonst neben von weitem ohne Unterschied der Bedeutung, wo der Reim es bedingt. Vgl. im

Gedichte „Deutscher Parnaß" neben „von weiten" im Reime (50. 194) „von weitem" (201) — 262. Seinem Busen vertraut, sich selbst und seinen Werth kennt. Aehnlich im „Faust" I, 2878 f. „meiner eignen Brust geheime tiefe Wunder". Vgl. daselbst 2868 f. Zum folgenden Verse und zu 267 ist „er" gedacht. — 276 steht s für sie. Vgl. oben S. 179*. — Es wäre demnach s' zu schreiben. — Der Text, der nur in einer ungenauen Abschrift vorlag, bedarf mehrfach metrischer Nachbesserung. 51: „Dumme Frag'! ihr könnts ja sehn" und 69: „Schafft mir Wein. und Obst dazu" lassen sich freilich als dreisilbige Verse mit anfangendem Anapäste lesen, aber Goethe hatte wohl „Frage" und „Schaffet" gewollt. 104 muß es „Narr'n" statt „Narren" heißen. 141 kann man „in der (statt meiner) Brust" vermuthen. 191 muß wohl von 'nem oder einfach von stehen (vgl. 304 „von Göttern"), 261 es nach Was. 403 vermuthe ich aufs Volk. 475 muß es wohl statt „eine Ehr'" heißen „'ne Ehre", 482 „Lass' statt Lasse". Andere harte Verse sind durch die Art des Lesens regelrecht zu machen. So fängt 303 mit „Alldurchdringend" anapästisch an, 348 bildet „Geht, verschließt ihn" mit einer nicht seltenen Freiheit der Betonung selbst im ernsten Drama zwei Jamben. Wie große Freiheit sich Goethe auch in Knittelversen nach dem Vorgang von Hans Sachs genommen haben mag, vier Kürzen hat er nie als einen Jambus gemessen; die scheinbaren Beispiele dieser Art beruhen eben auf Versehen. Vgl. meine Schrift „Goethes Prometheus und Pandora" (1850) S. 51 f.

Den 8. Dezember 1883.

Wolfgang Freiherr von Biedermann ist unberechenbar. Man hätte denken sollen, er würde nun auf seinen Basedowischen Lorbeern ruhen, aber weit gefehlt! in seinem Leibblatte ist er in diesem Frühjahr (Nro. 20 f.) mit einer nagelneuen Entdeckung zu Ehren seines Leipzig-Dresdens aufgetreten. Sie soll dem Ganzen die Krone aufsetzen, verräth aber nur noch deutlicher seine Unfähigkeit, der Dichtung gerecht zu werden. Wir müssen ihn auch noch in diese letzte Position verfolgen, um dann auf immer von ihm Abschied zu nehmen. Ueberschrieben ist der Aufsatz: „Zum Schlusse

über Goethes Satyros." Die Einleitung beruft sich darauf, daß gegen Scherers Deutung zahlreiche begründete Widersprüche erfolgt seien, während gegen seine Beziehung auf Basedow nur ich Bedenken erhoben habe. Er bedachte dabei nicht, wie wenige Kenner seine Aufsätze in der sehr abseits gelegenen „Beilage" zu Gesicht bekommen, wogegen Scherers Schrift in die weitesten Kreise eingeschlagen und gezündet hat; er sagte sich nicht, wie groß der Abstand zwischen dem gründlich durchgebildeten, scharfsinnigen Scherer und ihm ist. Auch ich habe es bisher für unnöthig gehalten, sein Spinngewebe wegzufegen. Daß Goethe unmöglich an Basedow in erster Linie gedacht haben könne, hat neuerdings auch Pröhle in der „Nationalzeitung" Nro. 573 hervorgehoben, wo er über Basedows Bedeutung handelt.

Nachdem Biedermann sich sehr nichtssagend über Schröers Ansicht ausgelassen, will er den Gegnern die Berufung auf den Brief der Herzogin Amalia an Merck durch den funkelnagelneuen Beweis abschneiden, „Satyros" sei nicht Spitzname Herders, sondern Wielands gewesen. Er stützt sich auf die Annahme, daß der ebendort genannte „Jupiter Sus" Wieland nicht gewesen sein könne, wobei er noch die Welt mit der emendatio palmaris überrascht, „Sus" sei wohl verlesen, die Herzogin habe „S.as" geschrieben, was nach ihm eine Abkürzung von Satanas gewesen sein soll. Kennt wohl Biedermann irgend eine ähnliche Abkürzung, daß außer dem Anfangsbuchstaben die zwei letzten Buchstaben mit einem einfachen zwischentretenden Punkt gesetzt werden. Seine ganze Kriegslist besteht in der Behauptung, Wieland sei am 2. August 1779 nicht von Weimar verreist gewesen, könne deshalb nicht in dem Briefe gemeint sein. Der jetzt ohne weiteres wiederholte Satz, Wieland sei an jenem Tage nicht verreist gewesen, ist S. 252 ff. in seiner Haltlosigkeit bloß gestellt. Ganz nebenbei mißversteht er Herders Aeußerung in einem Briefe an Knebel: „Es ist mir ... lieb, daß Sie wieder hier sind, daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen", die jeder Verständige nicht anders fassen kann, als daß, wenn Knebel noch länger von Weimar weggeblieben wäre, man dies dahin hätte auslegen können, daß er den in Weimar und in der Nähe weilenden, freundlich von allen Seiten gesuchten Merck meiden wolle. Biedermann muß sich denken, Merck sei die ganze Zeit in Ettersburg geblieben, nie

nach Weimar gekommen, wo er doch mit dem Herzog, der Herzogin, Goethe, Wieland u. a. vielfach verkehrte. Man weiß, daß Knebel häufig verstimmt war und sich dann von Weimar und dem Hofe zurückzog. Herder hatte gefürchtet, sein Wegbleiben werde auch diesmal wieder länger dauern, er vor Mercks Abreise nicht nach Tiefurt zurückkehren, was man denn natürlich in der von Herder bezeichneten Weise angesehen haben würde. Davon, daß ihn wirklich die Anwesenheit Mercks vertrieben, kann keine Rede sein. Wenn Biedermann aus der am 11. Juli, zwei Tage vor Mercks Abreise, von Goethe an Frau von Stein gerichteten Bitte: „Sehen Sie, ob Sie machen können, daß Knebel morgen nach Ettersburg geht", auf „abnorme Verhältnisse" schließt, so übersieht er absichtlich, daß es sich nur darum handelte, Knebels Widerwillen zu überwinden, auf der ettersburger Bühne als Thoas aufzutreten, wie wir solche Unlust, sich in das dramatische Joch zu spannen, auch sonst bei ihm finden. So verdreht Biedermann alles zu Gunsten seiner schiefen Ansicht.

Da er die einzig richtige Deutung des „Jupiter Sus" auf Wieland willkürlich als unmöglich erklärt hat, so bezieht er jetzt den Spitznamen „Satyros" entschieden auf diesen. Um Gründe zu dieser höchst auffallenden Bezeichnung ist er nicht verlegen. „Der lüsterne Satyr war er in vielen seiner Dichtungen und der Satiriker in dem damals, in den Monaten Januar und Juni 1779, im ‚Teutschen Merkur' erschienenen ‚Prozeß um des Esels Schatten'." Dabei ist völlig aus der Acht gelassen, daß es sich nicht um den Namen „Satyr" handelt, sondern um den des Helden des Fastnachtsspieles, „Satyros". Das lüsterne Element hatte Wieland damals überwunden; dazu war seine Lüsternheit rein dichterisch, er führte ein züchtiges und reines Leben, am allerwenigsten konnte die mit großem Behagen aufgenommene Erzählung jenes Prozesses zu dem Namen „Satyros" eine Handhabe bieten. In ähnlicher Weise sucht Biedermann die Möglichkeit zu begründen, unter „Jupiter Sus" sei Herder zu verstehen. Die Spannung zwischen Herder und Merck habe noch fort gedauert. Das soll aus der von Biedermann falsch gefaßten Aeußerung Herders an Knebel folgen, „daß Sie nicht den großen Merck zu fliehen scheinen", die nur zeigt, daß die ausnehmende Gunst, deren sich Merck bei der Herzogin Mutter und dem „durch-

lauchtigsten Hofe" in Weimar zu erfreuen hatte, Herder verstimmte. Freilich nannte Merck im Jahre 1778 einmal in seiner bittern Laune Herder „Mr. Satanas", ein andermal „Ihro Hoheit", wie Wieland ihn als „Eminenz" bezeichnete, aber diese Benamsungen deuten bloß auf die Bitterkeit und die Vornehmheit hin, durch die Herder, wie wir auch durch Goethe wissen, den Umgang mit ihm schwierig machte; doch zuweilen war Herder allerliebst, wie gleichfalls Goethe berichtet, und auch Wieland gestand Merck am 3. Juni 1778, daß Herders „Glanz und Feuer" ihm oft wohl thue. Biedermann aber meint, die Bezeichnung „Hoheit" leite unschwer zum „Jupiter", und er scheut sich nicht, darin eine Anspielung darauf zu sehen, daß Herder der erste Geistliche des Landes gewesen, wozu freilich das „Sus" sich so wenig zu schicken scheint, daß er dieses durch eine seiner würdige Emendation wegschafft. Der von der Göchhausen am 22. Oktober 1779 erwähnte „General — —s", über den wir S. 254 gehandelt, ist ihm „zuverlässig dieselbe Person mit „Jupiter Sus", obgleich das beginnende „General" auf den Generalsuperintendenten Herder führt. Den entschiedensten Beweis, daß „Jupiter Sus" nicht Herder sei, gibt uns die Vergleichung der Aeußerung der Herzogin Amalie mit der ihrer Hofdame. Erstere schreibt: von dem Satyros wisse sie nichts, sie sei nun in der Verdammniß (was sich recht gut als eine launige Hindeutung auf seine hohe geistliche Würde fassen läßt), den Jupiter Sus habe sie auch nicht mehr wieder gesehen, Prinz Rasselas schäme sich wie ein Pudel. Die Göchhausen erwähnt nur zweier Personen, des General — —s, der sich seit Mercks Abwesenheit nicht mehr habe sehen lassen, und des Prinzen Rasselas, der sich wieder zu ihnen bekehrt. Warum gedenkt sie nicht des Dritten? Offenbar weil die Trennung von diesem nicht so entschieden war und sie dessen baldigen Besuch sicher erwartete. Sie hatte ihn schon am 2. August zu sich eingeladen, und er war nur deshalb nicht gekommen, weil er von Weimar verreist war. Zwischen diesen beiden Briefen war er ein paarmal in Ettersburg gewesen. Gerade deshalb, weil das alte Verhältniß nicht gelöst worden war, gedenkt die Göchhausen seiner nicht. Auf wen paßt dies? Auf Herder oder Wieland? Nur auf den letztern, den vertrautesten Freund der Herzogin Mutter, ihren gewöhnlichen Gast

zu Ettersburg, der auch im Frühjahr längere Zeit daselbst bei ihr gewesen, von wo er den von Riemer mitgeteilten Brief an Goethes Mutter schrieb. Das, was die Herzogin Amalie von „Jupiter Sus" sagt, stimmt gar nicht zu ihrem Verhältniß zu Herder, das kein so vertrautes war, daß sie ihn zu sich hätte einladen lassen, während wir von der Einladung Wielands durch dessen eigenen Brief an Merck vom 19. August wissen. So ergibt es sich denn von allen Seiten als eine Unmöglichkeit, daß der „Jupiter Sus" dieselbe Person mit dem „General— —s", somit Herder, gewesen, und wir können nicht anders, wir müssen Satiros als Spottnamen des letztern annehmen. Biedermann wagt es nach allen seinen fabelhaften Mißverständnissen und Verdrehungen zu behaupten, er habe den von mir aufgehäuften Schutt weggeschafft, der die richtige Beurtheilung des Satyrosdramas gehindert habe. Und doch hat der Umstand, daß man aus dem goetheschen Fastnachtsspiele den Spitznamen für Herder nahm, auf das Verständniß des Stückes nicht den geringsten Einfluß.

Eines sonderbaren Mittels bedient sich Biedermann, um neben seiner Deutung auf Basedow seine neue Entdeckung möglich zu machen. Unverfroren behauptet er, der Aufbau des Stückes, die Folge der Szenen sei noch nicht erklärt, was ein Ueberblick über den Gang des Stückes beweisen soll. Da treffen wir denn auf so durchaus haltlose Behauptungen, wie: die ganze erste Szene sei für das Drama verloren, die Beziehung der Wendung, daß das Volk den schmähenden Einsiedler zum Tode verurtheile, lasse sich nicht erkennen. Wenn sich Biedermann durch manches „verblüffen" läßt, statt den einfachen Bau des Fastnachtsspiels mit Rücksicht darauf, daß dieses durchaus humoristisch ist, zu verfolgen, so ist dies eben seine Schuld: es galt ihm, seine neue Entdeckung durch eine solche Behauptung als glückliche Lösung eines Räthsels einzuführen; deshalb machte er sich selbst weis, es sei nach den bisherigen Erklärungsversuchen „noch nicht alles schlüssig". Wollte er nur mit demselben Eifer, mit welchem er die Lockerheit und Zusammenhangslosigkeit der aneinander gereihten Auftritte sich einbildete, den wirklichen längst aufgezeigten Plan und künstlerischen Aufbau des Ganzen zu erkennen suchen, er würde über seine Verblendung staunen müssen!

Doch nun zu der neuen, unerhörten Entdeckung! Im „Satyros"

ist „eine Reihe von Darstellungen nach Gemälden und Kupferwerken der leipziger und dresdener Sammlungen zu einem Drama zusammengestellt", so daß also nicht der dramatische Zusammenhang, noch die Absicht einer lebendigen Charakterdarstellung, sondern blos der Gedanke, eine Reihe auf Satyrn bezügliche Gemälde und Kupferstiche zusammenzustellen, den jungen Goethe zur Verknüpfung und dichterischen Schilderung bestimmt haben soll. Wer gibt aber Biedermann das Recht, dem jungen Goethe einen so albernen eigenen Gedanken unterzuschieben? Freilich beruft sich der Entdecker auf Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit", daß zu Leipzig die Neigung sich in ihm gebildet, Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen (Biedermann setzt dafür „bildliche Darstellungen") zu machen: aber warum verschweigt er, was dieser hinzusetzt, „indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte"? Wir verstehen diesen von Goethe deutlich bezeichneten Trieb seines dichterischen Geistes sehr wohl, wogegen wir es für rein unmöglich halten, daß dieser die nach menschlicher Weise dargestellten Lagen von Satyrn zu einer zusammenhängenden Reihe habe zusammenschweißen wollen. Ein so toller Gedanke konnte in eines Biedermann, aber nicht in Goethes Kopf entspringen. Ganz anderer Art ist, was dieser darauf erwähnt, daß bei einzelnen Stellen seiner Dichtungen ihm bildliche Darstellungen vorgeschwebt, die sich lebhaft seiner Seele eingeprägt hatten: er schrieb solche Stellen nicht, um eine Erinnerung an das Gemälde oder den Kupferstich anzubringen, sondern bei einer von der dramatischen Vergegenwärtigung gebotenen Szene oder Szenerie ward seine Einbildungskraft durch seine lebhafte Erinnerung an eine künstlerische Darstellung angeregt. Nur muß man mit Annahmen dieser Art sehr vorsichtig sein. Wenn Biedermann es für unzweifelhaft hält, daß bei dem Zimmer, in welchem Faust am Anfange sitzt, die Offizin eines Chymisten auf einem Gemälde von Thomas Wyck in einer leipziger Sammlung vorschwebe, die mit vielen Werkzeugen, Büchsen und alchymischen Gerätschaften angefüllt sei, wo der Chymist neben einem hohen Tische zur Rechten sitze, ein großes Buch aufgeschlagen habe und eine Phiole in der Hand halte, so übersieht er,

wie einfach die Szenerie im „Faust" beschrieben ist, als ein „hochgewölbtes, enges, gothisches Zimmer", wo dieser am Pulte sitzt. Im ersten Monolog gedenkt er der gemalten Scheiben, der an der Wand stehenden, bis zum Gewölbe reichenden Stellagen mit Büchern, Gläsern, Büchsen, Instrumenten und altem Kram. Die „Phiole" kommt erst in dem zweiten, viel später gedichteten Monolog vor. Aus der Darstellung des Faust als eines Gelehrten, der sich der Magie geweiht, ergab sich die Ausstattung seines „Museums" von selbst; um den Gegensatz zum Freien, wohin er sich sehnt, lebhaft darzustellen, mußte er in einem engen, dumpfen, kerkerhaften Gemache sich befinden. Daß das Beschwörungsbuch vor ihm liegt, aber noch unaufgeschlagen, folgt aus der Situation, in welcher Faust erscheinen soll. Auch ist wohl zu beachten, daß Goethe selbst ein rembrandtsches Bild des in einem ein Fenster zeigenden Gemache an seinem Pulte stehenden Faust in einem Stiche von Lips seinem Fragment vorsetzen ließ. Doch Biedermann läßt Goethe nicht allein das wyckſche Gemälde, sondern gar die Beschreibung desselben in einer 1768 erschienenen Schrift Kreuchauffs wörtlich vorschweben. Goethe stellte sich Fausts Museum hauptsächlich nach seinem dichterischen Bedürfnisse vor, und ohne Zweifel ist die zu Anfang stehende Beschreibung der Szene erst später hinzugesetzt. Noch weniger können wir zugeben, daß bei der 1788 gedichteten Hexenküche ein Gemälde der dresdener Gallerie von David Teniers vorschwebe, das mit dieser merkwürdig übereinstimme, „wenn man nur das hier zum Fenster hinausfahrende nackte Frauenzimmer [das ist doch die Hexe!] als das von Faust im Zauberspiegel gesehene gelten läßt". Ja was läßt Biedermann nicht alles gelten! Weshalb beschreibt er aber das teniersche Bild nicht näher, damit der Leser selbst über die „merkwürdige Uebereinstimmung" urtheilen könne!

Doch kehren wir zum „Satyros" zurück. Ohne Beweis wird vorab behauptet, in diesem sei eine Reihe von Darstellungen von leipziger und dresdener Gemälden und Kupferstichen zu einem Drama vereinigt. Ohne weitern Uebergang wird den Idealitätsdramen „Faust", „Sokrates", „Prometheus" „Satyros" gegenübergestellt, der das Aeußerste in Behauptung der „sinnlichen Natur" darstelle. Kurz aus den Satyrosbildern soll sich Goethe im Anfange der sieb-

ziger Jahre die „Satyrosidee“ gebildet haben, was doch etwas ganz anders ist als die bisher betonte Zusammenstellung einzelner Bilder. „Zum Lebendigwerden der Satyrosidee in den siebziger Jahren mag auch die in seinem Mitte 1772 an Herder geschriebenen Briefe gedachte Beschäftigung mit Theokrit, in dessen Idyllen Satyrn ebenfalls vorkommen, beigetragen haben.“ Aber Satyrn treten bei Theokrit gar nicht auf, nur heißt es einmal von einem lüsternen Alten, er gleiche den Satyriskoi (jungen Satyren) und den Panen und ein Mädchen schilt einen lüsternen Jüngling „Satyriskos“. Was Goethe aus Theokrit sich nahm, sehen wir aus dem Gedicht „Wanderers Sturmlied“. Biedermann hat die Satyrn eben hereingetragen.

Wie aber hängt Goethes Satyrosidee mit seinem Basedow bei Biedermann zusammen? „Als er nun um diese Zeit (1773) Basedows Schriften, namentlich sein ‚Elementarwerk‘ (vgl. dagegen S. 260 ff.), las und zugleich durch Merck, der denselben auf der Reise nach St. Petersburg kennen gelernt hatte, von Basedows rohem Wesen, von seinem Hange zu übermäßigem Genusse und von seinem cynischen Frohlocken über das ihm geläufige Beschwindeln des Publikums Nachricht erhalten hatte [reine Schwindelei unseres Entdeckers! Vgl. S. 260], so mochte dieser Einblick in Basedows Thätigkeit und Persönlichkeit mit der Satyrosvorstellung in Goethes Einbildungskraft in eins zusammenschießen.“ Man fragt erstaunt, worin denn die Uebereinstimmung des begeisterten Umgestalters des Unterrichts mit den bloß ihrer lüsternen Sinnlichkeit sich hingebenden Satyren liegt? Aber die Antwort folgt auf dem Fuße. „Basedows Wichtigthun mit seinen Kenntnissen, insbesondere von der Natur, traf mit dem gleich nachher zu erwähnenden Gesange von der Weltschöpfung, den Vergil in einer Ekloge einem ältern Satyr oder Silen in den Mund legt, sowie Basedows Trunkliebe mit der Rauschseligkeit der Satyrn als Gefährten des Bacchus glücklich zusammen.“ Also diese beiden Züge hätten hingereicht, Basedow geradezu als Satyros darzustellen! Und nichts ist weniger bewiesen, als daß Goethe diese kannte. Das Wichtigthun Basedows mit seinen Kenntnissen ist nicht einmal wahr, wie wir S. 261 sahen. Basedow that so wenig insbesondere mit seinen Kenntnissen von der Natur groß, daß er ausdrücklich erklärte, die Behandlung der

Naturgeschichte verdanke er Wolke, und sich mit seiner eigenen Darstellung der Physik am wenigsten zufrieden zeigte. So gewissenlos entstellt Biedermann, wo es gilt, einem etwas anzuhaben, die einfachsten Thatsachen. Auch ist Silen kein gewöhnlicher Satyr, er ist des Dionysos Lehrer und Berather, auch ein begeisterter Seher und Weiser, wovon bei den Satyrn keine Spur. Für Basedows Wichtigthun mit seinen Kenntnissen (?) kann er um so weniger das Urbild sein, als er nur gezwungen, wie Proteus, wahrsagt und singt. Doch hören wir weiter auf Biedermanns ungezwungene Weisheit. „Es lieferten bei Entstehung des Dramas bald die bekannten Bildwerke von Satyrn, bald das Thun und Treiben Basedows den Stoff, ohne daß beide Stoffwelten sich durchgängig decken." Und eine solche Albernheit, einen solchen Mangel an Gefühl für dichterische Einheit wagt Woldemar Freiherr von Biedermann im Ernst vor den Augen der gebildeten Welt einem so tief von der Nothwendigkeit harmonischer Einheit ergriffenen Geiste zuzuschreiben! Und ein solcher Mann, der kaum den Saum des Kleides von Goethes Muse jemals gesehen, drängt sich der Welt auf als Kenner und Beurtheiler des Dichters und seiner Erklärer. Von gleichem Schlage ist die Bemerkung: „Das Satyrthum Basedows wird aber dadurch um so nachdrücklicher hervorgehoben, daß eigentlich ein wirklicher Satyr im Drama dargestellt wird, der doch unverkennbar Basedow ist." Darauf, daß unter dem Satyros etwas anders dargestellt werde als ein wirklicher Satyr, wie sie im Volksglauben lebten, deutet eben gar nichts; er ist eine wirkliche dramatische Person, wie alle übrigen, die im Stücke auftreten, keine mit Lappen von Basedow und Galeriebildern behangene Gliederpuppe. Biedermann findet sogar eine Aehnlichkeit mit diesem Satyros-Basedow oder Basedow-Satyros in Goethes „Prometheus", der im Sinne Spinozas spreche. Als ob dieser Prometheus nicht ein ganzer Mann wäre, wie Goethe ihn sich denkt, er eine Hanswurstjacke trüge wie der jämmerliche Biedermannische Satyros!

Endlich kommt Biedermann zur Anführung der einzelnen Bildwerke, welche Goethe 1773 gekannt und im Drama „gewissermaßen zu einer Reihe lebender Bilder herbeigezogen" hat. Da treffen wir denn gleich am Anfange auf die von der äußersten Befangenheit, um keinen bezeichnendern Ausdruck zu wählen, zeugende Aeußerung:

„Die beim Auftreten des Satyros bejammerte Verwundung, die nur sehr entfernt der Zeichnung eines Satyrs (?), nur gezwungen dem Gange des Dramas und gar nicht zur Verspottung Basedows [die freilich nur Biedermann hier suchen wird] dient, wird nur begreiflich als einzig und allein eingeführt, um eine der berühmtern Gruppen des Alterthums, bekannt als die des verwundeten Satyrs, vorzuführen." Also Biedermann sah wirklich nicht, daß die Ankunft und Heilung des verwundeten Satyros den Anfangspunkt der ganzen Handlung bildet, ohne welchen das Auftreten des Einsiedlers im vierten Akte und was darauf folgt unmöglich wäre, daß auch die Undankbarkeit des seinen Wohlthäter schmähenden und beraubenden Satyros einen bedeutsamen Zug zum Charakterbilde desselben bietet und Goethe durch den Beinbruch und das Jammergeschrei des Satyros das erste Zusammentreffen desselben mit dem Einsiedler glücklichst motivirt hat! Was sollte sich auch Biedermann um den geschickten Aufbau des Dramas kümmern, der gar nicht vorhanden sein darf, soll sein abgeschmackter Einfall irgend möglich sein. Daß Goethe die Gruppe des Satyros, dem ein Paniskos den Dorn aus dem Fuße zieht, in Leipzig oder Dresden gesehen, kann Biedermann nicht beweisen, er meint aber, dieser sei schon damals so oft abgebildet gewesen, daß er sie „in den leipziger Kunstsammlungen gesehen haben mußte". Wir bestreiten die Möglichkeit nicht, aber selbst die Wirklichkeit zugegeben, folgt daraus mit nichten, daß Goethes Erfindung darauf beruhe. Um die schnöde Undankbarkeit des Satyros zu zeigen, muß der Einsiedler ihn nicht bloß freundlich aufgenommen, sondern ihm in seiner Noth geholfen haben, und da lag dem Dichter nichts näher als daß er ihn beim Springen ein Bein brechen ließ, dessen Heilung der gutmüthige Einsiedler übernahm.

Ehe er in der Anführung der von Goethe herangezogenen Kunstwerke fortfährt, bemerkt Biedermann, daß er dabei Satyrn, Faunen, Silen und Marsyas als gleichbedeutend behandeln werde, wodurch er sich freilich die Sache erleichtert hat. Silen und Marsyas sind doch eine ganz besondere Art älterer Satyrn. Daß Satyros Wein und Obst liebt, wodurch der Gegensatz zum armen Einsiedler zum Ausdruck kommt, der ihm beide nicht liefern kann, wird auf Bilder zurückgeführt, wo Satyrn am Obst und Wein sich er-

freuen; als ob Goethe alle seine Kenntniß vom Wesen der Satyrn aus leipziger Bildern geschöpft haben müßte. „Nachdem der Einsiedler erklärt hat, das Verlangte nicht beschaffen zu können, fährt Satyros fort: ‚Da droben im Gebirg die wilden Ziegen u. s. w.‘“ Das ist wieder irrig. Satyros spricht diese Verse, nachdem er seinen Widerwillen gegen die schlechte Topfmilch erklärt hat, wodurch er auf den Gegensatz zur frischen Milch der von Bergkräutern sich nährenden Ziegen kommt, die er auf seinen Bergen sich leicht zu verschaffen weiß. Von seiner Verwandtschaft mit Ziegen ist hier gar nicht die Rede, und daß die Satyrn ziegenfüßig seien, wußte Wolfgang schon als Knabe; noch weniger gehört hierher, daß der Satyr „in unzüchtiger Gemeinschaft mit einer Ziege“ dargestellt wird. Dennoch lesen wir bei Biedermann: „Die erwähnten Beziehungen auf Obst, Wein und Ziegen erscheinen zwar im Drama nicht als Bilder, werden aber deshalb hier nicht übergangen, weil jene Stellen wenigstens auf Erinnerungen an Satyrbilder zurückzuführen sind.“ Also alle Vorstellungen von Satyrbildern sollten so oder so in das Drama gepfercht werden! Daß die Stelle vom Blasen in der Hand auf die Fabel des Aesop sich bezieht, auf die auch die griechische Namensform zurückzuführen ist, gibt Biedermann zu, aber fast in demselben Athem erklärt er: „Diese Fabel hat Fontebasso (auf einem Bilde in Wincklers Gemäldesammlung) dargestellt, und kann lediglich dieser Umstand Goethe veranlaßt haben, die Stelle anzubringen“. Weshalb? Und müßte er dann nicht so geistverlassen gewesen sein wie sein den Geist aus ihm austreibender dresdener Deuter! Daß die Stelle „ebenfalls ohne Ursache und ohne Folgen herein ins Drama platzt“, wird kein Mensch behaupten, der sich um den Zusammenhang kümmert. Aber auch daß Satyros nach der Entfernung des Einsiedlers, der ihm dies angerathen, einschläft und am Anfang des zweiten Aktes erwacht (nur das zweite spricht eine szenarische Bemerkung aus), ist nach Biedermanns Einsicht nur daraus zu erklären, daß Goethe ein anderes berühmtes Kunstwerk des Alterthums, den schlafenden Faun, anbringen wollte. Und ein solches wahnwitziges Anbringen findet sich nicht einmal! Der erste Akt schließt mit dem Abgange des Einsiedlers, der zweite beginnt mit dem Erwachen; das Schlafen fällt in den Zwischenakt. Wenn

Satyros im dritten Akte zur Natur sagt: „Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang", so sollte man freilich meinen, er werde seinen Gesang mit der Flöte begleiten: aber ist es denn Biedermann völlig entgangen, daß unser Satyros in Wirklichkeit gar nicht flötet, nur singt, daß von einer mitgebrachten Flöte nirgends eine Spur sich findet? Hierüber hätte er sich vor allem klar werden sollen. Nun wird flöten von jedem schmelzenden Gesang, besonders der Nachtigall, gebraucht, wie z. B. Klopstock mein flötend Lied sagte, Goethe 1773: „So soll mein deutsches Herz weich flöten", und er noch 1818 die Ilm die „Flöte" ihrer Dichter hören ließ. Aehnlich muß hier Flöte von schmelzendem Gesange auf freilich etwas kühne Weise stehen, „Flöt' und Sang" durch eine Art Hendiadys von flötendem Sange stehen, was dadurch etwas an Kühnheit verliert, daß auch Flöte vom Flötentone gebraucht wird. Jedenfalls flötet Satyros nicht und spielt dadurch Biedermann einen schlimmen Streich, der auch hier Goethe auf ein Gemälde hindeuten lassen wollte. Er beruft sich auf den Marsyas von Golzius, ohne daran zu denken, daß unser Dichter diesen phrygischen Silen aus der ihm schon als Knabe geläufigen griechischen Mythologie gekannt hatte. Auch Gemmen werden herangezogen, auf denen Satyre mit Flöten und ähnlichen Blasinstrumenten (Doppelflöten und Pfeifen) sich finden. Aber Goethe läßt unglücklicher Weise seinen Satyros nicht flöten, sondern singen, was die Satyre, mit Ausnahme des nur ganz entfernt mit ihnen verwandten weissagenden Silenus, gar nicht thun. Wozu braucht Biedermann denn die Gemälde mit Satyrn unter Bäumen, da er doch selbst bemerkt, die Vorstellung ihres Aufenthaltes im Walde sei allgemein gewesen! Dies also schwebt bei des Satyros Antwort auf die Frage der Mädchen vor, sein liebster Aufenthalt sei „im fernen Land, hoch Berg und Wald", die Biedermann früher auf Anhalt bezogen, keineswegs Gemälde der Satyrn unter einzelnen Bäumen. Auch daß Satyros Arsinoe wollüstig umfaßt und küßt, soll auf Kunstdarstellungen deuten, obgleich Biedermann gestehen muß, daß Goethe die Satyrn als Verfolger der Nymphen aus Horaz (er hätte den Ovid hinzufügen sollen) sehr wohl kannte. Die Unbärtigkeit des goetheschen Satyros schließt Biedermann daraus, daß er sich über des Priesters (nicht Hirten, wie er ihn nennt) Hermes

„lächerlich krausen Bart“ aufhält, was doch nur auf dessen sorgfältig gepflegten Wuchs geht, während Satyros ihn wild wachsen läßt, wenn Goethe anders daran gedacht hatte, ob sein Satyros bärtig sei, wie die frühere Kunst ihre ältern Satyrn bildete, während die spätere die Satyriskn jugendlich und möglichst anmuthig darzustellen liebte.

Wenn Satyros als Verkünder einer neuen Religion auftritt und als solcher das Volk über den Ursprung der Welt belehrt, so hat dem Dichter hierbei nach Biedermann vorgeschwebt, daß Satyrn als Sänger dargestellt werden; und „daß Goethe hier den Gesang eines Satyros in eine Rede umgesetzt hat, ist zweifellos“. Wo hat denn Biedermann in Dresden, Leipzig, Darmstadt, das er auch streift, oder anderswo *singende* Satyrn gefunden? Ich kenne bloß flötende und pfeifende, und möchte nur um ein Exemplar eines singenden, natürlich mit Ausnahme des weissagenden Silenus, den in der Satyrologie so bewanderten Entdecker bitten. Und warum beachtete er nicht, daß Satyros seine Offenbarung selbst als „Gesang“ bezeichnet!

Recht traurig ist es, daß zu den beiden letzten Akten sich gar kein Satyrbild finden will: doch fortes fortuna iuvat. „Daß Satyros der Gattin des Hermes Gewalt anthun will, ist gleichfalls ein Gegenstück der Antike, wenigstens insoweit, als z. B. ein geschnittener Stein einen Faun zeigt, der einer sich sträubenden Nymphe das Gewand abzieht.“ Hoffentlich soll doch nicht der Dichter uns die Eudora deshalb in dem Augenblicke zeigen, wo sie gegen des Satyros Umarmungen sich vertheidigt, damit er auf diesen geschnittenen Stein hinweise! Endlich soll nach unserm Entdecker der ertappte Satyros mit den Worten:

Ich thät euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan,

gar „besonders darauf anspielen, daß Jupiter, als Satyr gestaltet, Antiope umarmte, wie dies auch ein Gemälde von de Vos und ein geschnittener Stein darstellen“. Als ob man verständiger Weise in jener Apostrophe etwas anderes sehen könnte, als eine Anspielung auf die seit Homer allgemein bekannte Ehebruchgeschichten des Herrschers des Olymp, als ob Satyros sich irgend darauf bezöge, daß Zeus

in Satyrgestalt jene beschlichen oder, wie es andere Künstler darstellen, ein Satyr dabei gegenwärtig gewesen sei. Nein, es ist eine ähnliche Berufung auf den Göttervater, wie die allbekannte des Chärea im „Eunuchus" des Terenz, nur daß dieser sich als armes Menschenkind (homuncio) dem Jupiter entgegenstellt, Satyros denselben als Göttervater für seinen Vater ausgibt, während die Satyrn nach der gangbarsten Darstellung Söhne des Silenus sind und in der frühesten Zeit sie als Kinder der Töchter des Hekatäos galten und ihnen mit den übrigen Dämonen der Berge, der Wälder und des Feldes derselbe Ursprung gegeben wurde.

Wir haben die sämmtlichen Stellen erörtert, in welchen Biedermann eine Beziehung auf Kunstwerke entdeckt zu haben glaubt, und nirgendwo den geringsten Schein gefunden, daß Goethe durch eine Kunstdarstellung bestimmt worden, einen Zug seinem Drama einzuverleiben, vielmehr folgt er überall der allgemein bekannten Vorstellung vom Wesen der Satyrn. Hat Biedermann bisher nur von einem „Herbeiziehen" oder „Zusammenfassen" einer Reihe von Kunstdarstellungen im „Satyros" gesprochen, so belehrt er uns jetzt, dem Dichter sei es darauf angekommen, „die verschiedenen Darstellungen und Dichtungen über Satyrn unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen, und zwar unter dem der unbeschränkten Sinnlichkeit". Als ob das Stück das Wesen der antiken Satyrn und nicht vielmehr die Person des Satyros hätte dramatisch entwickeln sollen, wobei Goethe nur die von den Satyrn überlieferten Züge seinem dramatischen Zwecke gemäß frei verwandte! als ob einem freischaffenden, von feurigem Leben durchzuckten Dichtergeiste je der Gedanke hätte kommen können, eine Musterkarte der von ihm zufällig gesehenen Kunstdarstellungen und dazwischen schichtweise auf Basedow bezügliche Anspielungen zu geben! Freilich Biedermann fällt verehrungsvoll vor seiner aus dem übermüthigen Fastnachtsspiele gemachten Mißgeburt nieder. „Die antiken Vorstellungen des Satyrwesens im Drama durch gleich Perlen an eine Schnur gereihte Bildwerke zur Erscheinung zu bringen, eine Folge lebender Satyrbilder vorüberzuführen [wir schreiben die Stelle wörtlich ohne jede Auslassung ab], bekundet Goethes tief künstlerische Einsicht; denn die Darstellung der Heuchelei, der Roheit und der innern Unwahrheit, welche Ge-

brechen Goethe in Basedow zu erblicken glaubte [das ist eben nichts als fixe Idee!], bedurften bei ihrer Gemeinheit, die der ingrimmige Haß Goethes gegen solches Unwesen zu mildern nicht gestattete, eines Gegengewichts, das ihm seine ideale Bedeutung sicherte. Die vorgeführten Kunstwerke bewahren das Drama davor, seiner Frechheiten wegen eine Posse zu werden." Selten ist wohl ein so toller Bombast in der Goetheliteratur zu Markt getragen worden, selbst nicht von solchen, die seinen Dichtungen ein bestimmtes philosophisches oder religiöses System aufdrängen wollten. Wo hat denn Biedermann bewiesen, daß Goethe ein bestimmtes Kunstwerk „vorgeführt", wo ist durch die ihm untergeschobene Beziehung auf ein solches die Darstellung irgend idealer geworden? Wird etwa das Gebaren des Satyros beim Verbinden seines Beines, seine Verwunderung über des Einsiedlers Blasen in die Hand, sein Einschlafen, sein lüsternes Umfassen der Arsinoe, sein thierischer Angriff auf Eudora dadurch idealisirt, daß es davon auch künstlerische Darstellungen gab? Ist denn irgend ein Hauch derselben auf die betreffenden Stellen des Dramas übergegangen? Beruht nicht vielmehr der Werth desselben darauf, daß das Bild eines solchen derben Lumpen (im Gegensatz zum feinern Pater Brey) zu lebensvoller Ausprägung gelangt? Das Stück ist und soll nichts anders sein als ein derbes Fastnachtsspiel, das durch lederne Anspielungen auf Kunstwerke in seinem Wesen vernichtet worden wäre.

Wenn Biedermann schließlich sich schmeichelt, diese Krönung seines Werkes werde die Erklärung des „Satyros" in neue Bahnen leiten, so ist dies eine der vielen ihn irreleitenden Einbildungen, mit denen er in Zukunft die Goetheliteratur verschonen möge. Er bescheide sich als Sammler und Aufspürer neuer auf zuverlässiger Ueberlieferung beruhenden Thatsachen sich verdient zu machen, enthalte sich aber jedes ihm versagten kritischen und ästhetischen Urtheils, insonderheit auch jener sich selbst die Augen verbindenden Kritik, die sich durch rein persönliche Rücksichten bestimmen und zu falschem Zeugniß durch persönliche Feindschaft oder auf Gegenseitigkeit gestellte Gunst hinreißen läßt!

18. Dezember 1884.

Stella.

I.

Eine der eigenartigsten Ausstrahlungen von Goethes jugendlichem Herzen besitzen wir in dem vielfach mißverstandenen „Schauspiel für Liebende", welchem er den Namen seiner Liebesheldin gab, die ihm so innig ans Herz gewachsen war, daß noch der dreiundsiebzigjährige Greis, von tiefster Liebesleidenschaft ergriffen, der holden jugendlichen Schönen, die es ihm angethan, diesen sehnsüchtigen Namen beilegte. Den gangbaren Mißdeutungen bin ich bereits 1858 in meinen „Erläuterungen" des Dramas*) entgegengetreten, aber alte Vorurtheile lassen sich so leicht nicht verdrängen. Neuerdings hat L. Urlichs in der „Deutschen Rundschau" (Heft X) auf Veranlassung der höchst bedeutenden von ihm in würdiger Weise herausgegebenen Jugendbriefe Goethes an Johanna Fahlmer dem Stücke eine ganz neue, persönliche Beziehung gegeben. Seine Ausführung ist auf den ersten Anblick sehr bestechend, aber vor eingehender Verfolgung der Beweismittel stürzt das leichtgebaute Kartenhaus in sich zusammen. Bei dem großen Unrecht, welches diese neue Auffassung sowohl dem Dichter als Johanna Fahlmer und ihrem Freunde thut, dürfte es geboten sein, durch einfache Darlegung des Sachverhaltes derselben entgegenzutreten.

Drei Briefe Goethes an die fünf Jahre ältere, von Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelte Freundin, die „herzlich liebe Tante", beziehen sich auf „Stella", welche nach einem Briefe an Auguste

---

[*) „Goethes Clavigo und Stella", im dreizehnten Bändchen meiner „Erläuterungen zu Goethes Werken". Eine zweite neu durchgesehene Auflage erschien 1878.]

Stolberg schon am 13. Februar 1775 im Sinne hatte.*) Aus der Aeußerung des am Morgen des 5. März geschriebenen Briefes: „Morgen oder übermorgen gewiß kommt ‚Stella', und ich vorher oder nach", ergibt sich, daß er Johanna viel von dem neuen Stücke gesagt und diese ihn zur Vollendung getrieben, wie sie auch an dem Abschluß von „Erwin und Elmire" lebhaften Antheil genommen. Goethe hatte sie am vorigen Nachmittag besucht und ihr wahrscheinlich versprochen, sich gleich an „Stella" zu geben und ihr den Anfang zu schicken, aber, statt am Abend zu arbeiten, hatte er sich nicht überwinden können, Lili aufzusuchen, bei welcher er in herzlicher Freude blieb. Darauf scheinen die weitern Worte des Briefes zu deuten: „Ich ging gestern von Ihnen grad nach Haus — von da — Oho — Ich hoffe Sie in unsern Kreis zu ziehen, bei Gott — Tante, ganz übel kanns Ihnen nicht drinne sein — Lili ist gar lieb und hat Sie herzlich werth." Am Morgen des 6. (den vorigen Nachmittag, es war ein Sonntag, hatte er, da Lili ausfuhr und Johanna verhindert war, mit andern Freundinnen verlebt und bis nach 8 Uhr L'hombre gespielt) sendet er ihr die ersten geschriebenen Bogen des Stückes. „Wenn es Sie unterhält", bemerkt er dabei, „so schreiben Sie sie ab. Fritzen [Jacobi] wird dies Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber." Gegen Urlichs (Rundschau X, 82) sei nur die Bemerkung gestattet, daß „es" nicht auf die übersendeten Bogen, sondern auf das Abschreiben geht. Die Freundin muß wohl die Absicht geäußert haben, das Stück für Jacobi abzuschreiben, wozu eine besondere Veranlassung vorlag, wenn dieser schon den Anfang des Stückes**) hatte vorlesen hören und ihn mit großem Beifall auf-

[*) Daß er die Dichtung damals schon begonnen, folgt freilich nicht aus der Beschreibung seiner jetzigen dichterischen Thätigkeit, daß er, „immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, [bald] die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht"; sie beweist nur, daß ihn damals dramatische Pläne verschiedener Art beschäftigten.]

[**) Nach dem ersten Entwurf, oder auch ein Stück aus dem Drama, da Goethe nicht immer nach der Folge der Handlung dichtete, sondern oft ihn besonders anziehende Szenen herausgriff.]

genommen hatte, was wir hier als bloße Möglichkeit hinstellen. [Möglich bleibt es freilich, daß Goethe auf den Gedanken einer Abschrift dadurch gekommen, daß Johanna es liebte, Neues, was ihr mitgetheilt wurde, an Jacobi abschriftlich zu senden.] Daß das Stück in der Abschrift der Freundin, der Vermittlerin seiner Verbindung mit Goethe, ihm noch viel lieber sein werde als von der Hand eines handwerksmäßigen Abschreibers, durfte er ohne besondere Veranlassung voraussetzen. In demselben Briefe heißt es weiter: „Zu promenieren [was er gestern in Aussicht gestellt] ist heute [bei dem schlechten Wetter] nichts, doch komm' ich ein wenig und lese die Folge." Das Stück war also weiter vorgerückt, und er dachte das Nächste noch vor seinem Besuche ins Reine zu schreiben (vielleicht hatte er der Fortsetzung wegen einen Bogen zurückbehalten), auch wohl weiter zu dichten. Aber noch denselben Tag trieb ihn die Unruhe nach Offenbach; doch wird er vorher die Freundin besucht und ihr, da er zum Vorlesen keine Zeit fand, die Folge des Stückes in der Reinschrift zurückgelassen haben.*) Johanna be-

[*) Arndt (zu den Briefen Goethes an Gräfin Auguste zu Stolberg S. 91 ff.) läßt Goethe erst am frühen Morgen des 7. nach Offenbach gehen, indem er annimmt, dieser irre sich, wenn er zu den aus Offenbach an Augusten geschriebenen Zeilen bemerkt: „Heut ist der 6. März, denk' ich." Aber seine Gründe, daß Goethe nicht am Nachmittag des 6. nach Offenbach gegangen oder gefahren, treffen nicht zu. Gerichtliche Eingaben kann er sehr wohl am Morgen des Tages signirt haben, an dessen Nachmittag er plötzlich den Gedanken faßte, nach Offenbach zu gehen, wodurch er aber nicht gehindert wurde, Johanna zu besuchen. Wenn Arndt Goethes Brief an Merck „Hier etwas gegen das Ueberschickte" auf den 7. März setzt, so paßt dessen Angabe: „Ich habe seit drei Tagen an einer Zeichnung mit dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet, und bin noch nicht fertig", nicht dazu, daß er gerade damals mit „Stella" eifrig beschäftigt war. Für seine Behauptung, der Brief sei von Bernays „unzweifelhaft richtig zum März eingereiht worden", vermisse ich den Beweis. Nach Arndts Mittheilung machte er in der Datirung nach „Dinstag d." einen Schnörkel, weil er sich nicht erst auf Tag und Monat besinnen mochte. Meine Datirung des Briefes an Merck vom 10. Januar gebe ich auf, theils weil Goethe anfangs Januar nicht so früh morgens, um halbsieben, nach Offenbach gegangen sein wird, theils weil Jacobi damals in Frankfurt war. An welchem Dinstage der Brief geschrieben sei, wage ich nicht zu bestimmen, da sich keine sichern Haltpunkte dazu finden; man könnte an den 11. April denken.]

richtete ihm nach Offenbach, welchen großen Eindruck das Stück auf sie gemacht, und wie sehr sie nach dem fünften Akte verlange, auch daß sie es für Jacobi abschreibe. Dies ergibt sich aus Goethes Antwort von Offenbach aus: „Liebe Tante! Ich wußte, was ‚Stella' Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde über das Schicksal unsers Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein. . . . Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht. Adieu. ‚Stella' ist schon Ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?" Wenn Johanna nach dem fünften Akte verlangte, so muß sie die vier ersten wenigstens größtentheils besessen haben. Daß sie am Stücke einen rein menschlichen Antheil nahm, ist ebenso offenbar; sie hatte dasselbe sich ganz angeeignet („ist schon Ihre"); beim Abschreiben mußte sie es noch tiefer empfinden („wird immer Ihrer"). Bezeichnet Goethe als seine Absicht bei diesem Stücke die anschauliche Darstellung von Menschen so leidenschaftlicher, sie willenlos umtreibender Liebesglut, wie er selbst war, so veranlaßte ihn dazu wohl eine Aeußerung Johannas. Auch bedenke man, daß er damals gerade am fünften Akte war, in welchem die schrecklichen Folgen, die das jeden Willen sich gestattende Herz hervorruft, als unentfliehbares Labyinth erschienen, aus welchem nur die Großherzigkeit der Liebe einen Ausgang findet, der freilich von unsern Sitten und von der Heiligkeit der Ehe ausgeschlossen wird, auf den aber die rührende Sage von dem Grafen von Gleichen einen sühnenden Schleier wirft.

Wann aber ist dieser für die Entstehungsgeschichte der „Stella" so wichtige Brief geschrieben? Urlichs meint, die darin stehenden Worte: „Liebe Tante, auf den Sonntag!" deuteten auf den 12. oder 19. März, weil er schon am 21. an Jacobi schreibe, er erwarte „Stella". Aber da Goethe schon am 10. von Offenbach zurückkam, und er nach Ausweis des Briefes an Augusten vom 25. in der Zwischenzeit nicht mehr dorthin ging, muß der Brief am 10. oder bereits einen Tag früher geschrieben sein; er ist eben die Antwort auf die Aeußerung der Freundin über die ihm zurückge-

lassene Fortsetzung der „Stella". Demnach lagen die vier ersten Akte schon am 6. vollendet vor.*) Wenn er den 7. an Augusten berichtet, er habe an diesem Tage eine Szene geschrieben, so kann dieses wohl nur eine der „Stella", und zwar eine zum fünften Akt gehörende sein. Den Akt wird Goethe noch in Offenbach oder gleich nach der Rückkehr zu Ende geführt haben. Freilich könnte man meinen, wäre „Stella" schon in Offenbach vollendet gewesen oder hätte sich der Vollendung genähert, so würde er dessen in seinem Brief gedacht haben. Aber dies dürfte doch bei so flüchtig geschriebenen Zeilen nicht zu behaupten stehen, und man könnte sogar die Worte: „Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht", gerade als eine versteckte Hindeutung betrachten, er habe ihren Wunsch erfüllt, doch werde sie diesen Akt wohl anders wünschen. Nach diesem Briefe fällt der von Urlichs früher auf den 5. (drei Tage nach Jacobis Abreise!) gesetzte Brief (XIX), der beginnt: „Hier, liebe Tante, was von Fritz." Das „von Fritz" kann nur auf Jacobis Zettel vom 10. März gehen; der Brief muß gegen den 13. geschrieben sein. Von „Stella" ist in den Briefen an Johanna nicht weiter die Rede. Goethe muß ihr mittlerweile den Schluß überbracht oder gesandt haben. „Ich bin ganz unerträglich", heißt es hier. „Und darum fleißig an sinnlicher Arbeit." Urlichs durfte dies nicht auf „Stella" beziehen; unter der „sinnlichen Arbeit" sind Zeichnungen zu verstehen. Erst ungefähr einen Monat später kehrte er auf die Mahnung von Johanna zu „Claudinen" zurück, wie Brief XXVII zeigt. Hiernach bestätigen die Briefe an die Fahlmer meine früher geäußerte Vermuthung, daß „Stella" gegen den 10. März vollendet worden.

[Aber aus dem Briefe an Augusten vom 25. März folgt keineswegs, daß Goethe seit dem 10. nicht mehr in Offenbach gewesen. Der erste Absatz des Briefes ist vom 19., wo er sich gedrungen fühlte, der fernen Freundin noch Nachts um elf Uhr ein Lebenszeichen zu geben. Freilich ein sicherer Beweis, daß er in der dritten Märzwoche in Offenbach geweilt, ist nicht vorhanden; denn auch der Brief an die Laroche vom 15. zeigt nicht, daß er damals meist in

*) Freilich streitet Arndt S. 99 dies Urlichs auf sonderbare Weise ab.

Offenbach gewesen. Die Freundin hatte ihn gefragt, ob er am 17. in Frankfurt sei, da sie ihn an diesem Tage mit etwas überraschen wolle; wenn er dies bejaht, so ist daraus eben nichts weiter zu schließen. Er konnte am 15. nach Offenbach gehen, mit der Absicht am 17. nach Frankfurt zum Konzert zu kommen, aber durch die Ankunft von Lili dort zurückgehalten werden, wonach nichts entgegensteht, den in Rede stehenden Brief, wo es heißt: „In mir ist viel wunderbares Neues; in drei Stunden hoff' ich Lili zu sehn. Liebe Tante, auf den Sonntag!" den 17. zu setzen, wie ich in der zweiten Ausgabe der „Erläuterungen" gethan habe.*) Die Vollendung der „Stella" würde dann etwa eine Woche später, vor den 17., fallen, der Schluß schon zur Zeit des Briefes vollendet gewesen, aber vom Dichter vorsorglich zurückgehalten worden sein.]

Auf einen von Jacobi erhaltenen Brief nebst Sendung erwidert der frankfurter Freund am 21. März: „Daß du meine ‚Stella' so lieb hast, thut mir sehr wohl; mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist." Am Schlusse heißt es: „Ich erwarte ‚Stella', [vom Abschreiber], und dann kriegst gleich das andere Exemplar [die Abschrift]." Hiernach kann Jacobi unmöglich den größten Theil des Stückes schon von Johannas Hand besessen haben; denn in diesem Falle müßte hier nicht von „Stella", sondern vom „Schlusse der Stella" die Rede sein, und auch Jacobi könnte am 25. nicht schreiben: „Diesen Abend erwart' ich" [mit dem Postwagen] ‚Stella'. — — „Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu dir hin, wenn michs so ganz faßt." Johanna kam demnach nicht zu der beabsichtigten Abschrift. Auch Urlichs nimmt eine solche nicht an; er meint, diese werde Jacobi wohl über den Fortgang und die Ausführung des Stückes unterrichtet haben. Aber Goethes Freude, daß Jacobi das Stück „so lieb habe", deutet doch auf eine genauere Kenntniß. Und

[*) Den Grund, weshalb Arndt S. 97 den Brief auf den 8. oder 9. setzt, kann ich nicht billigen. Ohne irgend einen Beweis nimmt er an, Goethe sei Lilis wegen nach Offenbach gegangen und diese müsse am 8. oder 9. angekommen sein. Aber die Worte „in Erwartung" dürften nicht auf die erwartete Ankunft Lilis gehen, sondern auf die Hoffnung, daß sein Herz sich hier „auf dem Land bei sehr lieben Menschen" beruhigen werde.]

so zeigt sich kaum ein anderer Ausweg als die von mir schon früher gemachte Annahme, daß Goethe Jacobi, wie bei seinem ersten Besuche im Januar aus „Erwin und Elmire", so beim zweiten bis zum 2. März reichenden aus dem Entwurf der „Stella" vorgelesen habe, dessen drei erste Akte damals größtentheils vorgelegen haben können. [Freilich bleibt die Möglichkeit bestehen, daß er den Anfang aus einer Abschrift Johannas kannte.] Wenn Jacobi in den Zeilen vom 10. März „Stellas" gar nicht gedenkt, so erklärt sich dies einfach daraus, daß dieser Zettel nur einen Aufschrei seines von sehnsüchtiger Liebe gepreßten Herzens ist, ganz im Tone von Fernando und Stella.

Nach Empfang der „Stella" schrieb Jacobi, der durch den von ihm ganz roh als thatsächliche Bigamie aufgefaßten Schluß sich aufs äußerste verletzt fühlte, einen das Stück als unsittlich und deshalb des Dichters unwürdig mit leidenschaftlicher Strenge verwerfenden Brief, auf welchen Goethe, der sich so schrecklich in seiner Erwartung einer begeisterten, von innigem Verständniß bewegten Auffassung getäuscht sah, etwas bitter in dunkel gehaltenen Ausdrücken antwortete. Johanna, welcher er seine Erwiderung vor der Absendung mittheilte, bat ihn, sie zurückzuhalten. „Sie sind recht lieb", schrieb Goethe der Freundin, die ihn vielleicht auch brieflich noch gebeten hatte, den Brief nicht abzuschicken. „Ich hab' meine Antwort an Fritz zurückgehalten; denn sie war wirklich mystisch. Doch thuts das Klare und Treffende auch nicht; das ist Wasser und keine Taufe; wer davon trinkt, den wirds wider dürsten [Joh. 4,13]. Also lassen Sie's gut sein. Wild könnte ich wohl über Fritz werden [daß er seine „Stella" so arg verkannt habe], bös nie." Goethe schrieb ihm darauf einen andern Brief, in welchem er den Schmerz aussprach, daß Jacobi so wenig Glauben an ihn habe, er ihm eine falsche Absicht zuschreiben könne. Aus diesem „im April", ohne Zweifel in den ersten Tagen desselben, geschriebenen Briefe ist uns nur eine Stelle erhalten, welche Jacobi am 15. September 1779 auf Veranlassung der ihm hinterbrachten Verspottung seines ‚Woldemar' zu Ettersburg Goethe entgegenhielt: „Friederice Fritzel, wie ist dir! O du Menschenkind! — Steht nicht geschrieben: ‚So ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben!' Und du wähntest manchmal, der Sinn

dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ichs nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich — es ist nicht ‚Stella', nicht ‚Prometheus' [wohl die Ode, nicht das Drama*)] — besinne dich, und noch einmal: Gib mir ‚Stella' zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! — — — — [Die Gedankenstriche deuten wohl darauf, daß Jacobi eine zu seinem Zwecke nicht passende Stelle hier ausließ.] Und das muß ich dir all so ruhig schreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergösse." Urlichs schließt aus den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!" „Stella" müsse für Jacobi eine persönliche Beziehung gehabt haben. Wie kann man aber die Worte so arg mißverstehen!**) Goethe, der bei seinen Dichtungen so sehr an seine Freunde dachte, denen er damit gefallen, sein Wesen offenbaren wollte, liebte „Stella" auch besonders um Jacobis willen, weil die feurige Liebesglut, die sich in seiner Heldin und dem freilich des sittlichen Haltes ermangelnden Fernando ausprägte, auch des Freundes Seele mächtig durchzuckte, wie er es seit dem Anfange ihrer Bekanntschaft, besonders in Köln, neuerdings wieder bei den Besuchen zu Frankfurt, so tief empfunden hatte, wie es sich in allen Briefen Jacobis aussprach, so noch vor kurzem in den Zeilen vom 10. März, in denen eine Empfindsamkeit herrscht, die ganz den Stellaton anschlägt. Diese feurige Glut, die auch Johanna empfand, welche, als das Stück erschienen war, auch Herder und Wieland begeisterte und so viele Herzen mit Gewalt hinriß, welche ihn seine Dichtung dem Herzen der Laroche empfehlen ließ, welche ihn zum Wunsche trieb, er möchte Auguste Stolberg gegenübersitzen und „Stella" in ihr Herz wirken lassen können, welche

[*) Jacobi hatte während seiner Anwesenheit in Frankfurt wohl die Ode erhalten, die ihm damals noch nicht so gottlos schien wie später Heinse, der sie durch Jacobi kennen lernte. Vgl. Heinses Brief an Gleim vom 8. Sept. 1775.]

[**) Doch schon Goedeke (Grundriß 727) hatte aus der Stelle geschlossen, es müßten dem Dichter bei „Stella", „der unbegreiflichsten seiner manchen Unbegreiflichkeiten", besondere Verhältnisse im Sinne gelegen haben, die aber jetzt nicht mehr aufgehellt werden könnten.]

später ihm bei dieser als Beweis gelten sollte, daß er noch ihr Alter sei, welche bei der Uebersendung an Lili ihm die Worte eingab, sie möge hier empfinden, wie mit allmächtigem Triebe ein Herz das andere ziehe: diese war es, die ihn glauben ließ, auch Jacobi werde hier sein warmschlagendes Herz, das Beste seines Wesens, durchempfinden. Wie schneidend mußte es ihn da verletzen, daß sein innigster Freund, dessen er so sicher wie seiner selbst war, ihn in diesem glühen Ergusse seines Herzens verkannte, so wenig davon entzückt wurde, daß er „Stella" als einen Abfall von seinem auf das Höchste und Edelste gerichteten Genius betrachtete, durch sein kaltes Verleugnen, sein Abwehren des Stückes, „sein Fleisch und Blut" vor ihm selbst fast zerstörte, weshalb er den Freund wiederholt („noch einmal") bat, es ihm durch richtigere, den eigentlichen Nerv treffende, den Ausgang nicht mißverstehende Auffassung „zurückzugeben". Was Jacobi wie so viele andere abstieß, war der auf eine Zulassung der Bigamie deutende Schluß, der, wie Werther den Sebstmord, diese zu verklären schien, daß Fernando, der leichtfertige, wenn auch hart bestrafte, jetzt seine Schuld tief fühlende Verführer, als „edle Seele" bezeichnet und mit einem neuen Lebensglück im Besitze beider Geliebten gleichsam belohnt ward. Jacobi muß seiner vollen Entrüstung lebhaften Ausdruck verliehen haben, so daß Goethe darüber „wild" wurde. Leider ist uns seine Erwiderung nicht erhalten, doch dürfte er es kaum über sich gebracht haben (eine solche Vertheidigung lag nicht in seiner Art), diesem zu zeigen, daß es ihm um nichts weniger zu thun gewesen als einer Doppelehe das Wort zu reden und Fernandos Treulosigkeit zu entschuldigen, wie er ja auch Werthers willenlose Herzensschwäche nicht hatte rechtfertigen wollen: er warf dem Freunde seinen Unglauben und die daraus folgende arge Verkennung vor. Bei der Annahme von Urlichs, Jacobi habe in „Stella" eine Profanation seines rein sittlichen Verhältnisses zu seiner Gattin und Johanna gesehen, er sei besonders über die elende Rolle, die er als Fernando im Stücke spiele, erzürnt gewesen, ist Goethes Antwort unbegreiflich; er hätte dann nothwendig auf die angebliche persönliche Verletzung näher eingehen, hätte erklären müssen: seine dichterischen Gestalten seien keineswegs Abbilder des Freundes und der Freundinnen, auch könne

kein Mensch auf den Gedanken kommen, er habe sie gemeint, da die Unähnlichkeit der Verhältnisse bei weitem größer als die Aehnlichkeit (einmal vorausgesetzt, daß solche überhaupt bestand), Jacobi keineswegs ein Verräther sei, wie Fernando, keine Doppelehe geschlossen habe und persönlich gar nichts auf ihn und seinen Kreis hinweise; ja er hätte den in diesem Falle nicht bloß „cholerischen", sondern recht albernen Jacobi herzlich auslachen und — ihn auf das weltbekannte wirkliche Vorbild hinweisen müssen, in welchem der Hauptpunkt, die Doppelehe und deren schreckliche Folgen, entschieden hervortrete, von welchem selbst der Name hergenommen sei, während man nur bei dem schärfsten Zwange eine äußerst entfernte ganz allgemeine Aehnlichkeit mit der nur sehr wenigen bekannten Liebesgeschichte Jacobis herauszupressen vermöge. Wie ganz anders war dies bei den Vorwürfen Kestners wegen „Werthers Leiden" gewesen, da hier wirklich des Dichters Verhältniß zu Lotten im ersten Theile so deutlich vorlag, daß sofort von Wetzlar aus die Beziehung in alle Welt verkündet wurde, auch auf keine andere Quelle hingewiesen werden konnte.

Schon im Jahre 1869 hat J. Caro in der Schrift „Lessing und Swift" (S. 77) und gleichzeitig Hettner in seiner scharfen Verurtheilung der „Stella" (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts III, 3,167)*) bemerkt, Goethe habe zu dieser Swifts traurige Liebesgeschichte verwandt. Swift setzte sein geheimes Liebesverhältniß zu der von ihm Stella genannten Esther Johnson, nachdem er sie verlassen, von London aus in einem zärtlichen Briefwechsel viele Jahre lang fort, bis ihn die schöne Tochter einer Kaufmannswittwe fesselte, die er als Vanessa feierte und bald sich ganz zueignete. Als er London verlassen mußte, kehrte er nach Dublin zu Stella

[*) Sein sittlicher Widerwille gegen das Stück läßt ihn sogar die Frage aufwerfen, ob nicht Goethe in der schmerzvollen Zeit, in welcher er seinen Freund Kestner um Lottens Besitz beneidete(?), sich nicht zuweilen mit dem phantastischen Gedanken an die Möglichkeit einer ähnlichen Lösung getragen habe. Wir können diese nur auf das allerentschiedenste verneinen und müssen als eine eben so große Verkennung Goethes die Behauptung zurückweisen, das Stück sei eine Vertheidigung der Doppelehe, mag auch Lenz es so aufgefaßt und es in dieser Beziehung in der Komödie „Die Freunde machen den Philosophen" noch überboten haben.

zurück. Vergebens hatte er Vaneſſa in einem Abſchiedsbriefe beſchworen, ihm nicht zu folgen. Als ſie trotz ſeines Verbotes nach Dublin kam, behandelte er ſie ſehr rauh, aber ihre rührende Treue bezwang ſein Herz. Stella begann aus Eiferſucht hinzuſiechen; da erwachte Swifts Gewiſſen, er ließ ſich heimlich mit ihr trauen. Als Vaneſſa davon hörte, frug ſie brieflich deshalb bei Stella ſelbſt an; dieſe theilte den Brief Swift mit, zog ſich aber, empört über deſſen Treuloſigkeit, auf das Landgut eines Freundes zurück. Swift eilte im ärgſten Zorne zu Vaneſſa und warf ihr den Brief auf den Tiſch; dieſe fiel darüber in ein hitziges Fiber, das ſie hinraffte. Stella kehrte darauf nach Dublin zurück, wo Swift nach längerm Umherirren wieder angekommen war, aber ſie begann von neuem zu kränkeln. Auf ihr Verlangen, ſeine Verbindung mit ihr öffentlich zu erklären, wollte er nicht eingehen; ſchweigend entfernte er ſich, um nie wieder zu ihr zurückzukehren. Hier haben wir die beiden von einem leichtfertigen, haltloſen Verführer ins Elend gebrachten liebenden Frauen; ja ſelbſt den Namen der Liebesheldin mit ihrer „unzerſtörlichen Neigung“, ihrer „heißen Liebe“, ihrem „glühenden Enthuſiasmus“ nahm Goethe aus der wunderlichen Liebesgeſchichte des Dechanten zu St. Patrick. Alle Hauptveränderungen, die er daran vornahm, ſind durch das Streben nach Vereinfachung und größerer Wirkſamkeit der Handlung und durch die Verpflanzung auf deutſchen Boden veranlaßt. Trotz des Verrathes der Liebe muß den Verführer, damit er ſittlich gehoben werde, das Gefühl ſeiner Pflicht gegen die angetraute Frau ergreifen und er, wie ſchwer auch ſein zum zweitenmal für die ſeiner feurigen Natur entſprechendere jugendliche Geliebte in leidenſchaftliche Glut verſetztes Herz darunter leidet, dieſe aufzugeben und jener zu folgen ſich entſchließen. Ein deutſcher Edelmann, der freilich den vornehm klingenden fremden Namen Fernando führt, ſchien hierzu am beſten geeignet. Dieſen mußte der Dichter im Gegenſatz zu dem kalten, verbitterten, weltverachtenden, abſtoßenden Swift zu einem feurigen, durch Geiſt und Anmuth bezaubernden, von innerer Unruhe leidenſchaftlich umgetriebenen, dem Drange des keine Schranken kennenden Herzens folgenden Charakter machen. Zwiſchen den beiden Frauen ergab ſich ein nothwendiger Gegenſatz. Die, welche Fernando zu-

nächst anzog, mußte von reiner Innigkeit, herzlicher Treue und hohem Sinne, dagegen das Mädchen, das ihn nach der Trennung von dieser mächtig hinreißt, von unauslöschlicher Glut durchzuckt sein, ganz in seelenhaftem Drange nach der Vereinigung mit einem leidenschaftlich in ihm aufgehenden Herzen wurzeln. Und gerade die Darstellung dieses Mädchens, dem Goethe den Namen von Swifts Stella gab, trieb ihn zur Dichtung des Stückes, da er eben ein Bild jener heißen Liebe schaffen wollte, mit der er geliebt zu werden wünschte, im Gegensatze zu Lili, die zwar noch besser als schön war, wie er an die Fahlmer schrieb, aber ihn oft durch ihre Gefallsucht verletzte. In dieser Beziehung ist Stella gerade ein „Schauspiel für Liebende". Bei der großen Uebereinstimmung des Stoffes kann kein Zweifel dagegen aufkommen, daß Goethe in „Stella" die Geschichte von Swift behandelte, wie er bei „Erwin und Elmire" die Ballade Goldsmiths zu Grunde legte. A. W. Rehberg (Goethe und sein Jahrhundert, 1835) meinte, ein im Anfange der siebziger Jahre in ganz Europa verbreiteter ähnlicher Vorfall sei die Quelle des Stückes gewesen. Ein durch besondere Verhältnisse an den portugiesischen Hof gerathener deutscher Graf entführte ein hochadeliges Fräulein aus einem Kloster, lebte dann mit ihr einige Zeit, bis er nach Entwendung ihrer Juwelen nach Wien floh. Dort wiederholte er seine Schelmerei, fiel aber in die Hände des Gerichts. Auf die Frage, wie er die Entführten so hülflos habe verlassen können, erwiderte er: Eh mais, c'étaient des femmes. Möglich, daß Goethe auch diesen Fall kannte, den ich nicht näher nachweisen kann, aber jedenfalls bedurfte er ihn nicht zur Umgestaltung der Geschichte Swifts zu seiner dichterischen Fabel: noch weniger ist es denkbar, daß er damit eine Begebenheit aus Jacobis Leben verschmolzen habe, und zwar in einer solchen Weise, daß dieser sich dadurch hätte bitter verletzt fühlen können.

Dennoch ließ sich Urlichs durch die falsche Auslegung der Aeußerung Goethes, „Stella" sei ihm um Jacobis willen lieb, auf abschüssiger Bahn zu einer romantischen Ausstattung des Lebens von Johanna Fahlmer verleiten. Als diese im Jahre 1758 Düsseldorf verließ, war ihr damals nichts weniger als geweckter Neffe Fritz Jacobi fünfzehn Jahre alt, sie selbst zwei Jahre jünger. 1766

kehrte sie nach Düsseldorf zurück; Jacobi war damals schon zwei Jahre verheiratet. Von der leidenschaftlichen Neigung der Verwandten zu einander, vermag Urlichs keine thatsächliche Spur aufzuweisen. Wer ihr den dichterischen Namen Adelaide gegeben, wissen wir nicht; daß sie ihn von J. G. Jacobi erhalten, habe ich schon 1852 vermuthet (Frauenbilder S. 180, 1), und man könnte nur zwischen ihm und Gleim schwanken. Urlichs macht den kühnen Sprung: wie jener Zeit überschwengliche Gefühle eigen gewesen, so scheine zwischen beiden Verwandten eine schwärmerische Freundschaft sich gebildet zu haben, welche allmählich einen wärmern Ton angenommen, als Johannens Gesundheit und der Ruhe der Familie zuträglich gewesen. Dieser Schein stammt einzig von der Vermuthung her, auf die es Urlichs eben abgesehen hat, um seine falsche Auffassung der goetheschen Aeußerung auszubeuten. Thatsächlich steht nur fest, um es mit den eigenen Worten von Urlichs zu sagen: „Im Jahre 1770 mußte sie ihrer Kränklichkeit wegen die Bäder von Spaa und Aachen gebrauchen, von ihres Freundes junger Gattin Betti Jacobi geb. von Clermont und der clermontschen Familie, sowie von der treuen Bogner [ihrer Erzieherin] begleitet und gepflegt. Ein hitziges Fieber brachte sie in Aachen an den Rand des Grabes.“ Wer kann hieraus das lesen, was Urlichs voraussetzt? Ist es nicht ärgste Willkür eine nicht unerwiderte leidenschaftliche Neigung dem schon seit vier Jahren verheirateten Jacobi zu der Fahlmer aufzubürden? Wenn Johannens Tagebuch das Jahr 1770 als eine „große Krisenzeit ihres Lebens, auch anderer als physischer Leiden“ bezeichnet, so sind wir durch nichts berechtigt, die „andern Leiden“ auf eine unglückliche Liebe, gar auf eine leidenschaftliche Neigung zu ihrem so glücklich verheirateten Neffen zu deuten. Da läge es doch noch näher an dessen ältern Bruder zu denken, als dessen guten Engel Ernst Martin (Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi S. 36) die Fahlmer bezeichnet. Doch nur ein Brief der Fahlmer an ihn aus diesen frühern Jahren (von 1767) hat sich erhalten. Und wie viele Seelenleiden gibt es noch außer der Liebe? Wissen wir denn, wie Johanna zu ihrer Mutter stand [die sie während ihrer Krankheit nicht gepflegt zu haben scheint], ob nicht eine tiefe Kluft ihrer religiösen Anschauungen sie von dieser,

der Tochter eines evangelischen Predigers, schied, ob sie nicht religiöse Zweifel zu bekämpfen hatte? Da die Trennung von ihrer Erzieherin, die im clermontschen Hause zu Vaels Aufnahme fand, äußerst schmerzlich auf diese gewirkt haben muß, so könnte man denken, die Mutter habe auf diese gedrungen, weil die Tochter derselben mehr als ihr selbst anhing und sie deren Einfluß nicht für förderlich hielt. [Den eigentlichen Grund, weshalb die Bogner Düsseldorf verlassen mußte, haben wir später (vgl. S. 315) erfahren; auch dieser war für Johanna schmerzlich genug.] Von allen Möglichkeiten der Erklärung der „andern als physische Leiden" Johannens ist die von Urlichs aus „Stella" herausgesogene die unwahrscheinlichste. Ihr inneres Leben von 1766 bis 1770 ist für uns ein leeres Blatt, das wir nicht mit eigenwilligen Vermuthungen ausfüllen dürfen. Das Vorurtheil sieht freilich, was es will. So erkennt denn Urlichs gleich in Stellas Sara (IV, 2) Johannens treue Erzieherin, die viel um diese weinte, als sie liebeskrank war, in der Freundin, die Fernando vor ihr kennen lernte, Betti Jacobi, wobei der Irrthum unterläuft, diese Freundin sei Cäcilie gewesen, was Goethe ganz fremd ist. Solche nebensächliche Züge wachsen aus der Dichtung von selbst hervor, wenn auch in einzelnen Fällen wirkliche Verhältnisse benutzt sein können, und mit demselben Rechte, wie Urlichs aus Sara auf Johanna schließt, würde man die Verhältnisse der bei ihrem Oheim lebenden, der Mutter beraubten Stella gegen Johanna als Urbild derselben verwenden können. Auch die Kastanienbäume und das Lusthaus brauchte Goethe nicht von Pempelfort herzunehmen; ja, wenn man zugeben wollte, er habe sich dabei wirklich an Jacobis Landhaus erinnert, so würde daraus noch nicht folgen, daß auch das, was dort geschieht, auf Pempelfort sich beziehe, da der Dichter in der Bezeichnung der Oertlichkeit frei schaltet. Trieb Jacobi, wie die meisten Gebildeten der Zeit, Musik, so war er deshalb noch nicht Violinspieler, und stände dies fest, so war doch das allgemein beliebte Violinspielen ein so naheliegender Zug (man denke an die „Wahlverwandtschaften"), daß dieser nicht erst von außen geboten zu werden brauchte. Ganz so verhält es sich mit Stellas unendlichem mütterlichen Weh über den Tod ihrer Mina (vgl. B. I, 287), das so natürlich aus ihrer Seele fließt und so ganz aus den Verhält-

nissen herauswächst, daß es ein Mißbrauch ist, dasselbe aus Jacobis ähnlichem väterlichen Schmerze herzuleiten, fiele dieser auch nicht vor Goethes Bekanntschaft. Selbst Cäciliens Verarmung durch Betrug eines Freundes möchte Urlichs auf den Vermögensverfall des jacobischen Hauses beziehen. [Als ob Jacobis Gattin oder die Fahlmer (denn Urlichs scheut sich nicht, in Cäcilien sowohl Züge von Betti wie von Johanna zu suchen) je durch Veruntreuung in Noth gerathen wären!] Nur da, wo es feststeht, daß der Dichter einen bestimmten Vorfall frei benutzt hat, darf man auch einzelne übereinstimmende Züge hervorheben; den Beweis einer angenommenen Entlehnung können nebensächliche Züge nur dann verstärken, wenn sie ganz eigenthümlicher Art sind. So schwindet also jede Berechtigung, in unserm Schauspiel „ein verklärtes und verdüstertes Spiegelbild" von Johannens willkürlich ersonnenem Verhältnisse zu Fritz Jacobi zu sehen. Bezieht Urlichs darauf sogar Goethes Worte bei der unerwarteten Nachricht, Jacobi werde nächstens wieder nach Frankfurt kommen: „Ich fühl', was in Ihnen vorgeht", so übersieht er, daß dunkle Aeußerungen in Jacobis uns fehlendem Briefe die Freundin aufregen mochten. Vielleicht hatte Goethe richtig vermuthet, daß dieser auffallende Brief vor Jacobis letzter Reise geschrieben und in Mainz liegen geblieben sei; möglich muß dies jedenfalls gewesen sein, sonst hätte Goethe gar nicht auf einen solchen Gedanken kommen können. [Ja es muß dieses fast für gewiß gelten, da Jacobi gar nicht daran dachte, im letzten Drittel des April nach Frankfurt zu kommen.] Und wie konnte Urlichs übersehen, daß der Zwist wegen „Stella" gleich am Anfange des Monats abgethan worden sein muß, während dieser Brief erst am 23. ankam. Goethes Briefe an die Fahlmer aus dem April sind von Urlichs unrichtig geordnet. XXVIII, worin er der Fahlmer meldet, er habe seine Antwort auf Jacobis heftigen Brief zurückgehalten, muß Ende März geschrieben sein, da Jacobi unmöglich nach dem Empfang der „Stella" lange mit seinem Urtheil zurückgehalten haben kann. In die ersten Tage des April fällt XXV, der mit den Worten beginnt: „Ich danke, liebe Tante, für den Brief von Fritz; er ist lieb und gut wie immer." Jacobi hatte gestanden, daß er Goethe Unrecht gethan, doch wohl den Druck des Stückes widerrathen, aber auch, wie Goethes Aeuße-

rungen beweisen, ihn aufgefordert, dem Verfasser der zum Nachtheil seines Rufes ihm zugeschriebenen Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“*) nachzuspüren und ihn öffentlich zu nennen. Auf diese Angelegenheit bezieht sich auch Brief XXVI, der vor den Abdruck seiner vom 9. datirten Erklärung über den Verfasser jener Farze fällt. Kurze Zeit darauf begann er auf Johannens Zureden die Fortsetzung der „Claudine“, worauf Brief XXVII sich bezieht. Von „Stella“ ist keine Rede mehr. Ich begreife nicht, wie Urlichs die Zeit der Vollendung derselben so weit hinausschiebt, wenigstens so unbestimmt läßt, daß er nur weiß (Briefe S. 71), der fünfte Akt müsse vor dem August vollendet sein. Aus dem Briefe Goethes an Jacobi vom 21. März folgt ja unwidersprechlich, daß schon damals das vollendete Drama in der Hand des Abschreibers war. Im April schrieb Goethe die wirklich abgesandte Antwort auf den Brief, in welchem Jacobi seine besonders oder allein auf den Schluß gegründete Verwerfung des Stückes ausgesprochen hatte. [Trotz dieser unwiderleglichen Beweise wagt Arndt (S. 99) die Behauptung, im dritten Akte fänden sich Stellen, die sich nur aus Goethes Gemüthszustand nach der Schweizerreise des Sommers 1775 erklären ließen. Man sieht, wohin solche Aufspürungen führen, die von dem Gedanken ausgehen, der Dichter könne nur Gefühle schildern, die er selbst eben erlebt habe. Goethe soll also Fernandos Freude über das unendliche Glück von Stellas Verzeihung nicht haben darstellen können, ehe er von der Schweizerreise, auf der er versuchen wollte, ob er Lili werde entbehren können, zu dieser zurückgekehrt war. Zu solchem Wahn verleitet die persönliche Ausdeutung der neuern Schule. Daß die Liebe zu Lili mit an „Stella“ gedichtet habe, wer möchte dies in Abrede stellen? Aber nicht in der rohen Weise, wie man sich dies vorstellt. Arndt meint, man könne in der Annahme einzelner Züge der Liebesgeschichte des Dichters und Lilis in „Stella“ noch weiter gehen; er selbst findet das Vorbild des

[*) Der „Prometheus“, den Goethe mit demselben Briefe sendet, könnte diese Farze sein, welche die Fahlmer noch einmal zu lesen gewünscht. Freilich hindert auch nichts anzunehmen, sie habe um die Handschrift des Dramas oder um das Gedicht dieses Namens zu irgend einem Zwecke gebeten.]

im vierten Akte erwähnten Gartens in dem des Onkels Bernard zu Offenbach, das Urlichs in Pempelfort sah. Aber was hinderte an den Garten bei Wetzlar zu denken mit der Kastanienallee, den Buchen und dem Bosket, den Werther im Briefe vom 10. September so anschaulich beschreibt! Derartige Gärten waren damals in der Mode, und der Dichter verwandte sie, wo er sie brauchte, da er bei den einzelnen Zügen eben seinem dichterischen Bedürfnisse folgte.]

Urlichs schließt, nachdem er den Beweis, in „Stella" habe Goethe ein Stück aus Jacobis Leben verarbeitet, erbracht zu haben glaubt, mit dem leeren Vorwurfe gegen den Dichter: dieser habe andern gegen sich nicht gestattet, was er sich selbst andern gegenüber nicht versagt habe. Als Goethe Jacobi den Druck von „Allwills Papieren", obgleich so gute Sachen darin seien, widerrathen, habe ihn nicht blos ästhetisches Mißbehagen dazu bestimmt, sondern er habe es nicht gern gesehen, daß dieser gleiches mit gleichem vergolten und seinem Allwill unverkennbare Züge seines Bildes beigegeben. Wie aber will Urlichs beweisen, daß nicht bloß die Mangelhaftigkeit von „Allwills Papieren" Goethe bestimmt habe, da es diesen auch noch später so sehr an Durcharbeitung fehlte, daß Jacobi selbst sie „Materialien zu einem Roman" nannte. Goethe schien ein solches Auftreten seines Freundes nicht würdig, der zu einem vollen, künstlerisch gerundeten Werke die Kraft habe. Dazu aber widerte ihn der in diesen „Papieren" herrschende Ton wirklich an, Allwill schien ihm eine üble Karikatur der Genialität. Urlichs kann keinen einzigen individuellen Zug nachweisen, den Goethes Fernando von Jacobi habe, wogegen Jacobi einzelne Aeußerungen, die er und andere über Goethe gethan, sowie briefliche Worte Goethes selbst unverändert aufgenommen hatte, und es stand zu fürchten, die Welt werde in Allwill sein wirkliches Abbild statt eines Zerrbildes eines haltlosen Genies sehen, wenn sie nicht etwa, wie es wirklich geschah, diese „Papiere" Goethe selbst zuschrieb. Und hatte er nicht dasselbe Recht, Jacobi von der Herausgabe von „Allwills Papieren" abzurathen, wie es dieser kurz vorher in Bezug auf die lenzischen Briefe über Werthers Moralität gethan? Ja es war nicht bloß Recht, sondern Freundespflicht. Und wie unedel würde sich Jacobi gezeigt haben, wenn er, nachdem er seine Entrüstung darüber heftig geäußert,

daß Goethe Züge von seinem Verhältniß zu Johanna (nach der Annahme von Urlichs) dichterisch so verklärt hatte, daß niemand die Beziehung herausfinden konnte, jetzt selbst in seinem Allwill ein so widerwärtiges Bild seines Freundes aufgestellt, wenigstens so deutliche Züge von ihm demselben einverleibt hätte, daß man auf diesen hinwies! Wie wenig Jacobi solche Benutzung einzelner Züge mißbilligte, ergibt sich aus der ein Jahr spätern Aeußerung an Wieland: „Freilich hat Betti zu meinem Ideal gesessen, daß ich sie ein paarmal an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Applikation so wohl im Vergangenen als im Zukünftigen. Ein Maler kann nach seiner eigenen Gestalt einen Alexander malen, so daß ihm das Bild sehr ähnlich ist bis auf einige veränderte Züge, die gerade diejenigen sind, die das Bild zu einem Alexander machen. Eben so viel Dichtung und noch mehr ist bei Schilderung von Situationen möglich oder schleicht sich ein, wissentlich und unwissentlich". Und doch soll Jacobi nach Urlichs deswegen über „Stella" so in Zorn gerathen sein, weil sie einige ganz unverkennbare Züge des Verhältnisses zwischen ihm und Johanna enthalten habe, obgleich Swifts unselige Liebesleidenschaft als Quelle des Stückes offen vorlag. [Davon, daß Johanna selbst die vier ersten Akte des Stückes, in welchen das ganze Verhältniß Fernandos zu den beiden Frauen schon vorlag, mit größter Befriedigung gelesen, während sie doch noch eher als Urlichs die Beziehung hätte herausfinden müssen, will ich gar nicht reden. Nahm sie wirklich, worüber kein bestimmtes Zeugniß vorliegt, am Stücke Anstoß, so traf dieser bloß die Entwicklung, die aber durchaus abwich von der von Urlichs angenommenen wirklichen Beziehung Jacobis zu Betti und Johanna.]

II.

Vorstehend habe ich meinen „Die Quelle von Goethes Stella" überschriebenen, in der Beilage zur (augsburger) „Allgemeinen Zeitung" 1876 Nro. 5 gedruckten Aufsatz, wesentlich unverändert mit

einigen in Klammern geschlossenen Zusätzen und Anmerkungen abdrucken lassen. Von allen, welche, so viel ich weiß, später über die Stellafrage sich geäußert, ist er übersehen, wenigstens übergangen worden. Einen Monat vorher hatte „Im neuen Reich" (1875 Nro. 48) eine Arbeit von W. Scherer gebracht unter der etwas seltsamen Ueberschrift „Goethes Adelaide" (denn diesen poetischen Namen gab Goethe der „Tante", dem „Täntchen" nicht), der mit den Worten schloß: „Ob ihre Gestalt etwa in seinen Dichtungen fortlebt, bleibt zu untersuchen. Ich könnte mir denken, daß die von Trauer gebeugte, aber selbstlose und in hoher Gesinnung versöhnliche Cäcilie der ‚Stella' den allgemeinsten Motiven nach ein Abbild der schwermüthigen Adelaide aus der ersten frankfurter Zeit wäre." Im Februar 1876 folgten in der „Deutschen Rundschau" (II, 4) Scherers „Bemerkungen über Goethes Stella", in welchen das ganze Problem, ohne alle Einzelheiten neu zu behandeln, noch einmal geprüft werden sollte. Die Betrachtung von Urlichs sei wohl nicht so sehr bestimmt, die bisherige Forschung abzuschließen als neue anzuregen: manches werde hinzuzufügen, manches auch wohl abzuziehen sein. Wenn Goethes Briefe an die Fahlmer Urlichs auf seine Ansicht gebracht, so hatte Scherer durch Ernst Martin manches über die Familienverhältnisse Jacobis aus dem Nachlasse seines Bruders Johann Georg erfahren, was zu einer andern Lösung zu führen schien.

Bei Scherers Streben, überall persönliche Beziehungen auszuwittern, mußte ihm die Stelle Goethes, von welcher Urlichs ausgegangen, hoch willkommen sein. Zu den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie [‚Stella'] liebe, und um deinetwillen liebe!" macht er die Bemerkung: „Wie kann einer seine eigene Arbeit um eines andern willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem andern besonders verstanden glaubt, weil er diesem andern etwas besonders Liebes damit erzeigt zu haben glaubt — mit einem Worte: weil für diesen andern eine spezielle persönliche Beziehung in der Arbeit liegen sollte." Die beiden ersten weil geben wir zu, wenn wir auch statt Arbeit lieber Dichtung und statt verstanden empfunden setzen möchten, aber sein mit einem Worte gibt nicht eine nähere Erklärung oder Verallgemeinerung, es macht einen durch nichts begründeten Sprung auf das, worum es Scherer zu thun ist, der einfach über

sieht, daß Goethe das Drama um Jacobis willen deshalb liebt, weil dieser seine ganze Seele darin fühlen werde. Mit dieser einfach natürlichen Deutung stimmen Goethes Briefe an die Fahlmer. Er schreibt dieser einmal: „Fritzen wird das Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber.“ Wenn schon die glühende Darstellung der „Stella“ die Seele des Freundes tief ergreifen muß, so wird sie diesem noch viel lieber, wenn er sie, statt von einer steifen Kanzleihand, von der so innig verbundenen, seinen ganzen Werth fühlenden Freundin geschrieben sieht. In der Aeußerung: „‚Stella‘ ist schon Ihre, wird durch das Schreiben [Abschreiben] noch Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?“ bezieht sich das Ihre darauf, daß sie das mit glühender Seele gedichtete Stück, soweit sie es kennt, sich ganz angeeignet hat. Mit Recht bemerkt Schröer, nach diesen Aeußerungen scheine es ihm mit Händen zu greifen, daß Jacobi und die Fahlmer nicht den Anlaß zur „Stella“ gegeben, sondern Goethe sie für das geeignete Publikum gehalten, das Stück mit empfänglicher Seele aufzunehmen.

Für die Beziehung des Stückes auf Jacobi spricht nach Scherer die Zeit der Dichtung; denn Goethe schrieb sie „unmittelbar, nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte“. Aber Jacobi war in diesem Winter zweimal in Frankfurt, auf der Hin- und Herreise nach Karlsruhe, einmal fast vier Wochen bis zum 5. Februar, dann vom 23. Februar bis zum 2. März. Wenn Jacobi wirklich, wie Scherer annimmt, das that, was er im Briefe vom 6. November Goethe versprochen hatte, „ihm in dieser oder jener Stunde erzählte, in was für Fesseln man ihm von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man alles angewandt, seine Kräfte zu zerstreuen, seine Seele zu verbiegen“, so wird dies doch wohl beim ersten längern Besuche geschehen sein, und man sollte denken, zwischen diese beiden Besuche, schon in die erste Woche des Februar, werde der Beginn des Stückes fallen, wenn es durch Jacobis Erzählung angeregt worden sein soll. Allein wenn Jacobi Goethe nichts weiter berichtete, als was er in jenem Briefe verspricht, so hatte er gerade das nicht berührt, worauf es Scherer ankommt, das Doppelverhältniß zu Betti und Johanna, er hatte nur des Zwanges gedacht, in welchem ihn sein Vater ge-

halten, der ihn mit Gewalt zum Handelsstande bestimmte, und selbst davon wird er nicht in scharfer Weise gesprochen haben, da das arge Zerwürfniß mit seinem Vater schon vorüber war, in dessen Angelegenheiten er eben nach Karlsruhe reiste. Und wer sagt uns denn, wann Goethe den Plan zu „Stella" gefaßt hat? Wissen wir doch, daß es oft lange Zeit dauerte, ehe er zur Ausführung seiner Pläne schritt. Könnten die Pläne zu „Stella" und „Claudine" nicht schon in das Jahr 1774 fallen? Wir wissen nicht genau, womit er in den „einigen sehr produktiven Tagen" beschäftigt war, deren er sich am 13. Januar gegen Knebel rühmt. Wenn er im April nach Vollendung der „Stella" zur „Claudine" zurückkehrte, sie „aufgrub", wie er an die Fahlmer schrieb, so könnte er diese im Februar haben liegen lassen, um „Stella" zu vollenden, zu welcher ihn eben die Leidenschaft für Lili trieb. Und Scherer gesteht ja selbst zu, daß die Handlung des Stückes durch Swifts Liebesabenteuer veranlaßt sei. Bei dem neuerdings so meisterhaft ins Leben gesetzten Vermuthungsspiele könnte man sich auch denken, im Januar sei durch die Erzählungen Jacobis der Plan der „Stella" mit Beziehung darauf verändert worden, schwebte nicht die Annahme, Goethe habe von einem Doppelverhältnisse Jacobis zu beiden Frauen etwas gewußt, völlig in der Luft.

Doch hören wir Scherers weitere Beweise. Eine Aeußerung von Betti „belege unzweifelhaft", Goethe habe „sich erwägend und fragend mit Jacobis Verhältniß zu ihr und zu Johanna Fahlmer beschäftigt". Sehen wir zu! Bettis launige Antwort an Goethe vom 6. November 1773 schließt mit den Worten: „Daß die Tante [Johanna] und ich unsern ebenen und geraden Weg neben einander ohne stumpen und stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Räthsel für den Herrn Doktor Goethe Lobesan." Betti deutet hier auf einen launigen Ausdruck Goethes, der einmal gemeint hatte, zwei so verschiedene Naturen wie die heitere Betti und die schwermüthige Fahlmer würden wohl nicht gut lange zusammen auskommen. Von einer Beziehung beider auf Jacobi ist hier gar keine Rede; und wer berechtigt Scherer, Goethe eine solche Plumpheit zuzumuthen, daß er hätte äußern können, sie würden sich nicht wohl vertragen, weil sie auf einander eifersüchtig seien, und dies zur Zeit

der Niederkunft Bettis, der Johanna mit herzlicher Sorge zur Seite stand. Auch übersieht Scherer, daß er hiermit die Kenntniß des „zum Nachdenken reizenden Verhältnisses“ dieser drei Menschen, die er eben erst 1775 erhalten haben sollte, sogar vor dessen persönlicher Bekanntschaft setzt. Von jener Briefstelle bemerkt Schröer mit vollem Recht: „Da ist weder ein Leiden noch eine Leidenschaft zu erkennen.“

Unser Entdecker schickt sich nun an, die Aehnlichkeit des Verhältnisses der beiden Frauen zu demselben Manne in der „Stella“ und in Jacobis Leben nachzuweisen. Jacobis „Woldemar“ (in der ersten Fassung von 1777 „Liebe und Freundschaft“ überschrieben) drehe sich, bemerkt er, wesentlich um die Beziehung zwischen Woldemar und Henriette, d. h. Fritz Jacobi und Johanna. Aber zu dieser Gleichstellung sind wir durchaus nicht berechtigt, wenn auch freilich ein entfernt ähnliches Verhältniß vorliegt. Henriette erklärt nie heiraten zu wollen; sie empfindet nur die reinste, heiligste Freundschaft, die nie in Leidenschaft der Freundschaft ausarten kann; sie hat Woldemars Ehe mit ihrer Freundin Alwine bewirkt und steht beiden, die sie gleich liebt, mit schwesterlicher Treue zur Seite, bis Woldemar mit Bitterkeit gegen sie erfüllt wird. Johanna fand Jacobi schon verheiratet, als sie nach längerer Entfernung Düsseldorf wiedersah, wo sie als Jugendfreundin Jacobis beider Gatten vollstes Vertrauen besaß. Henriette hat abweichend von Johanna drei Schwestern. Sie ist, was sich bei Johanna nicht findet, etwas verwachsen, so daß sie am linken Fuße einen höhern Absatz trägt.

Freilich bringt Scherer Licht in die Verwirrungen des jacobischen Kreises im Laufe des Jahres 1770, aber wir gewinnen dadurch nichts zur Aufklärung des bei „Stella“ zu Grunde liegenden Stoffes, nur löst sich die von Urlichs zu Hülfe gerufene heftige Leidenschaft Johannens zu Jacobi in ihr Nichts auf. Hören wir den Stand der Sache, wie ihn Scherer aus den Briefen in J. G. Jacobis Nachlaß herausgefunden. Im Jahre 1769 trat ein schweres Zerwürfniß zwischen Jacobi und dessen Vater ein. Der erstere, der eben seine Frau ins Geschäft gezogen und deshalb Johannens Erzieherin, die Bogner, zur Führung des Haushaltes ins Haus genommen hatte, gerieth in schlechten Ruf, wozu die nächste

Veranlassung das unglückliche Bekanntwerden einer Jugendsünde gab; man behauptete, er führe ein ausschweifendes Leben, halte sich Geliebten und stehe auch mit der Bogner in sträflichem Umgang. Der Vater, durch böse Zwischenträger auf Fritz erbittert, verbot den Seinigen den Umgang mit diesem und dessen Hause. Vergebens suchte Johanna zu vermitteln; sie und Betti baten den ältern Bruder, um jeden Preis den Vater zu versöhnen. Die Bogner begab sich, um dem schmählichen Verdacht zu entgehen, zur Familie Clermont in Vaels. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Verleumdung auch Johanna nicht verschont, und diese deshalb gleichfalls Düsseldorf verlassen, aber dies ist eben nur Vermuthung, die durch dasjenige, was Urlichs angibt, entschieden widerlegt wird. Nach diesem (Briefe S. 6) ging Johanna ihrer Kränklichkeit wegen nach Spaa und Aachen, kehrte aber nachdem sie ihre Krankheit überstanden, nach Düsseldorf zurück; der Besuch der Bäder war demnach keine ihr aufgedrungene Trennung von dem geliebten Freunde, wie es Scherer darstellt. Die Schwermuth, in welche sie fiel, und die „andern als physische Leiden" waren wohl zum Theil Folge der Krankheit, wie schwere Krankheiten nicht selten eine Aenderung der Gemüthsstimmung zur Folge haben, wobei freilich die Noth, welche Fritz Jacobi und seine Gattin durch die arge Verleumdung und das Zerwürfniß mit der Familie erlitten hatten, mitwirken mochte. Erst im Juni 1772 zog sie mit ihrer Mutter und dem Galerieinspektor Mannlich von Düsseldorf nach Frankfurt. Daß es ihr schwer fiel, sich von dem jacobischen Hause zu trennen, wo jetzt wieder alles in bestem Stande war, dürfen wir glauben. Scherer muß zugeben, daß Jacobis Roman „Liebe und Freundschaft" in dem Verhältnisse zwischen Woldemar und Henrietten keineswegs ein treues Bild der Stellung Jacobis zu Johanna gibt, dennoch benutzt er ihn, um eine innere Verwirrung zwischen Fritz und der Freundin durch haltlose „Vielleichts" in das Lebensbild Johannas zu bringen, womit eben nichts gewonnen, nur ein böser Schatten ohne Noth darauf geworfen worden. Nach allem, was wir von Johannens Mutter wissen, stand diese zu ihrer Tochter nicht freundlich; ihr „ander garstig Verhältniß", dessen Goethe am 14. August 1774 gegen Jacobi gedenkt, war wohl das zu dieser, welche sie

auch gezwungen haben wird, ihr nach Frankfurt zu folgen. Zu weitern Vermuthungen fehlt es an Haltpunkten, selbst über des Galerieinspektors Mannlich Stellung zur Familie. Aber sogar nach allen Voraussetzungen Scherers bildet das Verhältniß zwischen Fritz Jacobi und der Fahlmer keinen Punkt, der von Goethe in der „Stella" hätte benutzt werden können.

Aber dieser mochte den Versuch nicht aufgeben, eine gewisse Beziehung des Stückes auf Jacobi, mit welchen Mitteln es auch sei, herauszubringen. Jacobi, meint er, könne anfangs 1775 Goethe auch gestanden haben, daß er eine Dienerin seines väterlichen Hauses verführt hatte und durch sie Vater eines Kindes geworden sei. Doch hatte er diese nicht hülflos gelassen, sondern für beider Auskommen gesorgt. Gretchens Schicksal im „Faust" sei wohl ein Phantasiebild, was aus Friederiken hätte werden können, wenn er sich dem leidenschaftlichen Zuge seines Herzens (?) überlassen hätte. Wer wird an eine solche Vorspiegelung glauben, da zu Gretchen vielmehr die Grundzüge in Goethes erster Liebe lagen und die Verführung dem Dichter durch die Sage gegeben war! „Diese Analogie zwischen dem wirklichen Schicksal (?) eines Freundes und dem möglichen eigenen Schicksale, die Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch wie eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne, dies war es vielleicht, was den stärksten Impuls zur ‚Stella' gab. Deshalb vielleicht trat Cäcilie in eine etwas tiefere Sphäre und sollte sich in eine dienende Stellung begeben." Man muß den dramatischen Drang des Dichters und die Art, wie er die dichterische Fabel sich schafft, ganz aus den Augen lassen, um solchen phantastischen Träumen sich hinzugeben. Goethe, der gerade die Macht der Liebe in mancherlei Weisen dramatisch zu gestalten sich getrieben fühlte (man denke an „Erwin" und „Claudine"), mußte von Swifts Geschick lebhaft ergriffen werden, das ihm Gelegenheit bot, das Glück und Unglück der Liebe in zwei, einem haltlosen Verführer ihre ganze Seele hingebenden Frauen darzustellen, woraus denn die Gestalten Stellas und Cäciliens, die gegensätzlich ausgeführt werden mußten, sich von selbst d. h. durch seine mächtige Gestaltungskraft, herausbildeten. Besonders zog ihn die Liebesheldin an, in welche er die unendliche

Glutkraft der Liebe, wie er sie in Lili ersehnte, ausprägen wollte, und da war nichts natürlicher, als daß gerade die erste Lilizeit diese Frucht trieb. Die Jugendsünde Jacobis mit Anna Katharina hätte man still im Nachlasse seines Bruders ruhen lassen sollen; dem Dichter bot sie keinen Stoff, der ihn ja viel glücklicher in Swift fand. Daß in Fernando Goethe und Jacobi zusammengeflossen seien, wie in Jacobis Allwill und Woldemar Züge beider Freunde sich finden, ist eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung. Freilich zeigt Fernando ebenso wie Werther, wohin es führt, wenn man dem Herzen allen Willen thut, nicht auf die Stimme des Gewissens hört, und auch Goethe wurde von seinem entzündlichen Herzen mächtig hingerissen, aber er wußte, wie schmerzlich es ihm auch sein mochte, sich zeitig zu fassen, auf die Stimme des „Nicht zu weit!" zu achten. Scherer bemerkt: „Goethe sieht Menschen um sich, die Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrannen in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht nicht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. [Dies müssen wir doch entschieden verneinen!] Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: ‚Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber eins gibt es, was euch heilen wird: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe'." Ich sehe nicht, wie Goethe in der „Stella" einen solchen ruchlosen Trost geben soll. Das Drama lehrt nur das eine, daß die Macht wahrer Liebe auch die Eifersucht überwinden könne; wie die Heldin die Glutkraft der die ganze Seele verschlingenden Liebe, so zeigt die entsagende Cäcilie die Großherzigkeit der Verzichtung zu Gunsten der jungen Freundin, der eine gleiche Entsagung unmöglich ist. Will Scherer seine Behauptung durch die von Goethe in Bezug auf „Stella" an die Fahlmer gerichteten Worte belegen: „Ich bin müde über das Schicksal *unseres Geschlechts* von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen; sie sollen sich erkennen, wo möglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe werden", so verkennt er, daß *stärker* gerade auf den Widerstand deutet, und Goethe, wenn er sich auch selbst zu diesen entzündlichen Menschen rechnet, doch nicht blos die diesen meistens fehlende Selbsterkenntniß, sondern auch die Stärke

sich zuschreibt. „Was braucht es mehr des Kommentars?“ bemerkt Scherer: und doch hat er gerade den Sinn dieser Worten unglücklich mißverstanden!

Hiermit aber begnügt er sich nicht. Schon im Jahre 1773, als Jacobis Gattin zu Frankfurt mit Goethe verkehrte, als er selbst diesen „noch nicht mochte“, läßt er ihn über das Verhältniß Fritzens zu Betti und der Fahlmer zweifeln, wobei er sich auf die von uns oben besprochene Aeußerung Bettis stützt, welche er so sonderbar deutet. „Er sah das liebenswürdige Täntchen schwermüthig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu: daraus nothwendig folgend Schwanken, Bedrängniß, Zwiespalt.“ Das sind doch nichts als lauter Seifenblasen! Persönlich zog ihn damals Jacobi gar nicht an, von dem die Frauen ihm nur den besten Begriff zu machen suchten; trotz der Liebenswürdigkeit von seiner Frau, Schwester und Tante wollte er gar nichts von diesem wissen, der von ihm wie von einem Hundejungen gesprochen hatte. Wie wäre es möglich, daß er aus den Unterredungen mit den ihm zunächst stehenden Frauen einen solchen Begriff von Jacobi bekommen hätte! Scherer fährt fort: „Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wurde er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. [Noch Ende 1774 wußte er nichts von Jacobis Jugend!] Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte [wie hätte er dazu kommen können!] und er sich an Friederike erinnert fühlte [welch ganz anderes Verhältniß!] . . ., die Aehnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trotzte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig.“ Welche Seltsamkeiten! Um das Gerüst zu bauen, das in dem Stoffe selbst gegeben war, nur durch freie dichterische Gestaltung ausgeführt werden mußte, soll der Dichter nach Zügen

aus Jacobis Leben betteln gehen, um aus ihnen seine Cäcilie zusammenzuschweißen, und seinen Fernando aus so viel Gewichtstheilen Jacobis und so vielen eigenen zusammensetzen. Eine solche Konstruktion ist wie rein willkürlich erdacht, so des wahren Dichters unwürdig, der wohl zu seinen Gestalten diesen oder jenen Zug nehmen, wie er selbst einmal sagt, sie mit hervorstechenden Eigenschaften bestimmter Personen tingiren kann, aber sie aus dem vollen schafft, sie aus dem Boden der Handlung hervorwachsen läßt. Bei Scherers persönlichen Deutungen schwindet jede Kunst dichterischer Komposition, welche die Fabel von innen heraus bildet.

Aber Fernando soll auch ein „reuiges Bekenntniß" Goethes sein, wie nach seiner eigenen, freilich nicht streng zu nehmenden Aeußerung Weislingen und Clavigo. In dieselbe Reihe sollen denn auch Fausts Gretchen, ja „der untreue Knabe" der Ballade gehören. Freilich ist es bequem, bei jeder Verführungsgeschichte, die Goethe gedichtet, diesen selbst unterzuschieben, obgleich wir von keiner eigentlichen Verführung desselben wissen. Was wird damit aber im Grunde gewonnen? Mit welchen Augen würde Goethe eine solche Beschuldigung vor den Kopf angesehen und wie lustig den Literaturprofessor, wenn er so etwas von ihm geäußert, abgefertigt haben! Der Geschichtsprofessor Luden konstruirte Goethe einmal in ähnlicher roher Weise die Entstehung seines „Faust", in den der Dichter manche Vorgänge seines Lebens, die ihn reizten oder beschäftigen, verarbeitet habe, wie z. B. die Verführung eines Mädchens zur Schöpfung Gretchens Veranlassung gegeben haben möge. Goethe rächte sich in seiner Weise an ihm dadurch, daß er ihn mit dem Paradoxon ergetzlich neckte, es gebe keine Wahrheit in der Geschichte. Es ist wahrlich ein schlechter Lohn für die gelungene Darstellung, wenn man deshalb den Dichter selbst der von ihm geschilderten Schuld zeiht! Wo bleibt da das deutsche Gewissen!

Da es sich aber bei „Stella" um eine Doppelliebe handelt, so fragt sich Scherer, ob Goethe nicht auch eine solche einmal erlebt. Da müssen denn zunächst die beiden Tanzmeisterstöchter zu Straßburg herhalten, obgleich Goethe diese Geschichte erst spät in „Wahrheit und Dichtung" frei novellistisch ausgestattet hat und von einem leidenschaftlichen Verhältniß von Goethes Seite eigentlich

gar keine Rede sein kann. Dann hören wir, daß „seit der Mitte Januar 1774 die Gestirne Lotte und Max gleichzeitig an seinem Himmel standen, so daß sich ihr Licht vermischte". Aber beide waren damals schon verheiratet und Goethe hatte ihnen als ehrlicher Mann entsagt, wie tief er auch das Unglück der Brentano bedauerte, das ihn zur endlichen Ausarbeitung seines „Werther" trieb. Die Jahre 1773—1775 sind für die Doppelliebe Goethes so wenig ergiebig, daß Scherer außer der mit der Liebe zu Lili gleichzeitigen herzlichen Beziehung zur Gräfin Auguste von Stolberg nichts anzuführen weiß. Und doch ist der ideelle Drang nach der letztern, diesem Schutzgeiste in der Noth, von durchaus anderer Art und konnte unmöglich ein Vorbild zu den Entwicklungen der „Stella" bilden. Nicht zufrieden mit der Ueberlieferung schiebt Scherer Goethe auch Jacobis Lucie aus „Allwills Papieren" zu. Die dort auftretende Sylli sei das Abbild von Johanna.*) Dagegen stellen wir das entscheidende Zeugniß von Jacobi selbst in einem Briefe an die Laroche: zu seiner Sylli habe ihm kein sterbliches Wesen gesessen; bei den in ihrem Namen geschriebenen Briefen habe er sich in einer Situation befunden, wo ihm alles, was sie sagt, geradeswegs aus eigenem Herzen gekommen. Zum Portraitmalen, fügt er hinzu, habe er überhaupt nicht das mindeste Geschick. Wie soll

*) Alle Schicksale Syllis sind durchaus verschieden von denen der Fahlmer. Mit fünfzehn Jahren verlor sie die Mutter, ihr Vater „begrub sich in ein Karthäuserkloster". So kam sie mit ihrem Bruder Clemens „unter Vormundschaft, und in eine so verwirrte Lage, daß ihr Herz dabei um und um wund werden mußte". Sie war „etwa einundzwanzig Jahre alt", als einer ihrer Jugendgenossen August Clerdon sie wiedersah und heftigste Liebe für sie empfand, „ein feuriger Mann, von überschwenglichem Geist, aber sehr unstetem Sinne". Obgleich sie ahnte, daß dieser sie unglücklich machen würde, liebte sie „den herrlichen Menschen" und heiratete ihn. Sie zog mit ihm nach E., wo er eine der ansehnlichsten Stellen bekleidete. Drei Jahre nachher starb er in der Verwicklung eines durch niederträchtige Treulosigkeit gegen ihn angesponnenen Handels, der ihm die völlige Zerstörung seiner äußerlichen Glückseligkeit drohte. Die Durchführung des Rechtshandels nöthigte sie in E. zu bleiben, das sie nie geliebt hatte; ihre ganze Seele hing nach C., wo alles, was sie noch an die Erde fesselte, vereinigt war. Dort lebte ihr Schwager, mit dem sie sich über manches vollkommen, über vieles sehr gut verstand, über einiges aber auch

man es nennen, wenn Scherer sich ohne Rücksicht auf sprechende Zeugnisse die Sachen ganz willkürlich zurecht rückt! Da sich Jacobis „Allwill" nicht eben durch große Erfindungskraft auszeichne, so werde auch Lucie, deren Tod nach Syllis Briefe Allwill sei, eine wirkliche Person aus dem Jacobi und Goethe bekannten Kreise sein, auf die Goethe verderblich gewirkt habe. Warum auch nicht gar Nannchen, da Allwill Lucien seinen Abschied von dieser mit ziemlich pathetischer Laune erzählt hatte! Die ganze Gewissenlosigkeit, welche Sylli von Allwill berichtet, muß in Jacobis Namen Goethe aufgehalst werden, damit Scherers grausamer Scharfsinn zu Recht komme. Und doch hat letzterer selbst gestanden, daß Allwill kein bloßes Abbild Goethes sei, Jacobi auch sein eigenes Verhältniß zu Johanna romanhaft dargestellt habe. Und doch spielt dieser Allwill gar nicht in Goethes Kreise, sondern in dem jacobischen, da wir ihn bei Clerdon (Jacobi) finden, der in C. wohnt, das Düsseldorf sein soll, wie E. Frankfurt, Hainfeld (Scherer übersieht, daß nach Wielands „Merkur" Heimfeld Druckfehler für Hainfeld ist, den freilich Jacobi später stehen ließ) Pempelfort. Im Grunde treffen diese Ortsbestimmungen gar nicht zu, da die ganze Geschichte an die Donau verlegt ist, was freilich nicht hindert, daß Jacobi die heimischen Orte im Sinne hatte, und z. B. Hainfeld, das Gut der Frau von Steinach oder Reinach, der Tante von Heinrich Clerdons Gattin, einer geborenen von Walberg, Kastanienalleen und Boskete wie Pempelfort hat. Natürlich fehlt es Scherer nicht an einer Vermuthung, wer jene unglückliche Lucie gewesen sei. Er entdeckt sie in Antoinette Luise Gerock; diese sei die einzige von Goethes frankfurter Freundinnen, welche nachweislich auch mit den Jacobis in Verbindung gewesen. Auch diese Behauptung ist nicht richtig. Die Fahlmer stand auf freundlichstem Fuße mit der ganzen Familie

nur kaum erträglich. Trotz allem diesem behauptet Scherer (Im neuen Reich S. 845), Syllis äußere Schicksale seien zum Theil denen Stellas nachgebildet. Jacobi soll sein eigenes Verhältniß zu ihr schildern nach ihrer Trennung von Düsseldorf, was, wie wir sahen, Jacobi selbst entschieden leugnet. Freilich sehnte sich Johanna nach ihrem lieben Düsseldorf zurück, aber daß sie sich so unglücklich gefunden wie Sylli, daß sie Goethe für einen so gefährlichen Menschen gehalten habe, wie diese den Allwill, davon findet sich keine Spur.

Gerock, in welche sie auch Betti Jacobi einführte, und es kann keine Frage sein, daß auch Jacobi bei seinem Aufenthalt zu Frankfurt diese Familie besuchte, in welcher damals drei, ja vier erwachsene Töchter waren. Scherer erinnerte sich nicht, daß Betti Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Bereits seit einigen Tagen lauerte ich auf einen wohlstudirten Glückwünschungsbrief [zu ihrer Niederkunft] von Käthchen, Charlotte, Antonette oder Nane; oder dachte, Antoinette wenigstens würde sich mit einem Jubelgeschrei vor meinem Bette einfinden." Es sind die vier ältern Töchter Gerocks gemeint, Charlotte, Antoinette, Käthchen und Anna.*) Sie nennt Käthchen an erster Stelle auch gleich darauf, wo die Schwestern einfach als die übrigen bezeichnet werden. Betti erwartete von Goethe deren Porträts. Dieser aber erwiderte: „Die Gerocks haben Sie von Herzen lieb, sind aber übel daran. Käthchen ist krank, die Antoinet hat mehr Begierden als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide sie, weil ich nichts Besseres zu würken Kraft habe. Daran liegts auch, daß Sie noch kein Porträt haben." Scherer selbst gesteht, daß Goethe mit Antoinette, wie mit den übrigen Schwestern, brüderlich unbefangen stand. Und doch soll Antoinette Gerock unter der Lucie gemeint sein, von der Sylli schreibt, sie sei von Allwill (nach Scherers Deutung Goethe) hingewagt worden (denn sie sterbe) und ihr Tod sei Allwill. „Nie war der Holden ein Jüngling erschienen, wie Allwill — so sinnend, so bescheiden, und zugleich so voll Geist und edlen Eifers. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte, wie Sonn' im Meer, und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur. Ueberall in vollem Entzücken für fremdes Verdienst, war sein einziges Bestreben, daß er nur gelitten würde. Eine so rührende Einfalt, bei so vielen Vortrefflichkeiten, bei dem schönsten Jugendglanz mußte jedweden bezaubern.

*) Vgl. meine „Frauenbilder aus Goethes Leben" S. 140. Von Loeper vermuthete (Briefe Goethes an Sophie von La Roche S. XIII), die Laroche habe die Schwestern bei den „drei ältlichen unverheirateten Frauenzimmern" in „Rosaliens Briefen" Nr. 79 im Sinne, die vollständig erst 1779 bis 1781 erschienen.

Auch gab es niemand, wie ehrenreich er war, der sich nicht gern Eduards Freund nannte . . . Unserer Lucie — dies alles vor Augen! . . . O ich seh' den Engel — still, unsichtbar in der Ferne schweben — beten für denselben Jüngling — Entzündet nur in Freude, in reiner Engelsfreude über den Edeln! und dennoch wars Gift!" Wir haben die Stelle vollständig gegeben, damit man sich überzeugen könne, wie das hier von Allwill gegebene Bild weit entfernt ist, auf Goethe zu passen, der sich so gern ganz unbefangen hingab. Scherer bemerkt, Goethe habe an Antoinette Gerock geschrieben, auch wenn er nur kurz vor Frankfurt gewesen. Das wird dadurch begründet, daß Goethe einmal im November 1772 von Darmstadt aus, wir wissen nicht auf welche Veranlassung, an Antoinetten einen Brief richtete. Damit kann doch wohl nicht bewiesen werden, daß er ihr auch von Wetzlar aus und von der Schweizerreise geschrieben habe. Goethe ging seit frühester Zeit, noch ehe er nach Leipzig zog, im Hause der Gerocks, mit denen seine Schwester innig befreundet war, ein und aus, ohne je eine zärtliche Neigung zu einer der drei ältern enthusiastisch an ihm hängenden, von seinem Wesen bezauberten Mädchen zu fühlen, von denen Merck schon 1772 schrieb, sie seien ganz nach Goethes Ideal gebildet. Nach der aus bester Quelle fließenden Ueberlieferung, die ich Frau Marie Belli-Gontard verdanke, flogen alle drei ihm an den Hals, so oft er sie besuchte. Damit stimmt Kestners Tagebuchbericht vom 22. September 1772: „Unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester*) der Antoinette." Von letzterer und ihrer enthusiastischen Bewunderung für ihn, auch wohl ihrem idyllischen Drange, muß Goethe in Wetzlar erzählt haben. Ihrer Eigenheit wegen bevorzugte er sie wohl vor den Schwestern, doch ohne daß eine Herzensneigung sich eingemischt hätte. Es heißt doch die wirkliche Lage der Dinge verschleiern, wenn Scherer übergeht, daß neben Antoinette zwei bis drei herangewachsene Schwestern standen, die gleichfalls von ihm bezaubert waren und auf seine

*) Wohl die älteste, Charlotte.

brüderliche Freundschaft Anspruch erhoben. Aber nicht in sie, sondern in die älteste Tochter des Kaufmanns Münch lief er Gefahr sich zu verlieben. Als Charlotte und Käthchen*) Gerock auf den Ball wollen, putzt er diese dazu auf, aber er selbst begleitet sie nicht, sondern geht mit Antoinetten und Nannen in der Nacht über die Brücke spazieren und übersetzt ihnen später zu Hause den Homer. Antoinettens liebevolle, heitere Schwärmerei bezeugt das, was er von ihrem Nachtspaziergang über die Brücke berichtet: „Das Wasser ist sehr groß, rauschte stark und die Schiffe alle versammelt in einander, und der liebe trübe Mond ward freundlich gegrüßt, und Antoinette fand da alles paradiesisch schön und alle Leute so glücklich, die auf dem Land leben und auf Schiffen und unter Gottes Himmel. Ich lass' ihr die Träume gern, macht' ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte." Als in derselben Nacht ein Sturm ausbrach, dachte er an die Schiffe und Antoinetten und ließ sich wohl sein in seinem „zivilisirten Bette".**) Hiernach schwärmte sie für das Leben in der freien Natur. Das brüderliche Verhältniß zu den Gerocks erhielt sich auch nach der Abreise von Goethes Schwester; sie kamen häufig zu der Frau Rath, besonders Sonnabends, wo Gesellschaftstage bei ihr waren, und Goethe setzte seine Besuche fort; auch betheiligten sie sich noch immer an den Ausflügen im Sommer, auf denen das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch sich bildete. Als Schlosser nach Emmendingen zog, ging Charlotte Gerock mit als Gesellschafterin dorthin. Diese starb daselbst und an ihre Stelle trat Antoinette, die sich später dort verheiratete. Und diese Antoinette Gerock,***) die heitere, schwärmerische Jugendfreundin

*) Man hat Goethes Gedicht „Rettung" komisch genug auf sie bezogen, aber Scherer hält dies, wie manche andere leere Einfälle, für kanonisch.

**) In „Erwin und Elmire" sagt die Mutter zu Elmiren: „Wenn da draußen in der weiten Welt das Paradies zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt."

***) Höchst unwahrscheinlich ist die von Scherer nicht bestrittene Annahme von Urlichs, in Goethes Aeußerung an die Fahlmer vom 6. März 1775: „Und habe mit der Loisgen und Ries (Riese) von sechs bis acht L'Hombre gespielt", sei unter Loisgen Antoinette gemeint. Auch die von Urlichs S. 23 vermuthete „flüchtige Neigung" Goethes zu ihr beruht auf irriger Beziehung, da, wie längst bekannt, in dem Briefe Goethes an Kestner vom 26. Januar 1773

Goethes, soll Lucie sein, deren Tod Allwill war, Lucie, die Allwill zwei Jahre nach seiner Entfernung schreibt: „Die Ungereimtheit Ihres Wesens läßt sich nicht denken, läßt sich auf keine Weise darstellen. Unbändige Sinnlichkeit — und stoischer Hang; weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsinn — und der kälteste Muth und die festeste Treue; Tigersinn — und Lammesherz; allgegenwärtig — und nirgendwo; alles — und nie etwas — verdammter zweifacher Mensch! Unschuldiges himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja! — aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt." So hätte Jacobi die heitere, idyllische Antoinette Gerock schreiben lassen!? Goethe hat nur in heiterster freundschaftlicher Beziehung zu der Familie Gerock gestanden, er hat sich hier immer gegeben, wie es war, nie Hoffnung bei einer der Schwestern erregt, die ihr Leben vergiftet, wie es der Fall sein müßte, wenn Antoinette Luciens Abbild gewesen. Wir müssen eine so völlig haltlose Vermuthung, die allem widerspricht, was wir von Antoinette Gerock und ihrem Verhältniß zu Goethe wissen, als arge Verleumdung zurückweisen. Solche gewissenlose Aufstellungen sollte man grundsätzlich meiden, da davon immer, wenn sie auch widerlegt sind, ein trüber Schatten zurückbleibt. Aber Scherer nimmt auch die von mir zurückgewiesene Behauptung, Antoinette habe dem Dichter bei seiner Mignon vorgeschwebt, als Vermuthung auf, und möchte meine Gegengründe wissen, während er selbst keinen Grund für seine Beziehung angibt. Meine Bemerkung richtete sich zunächst gegen die Aeußerung von Max Jacobi zum Briefwechsel seines Vaters mit Goethe (S. 9): „Antoinette Gerold (so!), eine entfernte Verwandte des schlosserschen Hauses, Goethen von früher Jugend her leidenschaftlich anhänglich, soll den ersten Anlaß zum Bilde der Mignon im ‚Wilhelm Meister' gegeben haben." Er gibt sogar den Namen falsch an und setzt eine Verwandtschaft voraus, die

Susanna Magdalena Münch gemeint ist. Vgl. meine Ausführung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1864, 349. Wer „Loisgen" gewesen, mit dem er und Riese Schach gespielt, wohl in Rieses Hause, der ein großes Schachbrett zu vieren besaß, weiß ich nicht. Zunächst würde man an eine Schwester Rieses denken, doch wissen wir bisher von einer solchen nichts.

nicht stattfand. Ueber die frankfurter Verhältnisse war er nicht gut unterrichtet, doch hatte er dies zu Frankfurt vernommen, wo so manche falsche Gerüchte über Goethe umgingen und hartnäckig geglaubt wurden, selbst in Goethes Familie. „Diejenigen, die sich der gerockschen Familie noch erinnerten", so schrieb mir Frau Maria Belli-Gontard im Jahre 1851, „leugneten entschieden jede Aehnlichkeit." Ich denke, dies wäre ein genügend schwerwiegender Grund. Antoinette war eine in heitern Träumen sich gefallende, herzlich sich ergießende Natur, eine frische jungfräuliche Erscheinung. Ein entschiedenerer Gegensatz zu der knabenhaften, unter der Last eines schrecklichen Geheimnisses und des traurigen Schicksals gebeugten, in hingebendster Liebe ihrem Retter und Wohlthäter zugeeigneten herzkranken Mignon läßt sich kaum denken. Scherer möge uns nur sagen, auf welchen bedeutenden, beiden gemeinsamen Zug er seine Vermuthung gründet! Aber freilich pflegt er sich eine eigentliche Begründung seiner losen Einfälle zu ersparen, mögen sie den Dichter auch in ein noch so ungünstiges Licht setzen. Getrost fährt er fort: „Ich vermuthe, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschmiegsamen Natur, sich nach vielen Seiten hin mitzutheilen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigenthümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältniß zu kommen." Wir müssen auf das entschiedenste das „mit scheinbarer Ausschließlichkeit" bestreiten. Aber Scherer meint dies frischweg vermuthen zu dürfen. Mit solchen reinen Annahmen sollte man gewissenhafter sein, auch wenn sie nicht den sittlichen Charakter so arg trüben. „Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen und nur auf einige Zeit." Es habe „nicht fehlen gekonnt", daß er sich zuweilen mit Bewußtsein gleichgültig losgerissen, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht worden. „Wir wissen ja so wenig über sein frankfurter Liebeleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Lili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein." Die einer jeden sachlichen Grundlage entbehrenden allgemeinen Sätze können wir als unbegründeter Be-

hauptungen zur Seite lassen; das über die Münch und Lili Gesagte hat kaum einen Sinn. Das Verhältniß zur erstern löste sich so leicht auf, als es sich gebildet hatte, und wahrscheinlich hatte Goethe, um einen passenden Abschluß des fünfzehnten Bandes zu gewinnen, es bedeutender dargestellt, als es wirklich gewesen; jedenfalls war sein Herz vollkommen von Liebe frei, als ihn Lili mit vollster Seelenglut anzog. Was aus Goethes „Wahrheit und Dichtung" und einer nicht in phantastischen Bildern taumelnden Betrachtung seines Lebens sich ergibt, daß dieser nach der erschütternden Trennung von Friederiken sich vor jedem Anknüpfen eines neuen Verhältnisses gehütet, daß er, um eine ähnliche Schuld nicht wieder auf sich zu laden, Hoffnungen zu erregen vermied, die er nicht erfüllen konnte, daß er nicht wieder unbesonnen sich einer schmeichelnden Leidenschaft hingegeben, sondern sich scheu zurückgehalten, daß die Stimme des Gewissens laut in ihm geredet, so daß er keine der manchen weiblichen Bekanntschaften, die ihm immerfort Bedürfniß waren, mit der Hoffnung täuschte, er gehöre ihnen ausschließlich an: davon ist bei Scherer keine Spur. Es ist seltsam, wie dieser das tiefe sittliche Gefühl Goethes, das einen der Grundzüge von seinem Charakter bildet, völlig übersieht, um nur sein Vorurtheil festzustellen, Goethe sei immerfort ein treuloser Liebhaber gewesen, wie er sich Friederiken gegenüber zeigen mußte, um sie nicht unglücklich zu machen. Daß er diese Kraft der Entsagung bei Goethe völlig übersieht, selbst bei seinem Kampfe, den er in Wetzlar mit sich kämpfte, seiner sittlichen Selbstüberwindnng nicht gedenkt, ihn zu einer Art Don Juan macht (Literaturgeschichte S. 491), ist eine von Scherers ärgsten Versündigungen gegen unsern großen rheinischen Dichter. Goethe mußte ihm ohne weiteres der Verführer Gretchens, der „untreue Knabe" und Fernando sein. „Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente." Aber ist es nicht gewissenloser Wahn, ohne weiteres Goethe alles das Schuld zu geben, was seine Helden verbrechen! So wird denn auch Fernando nach dem Zerrbilde, das Scherer sich von Goethe gemacht, kurzer Hand konstruirt. Goethe sei freilich auch „innig gut" gewesen trotz seiner Lust, Frauenherzen zu brechen. „Und

wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer andern zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, theils aus Mitleid, theils aus Ritterlichkeit, theils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte — und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: — er muß vor sich selber erschrocken sein — in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando." Von Goethes Verhältnissen zu Frauen in den Jahren 1772 bis 1774 sind wir nicht gerade dürftig unterrichtet, aber daß er irgend eine durch solchen grausamen Leichtsinn unglücklich gemacht, wissen wir nicht, wie bezaubernd auch sein Wesen auf alle wirkte. Doch Goethe ist so groß, daß man glaubt, diesem, um den eigenen Scharfsinn glänzen zu lassen, alles per fas et nefas aufbürden zu dürfen. Da Scherer nichts Bestimmtes aufzubringen weiß, so müssen wir es uns gefallen lassen, auf „Wilhelm Meister" verwiesen zu werden.*) „Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister ein Abbild Goethes selbst sei; so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen." Wo aber zeigt sich in Wilhelm Meister eine solche Treulosigkeit, wenn er sich auch von den Reizen der Gräfin durch die wohl berechnete Verlockung der Baronesse hinreißen läßt! Vielmehr leidet er an gut-

*) Gelegentlich bemerken wir, daß Scherer in diesem Roman Lotharios Erzählung (VII, 7) vom Wiedersehen der einst geliebten Pächterstochter ziemlich genau dem Wiedersehen Goethes und Friederikens im Jahre 1779 nachgebildet findet. Aber von einer Nachbildung kann durchaus nicht die Rede sein; kein einziger Zug stimmt völlig, nicht einmal stößt Lothario mit Margarethen, wie Goethe mit Friederiken, auf der Schwelle so unerwartet zusammen; die Uebereinstimmung liegt einzig in dem Besuche der so lange nicht gesehenen Jugendgeliebten, dabei aber ist der größte Unterschied schon dadurch bedingt, daß Margarethe längst glücklich verheiratet ist, Friederike noch ganz in den alten Erinnerungen lebt. Und welche allerliebste Geschichte hat Goethe aus dem wiederholten Versuche, die Jugendgeliebte wiederzusehen, gemacht, wobei kein Zug ist, den er von Sesenheim entnommen hätte. Den Namen trägt Margarethe von seiner ersten Jugendliebe.

müthiger Schwäche, von der Goethe das gerade Gegentheil, festesten Willen und lebendige Klarheit, besaß. Und was will überhaupt die gangbare Redeweise sagen, Goethe sei dieser oder jener Held seiner Dichtungen? Diese sind alle aus seiner Auffassung des zu Grunde liegenden Stoffes hervorgegangen und so gebildet, wie sie ihm erschienen, mit Benutzung aller Erfahrungen, die er an sich und andern gemacht. So mußte denn auch in „Stella" nicht bloß sein frisches Liebesleben, sondern auch die ihn eben umtreibende Liebe zu Lili, die glühendste, die er je empfunden, mitwirken.

Gehen wir noch kurz auf die Bemerkungen ein, die Scherer seiner Behandlung der „Stella" vorausgesandt hat. Der Warnung, man dürfe in der Aufsuchung von Beziehungen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen nicht zu weit gehen, stellt er witzige Paradoxien entgegen. Man höre! „Die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichsten Gelehrten-Untugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt." Aber hier handelt es sich um gewissenhafte Vorsicht, die sich vor allen noch so geistreichen, sachlich phantastischen Einfällen hütet, unter denen gerade die Goethephilologie neuerlich so bedauerlich leidet. Wir stellen Scherer den andern Satz entgegen: „Mangel an Vorsicht ist ein Fehler, welchen jeder gewissenhafte Forscher zu vermeiden sich ernstlich bestreben soll; Wahrheit wird nicht finden, wer mit unwahren Posten rechnet." Dem „tiefern Eindringen in das dichterische Geschäft", wie sich Scherer ausdrückt, gesteht jeder Kundige seine Berechtigung zu, aber ernstlich müssen wir allem willkürlichen Gebaren entgegentreten, das unter dieser Firma sich eindrängt und Goethes Dichtungen und Leben durch wahngeschaffene Entdeckungen entstellt. Scherer behauptet, an solchen Untersuchungen hänge die große Fundamentalfrage, ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Produktionen erstrecke oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmsstelle im Weltplan offen gehalten werde. Diesen Zusammenhang sehe ich nicht ein. Die Phantasie des Dichters hat ihre eigenen Gesetze, die gar nicht davon abhängen, ob in der „Stella" die Schattenbilder von Jacobi und der Fahlmer umherwandeln; wie Goethe seine Gestalten schafft, hat er selbst mehr als einmal ausgesprochen, wie er z. B. gegen Frau Herder äußerte, von

einem Individuum nehme er nur soviel, als nothwendig, um seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Diesen Eindruck der lebenden Welt unter dem Mikroskope der vergleichenden Untersuchung in allen Einzelheiten von Goethes Leben und Dichtungen zerlegend nachzuweisen, wird uns nie gelingen, aber zur Ermittlung des wirklich zu Entscheidenden bedarf es eben der größten Vorsicht und der genauesten Kenntniß alles wirklich Feststehenden, während leider auch bei Scherer der Entdeckungseifer oft mit den Thatsachen leicht umspringt. Auch wirkt die gestaltende Phantasie keineswegs bei allen Dichtern gleich. Neuerlich hat uns der von Weinhold herausgegebene dramatische Nachlaß von Lenz den traurigen Beweis geliefert, mit welcher Roheit dieser wirkliche oder vorgespiegelte Erlebnisse in die dichterische Form eingezwängt hat. Goethe hat auch gerade hierin das schönste Maß zu halten gewußt, so daß das hastige Jagen nach persönlichen Beziehungen ihm das größte Unrecht thut und seine Dichtungen entstellt. Es gilt nicht sich in leichtem Wurfe eine eigene Ansicht zu bilden, sondern sie aus innerster Kenntniß hervorgehen zu lassen. „Die guten Leute, welche an das streng Beweisbare glauben und ohne Hypothesen auskommen wollen!“ spottet Scherer weiter. Streng beweisbar sei in diesen Dingen sehr wenig, meint er, sehr viel weniger, als sich meist die Gelehrten einbildeten. Und doch gibt es viele innere Beweise, zu deren Entdeckung es freilich der Wünschelruthe lebendiger Versenkung bedarf, und manches, worüber viel gestritten wird, liegt für den methodisch Forschenden klar am Tage. „Die Zeugnisse des Dichters selbst reichen nicht immer aus.“ Ja sie sind, fügen wir hinzu, oft unzuverlässig, was Scherer leider nicht immer beachtet. Aber daneben haben wir heute eine außerordentlich große Anzahl sonstiger urkundlichen Beweise. „Und wie ist es mit den Gestalten, über welche ein Zeugniß Goethes selbst nichts meldet?“ Wer leugnet, daß gewisse Beziehungen goethescher Dichtungen auf bestimmte persönliche Verhältnisse sich theils aus gleichzeitigen Berichten, theils aus der Kenntniß von Goethes Leben ergeben? Aber auch hierin muß der Forscher Maß halten, nur das darf er für gewiß ausgeben, was sich sorgfältiger Betrachtung als unabweisbar darstellt, dagegen da,

wo der Entdeckungseifer ihn blind fortzureißen droht, sich selbst zurufen: Resistite diabolo! oder das von Scherer verhöhnte „Nicht zu weit!“

„Man kann in sorgfältiger und besonnener Anschauung von Aehnlichkeiten in dem Leben und der Bildung eines Dichters einerseits und in seinen Werken andererseits gar nicht weit genug gehen“, läßt Scherer gesperrt drucken. Damit sind wir völlig einverstanden, aber wir bestehen auch auf der Bedingung der Sorgfalt und der Besonnenheit, an denen es leider Scherer und die auf gleichem Boden mit ihm Stehenden meist fehlen lassen. Je spezieller die Aehnlichkeiten seien, desto wahrscheinlicher werde die Benutzung von Seiten des Dichters. Aber damit begnügt er sich nicht: auch die fernern hätten bei der Schöpfung mit geholfen, seien ein Theil der Anregung gewesen, durch welche die dichterische Konzeption erfolgt sei. Hier aber geräth er geradezu ins Bodenlose. „Wenn ein Dichter eine Begebenheit darstellt, so wirken alle Begebenheiten ähnlicher Art, die er jemals erlebt, von denen er jemals gelesen, dabei mit, gleichviel ob er sich dessen bewußt ist oder nicht.“ Das ist ein Satz, der eben nur eine subjektive, mir durchaus unwahrscheinliche Ueberzeugung enthält, und der sich praktisch kaum verwerthen läßt, da wir eben nicht alle solche Anregungen kennen und die schwächern neben den stärkern kaum in Betracht kommen. Wie mag man leugnen, daß eine bedeutend sich aufdrängende Erscheinung ganz allein den Dichter angeregt haben könne, so daß daneben keine andere mitwirken konnte. Ist der Dichter etwa anders geartet wie die übrigen Menschen, bei denen ein mächtiger Eindruck die schwächern absorbirt? Scherer belegt seinen Satz durch ein nicht von einer Begebenheit, sondern von einer Person hergenommenes Beispiel. „Als Goethe den Harfner im ‚Wilhelm Meister‘ erfand, da mußten alle Gestalten von Harfnern, die ihm jemals begegnet, von denen er jemals gelesen, dabei mit arbeiten, unter andern auch der Harfenspieler, den er am 29. Juni 1776 in sein Tagebuch eintrug, und wie es scheint, am weimarischen Hofe traf.“ Ich kann Scherer mittheilen, daß dieser ein Virtuos war, der im Hofkonzerte spielte, und dafür nach dem Rechnungsauszuge von Bertuch das beträchtliche Honorar von 36 Reichsthaler erhielt, freilich drei

weniger als der Kastrat Lorenz, der sich einige Monate früher hören ließ; ja Besozzi und Reinert aus München empfingen zusammen 133, doch waren die Honorare meist bedeutend geringer, wie z. B. die Sängerin Baumann 25 empfing. Dieser jedenfalls bedeutende Virtuos konnte Goethe kaum irgend einen Anhaltspunkt für seinen vom Schicksal verfolgten armen alten Harfenspieler bieten, eher ein bettelhafter Alter, der an den Thüren herumschlich. Scherer aber fährt fort: „Es ist also immer nützlich an diesen Harfenspieler zu erinnern, wenn man über die Konzeption von Goethes Harfner redet: aber freilich ob dieser irgend mehr darauf einwirkte als andere, ob er irgend einen bedeutsamen Zug lieferte, den andere nicht liefern konnten, ob Goethe etwa besondere Gespräche mit ihm führte, bei denen sich besondere geheimnißvolle Schicksale ergaben: davon wissen wir gar nichts. Eine Anregung, vielmehr eine Quelle für das goethesche Gedicht kennen wir damit jedenfalls; aber ihre anregende Kraft ist vielleicht nur der hundertste Theil jener anregenden Kraft, welche Goethe zu seiner Schöpfung trieb." Das ist doch ein seltsames Gerede, mit dem nichts gewonnen wird. Den Begriff eines Harfenspielers hatte der Knabe schon in der Heimat erhalten, da sich zahlreiche Harfenspieler auf der Messe herumtrieben, ja er muß wohl besonderes Interesse daran genommen haben, da er bei seiner Rückkehr von Straßburg in Mainz einen harfenspielenden Knaben nach Frankfurt mitnahm, den er zum Staunen der Mutter im Hause einquartiren wollte. Alle diese Harfenspieler und so viele er sonst sah, können nicht als Quelle für die wunderbare Gestalt des Unglücklichen gelten, dessen traurige Leidensgeschichte uns in der goetheschen Dichtung entrollt wird. Und warum muß denn Goethe dazu ein Modell gehabt haben, kann diese Gestalt nicht eine Schöpfung seiner Einbildungskraft sein, die wir keineswegs mit Scherer auf Reproduktion beschränken möchten! Mignon und der Harfenspieler wuchsen dem Dichter nothwendig als Gegensatz zu der gemeinen Schauspielerwelt hervor, zu der sein Wilhelm gerathen war. Es wäre doch gar zu wunderlich, wollten wir bei dem Harfenspieler alle je von Goethe gesehenen oder in Büchern gelesenen Harfenspieler als wenn auch nur zum tausendsten Theil betheiligt heranziehen. Mit demselben

Rechte müßten wir bei dem Grafen und der Gräfin in „Wilhelm Meister“ alle Grafen und Gräfinnen, von denen er je Kenntniß erhalten, herausſuchen, obgleich wir zwei beſtimmte Perſonen kennen, von denen er hier Hauptzüge hernahm, und das äußere Benehmen ſolcher hochgeſtellten Perſonen ihm in allgemeinen ſo geläufig war, daß er nicht erſt alle ſolche Einzelweſen zu dem Akkorde dieſes Begriffes zuſammenſtimmen mußte. Daß der Dichter der Begriffe Graf, König, Harfenſpieler, Stallmeiſter u. ſ. w. mächtig war, iſt freilich unzweifelhaft, aber bei einer aus der Einbildung künſtleriſch geſchaffenen individuellen Geſtalt, kommt die Art, wie er dieſe Begriffe gewonnen, gar nicht in Betracht. Freilich wiſſen wir, daß er immerfort beſchäftigt war, dichteriſchen Stoff aus dem Leben zu gewinnen, daß Perſonen, Begebenheiten, Zuſtände ſich ihm zu anſchaulichen Bildern geſtalteten, wobei er zuweilen wirkliche Studien machte, wie z. B. bei der Gräfin von Werthern-Neuenheilingen, die ihm zuerſt den Begriff gab, was Welt haben ſei, daß er immer neue Züge zu „erobern“ ſuchte, wie er in Leipzig „recht ſchöne Züge“ zu ſeinem „Wilhelm Meiſter“ ſammelte, auch das Weſen der Judenheit“ zuſammenbrachte: aber daraus folgt mit nichten, daß ihm zu jeder ſeiner Geſtalten ein Modell geſeſſen habe, wie es Scherer glaubt, der dadurch zu den unhaltbarſten Annahmen verleitet wurde. Es gilt zunächſt ſich der künſtleriſchen Kompoſition einer Dichtung zu verſichern, wobei ſich herausſtellen wird, daß die einzelnen Perſonen ſich aus der dem Ganzen zu Grunde liegenden Anſchauung herausgebildet haben, mag der Dichter auch einzelne Züge aus der Wirklichkeit herausgegriffen, ja zuweilen auf das Studium eines ſolchen Modells liebevollen Fleiß verwandt haben, doch ohne daß ſeine künſtleriſche Geſtalt dem Modell vollkommen gleichen ſollte. Man erinnere ſich, wie Goethe, als er ſich mit einem Drama „Der Falke“ nach einer Erzählung des Boccaccio trug, Frau von Stein bat, ſie möge erlauben, daß er in ſeine Giovanna, die viel von Lili haben werde, einige Tropfen ihres Weſens gieße, nur ſo viel er brauche, um zu tingiren. Giovanna ſollte weder Lili noch Frau von Stein ſein, aber einiges von beiden haben. In „Wahrheit und Dichtung“ ſagt er, er habe ſich nach der Weiſe des Zeuxis die Erlaubniß genommen, an der Ge-

stalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder seine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten hergenommen gewesen.

Wie weit die Sucht nach dem Aufspüren persönlicher Beziehungen verleiten kann, zeigt der Versuch von Wilmanns, in dem Schauspiel mit Gesang „Erwin und Elmire" ein Hochzeitsgedicht für Herder nachzuweisen (Goethe-Jahrbuch II, 149—167). Um einen solchen an Paradoxie auf gleicher Stufe mit Satyros-Herder stehenden Einfall irgend zu begründen, sucht er nachzuweisen, daß die Abänderungen, welche das Stück von der zu Grunde liegenden Romanze Goldsmiths zeigt, aus der Beziehung auf Herder hervorgegangen. Aber wie verfährt er hier! In der Romanze kommt Angelina zu ihrem entflohenen als Eremit lebenden Geliebten, der sie, sobald sie ihm das Geständniß ihrer Liebe gemacht, in seine Arme schließt. Goethe bedurfte zu seinem Schauspiel einer weitern Ausführung, zu welcher er zunächst zwei neue Personen schuf, die Mutter der aus einer Angelina zu einer Elmire gewordenen Geliebten, die den Namen Olympia (Olimpia) erhielt, und einen gemeinsamen Freund, der Elmiren dazu bestimmt, dem frommen Einsiedler ihre Noth zu vertrauen, den er neulich bei einer zwischen Felsen gelegenen Hütte getroffen. Erwin, der in die Einsamkeit geflohen war, wo er sein Gärtchen pflegte, aber keineswegs sich dem Dienste Gottes geweiht hatte, wird durch den gemeinsamen Freund von der Ankunft der Geliebten unterrichtet und genöthigt, sich als Einsiedler zu verkleiden, um mit eigenen Ohren ihr Bekenntniß zu vernehmen. Vortrefflich ist es ersonnen, daß Bernardo Elmiren vorgibt, der heilige Mann habe neuerdings das Gelübde gethan, einige Monate kein Wort zu reden, so daß er ihr zunächst nur schriftlich Trost zusprechen könne, wogegen er Erwin anweist, Elmiren durch Zeichen anzudeuten, daß sie das von ihm zusammengefaltete Blatt erst an der in der Ferne stehenden Linde öffnen dürfe. Welche Vortheile der Dichter dadurch erhält, fällt in die Augen. Erwin wird zunächst vor der Gefahr bewahrt, sich sofort zu verrathen; nach Elmirens Entfernung hat er Zeit, die unendliche Freude über die Gewißheit seines Glückes auszusprechen, wie in gleicher Weise die zurückeilende Geliebte, der er sich dann zu erkennen gibt und ihre Härte verzeiht.

Aber Wilmanns braucht gerade diese für das Singspiel so glücklich berechnete Erweiterung, um aus ihr die Beziehung auf Herder zu beweisen. Deshalb muß er das so durchaus richtig motivirte Benehmen Erwins seltsam finden. Dieser habe ja das Gelübde nicht gethan: aber Bernardo macht dies eben Elmiren weis und bestimmt Erwin, darauf einzugehen. Auch falle es auf, daß Erwin das Gewand des Einsiedlers erst angelegt, als Elmire naht, da er es gewöhnlich tragen müsse. Aber das ist ja gerade des Dichters vortreffliche Erfindung, daß Erwin nicht Einsiedler geworden, er sich in der Einsamkeit zwischen Felsen nicht dem Dienste Gottes, sondern der Erinnerung an seine verlorene Liebe und der Pflege eines Gartens widmet, daß die Verkleidung als Eremit nur von Bernardo zur Erreichung seines Zweckes erfunden ist. Und Wilmanns? Daß Erwin schriftlich Elmiren antworte, nicht mündlich sich erkläre, sei eine neckische Hindeutung darauf, daß Herder nicht mündlich, sondern bei der Festfeier seines Geburtstags Karolinen in einem ihr eingehändigten längern Briefe seine Liebe gestanden, was durchaus nicht komisch war, da er keine Gelegenheit fand, die Geliebte sonst persönlich zu sprechen. Noch wunderlicher soll die Anlegung des Eremitengewandes darauf deuten, daß Herder erst im geistlichen Gewande überwältigend auf sie gewirkt. Und das sollte Herder herauslesen! Es sind dies offenbar Schrullen, die auf gezwungene Weise das deuten sollen, was sich ganz natürlich erklärt, wenn man nur den Dichter verstehen will. Auf die weitern daran sich schließenden Deutungen von Wilmanns brauchen wir nicht einzugehen, bemerken nur, daß es ein geradezu toller Gedanke gewesen wäre, wenn Goethe auf solche Weise hätte Herder zu seinem Hochzeitstage Glück wünschen wollen. Auch fällt die erste Spur dieses „Schauspiels mit Gesang“, dessen Schauplatz „nicht in Spanien“ ist, mehrere Monate nach Herders Hochzeit. Goedekes Vermuthung, das Stück sei nicht allzulange nach der wetzlarer Zeit begonnen worden, weil Goethe schon 1770 die Romanze kennen gelernt habe, und des „Landpriesters von Wakefield“, aus dem sie genommen, später nicht mehr mit innerer Freude gedenke, ist auf Sand gebaut. Als er nach der Ausarbeitung des „Götz“ auf leichtere Stoffe für die frankfurter Bühne sann, kam ihm die liebliche Romanze wieder in den Sinn, deren Handlung

freilich erweitert werden mußte. Wilmanns ist genöthigt eine doppelte Bearbeitung anzunehmen, was denn auf ähnliche Weise begründet wird, wie die Bestimmung als Hochzeitgedicht für Herder. Bernardo soll der Oheim Lilis, Nicolaus Bernhard in Offenbach, sein, dessen Bild zu Gunsten des einäugigen Einfalls von Wilmanns arg entstellt wird, ja wenn Goethe diesen Oheim Lilis musterhaft ruhig, offenbar in vollem Ernste, nennt, so soll dies ironisch genommen und das „unerträgliche Alltagsgesicht" Bernardos daraus erklärt werden. Freilich kann man von Wilmanns nicht erwarten, daß er in seinem Eifer bemerke, wie unverständig es von Goethe gewesen wäre, hätte er in der ersten schönen Zeit seiner Liebe zu Lili den guten Onkel in Offenbach so verspottet.

Doch kehren wir von „Erwin und Elmire" zu „Stella" zurück so hat Scherer den Beweis persönlicher Beziehungen auf Jacobi und die Fahlmer nichts weniger als erbracht; auch was er über Goethe-Fernando sagt, entbehrt jeder haltbaren Begründung. Glücklicherweise hat er Lucie nicht zu deuten gesucht, sondern sich damit begnügt, daß sie als kontrastirend zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen hineingestellt ist. Auch Aennchen, die Postmeisterin und der Verwalter, um des Postillons und des Jungen nicht zu gedenken, sind mit Aufsuchung von Modellen glücklich unbehelligt geblieben, sie sind als freie, frische Schöpfungen des Dichters anerkannt.

III.

Mit Urlichs hat sich Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 462 ff.) wesentlich einverstanden erklärt, nur sei Goethes Schuld gegen Jacobi, wie wir schon S. 302 ausgeführt, gar nicht zu vergleichen damit, daß er durch „Werthers Leiden" die Blicke der Welt auf Kestner und dessen Gattin gezogen, die bald jeder in Albert und Lotten erkannt habe. Auch von Loeper (zu Dichtung und Wahrheit III, 423) fand, Urlichs habe mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß mehrere der thatsächlichen Momente, die zu „Stella" Veranlassung gegeben, in der Stellung

der Fahlmer zu Fritz Jacobi und seiner Gattin zu suchen seien, worin Scherers Mittheilungen in dem Aufsatze „Goethe und Adelaide" nur bestärken könnten. Biedermann (Goetheforschungen S. 22 f.) hält es für zweifellos, daß Goethe hier bestimmte Zustände und Begebnisse seines Lebens verarbeitet habe; inwiefern Fritz Jacobis Familie hineingezogen worden, sei schon von Urlichs und Scherer ausführlich besprochen worden. Das ist aber in sehr verschiedenem Sinne geschehen, und von Biedermann hätte sich darüber, wenn er es vermocht, bestimmt erklären sollen. Doch er geht seinen eigenen Weg. Zu Stella habe Lili gesessen; bei Cäcilien möchte er an Friederiken denken. Der Freiherr findet, daß Goethe auf die Pfarrerstochter von Sesenheim verächtlich herabgeschaut habe. Was dieser nicht alles sieht! Vielleicht hätten auch Bürgers häusliche Verhältnisse (die doch Goethe ganz unbekannt waren) dabei eine Anregung gegeben. Die Anlehnung an Lessings „Miß Sara" mache sich deutlich. Ein seltsamer, nichtssagender Ausdruck! Biedermann scheut sich nicht zu behaupten, Goethe habe das, was er in seinem Herzen für möglich erfunden, die gleichzeitige Hingabe an mehrere Frauen (das ist eben in der Art, wie es geäußert wird, eine frivole Verleumdung!), auch vor der Welt als berechtigt anerkannt sehen wollen, obgleich der Dichter so wenig mit „Stella" vor der Welt auftreten wollte, daß er sie nur Freunden, unter ihnen auch Lavater, mittheilte. Noch vor Vollendung des Stückes hatte er an die Gräfin Auguste von Stolberg geschrieben, er werde ihr bald ein Drama schicken, das er gegen ihr übersitzend ihr gern ins Herz wirken möchte (ein Drama, dem Biedermann eine solche Tendenz andichtet!): drucken möge er es nicht lassen; denn er wolle, wenn Gott wolle, künftig seine Frauen*) und Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren.

Schröer hat sich von der falschen Auffassung der Aeußerung Goethes, „Stella" sei ihm um Jacobis willen besonders lieb, ganz

*) Das Wort Frauen war in der ersten Ausgabe, wohl weil es von Binzer für anstößig hielt, durch einen Strich ersetzt. Aber Frauen ist offenbar nach dem ältern Sprachgebrauche die Einheit, wenn es nicht gar auf Veranlassung des folgenden Kinder verschrieben ist statt Frau.

frei gemacht, und richtig erkannt, daß Jacobi und die Fahlmer ihm nur die zur lebendigen Empfindung derselben erwünschtesten Leser geschienen, doch läßt er sonderbar genug dabei die Möglichkeit bestehen, es habe eine bekannte Jugendsünde Jacobis, welche Folgen gehabt, dabei vorgeschwebt, obgleich jede Andeutung dieser Geschichte fehlt, welche die Verführte keineswegs ins Unglück stürzte. Leider hat eine Bemerkung Scherers auf ihn eingewirkt, der von der Analogie zwischen diesem wirklichen Schicksal Jacobis (der Verführung!) und dem möglichen Schicksale Goethes spricht, der Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch als eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne. Auch hatte Biedermann schon bei Cäcilien an Friederiken gedacht. Obgleich die beiden Frauen, welche Fernando verführt, bereits in der zu Grunde liegenden Geschichte von Swift liegen, sucht Schröer nach dem Urbild Cäciliens, da das der Stella durch die gleichzeitige Liebe zu Lili gegeben sei. Als ob Goethe nur dadurch zur Wahl des Stoffes von Swifts Doppelehe hätte gebracht werden können, daß er etwas Aehnliches sich selbst habe Schuld geben müssen, als ob er nicht durch den Stoff, unabhängig von seiner Person, hätte angezogen werden können, wie beim „Götz", in dessen Dramatisirung Weislingen nicht deshalb als ein Treuloser dargestellt wird, weil Goethe sich gegen Friederiken schuldig fühlte, sondern weil er eines Gegners bedurfte, der den schärfsten Gegensatz zu Götzens ritterlicher Tapferkeit und Treue bildete, eines Treulosen, der den Jugendfreund in seinen heiligsten Gefühlen aufs tiefste verletzte. Auch bei „Clavigo" zog ihn ja einzig der Stoff und dessen leichte Behandlung an; dieser bot ihm die schnöde verlassene Geliebte, und Marie ist ebensowenig ein Abbild Friederikens wie der charakterlose Clavigo wirklich Goethe selbst. Nicht anders verhält es sich mit der in „Erwin und Elmire" bearbeiteten Romanze, wo das Liebespaar gegeben war, und wohl auch mit „Claudinen", deren Quelle wir freilich noch nicht kennen, aber jedenfalls lag in dieser der springende Punkt darin, daß erst die dem Leben des Geliebten drohende Gefahr die Liebe zum Ausbruche bringt, welche zu Pedros Rettung die Bande weiblicher Scheu sprengt, allen Gefahren trotzt. Warum soll denn gerade bei „Stella" der Dichter nur durch persönliche Beziehungen

zur Wahl des Stoffes bestimmt worden sein? Nein, der dramatische Dichter greift nur zu den Stoffen, deren Gestaltung ihn anzieht; freilich werden dies in der Regel solche sein, an denen er nicht nur seine Kunst bewähren, sondern auch die seine Seele bewegenden Gefühle zur Darstellung bringen kann. Ein solcher Stoff war auch der von Swifts Stella, bei welchem Goethe die dramatische Fabel künstlerisch frei gestalten und sein Herz in der Darstellung der beiden unglücklichen Frauen und des Verräthers ergießen konnte, wobei es ihn besonders anzog, in Stella die höchste Glut leidenschaftlicher Liebe zu schildern, die er an Lili bei aller ihrer Schönheit, Neigung und Güte vermißte. Hören wir dagegen Schröer, so lag der Anlaß zu unserm Schauspiel „in des Dichters eigenem übervollen Herzen, das von Lilis Zauber mächtig gefesselt war und doch bei dem Gedanken an Friederiken, bei seiner Warmherzigkeit und Reue, bei seinem Mißtrauen an allem Bestand (‚Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht?') im Kampfe mit dem Entschluß zu einem Ehebündniß mit Lili, stürmisch erregt war. Er gewahrt die Leiden, die er Friederiken bereitet hat, die er zu bereiten, wie von Dämonen getrieben, vielleicht aufs neue im Begriff ist; mit Schauder sieht er es, mit unwiderstehlichem Zauber zieht es ihn an. Gewissenlos und leichtsinnig läßt er seinen Helden handeln, und denkt nicht daran, ihn zu rechtfertigen, auch nicht anzuklagen: alles kommt ihm darauf an, den Konflikt in seiner Furchtbarkeit zu schildern." Wie aber, fragen wir, kann Schröer diesen Konflikt beweisen? Hatte den Dichter auch anfangs die Schuld gegen Friederiken, deren Herz er gebrochen, schwer gedrückt, er hatte sie schon im nächsten Frühling ganz verwunden, wo er gegen Herders Gattin ihrer gar nicht gedachte, sondern nur seiner leipziger Geliebten. Sein Herz fühlte sich jetzt wieder ganz hergestellt, aber es scheute sich eine neue Verbindung einzugehen, wogegen er gern mit den Angelegenheiten anderer Liebenden sich beschäftigte, weshalb man ihm den Namen des Vertrauten gab. Der betreffende Bericht im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" ist doch wohl kaum zu bezweifeln. Mochte ihm die Erinnerung auch noch zuweilen die schönen sesenheimer Tage vor die Seele führen, das drückende Gefühl der Schuld quälte ihn nicht mehr, besonders als die Neigung zu Lotten und der lange nach-

zitternde Schmerz, daß er auf diese hatte verzichten müssen, ihn in fieberhafte Unruhe versetzte. Der Brief an Salzmann aus dem Sommer 1773, in welchem er Friederikens gedenkt, zeigt, daß er sich über sie beruhigt hatte; dieser sollte ihr, oder vielmehr unter der Aufschrift: „An Mamsell Brion", ein Exemplar seines „Götz" nach Sesenheim senden. Die Aeußerung: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird", zeigt, daß er zwar mit Antheil, aber ohne Qual an Friederiken dachte. Am wenigsten fiel ein Schatten seiner sesenheimer Treulosigkeit in die heitern Tage des Jahres 1774.*) Als er sich von Lili unauflöslich gefesselt fühlte, quälte ihn nur der Gedanke, daß er seine Freiheit an diese verloren habe, er nun „auf ihre Weise leben müsse". Somit schwebt Schröers Vermuthung nicht bloß in der Luft, sondern widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Es kann demnach auch keine Rede davon sein, daß „Stella" ein „Bekenntniß" seiner Treulosigkeit sei, von welcher er die Quelle in seiner Natur fühle. Einen Versuch, Aehnlichkeiten zwischen der Cäcilie der „Stella" und Goethes Friederiken nachzuweisen, hat Schröer eben seiner Ansichtslosigkeit wegen gar nicht gemacht. Cäcilie ist als entschiedenster Gegensatz zur Hauptgestalt ausgeführt, wie ich dies in meinen „Erläuterungen" dargethan habe.

Schröer behauptet, es sei Goethe nur um Darstellung des Konflikts zu thun gewesen. „Die Lösung des Knotens war ihm offenbar nicht vornherein klar. Er schrieb vier Akte leidenschaftlich hin ohne ausgearbeiteten Plan. Dann aber stockt es einen Moment. Er räth Johanna (März 1775), das Verlangen nach dem fünften Akt zu überwinden, und möchte, sie hätte selbst einen fünften Akt

*) Ich habe neuerdings darauf hingewiesen, daß Goethes straßburger Genosse Weyland, der ihn in dem ihm verwandten Pfarrershause zu Sesenheim eingeführt hatte, spätestens 1773 sich in Frankfurt als Arzt niederließ, aber mit Goethe, wohl weil er ihm Friederikens wegen zürnte, außer aller Verbindung stand. Friederike war für Goethe ein für allemal abgethan, die Verbindung mit ihr, auf die Weyland gedrungen haben mochte, nach den Verhältnissen seines väterlichen Hauses unmöglich, worin die Schwester ihn bestärken mußte. Umsoweniger konnte bei dem Entschlusse, Lili sich anzueignen, die Erinnerung an Friederiken Einspruch erheben.

dazu gemacht." Auch hiermit können wir nicht einverstanden sein. Wann hätte Goethe je einen so einfachen Stoff sich vorgesetzt, ohne den Ausgang sich wenigstens im allgemeinen klar gemacht zu haben, Goethe, bei dem alle Kompositionen sich so organisch entwickeln, daß eines nothwendig aus dem andern hervorgeht, die volle Saat aus den Keimen sprießt. Für eine seinem Wesen so widersprechende Annahme verlangt man die schlagendsten Beweise, die am wenigsten ein „offenbar" ersetzen kann. Stella, die Marterin flammendster Liebesglut, das Ideal von Goethes Sehnen, darf nicht untergehen, sie muß mit dem Besitze Fernandos belohnt werden, dadurch, daß Cäciliens Liebe sogar die Eifersucht überwindet, sie „aus Liebe selbst ihre Liebe hinzugeben weiß", sie die Hälfte ihres Gatten, der ganz Stella gehört, dieser abtritt. Dabei ist an eine Theilung des Bettes, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen, nicht zu denken. Cäcilie will nur als Freundin Zeugin des Glückes sein, das ihre Entsagung in der labyrinthischen Verwirrung, aus welcher kein Ausgang möglich schien, geschaffen hat. Auf diese Entwicklung deutet schon Cäciliens Gebet am Ende des vierten Aktes: „Kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel, zerreiß ihn nicht!" Daß ein solcher Verzicht der anerkannten Frau nicht als ein allgemein regel- und rechtmäßiger gedacht ist, versteht sich von selbst; er ist so einzig, wie die Geschichte des Grafen von Gleichen, die nothwendige Auskunft in dem hier dargestellten wundervollen Falle, daß der Mann von zwei Frauen geliebt wird, die trotz ihrer Liebe beide zu Gunsten der andern ihn abtreten wollen. Darauf deutet denn auch wohl der Titel „Schauspiel für Liebende"; das Stück stellt so zu sagen eine neue, die Macht der Liebe verklärende Legende dar. Was das „Stocken" vor dem fünften Akt betrifft, so scheute Goethe sich nicht vor diesem, aber er fürchtete, seine Lösung werde Johanna verletzen, und deshalb hätte er gewünscht, daß diese selbst den Schluß nach ihrer Anschauung geschrieben hätte. „Haben sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht." Er räth demnach so wenig, wie Schröer sagt, daß sie das Verlangen überwinden soll, als er „möchte, sie hätte ihm einen fünften Akt dazu gemacht". Er selbst will diesen machen, hat ihn vielleicht schon

ertig, will ihn aber persönlich der Freundin überbringen, die er noch in Spannung hält. Wenn Goethe am 11. Oktober 1823 gegen den Kanzler Müller bemerkte, der erst dreißig Jahre später veränderte Schluß sei „nicht konsequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs gewesen", so schwebte ihm dieser kaum noch ganz deutlich vor, am wenigsten dessen organische Bedeutung. Jeder Versuch, „Stella" zu einem „Bekenntniß" Goethes zu machen, einer unglücklichen von Schröer eingeführten Klasse seiner Dramen, ist ebenso haltlos, wie Scherers Bestreben, in derselben eine Stütze für seine sittliche Verdächtigung Goethes, für die Behauptung zu suchen, dieser sei ein gefährlicher Mädchenverführer gewesen und habe sich als ruchlos erkannt. Einer solchen fable convenue müssen sich das deutsche Gewissen und die deutsche Achtung vor geschichtlicher Wahrheit widersetzen, welche von der neuesten Goetheforschung leider so wenig geachtet werden, wie diese ein wirklich ästhetisches, aus innerer Auffassung der Komposition hervorgehendes Verständniß seiner Dichtungen anstrebt; ihr ist es nur um neue geistreiche Einfälle zu thun, mögen sie das Bild des Menschen und des Dichters auch noch so entstellen. Und dieses Gebaren beherrscht unsere meisten Katheder! Was nützt es, genaue Textkritik zu treiben, die vollständigste Sammlung alles dessen, was der Dichter je geschrieben, und des reichen Materials zu seinem äußern und innern Leben zu gewinnen, wenn die Seele dabei zu Grunde geht, das Bild des Menschen und des Dichters sophistisch nach phantastischen Einfällen verunstaltet wird! Jetzt geht jede lebendige Auffassung der Dichtung, die rein aus dieser selbst gewonnen werden muß, meist über persönlicher Ausdeutung und dem gleich leidenschaftlichen Spüren nach einer ganz eigenthümlichen Entstehung zu Grunde. Wie hat uns Scherer neuerdings den „Faust" zerfasert! Er mißversteht das Klarste, um daraus Handhaben zu seinen Vermuthungen einer frühern Gestalt zu gewinnen. Hier gilt es völlige Umkehr, soll der Dichter nicht über dem krankhaft angespannten, die gesunden Augen sich selbst blendenden Scharfsinn jämmerlich zu Grunde gehen.

Juni 1884.

Goethes politische Dichtungen.*)

I.

Im edelsten Sinne des Wortes war der Dichter, in welchem das deutsche Herz und Gemüth ihren innigsten Ausdruck gefunden haben, ein Kind des Friedens, staatlicher Ruhe und Ordnung, freiheitlicher Entwicklung. Auf dem mühevollen Wege angespannten geistigen Ringens, rastlos besonnenen Erfassens und Schaffens lag seines Daseins Glück und Ziel. Nichts war seiner Natur widerwärtiger als gewaltsame Erschütterungen und wilder Umsturz, die ihn krankhaft ergriffen, ihn mit einer Art Verzweiflung erfüllten, so daß er entsetzt sich davon abwandte. Das Wagespiel des die Werke des Friedens zerstörenden, Menschen mordenden und verstümmelnden Krieges war ihm als gerader Gegensatz zu lebendiger Entwicklung des auf verständig wirkende, ein festes Ziel mit berechnender Sicherheit erstrebende Thätigkeit gestellten Lebens von ganzer Seele zuwider, wenn er auch dessen Nothwendigkeit und mächtige Erfolge nicht verkannte.

So gereichte ihm denn auch der gegen das aufgeregte Frankreich beschlossene Krieg zum bittersten Verdrusse. Nur das feste Vertrauen auf die Leitung des Herzogs von Braunschweig und ein wohlausgerüstetes Heer und die Liebe zu seinem Fürsten, der als preußischer General sich an dem Feldzug betheiligen mußte, konnten ihn bestimmen, sich dem Zuge anzuschließen. Als kurz vor dem Abgange des Herzogs die Bühne für den Sommer geschlossen werden sollte, mochte er nicht versäumen, in einem Epilog den Wunsch des gesammten Weimarischen Landes aussprechen zu lassen, daß ein günstiges Geschick ihnen den Fürsten zu ihrem Wohl, zu ihrer Lust

*) Magazin für die Literatur des Auslandes 1872, Nr. 1 f. 6—8.

bald zurückgeben und mit neuen Friedensfreuden schön die Tage seiner Gattin und seiner Mutter kränzen möge.

Leider sollte dieser Wunsch nicht so bald, wie man allgemein hoffte, in Erfüllung gehen, da die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig und die Zwiespältigkeit der Heerführung die gewünschten Erfolge vereitelten. Schon bei der vergeblichen Kanonade von Valmy ahnte Goethe den fürchterlichen Rückschlag der durch den Einfall in ihr Land zu den Waffen aufgerufenen Franzosen auf das zum Rückzuge genöthigte Deutschland. Als er sich endlich nach vielen Mühseligkeiten mit dem zurückweichenden Heere nach Luxemburg gerettet sah, wünschte er sich und seinen Freunden Glück, daß Gott sie außer Stand gesetzt habe, solche Thorheiten im großen zu machen, wie dieser unbesonnen unternommene Feldzug gewesen sei. In seiner Vaterstadt gedachte er sich zu erholen und „von dem bösen Traum zu erwachen," aber, da bald darauf Mainz in die Hände der Franzosen fiel und zunächst um Frankfurt sich der Kampf zu entspinnen schien, trieb es ihn unwiderstehlich aus der ihn aufregenden Nähe des Kriegsschauplatzes nach seiner stillen Häuslichkeit zurück. Freilich gereichte ihm die Einnahme Frankfurts durch die Hessen und Preußen zu großer Freude, aber der „wünschenswerthe" Friede schien leider noch gar fern.

In Weimar ergetzte er sich an der Uebersetzung des „Reineke", dessen humoristische Erhebung über das tolle Welttreiben ihn anzog, und er bespottete das Eindringen des wüsten republikanischen Gebarens in Deutschland in seinem in drei Tagen geschriebenen „Bürgergeneral", welcher das Glück einer ruhigen deutschen Regierung bezeichnend hervorhebt. „In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, alle Stände billig gegen einander denken, wo niemand gehindert ist in seiner Art thätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, da werden keine Parteien entstehen. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln." Zwei andere gleichfalls gegen den aus Frankreich eingedrungenen Schwindelgeist gerichtete Dichtungen blieben unvollendet. Das Lustspiel „Die Aufgeregten" und der schon im Frühjahr 1792 begonnene satirische Roman „Reise der Söhne

Megaprazons"*). In Weimar wurde der heitere, auf das Glück des Friedens unter einem edlen Fürsten hindeutende „Bürgergeneral" mit vollem Beifalle zu der Zeit begrüßt, wo der Dichter auf den Wunsch des Herzogs Zeuge der Belagerung des durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallenen Mainz war. Mußte ihm auch, was hier vorging, menschlich genommen, sehr unerfreulich sein, so hoffte er doch, daß es vielleicht politisch helfe. Nach der Wiedereroberung der Stadt trieb ihn die Unlust an dem herumschweifenden Leben und die ihm widerwärtige politische Stimmung aller Menschen, der er selbst im Kreise seiner rheinischen Freunde nicht entgehen konnte, nach Hause zurück, wo er einen Kreis um sich ziehen dürfe, in welchen außer Liebe, Kunst und Wissenschaft nichts herein könne. Auf dieser „glücklichen Insel" lebte er in steter erfreulicher Thätigkeit, während an der Westseite Deutschlands der Krieg seine blutige Ernte hielt. Die Vorstellung des goldonischen Lustspiels „Der Krieg" auf der kurz vorher wieder eröffneten herzoglichen Bühne veranlaßte ihn, in einem Prolog das Bedauern auszusprechen, daß der „böse" Krieg ihnen die Gegenwart ihres Fürsten raube, der ihnen allen werth und für ihr Glück so unentbehrlich sei, woran sich der Wunsch schloß, daß ein guter Geist diesen schützen, jedes edle Streben ihm würdig lohnen, seinen Kampf fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen möge. Die herzliche Art, wie diese Worte von einer vortrefflichen jungen Schauspielerin gesprochen wurden, entlockten den Zuschauern Thränen. Der Herzog selbst, dem er ihn sandte, ward davon innig gerührt. Noch vor dem Ende des Jahres kehrte dieser nach Weimar zurück, schon entschlossen aus dem preußischen Dienste zu scheiden, da bei der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen ein glücklicher Ausgang des Krieges nicht zu erwarten stand. Eine Bewillkommnung des Fürsten auf dem Theater unterblieb, da der Rücktritt des Herzogs zunächst ein Geheimniß bleiben sollte, und man der weitern Entwicklung der Dinge mit banger Spannung entgegensah. Freilich befreite der baseler Friede, der das rechte Rheinufer preisgab, Norddeutschland von den nächsten Sorgen, aber Weimar mußte mit Kursachsen zu Oesterreich stehen.

*) Ueber letztern vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken" XV.

Unterdessen machten die Franzosen am Rhein und Main die bedenklichsten Fortschritte. Den dringenden Wunsch nach endlicher Beruhigung der Welt sprach damals Goethes Märchen in den Worten aus:

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse?
Ach! warum ist der Tempel nicht erbaut?

Das reizende Märchen mit welchem die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" abschließen, stellt die Gewinnung allgemeiner Wohlfahrt aus dem Zustande ärgster politischer Verwirrung und Noth durch thätige Aufopferung dar.*) Der Dichter sollte um diese Zeit nach Frankfurt reisen, um dem Herzoge vom Gange der dortigen Friedensverhandlungen zu berichten, doch befreite ihn Karl August von dieser Sendung, als die Oesterreicher die Mainlinie überschritten hatten.**) Daß der Herzog die französischen Ausgewanderten nicht bloß in seiner Hauptstadt, sondern auch fast überall freundlichst aufnahm, erregte in den schon durch die Zeitverhältnisse gedrückten beiden Herzogthümern Weimar-Eisenach um so größere Aufregung, als Oesterreichs Waffen sehr unglücklich waren. Auch den Verlust, den die in Schwaben stehenden weimarischen Jäger erlitten, setzte das Land in große Betrübniß. Doch hielt man sich an die Hoffnung der von Kursachsen angestrebten Neutralität, besonders da die Franzosen zunächst die Oesterreicher im Süden verfolgten. „Thüringen und Sachsen", schrieb Goethe damals, „hat, so scheint es, Frist, sich zu besinnen, und das ist schon viel Glück." Die wirklich abgeschlossene Neutralität gewährte dem Dichter augenblickliche Beruhigung, obgleich er sich sagen mußte, daß „das Beste nicht von Macht und Gewalt, sondern von höhern Konstellationen abhänge". Bald darauf bedauerte man freilich, daß man Oesterreich verlassen habe, als Jourdain geschlagen war und Moreau vor dem siegreichen Erzherzoge

*) Vgl. meine „Erläuterungen zu Goethes Werken" XV, 110—130.

**) Schon am 13. Oktober schrieb Goethe an Schiller (der Brief ist erst ganz neuerdings entdeckt worden), er werde erst abwarten, was aus den Dingen werden wolle, ehe er seine Reise fortsetze, weil er in ein solches Gewirre (es sei vielleicht bei Frankfurt schon zu einer Schlacht gekommen) sich nicht mit heiler Haut hineinbegeben möchte, da er dergleichen anmuthige Situationen schon kenne.

sich zurückziehen mußte. In dieser Zeit schrieb Goethe den Anfang seines die Hoffnung auf den Frieden andeutenden echt deutschen Gedichtes „Hermann und Dorothea", an dessen Schlusse der schlichte Bürgersohn mit reiner Innigkeit seinen begeisterten Entschluß ausspricht, dem Vaterlande, sollte es vom Feinde bedrängt werden, beherzt zu Hülfe zu eilen. Der im folgenden April geschlossene Waffenstillstand kam Goethe sehr zu statten, dessen jetzt vollendetes Gedicht dadurch eine reinere Einheit gewann. Die Möglichkeit einer im vergangenen Jahre durch die Zeitverhältnisse gehinderten Reise nach Italien trat wieder hervor, und es gelang Goethe, seinen aus Italien zurückgekehrten Freund Meyer in der Schweiz zu besuchen, aber statt mit diesem nach Italien zu ziehen, kehrte er zu dem ihm so lieb gewordenen, mit so vielen Banden ihn fesselnden Weimar zurück.

Hier feierte Goethe bei Gelegenheit des nächsten Geburtstages der Herzogin den endlich mit Frankreich abgeschlossenen Frieden in dem von ihm entworfenen Maskenzuge von sechs Damen und ebensoviel Kindern. Im Gefolge des Friedens erschienen hier die durch ein sich umschlingendes, von einem großen Blumenkranz umgebenes ganz gleiches Paar dargestellte Eintracht, der Ackerbau, die Fülle und die Kunst. Freilich war ihm dieses ganze Aufzugswesen längst zuwider, doch glaubte er sich diesmal der dichterischen Belebung des Maskenzugs nicht entziehen zu dürfen, da er einen so dankbaren Stoff nicht von andern verderben sehen wollte. Er selbst spottete gegen Schiller über die symbolischen Attribute von Pappe, goldenem und anderm Papier, Zindel und Lahn und andern derartigen Stoffen, doch hoffe er, „mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raume" die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen. Genien begleiteten die Hauptpersonen, unter ihnen die Hoffnung und die Dauer. Leider konnten in dem beschränkten Redoutensaale die Gestalten sich nicht gehörig darstellen, wogegen die verschiedenen Gruppen auf der Bühne, wo man sie ganz übersehen hätte, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würden. Die vier vom Frieden überreichten Stanzen, die allgemeinen Beifall erregten, erschienen darauf in Schillers „Musen-Almanach". Sie begannen:

Der lang ersehnte Friede nahet wieder,
Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freude sind erlaubt.

Von der Hoffnung heißt es:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt:
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

In den nächsten drei Jahren betheiligte sich Goethe nicht mehr an den Maskenzügen, welche zur Feier des Geburtstages der Herzogin auf der Redoute aufgeführt wurden, wenn er sich auch der Aufforderung nicht entziehen konnte, den Aufzug zum Schlusse des Jahrhunderts zu entwerfen, zu welchem er aber keine dichterische Gabe gespendet zu haben scheint, wahrscheinlich aus Mißmuth über des Herzogs Erklärung gegen alle von ihm und Schiller beabsichtigte Festlichkeiten beim Wechsel des Jahrhunderts. Statt der Maskenzüge hatte er sich eine neue dichterische Form gebildet, die des eigentlichen Festspiels, und zwar bediente er sich hierzu zunächst der antiken Masken und als Versmaß des alten Trimeters, neben welchem er jambische und trochäische Dimeter verwandte. Das erste Festspiel ward zum Geburtstag der Herzogin Mutter aufgeführt, und zwar zum letzten des Jahrhunderts. Den naheliegenden Gedanken des Wechsels des Jahrhunderts hatte er hier ganz ins Allgemeine gewandt, indem er nur die Vereinigung der alten und neuen Zeit, die beide ihren Werth haben, dargestellt, wobei am Schlusse des segensreichen Wirkens der Herzogin Mutter gedacht ward. Im Jahre 1802 ließ er sich noch einmal bestimmen, einen die verschiedenen Dichtarten darstellenden Maskenzug dichterisch zu heben, bei welchem der Erbprinz und die Prinzessin Karoline mitwirkten. Die im Sommer desselben Jahres stattfindende Eröffnung des neuerbauten Theaters zu Lauchstedt veranlaßte das zweite Festspiel, in welchem die Ersetzung des alten, verfallenen Theaters durch einen neuen würdigern Bau allegorisch dargestellt und zugleich die ver-

schiedenen Arten des Dramas, mit Beziehung auf die Hauptrollen, in denen die weimarischen Schauspieler sich zu Lauchstedt Beifall erworben hatten, vorgeführt wurden. Im folgenden Jahre brachte Goethe den ersten Theil der schon Ende 1799 entworfenen, aber vor allen verheimlichten politischen Trilogie „Die natürliche Tochter" auf die Bühne, aber zur Fortsetzung, worin die Herstellung einer starken, auf Recht gegründeten Monarchie durch die fürstliche Dorothea, Eugenie, dargestellt werden sollte, konnte er nicht gelangen, wie er überhaupt zur dramatischen Dichtung nicht zurückzukehren vermochte; nur Pandora und ein paar Gelegenheitsdichtungen gelangten noch zur Ausführung, unter ihnen zwei politische, das Vorspiel von 1807 und „Des Epimenides Erwachen". Freilich hat Scherer auch die „Pandora" als Festspiel, und seltsam genugzum Frieden von Tilsit, aufgefaßt, aber dieser Behauptung fehlt jede haltbare Stütze, sie beruht auf vollkommener Verkennung des eigentlichen Inhalts der leider unvollendet gebliebenen Dichtung.*)

Preußen hatte sich im Dezember 1805 zu einem Vertrage mit Frankreich entschließen müssen, in welchem ihm Hannover zufiel, während Oesterreich im Frieden zu Preßburg schwere Verluste erlitt. Goethe benutzte den nächsten Geburtstag der Herzogin, um auf der Bühne die Hoffnung auf einen dauernden Frieden aussprechen zu lassen. Er selbst berichtet uns, dieser Festtag sei auf dem Theater zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert worden; das unvergleichliche Trompetercorps des durchziehenden preußischen Regiments Owstien habe sich in einem Halbkreis zum Willkommen aufgestellt und, nachdem es Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben, zuletzt ein von ihm nach der Melodie des englischen Volksliedes: God save the king, gedichtetes Lied begleitet. Henriette von Knebel spricht von einem Vorspiel auf dem Theater, wozu Goethe die Verse gemacht habe, die nach jener englischen Melodie von den Zuschauern gesungen und von fünfzehn Trompetern begleitet worden seien. Das Lied deutet nach einer

*) Ich habe mich darüber in der Anzeige der schererschen Abhandlung („Deutsche Rundschau" V, 55—75) ausgesprochen. Vgl. Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1881 S. 168 f.

ehrerbietigen Begrüßung der Herzogin auf die Nähe des allgemeinen Friedensfestes mit einer Beziehung auf sein bürgerliches, aber im edelsten Sinne auch politisches Epos „Hermann und Dorothea", wo der Vater wünscht, sein Hermann möge an dem Tage getraut werden,

wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend.

Schon heilten sich die Wunden, schon theilten sich die Wolken, so daß man freudig den heutigen Tag feiern könne, zu welchem auch die scheidenden Krieger durch diesen herrlichen Trompetenchor ihren Zoll darbrächten. In „Heil dir! der Bürger siegt", möchte von Loeper eine Hindeutung auf das seit 1793 gesungene preußische Volkslied erkennen, aber dazu berechtigt der Heilwunsch nicht im geringsten. Die hier von Goethe angedeutete, mehr gewünschte als gehoffte baldige Ordnung der deutschen Angelegenheiten sollte leider auf die unerwünschteste Weise erfolgen, da ein unter Napoleons Oberherrschaft stehender sogenannter Rheinbund an die Stelle des aufgelösten Reiches trat und das durch die Verhöhnung deutscher Freiheit und Macht aufgeregte, seine Kraft überschätzende Preußen arg niedergeworfen ward. Das vom stolzen Sieger überflutete Weimar, dessen Herzog in echt deutscher Gesinnung sich Preußen angeschlossen hatte, wurde nach schrecklichen Leiden nur durch die Geistesgegenwart und den edel beherzten Muth der Herzogin vor völligem Untergang gerettet. Karl August, der deutscheste der deutschen Fürsten, mußte sich dem Rheinbunde von Napoleons Gnaden mit schwerem Herzen anschließen. Seine Rückkehr konnte, wie sehr man sich dieser auch freute, unter den drückenden Verhältnissen nicht festlich gefeiert werden. Bald darauf betrauerte das Land den Verlust der Herzogin Mutter. Die Theaterlust war in Weimar geschwunden, so daß Goethe diesmal vor der Zeit die Vorstellungen abbrechen mußte, doch, frisch gefaßt, griff er zum kühnen Entschlusse, seine Schauspieler auf einige Zeit zu Leipzig in klassischen Stücken auftreten zu lassen, wozu er einen am 24. Mai gesprochenen Prolog schrieb, der mit den Worten schloß:

Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

Der endlich im Juli 1807 zwischen Frankreich und Preußen geschlossene tilsiter Friede wurde, wie traurig er auch immer für die deutsche Sache war, mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen, da er wenigstens vorläufige Ruhe in Aussicht stellte. Für Weimar hatte sich der Kaiser von Rußland verwandt. Der Herzog kam auf Napoleons Wunsch aus Karlsbad nach Dresden, und er begleitete den Kaiser bis nach Eisenach. Weimar ward diesmal von Napoleon nicht berührt, der sich deshalb bei der Herzogin entschuldigen ließ. Als der Vertreter der Stadt gegen ihn die Hoffnung aussprach, dieselbe werde sich bei anhaltendem Frieden wieder heben, erwiderte Napoleon: „So lange die Engländer noch Geld haben, die Welt zu bestechen, gibt es keinen dauernden Frieden. Ich werde den Krieg nicht suchen, aber ihn ebensowenig scheuen.“ Jetzt sollte auch die Erbprinzessin, die russische Großfürstin, die beim Vorrücken der Franzosen, noch vor dem Unglückstage bei Jena, Weimar verlassen und sich mit andern geflohenen Fürstlichkeiten in Schleswig aufgehalten hatte, in Begleitung des Erbprinzen, der sich schon im Februar zu ihr begeben hatte, nach Weimar zurückkehren, gleichsam zum Pfande, daß man auf dauernden Frieden, wenigstens in Weimar, rechnen dürfe. Die Herzogin reiste selbst am 8. August mit der Prinzessin Karoline nach Schleswig; bei ihrer Rückkehr am 7. September brachte sie die Versicherung der Wiederkehr des erbprinzlichen Paares und gab dem Geheimerath von Voigt den Auftrag, alles zum frohen und herzlichen Empfange der Großfürstin vorzubereiten.

Am 12. September traf die Großfürstin mit ihrem Gemahl und, als sie eben am Schlosse angekommen, auch der Herzog ein, der sich zur Nachkur nach Teplitz begeben hatte. So war die herzogliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Bernhard, der sich als Hauptmann in Dresden befand, nach langer Zeit wieder in Weimar zusammen. „Die Großfürstin war sehr gerührt über die Liebe des Volks“, berichtet Voigt. „Die Stadt war sehr geschmack-

voll und zierlich dekorirt. Es gehörten 150 Wagen mit Büschen dazu und alle Blumen von Erfurt bis Jena. Der goldenen Inschriften war eine Menge. Bei dem Eintritt in die Grenzen des Landes stand ein grüner Ehrenbogen; ‚Gruß und Treue' war die Inskription. Alles ritt vor, was beritten war. 120 Mädchen beglückwünschten am Thor und zogen voran. Alles paukte, trompetete, jubelte. . . . Es war eine schöne Stunde. Die Herzogin wollte einen fröhlichen Empfang; alles war mit der Veranstaltung sehr zufrieden."

Das Theater feierte die Rückkehr der Großfürstin erst eine Woche später, am Tage seiner Wiedereröffnung. Wahrscheinlich bedurfte Goethe hierzu keiner besondern Aufforderung der Herzogin; konnte er ja die Rückkehr der geliebten Fürstin, die Schiller, als sie vor fast drei Jahren in Weimar eingetroffen war, mit der „Huldigung der Künste" begrüßt hatte, nicht ungefeiert vorübergehen lassen. Das Stück ward nach Goethes eigenem Bericht „in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt". Auf das Vorspiel folgten zwei beliebte Kleinigkeiten, „Ernst und Scherz" von Schall und „Die Beichte" von Kotzebue. Das Stück brachte, wie Goethe sagt, einen durchaus guten Eindruck hervor; am 30. ward es wiederholt, wobei die herzogliche Familie aber wegen der darin enthaltenen Huldigungen nicht mehr erschien. Bei der Uebersendung des Vorspiels an Knebel bemerkte Goethe: „Leider erhältst du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; alles, was auf sinnlichen Effekt berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Kontraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Sternerscheinung jeden freundlich erinnerte, was man unserer vortrefflichen Fürstin vorm Jahre schuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen sanften Uebergang gefällig an, und die hülfereiche, ordnende Erscheinung der Majestät war nicht ganz unerwartet. Der bekränzte Friede stellte sich dem gekrönten Ernst anmuthig entgegen, und dadurch, daß die vier Personen durch zwei Schauspielerinnen (Frau Wolff und Fräulein Silie) vorgestellt wurden,

welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrages geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit; wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schlusse die treuen, ihr ergebenen Herzen mit sanfter Rührung entließ.“ Gegen den Grafen Reinhard äußerte er, seit einiger Zeit habe er wieder guten Muth; die menschliche Natur scheine eine völlige Resignation nicht allzu lange ertragen zu können; die Hoffnung müsse wieder eintreten, und dann komme auch die Thätigkeit wieder, durch welche jene in jedem Augenblicke realisirt werde. In diesem Sinne habe er ein Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters geschrieben, wo er Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherstellende Freude lakonisch vorgeführt habe.

Zunächst galt es dem Dichter, die Rückkunft der Großfürstin nach so langer Trennung bei endlich glücklich wieder hergestelltem Frieden in einem allegorischen Festspiel darzustellen. Man erwartete einen „Prolog an die Großfürstin“, wie Knebel schreibt, aber Goethe hatte ihn zu einem Festspiel ausgedehnt, das auch durch die äußere Darstellung auf die Sinne wirken sollte. Ihre Rückkehr mußte als Pfand des Friedens erscheinen, wie ihre Entfernung, als Zeichen des drohenden Sturmes, das Land in Angst und Schmerz versenkt hatte. Rußland war jetzt mit Frankreich verbunden; Alexander, der Bruder der Großfürstin, stand mit Napoleon auf freundlichem Fuße, er hatte sich für Preußen verwandt und auch Weimar empfohlen. Freilich waren die Angelegenheiten des Rheinbundes noch keineswegs geordnet; erst in Paris sollte darüber entschieden werden, und im Weimarischen war man so wenig beruhigt, daß manche bei der Nachricht, Davoust sei zum Herzog von Jena ernannt, ernstlich fürchteten, Jena sei diesem als Herzogthum zugefallen. Knebel wollte um so eher daran glauben, als verschiedene vorhergegangene Umstände darauf zu deuten schienen, und er die Reise der Herzogin nach Schleswig damit in Verbindung brachte. Selbst seiner am Hofe lebenden Schwester schien die Lage Weimars noch immer ungewiß. Aber von dieser thatsächlich unbegründeten Furcht mußte Goethe ganz absehen; er durfte sie nicht einmal zu beschwichtigen suchen, da er dadurch an sie erinnert hätte. Als Grundmotiv er-

gab sich ihm der Gegensatz der schrecklichen Verwüstung des Landes vor einem Jahre, kurz nach der durch das Vorrücken der Franzosen veranlaßten Abreise der Großfürstin, und der durch die Rückkehr verbreiteten Festfreude. Wenn die traurige Verwüstung nur durch eine Flüchtende sinnbildlich dargestellt werden konnte, so mußte dagegen der jubelnde Empfang der Großfürstin ausführlich beschrieben und zugleich der jetzt hergestellte Friede hervorgehoben werden. Trat als Veranlassung zur Verwüstung die Kriegsgöttin persönlich auf, so mußte als Begründerin des Friedens die mächtig gebietende, mit Weisheit waltende Herrschaft, die Majestät erscheinen, die den nothwendigen Grund staatlicher Ordnung bildet. Nichts lag dem Dichter ferner, als gegen Napoleon aufzuregen, von dem der Bestand Weimars abhing, das nur durch Jahre der Ruhe hergestellt werden konnte, und so durfte er auch seine Kriegsgöttin nicht mit solchen Zügen ausstatten, welche nothwendig auf diesen hindeuteten, er schilderte nur im allgemeinen die zerstörende Gewalt der Kriegsfurie.

Noch weniger, als eine solche Verletzung Napoleons durfte er das deutsche Gemüth durch die entfernteste Anspielung aufregen, daß Napoleon der Beschützer des Rheinbundes und somit auch der oberste Gebieter Weimars, daß in demselben Manne, der den Eroberungskrieg in Deutschland entflammt hatte, jetzt die Macht, Weisheit und Gerechtigkeit des deutschen Herzogthums zu verehren sei. Und doch wäre dieses der Fall, wenn Goethe die Majestät wirklich sprechen ließe:

Fromm erflehet Segen euch von oben;
Aber Hülfe schafft euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Die Worte „und vertilget — auftrat" können einen nothdürftigen Sinn nur dann gewinnen, wenn man mit von Loeper annimmt, die Kriegsgöttin und die Majestät stellten sich als verschiedene Seiten derselben Macht dar, beide deuteten auf Napoleon als Kriegshelden und als weise und gerecht waltenden Kaiser und

Beschützer des Rheinbundes. Aber nicht allein hätte eine solche auch noch so feine Hindeutung (und die nach diesen Worten sich herausstellende wäre so scharf und bestimmt, daß sie nicht verkannt werden konnte) den Hof und alle Weimaraner schmerzlich treffen müssen, sondern Goethe empfand auch wirklich, durch die Abhängigkeit von Napoleon habe Norddeutschland die Freiheit verloren, nach welcher jeder sich soweit als möglich ausbilden könne und jeder nach seiner Art beliebig das Rechte thue, wie er an Zelter schrieb. Auch steht diese Deutung mit der klaren plastischen Anschaulichkeit der Allegorie in Widerspruch, ja sie zerstört diese völlig. Höchstens hätten die Kriegsgöttin und die Majestät als Schwestern erscheinen können, während Goethe als solche die Majestät und den Frieden darstellt. Ja, hätte dieser wirklich die Kriegsgewalt und die Herrschergewalt als Ausflüsse derselben Macht sich gedacht, so würde er dies entschiedener betont haben als in einer solchen an ihrer Stelle überraschenden, weil durch nichts entfernt vorbereiteten Aeußerung.

Wir glauben, den Dichter von allen diesen Wunderlichkeiten durch eine leichte Textverbesserung befreien zu können, indem wir „jenes“ statt „meines“ schreiben; „jener Fuß, der gewaltig auftrat“, ist eben der Fuß der Kriegsgöttin. Die Verwechslung dieser beiden Wörter durch den Abschreiber oder den Setzer, wenn es nicht gar eine Schlimmbesserung des Correctors des ersten Druckes (im Oktober 1807 im „Morgenblatt“) sein sollte, ward durch das folgende „meiner Macht und meinem Glück“ veranlaßt, oder es war ein Hörfehler, da Goethe das Vorspiel wohl diktirte. Eine Bestätigung des unglücklichen „meines“ darf man nicht etwa darin suchen, daß die Kriegsgöttin und die Majestät von derselben Schauspielerin dargestellt wurden. Goethe wollte eben zu diesem Vorspiel so wenig Schauspielerinnen als möglich verwenden, um sich der Darstellung in einem Geiste zu versichern, und so wurden auch die Flüchtende und der Friede durch dieselbe Schauspielerin gegeben, die man doch nicht, wie es bei der Kriegsgöttin und der Majestät allenfalls möglich wäre, unter einem Begriffe wird vereinigen wollen.

Goethe hatte sich persönlich nach den Unglückstagen Weimars bald wieder gefaßt; die gerade gleich darauf erfolgende Trauung

mit Christiane Vulpius hatte ihm ein behaglicheres Leben gegeben, und hielt er sich zunächst auch in engerm Kreise, besonders in dem Hause der edlen, bildungsreichen Johanna Schopenhauer, so war er doch im nächsten Frühjahr mit dem Hofe und den durch Bildung und Geist hervorragenden, ihm seit lange befreundeten Damen wieder in nähere Verbindung getreten. Zwar litt er körperlich, aber sein Geist war so frisch geweckt, daß er mit großem Glücke mehrere Erzählungen der „Wanderjahre" ausführen konnte. Dieselbe frische Schaffenskraft des in Karlsbad auch körperlich wiederhergestellten Dichters*) bekundet auch unser Vorspiel, das von Loeper mit Recht nach Form und Gehalt den bedeutsamsten Erzeugnissen unserer Literatur zuzählt, „in welchen die deutsche Sprache einen Triumph feiere, da sie markig und edel gebildet, und doch leicht verständlich und natürlich in antiken Trimetern einhergehe, ohne zu antikisiren und je zu undeutschen, gekünstelten und ungelenken Wendungen zu greifen". Man fühlt, wie der Dichter die Sprache als gewaltiger Meister beherrscht, und aus voller lebendiger Anschauung und frischer, warmer Ueberzeugung schöpft, wenn er sich auch der allegorischen Darstellung bedient, die so leicht in kühle und kahle Nüchternheit verfällt.

Am Anfang erscheint die Kriegsgöttin, keine Pallas, sondern eine Kriegsfurie, in dem ihrem grausen Wirken entsprechenden Gewitterdunkel an einem auf das folgende Erscheinen der Flüchtenden berechneten Orte; die Szene ist eine waldige Gegend, in welcher sich auf den Seiten hohe waldbedeckte Felsen erheben, zwischen denen sich im Hintergrund der Meeresstrand zeigt. Der ferne Donner deutet auf den in der Ferne wüthenden Krieg. Die Göttin stürmt mit ihrem gezogenen Schwert heran, dem kein Sterblicher widerstehen kann, ähnlich wie die schillersche Jungfrau; wo sie erscheint, herrscht, wie sie selbst sagt, sofort Nebelnacht, nur der weithin den Himmel durchzuckende Blitz, ihre Fackel, leuchtet zur Flucht. Als darauf Blitz und Donner näher kommen, rühmt sie sich, daß Schaaren Gefallener von ihrem Schwerte schon hingemähet seien, sie aber

*) Sein Schwager Vulpius schreibt am 4. Oktober an Nic. Meyer: „Goethe ist gesunder zurückgekommen und ist jetzt munter und wohl."

schreite immer weiter vor, auf ihr Glück vertrauend, das sie bisher stets begleitet habe. Ein treffender Zug ist es, daß die Kriegsgöttin das blinde Vertrauen auf das Glück hat, welches alle großen Eroberer beherrscht, wobei aber eine besondere Beziehung auf Napoleon und den ihm zur Seite stehenden „Gott der Schlachten“ fern liegt. Darauf beschwört sie den immer näher kommenden Blitz und Donner, welche sie selbst längst von ferne „verkündet“ hatten, ihr Werk zu verrichten, dann auch das Hagelwetter, das alles wegschwemmen soll.

Die Noth der allgemeinen Kriegsverwüstung kann der Dichter nur persönlich schildern; er wählt dazu eine Flüchtende, welche das fürchterliche Unheil mit tragischer Gewalt ausspricht. Sie ist mit vielen dem schrecklichen Mord und der Verwüstung entflohen, aber die Angst hat sie blind fortgetrieben, ohne der andern und des Weges zu achten, und so ist sie in diese Felsenschlucht gerathen, in welcher die hohen waldbewachsenen Felsen und hinten das Meer ihre Flucht hemmen. Ja, die durch den Sturm wild aufgeregte Flut scheint sie wegzustoßen und zu den Ihrigen zurückzutreiben, weil sie diese beim schrecklichen Untergange nicht habe verlassen dürfen; aber leider ist es ihr unmöglich, jetzt zu diesen zurückzukehren, wo das blutgetränkte Schlachtfeld sie von ihnen trennt. Da es unterdessen ruhiger geworden, der Blitz erloschen ist, der Donner nur noch aus weiter Ferne grollt, ergreift sie mit sehnsüchtiger Wehmuth der Gedanke an das hingeschwundene stille, doch so reiche, früher nie nach Gebühr gewürdigte Familienglück. Ach, da sieht sie in der Ferne den Segen der Aernte hoch in die Lüfte lodern, und lebhaft stellt sie sich vor, wie die reich gefüllten Scheuern und die Speicher, vom Brande verzehrt, in Schutt und Asche sinken. Der Ausdruck ist hier ganz eigenthümlich bezeichnend und malt mit der lebhaft Alles gegenwärtig vor sich schauenden und es in Worten scharf ausprägenden Leidenschaft des Schmerzes. Der Donner kommt wieder etwas näher. Da denkt sich ihre Angst, das Schreckliche, was sie einmal erzählen gehört, sei eben in ihrem Dorfe geschehen, das gewaltig alles erschütternde Toben der Elemente habe selbst den stillen Ruheplatz der geliebten Todten aufgewühlt und die theuren Leichen weggeschwemmt, so daß sie jetzt gleich denen, die durch die Flucht dem Tod entflohen, von ihrem gewohnten Auf-

enthalt in die Irre getrieben werden. Immer näher rückt der Donner, das fürchterliche Wetter wüthet jetzt in der Nähe fürchterlicher als je; Land und Meer werden vom wilden Sturme bewegt. Daß der Boden erbebt, kann eigentlich vom Sturme nicht gesagt werden, wenn derselbe auch gewaltig darüber hinfährt; es schwebt dabei die Erschütterung von Kanonenschüssen vor, wie sie Goethe selbst erlebt hatte. In der leidenschaftlich ängstlichen Aufregung fühlt die Flüchtende sich selbst auf dem zitternden Erdboden schwanken, aber trotz ihrer äußersten Bedrängniß fällt sie nicht ohnmächtig hin, sie hat Kraft genug, ihr Herz in brünstigem Gebete zum Himmel zu erheben, ob dieser sich ihres unermeßlichen Unglücks erbarmen wolle. Da erinnert sie sich, mit welchem Vertrauen, mit welcher Freude sie einst als Jungfrau zu Gott gefleht und in Jubelliedern ihren Dank ergossen habe: aber jetzt scheint sein Vaterauge sich abgewandt, sein Antlitz mit dem Lichtglanz seiner Sterne in dunklen Wolken wie hinter verhüllenden Teppichen sich ihr entzogen zu haben; ja, sie beginnt an Gottes Allmacht zu verzweifeln, fürchtet, die wilden Naturkräfte wütheten gegen seinen Willen, um die Erde zu zerstören und alle ihre Bewohner zu vernichten, wovon das starke, von Raubthieren hergenommene „zerknirschen" steht. Da der Donner indessen ganz nahe gekommen, der Sturm noch zugenommen, bricht sie in den Weheruf des Entsetzens und der Verzweiflung an aller göttlichen Hülfe aus. Immer toller rasen die Elemente. Das Meer erhebt sich so hoch, daß es auf den am Fuße der Felsen sich hinziehenden Wald sich ergießt und fast flammenartig sprüht, während die Blitze die Gipfel der höchsten Wälder durchzucken und sie hinzuschmelzen scheinen, endlich aber wie ein Strom (Wasser und Blitz scheinen eines die Natur des andern angenommen zu haben) auf die Erde sich ergießen, die nur Verzweifelnde trägt. Der Dichter hat in dieser Jammerklage eine Gewalt der Sprache entfaltet, welcher selbst bei ihm wenig Aehnliches an die Seite zu stellen ist. Beim Einschlagen des Blitzes fällt die Flüchtende betäubt nieder (was freilich durch eine szenarische Bemerkung angedeutet sein sollte), während am Himmel in einem Sternbilde der Namenszug der Herzogin „als ein Wunder- und Trostzeichen" erscheint.

War es ja die Herzogin, die Großmutter unserer Kaiserin, die

in der höchsten Noth durch ihr muthiges, echt fürstliches und wahrhaft hehres Auftreten Napoleons aufblitzenden Zorn entwaffnete und Weimars Untergang verhütete, die, da sie „den Glauben in der tiefsten Brust nährte“, wie es in „Des Epimenides Erwachen“ heißt, „unter Glut und Mord und Rauben das Verderben abwehrte“. Der durch das Sternbild angedeutete im allgemeinen Verderben sich bewährende rettende Muth der Fürstin bildet den geraden Gegensatz zu der an Gott und Welt verzweifelnden, zuletzt zusammenbrechenden Flüchtenden, und zugleich den Uebergang zu dem zweiten heitern Theile, dem eigentlichen Gegenstande des Festspiels.

Bildet im ersten Theile das Unglück der Verwüstung den Hauptpunkt, so hier das Glück des hergestellten Friedens, als dessen Gleichniß die so lang ersehnte, endlich an der Hand des Gatten heimkehrende Großfürstin dargestellt wird, wie der mit allgemeiner Theilnahme aus vollem Herzen ihr bereitete Empfang als Vorbild jenes unabläßig regen Strebens und Wirkens aller erscheint, welches den neu zu begründenden Wohlstand und wahres Bürgerglück schafft. Wie in der ersten Szene die Kriegsgöttin die Verwüstung und die verzweifelnde Noth bereitet, so ist es hier die alles mit Weisheit und Gerechtigkeit zum Besten lenkende Herrschermacht, welche als nothwendige Bedingung des sichern Friedens und der Wiederherstellung des zerrütteten Landes erscheint. Sie tritt an der ihr gebührenden Stelle, im Thronsaale, wie es hier heißt, im „königlichen Saale“, in der ihr eigenen Tracht, dem Krönungsornat, mit Zepter, Krone und Königsmantel, auf. Bewegt die erste Scene sich im tragischen Trimeter, den der Dichter schon bei dem Anfange seiner „Helena“ und in den beiden frühern Vorspielen angewandt hatte*), so spricht die Majestät ihre Antrittsrede in fünffüßigen Trochäen, einem ruhigen, ernst würdigen Maaße, dessen Goethe sich hier zuerst auf der Bühne bedient, während er es in erzählenden Gedichten seit 1775 mehrfach angewandt hatte. Bereits in „Paläophron und Neoterpe“ traten vierfüßige Trochäen neben jambischen Trimetern auf; in ihnen läßt Goethe den Frieden seine anmuthige Schilderung

*) Vgl. meinen Aufsatz „Der Text des zweiten Theiles von Goethes Faust in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ XV, 438 f.

des festlichen Empfanges sich ergießen, wogegen er zu den Reden der Majestät den um einen Trochäus längern, daher feierlichen Vers wählte, nur im Gespräche zum Trimeter zurückkehrte. Die Majestät gibt sich gleich als die mit Weisheit ausgestattete Macht zu erkennen, welche überall schon durch ihr bloßes Auftreten sich Vertrauen erwirbt, wie dagegen vor der rohen Gewalt alle flüchten. Hiermit spricht sie entschieden den Gegensatz zum vorigen Auftritt aus, ja die Aufeinanderfolge ist bestimmt ausgedrückt. Wir glauben, daß in den Worten:

Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen,

nichts weniger angedeutet ist, als daß die zerstörende Kriegsgewalt ebenso der Ausfluß der höchsten Souveränetät sei wie deren ordnende und schützende Macht. Gewalt und Macht sind keineswegs dem Dichter gerade Gegensätze; die eine bewältigt und zerstört, die andere gebietet und leitet. Nachdem die Majestät sich als weise Herrschaft bezeichnet und die Verehrung ausgesprochen hat, welche die Menge aus der tief in der Menschenbrust liegenden Neigung zur Ehrfurcht, die Goethe später einmal als Erbtugend des Menschen bezeichnet, ihr entgegenbringt, geht sie darauf über, daß nicht allein der König, sondern auch jeder Bürger an seiner Stelle förderlich wirken könne. Zunächst schildert sie die Macht des Künstlers über die Natur, wobei sie das Beispiel vom Baumeister hernimmt, der so mächtige Werke aufzuführen verstehe, daß man ihn mit dem Schöpfer der Welt zu vergleichen wage. So kann jeder an seiner Stelle wirken; nur auf das Wollen und Können kommt es an, das sich freilich nicht immer verbindet: oft fehlt das eine oder das andere, das Können aber vermag ein Jeder sich zu verschaffen, der sich in dem seinen Anlagen gemäßen Kreise redlich bemüht. Als Beispiel, wie jeder auch im kleinsten zu wirken vermöge, dient der Weber, dessen Kunst so wenig verächtlich ist, daß die Gottheit selbst in ihm ein Gleichniß ihres eigenen Schaffens erkennt (man vergleiche die Aeußerung des Erdgeistes im „Faust" vom Webstuhl der Zeit), und auch nach außen so nützlich und erfreulich wirkt. Eine und dieselbe Thätigkeit ist es, die überall in der Natur und der Menschheit

wirkt, ja es ist ein Abglanz der Gottheit, wobei man sich der am Anfang des „Faust" vorschwebenden Lehre vom Makrokosmus erinnere. Mit einem raschen Uebergange fordert nun die Majestät die Zuschauer auf, jeder von ihnen möge jetzt freudig die zu frischem Wirken und zur Herstellung des Zerrütteten Rückkehrenden empfangen, wobei die zum Bestehen des Staates nöthige Unterordnung hervorgehoben wird, der seine höchste Spitze in dem Fürsten habe, wie die Stadt in ihrem gewählten Aeltesten, die Familie im Hausvater. Zieme es sich auch, auf Gottes Segen zu hoffen, so müsse doch jeder an seiner Stelle redlich arbeiten*), das Zerstörte wieder herzustellen, den Wohlstand neu zu gründen, und durch weises, verständiges Wirken sich an dem durch die Majestät ermöglichten Bürgerglücke zu betheiligen.

Aber die Herrschaft bedarf zu ihrer gesegneten Wirksamkeit der äußern Ruhe. So tritt denn jetzt der endlich wiedergekehrte Friede zu der Majestät, welche diese (die sich als ihre Dienerin bekennt, insofern alles sich jener unterordnen muß) als gleich berechtigte Mitherrscherin, als ihre Schwester anerkennt. In ihrer Umarmung ist das Glück des Landes nun wieder fest begründet. Die Majestät hat in Weimar nie gefehlt, da sie, auch während der Abwesenheit des Herzogs, von dessen Gattin so würdig vertreten war, aber den äußern Frieden sammt dem Wohlstand hatte der Krieg schrecklich zerstört; dieser mußte zurückkehren, was gerade durch den Einfluß der Majestät geschah, wie das Sternbild am Ende der ersten Szene andeutete. Der Friede berichtet nun mit heiterer Lust den jubelnden Empfang bei der Rückkehr der allgeliebten Großfürstin, an welchem der neuliche von verehrender Liebe und frohem Stolze gefeierte Einzug ihrer Tochter, der Kaiserin Augusta, in ihre Geburtsstadt Weimar wieder erinnerte. Dieser Bericht wird aber auf echt dramatische Weise belebt, so daß wir erst allmählich (die Fragen der Majestät bilden dabei geschickt den Uebergang) Veranlassung und Zweck des Jubels erfahren. Sehr glücklich beginnt sie mit der freudig bewegten Schilderung, wie alle Bürger dieser Stadt, welche die Künste immer liebevoll gepflegt habe, heute in vereinter Thätig-

*) Das Sprichwort lautet: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott."

keit mit vollem Herzen wetteifern. Die Majestät, die von dem, was sich eben begeben hat, nichts weiß, rühmt eine solche Thätigkeit als den Grundstein jedes staatlichen Wohlseins; sie müsse eben aus eigener Seele fließen, da der Staat sie durch Belohnungen nicht überall zu wecken vermöge, aber es bedürfe dieser auch nicht, da sie ihren Lohn in sich trage. Nur ein solcher thatkräftiger Sinn befähige auch zu gedeihlichem öffentlichen Wirken, mache den wahren Patrioten, der seiner Gemeinde vorzustehen und so das Wohl der Gesammtheit zu gründen vermöge. Hier tritt Goethes Ueberzeugung von der wahren politischen Wirksamkeit in reiner Klarheit hervor. Der echte Patriotismus schien ihm darin zu bestehen, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirke, wodurch er erst die Fähigkeit erhalte, das Gemeinwohl zu fördern; denn wer in seinem eigenen Hause kein gutes Regiment führe, wer in seinem beschränkten Kreise nicht wirke, könne noch weniger der Gemeinde vorstehen, wie er denn auch noch später, als Weimars Großherzog aus freier Bewegung eine Verfassung dem Lande gegeben hatte, nur den „guten Wirth" zur Vertretung beim Landtage für tauglich erklärte. Den alten Spruch Luthers, wenn jeder seine Lektion lerne, so werde es gut im Hause stehen,*) erweiterte Goethe zur Ansicht, daß nur ans tüchtigem, allseitigem Wirken eine würdige Gemeindeverwaltung hervorgehe, daß ein auf redlicher Thätigkeit beruhendes Familienleben die nothwendige Voraussetzung jedes geordneten Gemeindelebens sei, das wieder die Grundlage des Staates bilden müsse. Und dieser Grundsatz bleibt ein unerschütterlicher Fels, auf dem auch unser neues deutsches Reich für und für ruhen möge, das seine volle Kraft im geordneten Familien-, Gemeinde- und Staatenleben finden muß.

Treffend hat von Loeper hierbei auf ein vor zehn Jahren an Goethes Geburtstag gesprochenes Wort Palmerstons erinnert: „Unser Patriotismus muß, wie unsere Mildthätigkeit, zu Hause beginnen. Ein Mann muß vorher sein Heimatshaus und seine Fa-

*) Vgl. Goethes Verse „Bürgerpflicht" vom 6. März 1832. Im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung" heißt es, der Patriotismus bestehe darin, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts wahre, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe. Auch Bürger bezieht sich auf Luthers Spruch in der „Antwort an Göckingk" (1777).

milie lieben, dann seine Stadt und seinen Bezirk, und wenn er dann seine Grafschaft liebt, so liebt er sein Vaterland." Goethe war weit entfernt, vom Haß und Widerstreben gegen Napoleons damals unangreifbare Macht Heil und Glück zu erwarten, abgesehen davon, daß seiner Natur jeder gewaltsame Umsturz des Bestehenden und jedes aussichtslose Bekämpfen der begründeten Macht zuwider war; er glaubte mit seinem Herzoge und dem Geheimerath von Voigt, der mit ihm sich eingehend berieth, es gelte zunächst die Wiederherstellung des Landes. „Ueber die höhere Politik habe ich mich zufrieden gegeben, und mich getröstet, daß nichts verabsäumt ist von der staatsdienenden Klasse," schrieb Voigt gleich nach den Unglückstagen Weimars. Der Herzog wünschte nur noch ein Dutzend Jahre mit diesem vortrefflichen Staatsmanne zusammen zu leben, um die Wunden vielleicht leidlich heilen zu können, die dem Lande geschlagen worden, und so unternahm er schon im Juli 1808 eine Umgestaltung der Landesverfassung, welche „das alte Gute mit dem neuen Zustande der Dinge und den Lehren des Zeitlaufs vereinbaren, nach so mancher Weltzerrüttung auch im Innern eines jeden speziellen Vaterlandes ein Ganzes zusammenhalten" sollte. So war also Goethe in dem politischen Ziele mit dem Herzog und dessen leitendem, ihm befreundetem Saatsmanne vollständig einverstanden, auf das er auch in unserm Vorspiele hinzudeuten nicht unterlassen konnte. Und so stellt er hier das begeisterte Zusammenwirken beim Empfange der Großfürstin als Sinnbild jenes Bürgerlebens auf, das allein den Staat wiederherstellen könne. Der Friede erkennt die Wahrheit jenes von der Majestät ausgesprochenen Grundsatzes an, und bezeichnet ein solches Wirken, diesen echten Bürgersinn, als Grundstein des Staates, geht aber sodann zu einer anmuthig belebten Schilderung des heutigen Festjubels über.*) Dadurch, daß die Majestät meint, es handle sich um ein Friedensfest, bei welchem sie auch einen leidenschaftlichen Erguß der Freude nicht tadeln mag, gewinnt der Dichter den Uebergang zur Großfürstin, welcher der Empfang gegolten habe. Der Friede bezeichnet diese,

*) Den wirklichen Empfangsjubel hat er hier vortrefflich beschrieben, wie Vulpius in dem angeführten Briefe an Meyer bemerkt.

welche heute mit ihrem gleich jungen und hoffnungsvollen Gemahl wie eine Leben spendende und segnende Gottheit zurückkehre, als sein ausdruckvollstes Abbild. So ist ihre Rückkehr ein Friedensfest.

Aber auch die Majestät muß noch ihren innigsten Antheil an diesem Feste bekunden, und den übrigen fürstlichen Personen darf ihre Verehrung nicht entzogen werden. Zunächst bemerkt sie, je größer Schmerz und Trauer bei der Entfernung der Großfürstin gewesen, um so größer seien bei der Rückkehr die Freude und der Jubel, und sie fordert den Frieden auf, alle heute zurückkehrenden und sich in Weimar wieder zusammenfindenden Fürstlichkeiten mit ihrer Macht zu schützen, insofern der Friede eben nur eine Dienerin der Majestät ist. Eigentlich waren an diesem Tage nur das erbprinzliche Paar und der Herzog zurückgekehrt, aber auch die Herzogin und die Prinzessin Karoline erst wenige Tage vorher angekommen. Das segensvolle Wirken der Herzogin war am Schlusse der ersten Szene gefeiert worden; ihr mußte am Ende des Ganzen eine ähnliche Erscheinung entsprechen. Die Majestät gedenkt zuletzt noch der vor wenigen Monaten hingeschiedenen Herzogin-Mutter, wobei im Hintergrunde in einem Sternbild der Anfang ihres Namens sich zeigt, umgeben von den Anfangsbuchstaben der Namen der sämmtlichen Mitglieder der herzoglichen Familie. Ihre letzten Tage waren durch das Landesunglück und den Tod eines geliebten Bruders getrübt; aber jetzt steht ihr Andenken in reiner Glorie, ihr Name lebt in ewiger Erinnerung, hochverehrt von den Ihrigen und dem Lande. Möge ihr Andenken, wie sie selbst früher, wo sie stets den Ihrigen und dem Lande sich wahrhaft mütterlich erwiesen, immerfort wirken und lehren, wie sie, mit rein menschlichem Sinne zu genießen, aber auch, wie sie früh gelernt, zu entbehren, zu hoffen und zu leiden bis zum letzten Lebenshauche, vor allem auch männlich kräftig sich zu zeigen, was gerade in letzter Zeit unumgänglich nöthig gewesen. Auch der Anfang der Regierung der hingeschiedenen Herzogin war sehr schwer gewesen, da das Land damals, wo sie als jugendliche, fast noch kindliche Wittwe ihm vorstand, vom siebenjährigen, Kriege zu leiden hatte. So tritt also hier zum Schlusse die segensreiche Wirkung der Herzogin-Mutter hervor, deren Geist auf ihre Nachkommen forterben möge. Das Vorspiel feiert demnach außer der Großfürstin,

der künftigen Herzogin, ihre beiden Vorgängerinnen, die hingeschiedene und die regierende, welche das Land vor kurzem gerettet, also gleichsam den Schutzgeist des Landes in seinen Fürstinnen, deren jüngste zu allgemeinem Jubel eben zurückgekehrt ist, fordert aber zugleich die Bürger zu eifrigem Bestreben auf, im Verein mit dem Fürstenhause durch rastloses Wirken den aus dem Krieg geretteten Staat wieder zu Wohlstand und Macht zu erheben. Hierdurch erhält die glücklich ausgeführte, gedankenvolle Dichtung ihre zusammenschließende Einheit.

II.

Gar traurige Zeiten waren es, welche die Rheinbundstaaten unter Napoleons Oberherrschaft verlebten, der, nachdem er Deutschland zersprengt hatte, nur darauf sann, sie allmählich sich ganz einzuverleiben, wozu jede Auflehnung ihm ein willkommenes Mittel bot, während sie, so lange sie den aufgezwungenen Gehorsam leisteten, zur Bekämpfung Preußens und Oesterreichs, deren endlicher Untergang oder völlige Unterwerfung ihm nur eine Frage der Zeit schien, erwünschte Bundesgenossen waren. Das Streben jedes wohldenkenden Staatsmannes mußte bei dieser bedauerlichen Lage der Sache, besonders da man nicht ermessen konnte, wie weit Napoleons Ehrsucht sich vermessen würde, zunächst darauf gerichtet sein, die unter den gegebenen Verhältnissen mögliche Entwicklung des bürgerlichen und staatlichen Lebens zu fördern, ohne, wie sehr das Herz auch nach deutscher Unabhängigkeit und würdiger Machtstellung des gesammten deutschen Volkes verlangen mochte, auf Pläne zur Abschüttelung des fremden Joches sich einzulassen, welche vorab ohne alle Aussicht schienen. Preußen und Oesterreich waren niedergeworfen, und mochte auch eine Erhebung beider in sicherer Aussicht stehen, ein gemeinsames Handeln schien bei der herrschenden Zwietracht kaum zu erwarten, Krieg des einen oder des andern ohne Aussicht und dazu verderblich für die Rheinbundstaaten, die sich am Kampfe betheiligen und, besonders die Preußen und Oesterreich nahe liegenden, unter ihnen vor allem Weimar, durch die Kriegszüge leiden mußten. Rußland stand mit dem französischen Eroberer im

besten Vernehmen, so daß von ihm keine Hülfe erwartet werden konnte. So schien jeder Auflehnungsversuch in den Rheinbundstaaten nur zu völliger Zertrümmerung und Unterwerfung zu führen.

Im Herzogthum Weimar stimmte Herzog Karl August darin mit Goethe und Voigt überein, daß es zunächst gelte, die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, die Entwicklung und Belebung des Wohlstandes zu fördern. Deshalb beeilte er sich, die drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach zu vereinigen, die Rechte der Stände förderlich zu erweitern, durch neue Städteordnungen die Bildung eines selbständigen Bürgerthums zu beleben und das Land durch Verbesserungen in jeder Art der Verwaltung zu erleichtern. Der Entwurf zu einer neuen Verfassung wurde schon am 9. Januar 1809 den jetzt zum erstenmal vereinigten Ständen der drei Landschaften vorgelegt. Während Karl August so zunächst das Wohl seines Landes im Auge hielt, konnte sein für das große deutsche Vaterland rastlos thätiger Geist nicht unterlassen, im geheimen deutsche Gesinnung, Haß gegen den auf Deutschlands Zertrümmerung sinnenden Tyrannen und Hoffnung auf endliche Befreiung zu nähren. Zu diesem Zwecke nahm er von Müffling, der 1806 mit ihm den Rückzug gemacht hatte, in seine Dienste. Er stellte ihn als Vicepräsidenten des neuen Landschaftskollegiums an; dessen geheime vaterländische Thätigkeit blieb selbst Goethe und Voigt unbekannt, da der Herzog wußte, wie wenig beide der von Weimar aus insgeheim in ganz Deutschland betriebenen Aufregung der Geister geneigt waren, die, wenn sie irgend verrathen wurde, die fürchterlichste Rache Napoleons gegen den Herzog und sein Land entflammt haben würde. Goethe widmete sich mit vollem Eifer der Oberaufsicht der ihm untergebenen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und er förderte die Früchte seines nie ruhenden Geistes, die dem Vaterland zur Hebung und zum Ruhme gereichen sollten. Auch ein deutsches Volksbuch schwebte ihm im Sommer 1808 einige Zeit vor; er besprach sich darüber mit Riemer, doch kam er nicht über den allgemeinen Plan hinaus. Schwer empfand auch Goethe die Demüthigung, die Napoleon zu Erfurt den deutschen Fürsten auflegte, und die Nöthigung des Herzogs zu kostbaren, das Land drückenden, ja auf die Verhöhnung deutschen Volksthums deutenden Festen:

aber wer durfte den Zorn des Allgewaltigen reizen! Am wenigsten der Herzog, dessen Namen er schon einmal fast aus der Reihe der deutschen Fürsten gelöscht hätte.

Im März 1809 erfüllte der Aufruf des Kaisers von Oesterreich an sein Volk und ganz Deutschland den Dichter mit schweren Sorgen, da er davon die traurigsten Folgen voraussah, an eine allgemeine Erhebung nicht zu denken wagte. Die weimarischen Jäger mußten nach Tirol ziehen. In Jena, wo Goethe sich an die Geschichte der Farbenlehre hielt, empfing er die Nachricht von der Einnahme Wiens. Während der Krieg seine blutige Ernte im Kaiserstaate hielt, begann er die Ausarbeitung der tragischen Geschichte der „Wahlverwandtschaften". Der unglückliche Zug des Königs von Westfalen brachte Weimar in solche Gefahr, daß Goethe in ängstlicher Sorge von Jena dorthin zurückeilte. Kurz nach der Beendigung seiner „Wahlverwandtschaften" sah sich Oesterreich zum Frieden gezwungen, welcher ihm schwere Verluste auflegte und ihm das treue Tirol entriß, das durch deutsche Truppen niedergeworfen wurde. Hofer starb den Heldentod deutscher Treue. Entsetzt wandte sich Goethe von den traurigen politischen Zuständen ab, deren Besserung in naher Zeit nicht zu erwarten stand. Auch von einer Erhebung Preußens hoffte er kein Heil. Gegen dieses war er sehr verstimmt; es verfolge bloß seine eigenen Pläne, meinte er, ohne des Wohles der kleinen Staaten zu achten, die nur im Anschlusse an Preußen ihre Kraft fänden; „ganz anders würde es stehen, hätte man in Deutschland immer redlich für sich und die Seinigen und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt". Mit warmer Liebe hing er an seinem Fürstenhause, für welches die im Januar 1810 sich entscheidende Verlobung der Prinzessin Karoline mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin ein erfreuliches Ereigniß war. Durch die Dichtung zweier Maskenzüge zu den Geburtstagen der Herzogin und der Großfürstin suchte er dies würdig zu feiern; was Weimars Fürsten von jeher für die Pflege der Dichtkunst gethan hatte, hob er hier hervor und deutete an, wie auch der jetzige Hof dem Beispiele der Vorfahren würdig gefolgt sei.

Statt der von den begeisterten Vaterlandsfreunden ersehnten Vereinigung Preußens und Oesterreichs gegen Frankreich mußten

sich beide mit diesem gegen Rußland verbinden, da es in Folge der Einverleibung Hollands, Oldenburgs und aller Rheinbundstaaten bis zur Mündung der Elbe zwischen dem West- und dem Ostkaiser zum Bruche gekommen war. Als die ungeheuren nach Rußland ziehenden Schaaren Weimar überschwemmten, scheint Goethe die erste Ahnung einer Wendung von Napoleons Schicksal aufgegangen zu sein; denn auf die Aeußerung der Furcht über die Verheerung, welche diese Heere bei ihrem Rückmarsche anrichten würden, erwiderte er: „Wartet erst ab, wie viele davon wiederkommen werden!“ Um nicht Zeuge der unaufhörlichen, das Land erdrückenden Durchzüge zu sein, eilte er früher als gewöhnlich nach Karlsbad. Dieses genoß damals das Glück, zum erstenmal den Kaiser von Oesterreich, in Begleitung seiner kaiserlichen Tochter, die vor zwei Jahren als angetraute Braut Napoleons nach Frankreich gezogen war, bei sich zu begrüßen. Goethe konnte nicht umhin, wie er vor zwei Jahren die Anwesenheit der österreichischen Kaiserin im Namen der Bürgerschaft gefeiert hatte, jetzt den Besuch von Frankreichs Kaiserin, die Napoleons Throne einen Erben geschenkt hatte, an der Seite ihres kaiserlichen Vaters durch seine Muse zu begrüßen. Dabei mußte er ihres Gatten, des jetzt mit Oesterreich gegen Rußland verbündeten Weltherrschers, der sich ihm selbst anerkennend geneigt bewiesen hatte, in Ehren gedenken. Aber wie hoch er ihn auch als Hersteller Frankreichs, als genialen Weltherrscher, als Helden und Günstling des Schicksals feiert, was er von ihm vor Allem erwartet, ist die Herstellung des Weltfriedens, wie wenig er auch an die Erfüllung dieses Wunsches schon damals denken mochte. Durfte er auch nicht im geringsten hoffen, daß sein Wunsch von Einfluß sein, ja diesem nur bekannt werde, so wollte er doch nicht die Gelegenheit vorbeigehen lassen, sein sehnlichstes Verlangen nach Frieden auszusprechen, als dessen Pfand er die Geburt des Sohnes begrüßte, durch die „das Reich gesichert wie gerundet“ stehe, Napoleon selbst „froh im Sohne sich gegründet fühle“.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden:
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Er selbst gestand, daß er die Gedichte in dieser Zeit nicht ohne Sorge veröffentlicht habe, aber sogar Frau von Stein, die Napoleon auf das bitterste haßte, war mit der feinen Art, wie Goethe in diesen herrlichen Stanzen sich einer so schwierigen Aufgabe entledigt hatte, nicht unzufrieden. Frau von Schiller fand Form und Darstellung sehr schön. Goethe aber meinte, er verdanke das Lob, was ihm von manchen Seiten zukam, mehr seinem guten Glücke als seinem Talente. Natürlich zog ihm von andern Seiten diese in pindarischer Weise die gewünschte Tugend als wirklich vorhanden darstellende und so dazu auffordernde Feier des Welteroberers von den warmen patriotischen Seelen bittern Tadel zu. Aus Moskaus Asche stieg ein paar Monate später der Racheengel auf, welcher den Unterdrücker der Völker, der Europa an seinen Triumphwagen zu fesseln sich vermessen hatte, auf schauerlicher Flucht nach Frankreich zurücktrieb. Aber welche Drangsale hatte Deutschland zu bestehen, ehe der Sturz des neuen Timur ihm gelingen konnte! Goethe, das Kind des Friedens, litt unendlich unter den Wirren und Leiden des nähern und fernern Vaterlandes, besonders da er nicht die Hoffnung hegen durfte, Oesterreich werde seine Eifersucht überwinden und zu dem begeistert erhobenen Preußen als treuer Bundesgenosse stehen. Auch war er über Preußen und das, was er für preußische Anmaßung hielt, nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge nicht wenig verstimmt, dazu in Folge der Aufregung körperlich leidend. Doch glaubte er sich auch in dieser bedenklichen Zeit dem Hofe nicht entziehen zu dürfen. Von des Dichters arger Verstimmung gegen die Preußen zeugt noch die auf böser Erinnerung beruhende spätere Aeußerung in den „Tag- und Jahresheften": „Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig, und nehmen nicht für sich ein." Der Dichter war damals durch die kriegerischen Unruhen so aufgeregt, daß die Seinigen seine Abreise nach Teplitz möglichst be-

schleunigten. Kaum gelang es ihm, mit einem preußischen Passe durchzukommen. Am folgenden Tage warfen die Franzosen die wenigen Preußen aus Weimar. In Meißen wurde Goethe, obgleich er in einen russischen Generalsmantel sich versteckt und die Militärmütze tief ins Gesicht gedrückt hatte, von dem Dichter Fouqué, der sich bei einer Kompagnie Freiwilliger befand, erkannt. Nach dessen Wunsch mußte er seinen Waffensegen auf einen ihm dargereichten Hirschfänger sprechen, was er mit den Worten that: „Zieht mit Gott und alles Gute sei Eurem guten deutschen Muthe gegönnt!“ Zu Teplitz, wo er mit seiner hochverehrten Großfürstin zusammentraf, erhielt er die ersten Andeutungen von einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon, die ihn aber so wenig zu beruhigen vermochten, daß er nur unendliche Verwirrung in nächster Aussicht und keine Bürgschaft unzweifelhaften Erfolges sah. „Der Himmel gebe Friede um tausend und abertausend Ursachen willen“, schreibt er an Zelter, „und dann auch damit wir Leser finden!“ Er hatte diese Jahre über sich in seine eigene Vergangenheit und die Zeiten seiner Jugend geflüchtet, und war eben mit dem dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung“ beschäftigt. Die Welt schien ihm so zerrissen, daß man nicht wisse, wem man angehöre. Auch nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes „verscheuchte ihm die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen jedes Behagen“. Als er auf der Rückreise in Dresden, wohin ihn der Herzog berufen hatte, bei Körner mit Stein und Arndt zusammentraf, reizte ihn die allgemeine begeisterte Zuversicht auf Napoleons nahen Sturz zu heftigem Widerspruch. „Schüttelt nur an Euren Ketten!“ rief er aus. „Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Mit dem Regierungsrath Peucer wettete er sogar um einen Dukaten, daß es nicht zum Kriege kommen, sondern bald Friede sein werde. Als er in Weimar die endlich zu Teplitz abgeschlossene Verbindung gegen Napoleon erfuhr, gerieth er in die bänglichste Spannung, da selbst bei dem günstigsten Erfolge wieder schwere Leiden in Folge des Rückzugs der französischen Armee Weimar drohten. An den Tagen der leipziger Schlacht dichtete er den Epilog zu „Essex“, dessen Verse:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,

ihm später prophetisch schienen, obgleich er selbst damals noch an Napoleons Glück glaubte. Der Herzog trat, sobald er konnte, zu den Verbündeten. Als die Kosaken nach Weimar kamen, schrieb Goethe an ihren Führer, den Oberstlieutenant von Bock, er habe freilich nichts weniger als Kosaken in Weimar zu sehen gewünscht:

Doch als die heilig große Flut
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

Wie wenig aber auch jetzt noch Napoleons Sturz Goethe sicher schien, zeigt sein merkwürdiges Gespräch mit Luden im November. Dieser wurde davon so ergriffen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, und er die innigste Ueberzeugung gewann, diejenigen befänden sich im ärgsten Irrthum, welche den Dichter zu beschuldigen wagten, er habe keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück; er fühlte, daß sein Schweigen bei den großen Ereignissen lediglich eine schmerzliche Resignation gewesen, zu welcher er in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und Dingen sich habe entschließen müssen. Entschieden sprach Goethe gegen ihn den Glauben an die große Bestimmung aus, welche das deutsche Volk noch habe; nur könne, meinte er, kein menschliches Auge die Zeit, wann diese sich erfüllen werde, voraussehen, keine menschliche Kraft sie beschleunigen. Was ihn besonders bei allem Glücke der Befreiung nicht zu wahrer begeisterter Freude gelangen ließ, war seine Trauer, daß Deutschland sich nicht allein zu befreien vermocht hatte, daß es freudig die fremden Völker, von denen vielleicht ihm später selbst Gefahr drohe, als seine Retter begrüßte, daß das eigentliche Freiheitsgefühl noch nicht im ganzen Volke erwacht war, das sich nur freue, sich von diesem Joche befreit zu sehen. Wie schön und groß lautet des edlen deutschen Dichters Wort: „Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über die

ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft." Freilich das Vertrauen auf den jetzigen Erfolg wankte noch oft, ja eines Tages trug er sich mit großen Plänen, den entsetzlichen Kampf abzuwenden, dessen Wechselfälle niemand voraussehen könne*); doch überzeugte er sich bald von der Unmöglichkeit, und meinte dann, man müsse schweigend Gottes moralische Weltregierung anerkennen, da niemand mit sprechen könne.

Der edle Herzog von Weimar, der einen so hervorragenden Antheil an Erweckung und Wachhaltung des deutschen Sinnes, des Hasses gegen den Tyrannen und der Liebe zur unterdrückten Freiheit geübt, zog am 7. Januar 1814 als sächsischer Generalissimus nach den Niederlanden, nachdem Goethe noch an der Hoftafel von ihm Abschied genommen hatte. In Weimar hatten sich Jünglinge und Männer zum heiligen Kampf für das Vaterland gedrängt. Mit ihnen trat Schillers ältester Sohn ein, auch Goethes August ließ sich nicht zurückhalten, aber der Vater wußte den Herzog zu bestimmen, ihn durch einen Auftrag vom Auszug zurückzuhalten. Es war Goethe unmöglich gewesen, bei seiner damaligen unendlichen Reizbarkeit die Sorge um seinen einzigen Sohn neben allem, was ihn drückte und beängstigte, zu tragen. Am Vorabend des Abganges der Freiwilligen, wurde auf einer Privatbühne die Vorstellung von „Wallensteins Lager" mit einer neugedichteten Szene von Goethe geschlossen, in welcher der alte Dichter ein heiteres Wort mit dem herzlichen Wunsche den Scheidenden weihte, daß sie, nachdem sie „das große Werk vollbracht", in alter Liebe und Treue zu den Ihrigen zurückkehren möchten.

Mit gespanntestem Antheile folgte er den Erfolgen der Verbündeten, die am Neujahrstage den Rhein überschritten hatten. Den

*) Vgl. Kiesers Brief an Luise Seidler vom 12. Dezember 1813.

16. Februar schickte er Peucer den Dukaten, den er bei der in Dresden vor einem halben Jahre geschlossenen Wette verloren, mit heitern Versen, worin er gestand, eine „frechere Wette" könne man nicht verlieren; er hatte zur Zahlung einen rheinischen Dukaten gewählt, da man jetzt über dem Rheine fechte. Als die Verbündeten einmal zurückweichen mußten, sprach er den besorgten Wunsch aus, ihr erster Rückschritt möge auch der letzte sein. In dieser Zeit bangen Harrens war er so gespannt, daß er an Schillers Gattin schrieb, äußere und innere Leiden vermischten sich so, daß man kaum wisse, wie man daran sei. Den 11. April traf endlich die Nachricht der Einnahme von Paris, am 15. die von Napoleons Entsagung in Weimar ein. Die Stadt schwamm in Freude. Goethe konnte bei seinem leidenden Zustande nichts zu einer würdigen Feier der Siegesbotschaft auf dem Theater liefern, doch ward bei der Vorstellung der „Zauberflöte" von Papageno ein Lied gesungen, das Tags vorher auf dem Balle der Ressource allgemeinen Beifall gefunden hatte, und alle Zuschauer sangen den Chor mit. Zu seiner Freude hatte er in dieser Zeit des Jubels, wo er nicht ausgehen konnte, den befreundeten Professor der Geschichte Hofrath Sartorius aus Göttingen, in seinem Hause; dieser konnte ihn über die Kräfte und Verhältnisse der Staaten zu einander einsichtig unterrichten und seine Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands, ja Europas und der Welt, durch eine weite und genaue Kenntniß näher bestimmen. War ja der Druck, der so lange auf ihm gelastet hatte, endlich gelöst und die Erwartung auf eine freie, durch den Eingriff anmaßender Fremdherrschaft und die Drangsale des Krieges nicht mehr gestörte Entwicklung fest gegründet. Ein neues Leben mit seinem befreiten Volke lag ahnungsvoll wie ein heiterer Sommertag vor ihm, aber seine Seele war zu tief ergriffen, als daß er seiner Stimmung hätte einen dichterischen Ausdruck geben können, am wenigsten wäre es ihm möglich gewesen, einen zweiten Theil zu „Hermann und Dorothea" zu schreiben, wie man seltsam genug von ihm verlangt hatte. Dagegen freute es ihn, als Ende Januar einer der Mitarbeiter der jenaischen Literaturzeitung, an welcher er lebhaften Antheil nahm und besonders die dortige Beurtheilung der vielen politischen Flugschriften dadurch ermöglichte, daß er dieselben sofort dem Herausgeber zu-

schickte, sich veranlaßt sah, des gerade in neuen Ausgaben erschienenen Gedichts unter den Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland anerkennend zu gedenken. Er selbst hatte sich, als er das Gedicht wieder ansah, gewundert, wie genau noch jetzt, nach so großen Veränderungen, der Sinn passe und zutreffe. Sei das große Werk vollendet, meinte er, könnte man mit Sicherheit ein Gedicht mit Friede schließen, so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet.

III.

Um die Mitte Mai 1814 begab er sich, da er sich nicht weit von Weimar entfernen mochte, zu dem vor kurzem eröffneten nahen Schwefelbade Berka, wo er ein Vorspiel zur Eröffnung des jetzt an die Stelle von Lauchstedt getretenen Theaters zu Halle dichten wollte; dieses sollte zugleich als Todtenfeier des im vorigen November in Folge seiner opferwilligen ärztlichen Thätigkeit am Hospitaltyphus gestorbenen wackern Reil dienen, dem Halle vor allem sein Soolbad und sein Theater verdankte. Eifrig damit beschäftigt, empfing er am 17. Mai durch den mit der Theaterintendanz besonders betrauten Hofrath Kirms einen vom 6. datirten, den 7. an Kirms gesandten Brief mit dem Antrage, ein Vorspiel für das berliner Theater zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten, der etwa in vier Wochen, vielleicht auch früher oder später, in Begleitung des Kaisers Alexander in Berlin eintreffen werde. „Die Gegenwart des Kaisers und die Feier dieser seltenen Freundschaft", bemerkte Iffland, „würde allerdings die Ausführung sehr erleichtern. Da es jedoch nicht positiv gewiß anzunehmen ist, ob der Kaiser mitkommt, und da der Kaiser Franz in dieser Sache so großen Ausschlag gegeben hat, so ist es allerdings nothwendig, seiner auf deutsche Weise zu gedenken und des Kronprinzen von Schweden zu erwähnen." Die Länge des Stückes hänge ganz vom Dichter ab; eine Dauer von zwanzig Minuten werde für ihren Zweck genügen. Da der König nicht gern sich angeredet sehe, so dürfe

dies höchstens am Schlusse geschehen. Kirms ritt sofort nach Berka, um Goethe den so sehr verspäteten Brief zu bringen. Dieser fand die Zeit zur Erfüllung der so plötzlich an ihn herantretenden Forderung zu kurz, lehnte aber noch nicht entschieden ab, sondern versprach, binnen zwei Tagen seine Entschließung ihm schriftlich mitzutheilen. Die ihrem Inhalte nach auf Iffland berechnete Antwort erfolgte am 19.*) Er könne ihm nicht verhehlen, schrieb er an Kirms, daß der freundliche und ehrenvolle Auftrag ihn in eine peinliche Lage versetze, da es ihm wehe thue, „eine einzige Gelegenheit, wie die, welche sich zu Berlin darbiete, zu versäumen", aber wie gern er auch sonst Gelegenheitsgedichte bearbeite, und wie geschwind er sich zu einem solchen entschließe, wovon auch zeuge, daß er eben mit einem von der Badedirektion in Halle verlangten Vorspiel beschäftigt sei, finde er die Sache, nachdem er sie seit vierundzwanzig Stunden nach allen Seiten durchdacht habe, unmöglich. „Vier Wochen sind ein gar zu kurzer Termin; sie wären es nicht, wenn ich mich in Berlin befände oder wenigstens von dem dortigen Theater und den äußern Verhältnissen früher persönliche Kenntniß genommen hätte. Die Wirkung nach Halle und in Halle wird mir leicht .... Die Aufgabe für Berlin ist groß, und ich erkenne in ihrem ganzen Werth die Ehre, die man mir erzeigt, zu glauben, daß ich sie zu lösen im Stande sei. Ich habe den großen Umfang, der gefordert werden kann, schnell durchdacht; aber ich darf keine Erfindung wagen ohne genugsame Zeit und hinreichende Kenntniß. Damit aber dieses nicht eine bloße Ausflucht scheine, so erbiete ich mich,

*) Der Brief ist vom 18. datirt, aber entweder dieses Datum oder das des folgenden Briefes vom 20. muß falsch sein, da im letztern vom „gestrigen Briefe" die Rede ist. Goethe hatte wohl die Zeit von zwei Tagen inne gehalten, den Brief am Morgen des 19. geschrieben, nachdem er volle vierundzwanzig Stunden (Goethe sagt nicht, daß er *seit der Abreise von Kirms* die Sache durchdacht habe) die Entscheidung reiflich überlegt hatte. Dies scheint mir jetzt wahrscheinlicher als die gegen meinen Uebersetzer Thomas Lyster ausgesprochene Ansicht, der zweite Brief müsse vom 19. datirt werden. Freilich könnte man beide Datirungen retten, wenn man bei dem „gestrigen Brief" an die Zeit denken wollte, in der Kirms den Brief erhalten, so daß dieser erst am 19. *abgesandt* worden, aber wahrscheinlicher ist, daß Goethe sich einmal im Monatstage versehen hat.

eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte. Hierzu wäre aber nöthig, daß der Herr Generaldirektor irgend einem geistreichen Manne den Auftrag gäbe, sich mit mir in Rapport zu setzen und mich mit den Persönlichkeiten der Schauspieler und Sänger, den Rollen, worin sie am meisten gefallen, und was man sonst noch für nothwendig hielte, bekannt zu machen. Hierauf würde ich die Erfindung gründen und mich darüber, auch abwesend, mit dortigen einsichtigen Männern vorläufig berathen und so getroster an die Ausführung gehen können." Aber schon bis zum folgenden Tage, wohl in den ihm so fruchtbaren frühen Morgenstunden, war ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, und so schrieb er sofort an Kirms: „Haben Ew. Wohlgeboren etwa schon nach dem Inhalte meines gestrigen Briefes Herrn Generaldirektor Iffland mein Zweifeln und Zaudern gemeldet, so haben Sie die Güte, dem verehrten Mann baldigst anzuzeigen, daß mir sein Auftrag allzuschmeichelhaft gewesen, als daß ich nicht hätte alle meine Kräfte hervorrufen und einen Versuch machen sollen, wie sein Verlangen zu erfüllen wäre. Nun ist mir ein Gedanke beigegangen, der mir der Ausführung nicht unwerth scheint. In einigen Tagen soll der Entwurf abgehen; wird er gebilligt, so können Kleider, Dekorationen, Instrumentalmusik durchaus vorbereitet werden. Die Gesänge schicke ich zuerst, sodann den Dialog. Da alles, was zu sprechen ist, unter viele Personen vertheilt wird, so macht sich keine Rolle stark, sie sind alle [an einem?] Tage zu lernen. Mehr sage ich nicht. Wäre meine gestrige Erklärung schon abgegangen, so bitte ich von der gegenwärtigen eiligen Gebrauch zu machen." Mit leidenschaftlichem Eifer hielt er sich an die Arbeit. Den 22. schreibt er an Voigt: „Das Vergangene und Gegenwärtige durchzudenken, werde ich auf die sonderbarste Weise veranlaßt; der Generaldirektor Iffland verlangt von mir ein Vorspiel zur Feier der königlichen Wiederkunft. Es will sich nicht recht ziemen, es abzuschlagen." Der an demselben Tage an Riemer geschriebene Brief ist bisher nicht gedruckt. Am 24. sandte er das in Folge seines Auftrages, der ihn erst erschreckt, denn aufgeregt habe, entworfene, schon vor zwei Tagen fertig gestellte, jetzt

ins Reine geschriebene Programm, über welches er sich Ifflands einsichtigen Rath erbat, der darnach, wenn es Beifall finde, Dekorationen, Kleider und Instrumentalmusik einstweilen besorgen lassen könne. Zunächst wolle er dann die Chöre senden, und er legte den aus seiner „Pandora“ genommenen Kriegerchor zu vorläufiger Ueberlegung sogleich bei.

Sehen wir diesen ersten Entwurf von „Epimenides' Erwachen“, wie ihn von Loeper vollständig mitgetheilt hat, genauer an, so schläft Epimenides vor dem weltzerstörenden Kriege nach dem Willen der Götter ein. Nachdem die vollständige Zerstörung und Unterdrückung erfolgt ist, dagegen Liebe und Hoffnung sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden haben, sehen wir Epimenides bei völligem Dunkel erwachen. Von den beiden Genien zu den Stätten der Zerstörung geleitet, schaut er das unübersehliche Unglück, das er bejammert. Aber die Wiederherstellung erfolgt bald darauf. Als Epimenides diese bemerkt, fällt er auf die Kniee und scheint im Gebet sich zu sammeln; dann tritt er hervor und dankt den Göttern, endlich feiert er das Wirken der beiden Kaiser, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden. Epimenides erscheint hier nur als „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann“, der den gewaltsamen Umsturz nicht erlebt, nur einen Augenblick die eingetretene Zerstörung schaut, der dann aber sofort die völligste Herstellung folgt, welche er mit priesterlicher Feierlichkeit in Anerkennung der hohen Mächte, denen sie zu verdanken ist, segnend weiht. Den eigentlichen Inhalt des Festspiels, die Befreiung von Zerstörung und Unterjochung, berührt der Rahmen des Einschlafens und Erwachens des Epimenides scheinbar gar nicht, so daß man sich erstaunt fragt, wozu der Dichter dieser Anwendung der Epimenidessage bedurft habe.

Gehen wir auf den eigentlichen Inhalt näher ein, so hat Goethe hier allgemein gehaltene allegorische, aber dichterisch belebte Darstellungen mit Hindeutungen auf neuere Personen und Begebenheiten verbunden. Zunächst läßt er den Dämon des Krieges und der Zerstörung sich mit dem der List und Zwietracht verbinden. Dem erstern gibt er eine an die Tracht des römischen Imperators erinnernde Kleidung, da er ihn als Welteroberer schildern will,

ohne auf Napoleons Person hinzudeuten; sein Heer besteht aus den dem alten römischen Reiche dienstbaren Völkern, deren er sich zur Unterwerfung der übrigen Welt bedient, wobei die Tracht der einzelnen Völker nicht genau der Ueberlieferung gemäß, sondern nur ähnlich gehalten sein soll, da eben nicht das altrömische Imperatorenthum selbst zur Darstellung kommen, nur allegorisch verwandt werden sollte. Der Dämon der List würde in Kleidung und Betragen an einen Staats- und Hofmann des sechszehnten Jahrhunderts erinnern, also die Diplomatie darstellen, in seinem Gefolge sich Doktoren finden, natürlich der Rechtsgelehrsamkeit, Geistliche und schöne Frauen im Kostüm derselben Zeit. Hierbei hatte der Dichter den Hauptpersonen ein ähnliches allegorisches Gefolge gegeben, wie in „Paläophron und Neoterpe", was Schiller als eine sinnreiche Erfindung gelobt hatte. Daß die Diplomatie noch mehr als der Krieg zerstöre, wird allegorisch glücklich veranschaulicht. Die Folge beider ist die Sklaverei, die Unterdrückung, die wieder durch einen eigenen Dämon dargestellt werden sollte, der durch seine Tracht an die asiatische Despotie erinnere. Auch die beiden Dämonen der List und der Sklaverei vertragen sich nicht wohl: der erstere behandelt den andern verächtlich und entfernt sich, der andere schwört jenem Verderben und „befestigt sich in sich selbst". Hier war die Allegorie noch nicht recht klar; es galt den Dämon der List zu entfernen, da der andere allein auf der Bühne bleiben mußte, um sein Werk zu treiben, ein Reich der Despotie mit aller Ueppigkeit und sittlichen Versunkenheit zu gründen. Damit ist der erste Theil, die vollbrachte Unterdrückung der Welt, zu Ende. Freilich hatte der Dichter Recht, wenn er später sagte, diese drei ersten Szenen ständen fast wie Monodramen neben einander, aber die Verbindung war ihm nachher doch in gewisser Weise gelungen, wodurch die Ausführung sich vortheilhaft vom Entwurfe unterscheidet. Der zweite Theil des Festspiels sollte mit näherer Beziehung auf die Erhebung Deutschlands ausgeführt werden, ähnlich wie schon im Vorspiel von 1807 die Zerstörung durch die Kriegsgöttin und die Wiederherstellung durch die Majestät nach einander hervortraten. Goethe erkennt hier die Wirkung der sittlichen Mächte an, deren Einfluß er während der traurigen Zeit von Deutschlands

Schmach verkannt hatte, und so ist diese Darstellung gleichsam eine Palinodie seines eigenen Unglaubens an eine glückliche Wendung der Dinge, die durch den besonders in Preußen, unter lebhafter Betheiligung von Karl August, wach gehaltenen Glauben an die Macht deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Freiheitstriebes und den Haß des frevelmüthigen Unterdrückers bewirkt wurde. Liebe und Glaube werden vom Dämon der Unterdrückung in Schrecken und Angst gesetzt, aber die älteste der drei sittlichen Tugenden, die Hoffnung, ermuntert sie zu gemeinsamer Thätigkeit.

Sehr schön sollte die Hoffnung an Gestalt und Betragen der verewigten Königin Luise ähnlich sein, da diese den Glauben an die Wiedererhebung Preußens immer mächtig festgehalten und den begeisterten Vaterlandsfreunden und Dichtern der Zeit, Zacharias Werner und den Stolbergen, nicht weniger als Körner, Arnim und Stägemann, wie schon von Loeper hervorgehoben hat, als Schutzgeist der deutschen Sache, als himmlische Fürsprecherin für unser arg geknechtetes Volk gegolten hatte. Auch sollte diese ihres heldenhaften Geistes wegen an Minerva erinnern. Goethe hätte ihr gern einen blauen, wohl himmelblauen, Schild und in einem Sternenrade die durch Sterne bezeichnete Chiffre der Königin gegeben. Die durch die vereinte Thätigkeit der sittlichen Tugenden bewirkte Befreiung des geknechteten Vaterlandes wird durch eine kriegerische Musik eingeleitet, zu welcher der Dichter das Thema einer Melodie, die zu Berlin beliebt sei und schon den Enthusiasmus der Masse erregt habe, als Thema gewählt wünschte. Die Hoffnung ist es, welche das Heer über die vom Dämon der Unterdrückung mit Epheu, Sträuchen, Bäumen, Moos und Gras bedeckten Ruinen führt. In diesem Heere sollten nun die zum letzten Krieg verbündeten Völker angedeutet sein, die Preußen in der Ordenskleidung der Johanniter mit dem weißen Sternenkreuze auftreten. Vielleicht könne man auch den Polen die Ehre erzeigen, einige in ihrer alten Tracht erscheinen zu lassen. Jetzt aber zeigen sich auf der Höhe Glaube und Liebe, von hülfreichen Frauen gefolgt, welche die Sieger mit Trinkgefäßen, Blumen und Kränzen jubelnd empfangen. Den Erfolg des Sieges deutet die plötzliche Wiederherstellung des vom Dämon der List in Trümmer gestürzten

tempelartigen Gebäudes des Epimenides an, in dessen Giebel in transparentem Felde das schwarze eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung, auf der Giebelspitze der Triumphwagen über dem brandenburger Thore, auf den beiden Zinnen des Giebels die beiden Knaben erscheinen sollten, die dem Epimenides bis dahin gedient hatten. So sollte also Preußen als die Macht gefeiert werden, von welcher die Befreiung Deutschlands ausgegangen war. Aber auch die andern Mächte, welche wesentlich zu derselben beigetragen hatten, mußten ihren Antheil des Dankes erhalten, und so ergab sich die Anrede der drei sittlichen Tugenden an die Kaiser von Rußland und Oesterreich und zuletzt an den König von Preußen. Das Ganze sollte mit einem Chore schließen, welcher in einzelnen Couplets den Freiwilligen, den Frauenvereinen, ausgezeichneten Patrioten und Kriegern und vielleicht noch manchen andern, denen man es in Berlin schuldig zu sein glaube, seine Anerkennung ausspreche. Auch der Engländer müsse gedacht werden. So sollten also im zweiten Theil die besondern Beziehungen auf die neuesten Zeitbegebenheiten reichlich hervortreten, während der erste, der den Sturz darstellte, allgemein gehalten wäre.

Iffland sprach in seiner Erwiderung vom 2. Juni seine freudige Ueberraschung durch Goethes zwei Tage vorher erhaltenes Programm aus. Das Ganze sei aus einer reichen, blühenden Phantasie geschöpft, mit der tiefsten Menschenkunde ausgestattet und müsse von unendlicher Wirkung sein, wenn es auch nur halb so gegeben werde, als es gedacht sei. Die Aufführung sei allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen. Bedenklich war ihm nur, daß man am Anfange leicht darauf kommen könne, wie es ihm selbst ergangen sei, in der Person des Epimenides eine Anspielung auf den König zu sehen, was doch ein höchst schädlicher Mißverstand wäre, weshalb es gerathen sein möchte, durch ein paar bestimmte Pinselstriche vor einem solchen Abwege zu sichern. Eine „zu nahe Hinführung vor das Bild“ der verklärten Königin, würde besonders bei dem Könige eine unbesiegbare Wehmuth erregen. Auch gegen die Tracht der preußischen Ordensritter mußte er sich erklären, weil diese, da man sie in Berlin nicht kenne, von unbedeutender Wirkung sein, ja der weiße Mantel mit dem Kreuze die Gedanken auf Ab-

wege führen müsse. Der neueste Kavallerieanzug mit dem schönen echt antiken Helme, der langen blauen Kutka bis über das halbe Bein, würde dem Ganzen ein freies, erhebendes Ansehen geben. Der Erwähnung der Engländer könne man sich freilich nicht entziehen, die Polen dagegen ohne Anstand weglassen. Auch der Schweden würde man aus mehrern zusammentreffenden Umständen vielleicht „nicht eben allzu weitläufig gedenken" können, „obschon es wahrscheinlich unrecht sei". Am 4. mahnte Iffland, es sei nicht eine Stunde zu verlieren, da die Aufführung zwischen dem 20. und 24. Juli erfolgen müsse. Schon vorher hatte er an Kirms genauen Bericht über die in Betracht kommenden berliner Schauspieler und Sänger gegeben.

Mit großem Eifer hielt sich Goethe an die Ausführung der Dichtung, in welcher er, wie er an Iffland schrieb, eine so würdige Gelegenheit erhalten habe, „der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde"; die Ausarbeitung des Vorspiels für Halle hatte er Riemer übergeben, der einige Tage Goethe in Berka besuchte. „Haben Sie Dank für so gute Assistenz, ohne die ich mich in der größten Verlegenheit befunden haben würde", schreibt Goethe diesem. Zuerst scheint er den letzten Theil, der ihm besonders am Herzen lag, ausgeführt zu haben; denn schon am 9. konnte er diesen, der nun ganz zusammenhänge, zur Durchsicht und einstweiligen Interpunktion an Riemer senden. Epimenides nahe sich seinem Erwachen, das Stück sei so gut wie fertig, aber freilich die letzte Hand anzulegen wage er kaum allein, da er noch zu nahe daran stehe. Deshalb möge Riemer mit den Damen (seiner Gattin und deren Gesellschafterin) am nächsten Sonntag, den 12., nach Berka kommen, wo dann auch der Anfang fertig sein werde, so daß er das Ganze mit in die Stadt nehmen könne, um eine Abschrift dort anfertigen zu lassen, die er durch Estafette Iffland schicken solle. Letzteres geschah denn am 15. Goethe fügte einen Brief an Iffland und einige ausführliche Bemerkungen hinzu. In den letztern ging er zunächst auf die Möglichkeit der falschen Beziehung des Epimenides ein. Diese zu verhüten solle Epimenides gleich am Anfang allein, sodann mit Genien, sich, sein Schicksal und seine Personalität exponiren. Vielleicht würde

es, da der Titel des Festspiels kein Geheimniß bleiben könne, zweckmäßig sein, in einem öffentlichen Blatte kurz der Sage von Epimenides, seinem vierzigjährigen Schlafe, seiner Berufung nach Athen zur Sühnung und Reinigung der Stadt von der Pest zu gedenken, und die Bemerkung hinzuzufügen: „In der neuen Dichtung nimmt man an, daß die Götter den weisen und hülfreichen Mann zum zweitenmale einschlafen lassen, damit er die große Unglücksperiode nicht mit erlebe, zugleich aber auch die Gabe zu weissagen, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge." So sollte er also am Schlusse wohl die Herrlichkeit des neuerstandenen Deutschland vorhersagen, was in dem ausgeführten Stücke freilich nicht in entsprechender Weise geschieht. Die Diplomaten im Gefolge des Dämons der List sollten bloß einen Sing- und Figurantenchor bilden. Die Damen, welche an Adelheid von Walldorf [im „Götz"], die Gräfin Terzky [im „Wallenstein"] u. a. erinnern würden, sollten durch Ballettänzerinnen dargestellt werden. „Die Männer mittlern Alters erinnerten an Weislingen im ‚Götz', die ältern an Questenberg [im ‚Wallenstein']. Zu den Doktoren würden englische Porträts vortreffliche Kleidung liefern. Die Geistlichen müßten an Richelieu und Mazarin erinnern, wenn man nicht gerade die Kühnheit hätte, sie als Kardinäle und Bischöfe darzustellen. Die Pagen wünschte ich besonders klein und niedlich." Den Kavallerieanzug der Preußen statt der alten Johanniter ließ er sich gefallen. Für den Komponisten fügte er einige Bemerkungen hinzu. Auch Zeichnungen der Dämonen und Genien von H. Meyer legte er bei. So hatte Goethe in einer besonders für sein hohes Alter höchst kurzen Zeit eine so bedeutende Dichtung vollendet; nur ein paar kleine Lücken waren geblieben, die aber den Komponisten nicht aufhalten konnten. Dieser, leider kein bedeutenderer als der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber, kam am 24. zur weitern Besprechung nach Berka. Diese Besprechung hatte, wie Weber berichtet, im musikalischen Theile beinahe einen ganzen Umsturz zur Folge. Das Ganze wurde dann noch einmal durchgesehen, und so nahm denn Weber am 30. Juni das nun ganz abgeschlossene Stück von Berka mit, das dem Dichter zuletzt Qual gemacht hatte, da er sich den Forderungen eines gerade nicht genialen Komponisten fügen mußte.

Den Hauptanstoß, den das Festspiel macht und der seiner Wirkung den meisten Eintrag thut, liegt in der Einführung des Epimenides, dessen Bedeutung und Beziehung zum Ganzen am wenigsten hervortritt. Wie kam der Dichter dazu, sein Festspiel gerade an das Erwachen des kretischen Weisen und halbgöttlichen Helfers und Sühners anzulehnen, welches bereits im Jahre 1790 in einem allegorischen Drama Le reveil d'Epiménide, als Anspielung auf die neue Zeit der Freiheit, verwandt war? Die neue große Zeit sollte am Schlusse segnend geweiht und ihre Dauer weissagend verkündet werden. Dazu schien dem Dichter die Person des alten Epimenides besonders geeignet, aber er durfte an der großen Erhebung des deutschen Volkes nicht betheiligt sein; dieses mußte durch eigene Kraft sich erheben. Da schien ihm denn die Erdichtung eines zweiten Schlafes während der Zeit der Zerstörung und Unterdrückung sich fast als nothwendig zu ergeben: aber dazu mußten wir auch Zeugen der Einschläferung des Epimenides sein, dessen Schlaf nicht erst bei seinem Erwachen erwähnt werden konnte, sollte das Ganze sich zu einer Einheit zusammenschließen, und so mußte mit dieser das Stück beginnen. Freilich ergab sich die weite Ausführung seiner Person am Anfange nicht aus dem Stücke selbst, in welchem nach dem ursprünglichen Plane Epimenides bei seinem Auftreten nur „seine Freude über einen reichen und vollkommen gesicherten Wohlstand ausdrücken" sollte; bloß der Wunsch, eine von Iffland hervorgehobene Mißdeutung zu verhüten, veranlaßte den Dichter, den Epimenides seine Schicksale und seinen Zustand ausführen zu lassen. Aber es ist doch kaum glaublich, daß das Erwachen des Epimenides gar keine Beziehung auf Goethe selbst habe. Sollte ja Goethe auf dem Theater der Hauptstadt des Reiches, welches den Anstoß zur Befreiung Deutschlands gegeben hatte, die großen Siege feiern, gleichsam ihre dichterische Weihe und Segnung vollziehen, wie es Epimenides thut. Und doch hatte er sich von der eigentlichen Durchführung derselben, da er jeden Kampf mit dem Welteroberer für vergeblich hielt, so weit zurückgezogen, daß ihn die wirkliche Erhebung Preußens mit Sorgen und mit Widerwillen erfüllte, daß er an die Macht der von Preußen und seinem eigenen Herzog genährten vaterländischen Ideen nicht glauben wollte, daß ihm das Wirken des Tugendbundes

eine gefährliche Spielerei schien, daß er mit Voigt meinte, man müsse nur den gegebenen Verhältnissen sich fügen und die mögliche Entwicklung zu fördern suchen, statt durch vorzeitige Befreiungsversuche das Land ins äußerste Verderben zu stürzen. Sollte der Dichter nun nicht seine eigene frühere Abwendung von dem vaterländischen Werke der Befreiung als einen Schlaf, in welchen ihn der Götter Schonung versenkt, allegorisch dargestellt haben? Diese seine Abwendung war keine Folge kalter Gefühllosigkeit, sondern seiner weichern Natur, die sich durch jede Gewaltsamkeit abgestoßen fühlte, die besonders bei seiner damaligen Reizbarkeit ihn ganz unglücklich machte. Freilich darin hat von Loeper entschieden Recht, Goethe hat die Unglückszeit nicht verschlafen, wie Epimenides; er hat leidenschaftlichen Antheil an ihr genommen, sie hat sein Herz tief verwundet und zerrissen: aber er hat sich doch möglichst von ihr abgewandt, hat sich in Wissenschaft und Kunst vor ihr geflüchtet, ist ihr, wo er konnte, aus dem Wege gegangen, hat gar keinen thätigen Antheil an der Bekämpfung des Gewaltigen genommen. Dies konnte der Dichter sehr wohl durch den von der Sage ihm gebotenen Schlaf des Epimenides andeuten. Wenn sein Epimenides sagt, er schäme sich seiner Ruhestunden, daß er nicht mit den Siegern gelitten, die durch den Schmerz, den sie empfunden, größer seien als er, so spricht auch hieraus Goethes eigenes Gefühl, das verehrungsvoll sich vor der Heldenkraft beugte, welche den großen Sieg errungen hatte, während sich seine auf ruhige Entwicklung und Beschaulichkeit gestellte Natur vor verwirrender Unruhe, besonders bei seinen damaligen körperlichen Zuständen, scheu in sich selbst zurückzog. Er mußte sich sagen, daß er ungläubig sich jedem thätigen Wirken für die Befreiung Deutschlands entzogen, die er jetzt zu feiern hatte und deren unendliches Glück er jubelnd begrüßte. Und hätte dieser Gedanke ihn nicht zu der Darstellung seiner eigenen frühern Abwendung vom Befreiungskriege im Schlafe des Epimenides bestimmen können? Wir glauben, nur auf diese Weise wird es erklärlich, wie Goethe die Darstellung der Unterjochung und Befreiung der Welt in den Rahmen der Epimenidessage spannte. Daß die List gerade das tempelartige Gebäude des Epimenides zusammenstürzen läßt, der Dämon der Unterdrückung die Ruinen mit Gras, Sträuchen und

Bäumen überwachsen läßt, die Befreiung es wiederherstellt, hat eben keine tiefere Beziehung auf die Bedeutung des Epimenides, dessen Gebäude sich hier gerade passend darbot, um daran, als an ein Sinnbild festgegründeten Wohlstandes, Zerstörung und Wiederaufbau anzuknüpfen.

Sehr stark hat sich von Loeper in einem Privatbriefe gegen meine Annahme ausgesprochen, daß Goethe bei Epimenides auch an sich gedacht habe; dieses, meinte er, wäre so ungeschickt gewesen, als wenn in unsern Tagen ein Dichter bei der Festfeier der Besiegung unseres Erbfeindes und der Neuaufrichtung des deutschen Kaiserreiches seine werthe Person auf die Bühne gebracht hätte, ja er sprach es offen aus, eine solche Ansicht hätte ich nur aufstellen können, weil ich schon zu den Aeltern gehöre, ein von neuestem Geiste Belebter wäre unmöglich darauf verfallen. Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt. Es fragt sich nur, ob eine Ansicht in sich haltbar sei und den Anschauungen eines von reinem Kunstgefühle belebten Dichters entspreche. Das Neueste und gar das Allerneueste ist nicht immer das Echte und Wahre, oft eine bloße Mode, die, nur durch die Gunst des Augenblicks gehoben, bald ausgelebt hat, und auch in Sachen Goethes hat die neuere Zeitrichtung, das geistreiche Spiel mit glänzenden Einfällen und die Heranziehung des Mitteldeutschen, mehr Schrullen als wahre Förderung gebracht. In der Ansicht, Goethe habe sich gedrungen gefühlt, durch den Mund des Epimenides gleichsam seine eigene Schuld zu gestehen und die verkannte Macht des sich seiner Fesseln entledigenden Volksgeistes anzuerkennen, kann ich keineswegs etwas Altfränkisches, etwas Zopfiges sehen, wie es der Fall wäre, hätte der Dichter sich selbst als Epimenides allegorisirt; nein, dieser drückt nur seine durch den Gang der Handlung bedingte Bekehrung in einer seinem Charakter entsprechenden Weise aus, und wenn der Leser oder Zuschauer dies herausfühlte, so erkannte er darin, wie der Dichter, der wegen seiner politischen Zurückhaltung so viel geschmäht worden, sich getrieben fühlte, seine Bekehrung und seinen Glauben an die Macht des dem Unterdrücker begeistert entgegentretenden Volksgeistes auszusprechen. Freilich von einer Vertheidigung seines frühern Verhaltens, von der Nothwendigkeit, unter den bestehenden Verhältnissen, als Diener eines Staates, dessen

Bestand ihm vor allem am Herzen liegen mußte, und nach seiner Individualität so zu handeln, wie er gethan, konnte nicht die Rede sein, aber des Epimenides Schlaf dürfte auf die ihm nöthige Zurückhaltung von der politischen Aufregung deuten, wie sein für des Volkes Glück und Heil und für das große deutsche Vaterland schlagendes Herz in der weihevollen Freude des Epimenides über die endliche Befreiung sich kundgab. Gerade der glückliche Gedanke, seine innige Theilnahme an den herrlichen Siegen durch eine mythische Dichtung anzudeuten, dieser war es gewesen, der ihn zu der Uebernahme der im ersten Augenblick abgelehnten Dichtung des Festspieles getrieben. Und bei dem allegorischen Charakter desselben durfte er erwarten, daß man in seinem Epimenides nicht bloß den mythischen Weisen von Kreta sehen, sondern auch Beziehungen auf seine eigene Stimmung während der gewaltigen Aufregung des Kampfes um Tod und Leben ahnen werde, ohne daß er zu einer hölzernen Allegorie sich erniedrigt hätte. Goethe war der einzige Dichter, der aus unserer klassischen Zeit herüberragte; sein Zurückhalten in den Tagen, wo so viele jüngere Dichter begeisterte und begeisternde Lieder gesungen, ja ihr Leben im Kampfe eingesetzt, einzelne auf ruhmvollste Weise geopfert hatten, mußte gerade auf seine erste öffentliche Aeußerung auf der Bühne der Hauptstadt des Staates, der sich an die Spitze der Befreiung gestellt und die Volksmacht gegen den Unterdrücker aufgerufen hatte, äußerst gespannt machen, und da lag es nahe, so manches in dem Festspiele als sein eigenstes Gefühl aufzufassen und selbst in der Person des Epimenides eine gewisse Aehnlichkeit mit Goethe selbst zu erkennen, der vielen durch die neue Ausgabe seiner Werke und seine eigene Lebensbeschreibung näher getreten war, aber seine Stimme als deutscher Patriot seit „Hermann und Dorothea" nicht mehr erhoben, kein begeisterndes Wort in die sturmbewegte Zeit geworfen hatte. Sein kretischer Weiser war nicht der Dichter selbst, aber er mußte an ihn erinnern, und wenn Goethe sich dieses nicht verhehlen konnte, so durfte ihm auch gleichsam ein Anklingen seines Schlafes, wie frei dieser auch ausgeführt war, an sein eigenes wenig verstandenes politisches Schweigen wohl zulässig scheinen. Im Jahre 1871 hatte kein Dichter ein Recht, seine eigene Person bei der Siegesfeier entfernt ins Spiel zu ziehen, anders war er nach der Besiegung

des Welteroberers im Jahre 1814 bei dem anerkannt größten und vielseitigsten deutschen Dichter, der, obgleich man ihn der Gleichgültigkeit gegen die Größe seines Volkes beschuldigte, als Herold der Bezwingung des Unterdrückers aufzutreten sich entschlossen hatte.

Bei der Ausführung des Programms hat der Dichter manches höchst glücklich erweitert und neu ersonnen, was sich im ersten Entwurfe nicht fand. So sind, um nur einiges anzuführen, ganz neu die Gestalten der Beharrlichkeit oder der Beständigkeit (denn beide Bezeichnungen derselben Person finden sich durch offenbares Versehen) und der Einigkeit, die von Epimenides hervorgeführt und entschleiert wird, wodurch man an Herders „Prometheus" erinnert wird, in welchem Pallas die Agathia, die reine Menschlichkeit, heranführt und entschleiert. Die Beharrlichkeit hätte man leicht entbehrt, wie denn auch Goethe sie später in der Bearbeitung für Weimar wegließ, wogegen die Einführung der Einigkeit von großer Bedeutung ist, doch wünschte man sie weniger zufällig eingefügt. Ursprünglich hatte der Dichter bezweckt, im Schlußgesange den Chor immer die Einigkeit der Monarchen preisen zu lassen. Auch der Jugendfürst, mit dem die Hoffnung erscheint, ist eine glückliche neue Erfindung; bei ihm schwebt wohl kaum der Marschall Vorwärts selbst vor, vielmehr ist er ein Sinnbild der rastlos vordringenden Jugendkraft, welche die großen Schlachten geschlagen. In dem Schlußgesange tritt das Gefühl der Befreiung Deutschlands, in welchem alle, Volk und Fürst, jetzt neugeboren seien, lebhaft hervor. Die Schlußstrophe wendet sich aber an den König von Preußen allein, da der Rückkehr desselben eigentlich das ganze Festspiel galt.

Nun töne laut: „Der Herr ist da!"
Von Sternen glänzt die Nacht;
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns, war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Von Loeper, dem das Verständniß unseres Festspiels so viel verdankt, möchte die Strophe auf den göttlichen Beistand beziehen,

und „Der Herr ist da!“ als eine Art des Gesanges Te Deum laudamus fassen. Aber abgesehen davon, daß uns auch im Schlußgesange eine Beziehung auf die Rückkehr des Landesherrn nicht fehlen zu dürfen scheint, möchten dieser Deutung nicht allein die Worte: „Der Herr ist da!“, die keine solche Deutung zulassen, sondern auch der fünfte und sechste Vers widersprechen; denn unmöglich konnte Goethe die Preußen oder auch die Deutschen im Gegensatze zu andern Völkern als „Gott angestammt“ bezeichnen, da ja „angestammt“ nur „durch Erbschaft oder Nachfolge erlangt“ bezeichnet. Der zweite, jedenfalls bildlich zu nehmende Vers bezeichnet die durch die Rückkehr des abwesenden Königs verbreitete Freude. Freilich steht nach „Der Herr ist da“ ein einfaches Komma, aber der unmittelbar vorgehende Doppelpunkt zeigt, daß wir hier die Anführung einer Rede haben, die aber nicht über diesen Vers hinausgeht, ja es ist das Subjekt zu „töne“. Wirklich ist es nicht Nacht, vielmehr hat erst am Ende von Auftritt 20 der Tag begonnen. Auch der Schluß deutet nicht auf die Freudenfeuer des 18. Oktobers, sondern vielmehr, wie der Ausdruck offenbar zeigt, auf Feuerzeichen, wie die in Schillers „Wilhelm Tell“ und die Martins- oder Johannisfeuer. Mit von Loepers Anführungen, daß die Dichter der Zeit Gott als Mitstreiter nennen, wird nichts bewiesen; der Zusammenhang spricht entschieden gegen seine Deutung, bei der auch übersehen ist, daß „Epimenides“ lange vor dem ersten Freudenfeuer am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig gedichtet wurde. Aehnlich ist in Goethes Finale zu „Johann von Paris“ der eben zurückgekehrte Großherzog als „unser Herr“ bezeichnet, der mit Gott für sie gestritten habe.

Wir können hier auf das einzelne des Festspiels nicht weiter eingehen*), das auch in seiner Ausführung höchst bedeutend ist,

*) Dieses ist geschehen in meinen „Neuen Goethestudien“ S. 318 ff. Gegen mehrere dort ausgesprochene Behauptungen hat ein geistvoller Kenner Goethes, Dr. Franz Cramer, in der Abhandlung „Ueber Goethe und sein Festspiel ‚Des Epimenides Erwachen‘“ (Mülheim am Rhein 1869) Widerspruch erhoben. Richtig ist, daß die Muse den Zuschauern, die hier das deutsche Volk vertreten, innern Frieden nach dem harten Kampfe wünscht, aber sie hat auch hervorgehoben, daß die Deutschen die Eintracht gefunden, die alle andern Völker von ihnen lernen mögen, und diese Eintracht ist es, die sie den harten

wenn auch sich hie und da nicht allein eine kleine Flüchtigkeit der Arbeit im Drange des Augenblicks, sondern auch eine gewisse, von der gewaltigen Aufregung zurückgebliebene Schwäche verrathen möchte. Nicht allein ist das Stück reich an schönen und herrlichen Stellen, sondern manche Theile sind wahrhaft großartig, mit frischem Dichterschwunge ausgeführt, und die Komposition des Ganzen zeigt sich, einige Mängel abgerechnet, des Meisters würdig. Uns konnte es hier nur darum zu thun sein, die Bedeutung des „Epimenides" als politisches Festspiel darzulegen, daß der Dichter hier die unüberwindliche Macht der sittlichen Ideen, welche den Tyrannen gestürzt, und die hohe Bedeutung Preußens anerkennt, da er bis dahin an dem Erfolge beider mißmuthig gezweifelt hatte, gegen die Wirkung beider ungläubig verstimmt gewesen war. Hier gibt er Preußen,

Kampf hat glücklich enden lassen. Daß der Prolog unnöthig sei, hat Cramer nicht widerlegt, ja es stört uns, daß hier das Erringen der jetzt schon gewonnenen Freiheit als Inhalt der folgenden Darstellung, freilich auf nicht ganz zutreffende Weise, bezeichnet wird; ein solcher Prolog entspricht nicht der reinen dramatischen Form, wenn er auch bei einer allegorischen Darstellung eher zu entschuldigen ist. Mein Bedenken, daß das ganze Eintreten des Epimenides fremdartig erscheint, wie geschickt und glänzend es auch ausgeführt ist, hat Cramer nicht beseitigt. Als Idee des Ganzen bezeichnet er, daß nicht im Gewühl drängender, treibender Gewalten, sondern im ungetrübt ruhig beschaulichen Leben der Mensch sein Glück zu suchen habe. Allein diese könnte auch dann nicht darin liegen, wenn Epimenides wirklich den Mittelpunkt der Handlung bildete, da er doch vielmehr nur der umschließende Rahmen ist. Die Bestimmung des Menschen fand Goethe in der vollsten Entwicklung seiner Anlagen zu eigener Befriedigung und zum Besten anderer; dies war seine Lebensweisheit. Wenn der Dichter selbst gegen Zelter die Fesselung und Befreiung der Tugenden durch die Hoffnung als Achse bezeichnet, worauf sich sein Stück herumdrehe, und bemerkt, ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit, so ist es ganz willkürlich, wenn Cramer meint, dieser verstehe unter dem Ganzen (auch unter dem Stücke?) den „gewissermaßen auch selbständigen Theil des Stückes" von den zerstörenden Gewalten, was in keiner Weise dem offenbaren Sinne des Dichters entspricht, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Aeußerung durch Zelters Wort hervorgerufen worden, die Szene, wo die Hoffnung auftrete, sei der geheime Leib, woran alle Glieder festgesetzt seien. Daß das Einschlafen und das Erwachen des Epimenides nur der Rahmen sind, war Goethe wohl bewußt, und den darin liegenden Gedanken konnte er unmöglich zum Kern des Festspieles auf die Befreiung Deutschlands von fremdem Joche machen.

das sich schon 1805 am Sarge Friedrichs des Großen mit Rußland verbunden hatte, freilich um zuerst von ihm verrathen zu werden, und den Freiheitsideen den verdienten Ehrenkranz, und er zeigt dem deutschen Volke, wie hoch er das Errungene schätzt, wie er mit ganzer treuer Seele zu dem befreiten Vaterlande steht.

Die Aufführung des durch äußern Glanz der Darstellung, reiche Beziehungen auf vaterländische Erinnerungen und eine märchenhafte Einkleidung auf das Volk berechneten Festspiels verzögerte sich durch die Schuld des Komponisten, so daß beim Einzuge des Königs, am 7. August, die Vorstellung nicht stattfinden konnte. Da erkrankte Iffland und starb (am 22. September).

In Weimar erwartete man im Juli, dann im August die Rückkehr des Herzogs, zu welcher Goethe eine Sammlung von Begrüßungsgedichten unter dem Titel „Willkommen" besorgte, wozu er selbst kein Gedicht beisteuerte, aber an den von andern gelieferten einiges änderte. Dabei bemühte er sich auf das emsigste um die Ausschmückung der Stadt. Aber Karl August kam nicht und die Kränze verwelkten; er selbst aber eilte zum Rhein und Main, jetzt ganz neugeboren. Der Herzog dankte ihm am 6. August für die durch Minister von Voigt ihm übersandte „Sammlung Tropfen aus der vaterländischen Hippokrene". Während Goethes Anwesenheit am Rhein war der Herzog am 1. September nach Weimar zurückgekehrt, wo das Theater seine Rückkunft durch einen Prolog von Riemer feierte. Ueber die leidige Verspätung der Aufführung des Festspiels klagte der Dichter in dem von Bitterkeit nicht freien Epigramm:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober;
Ich habe den deutschen Juni gesungen,
Der hält nicht bis in Oktober.

Selbst zur Feier des Jahrestages des Sieges bei Leipzig, den ganz Deutschland mit kirchlichen und weltlichen Festen, Aufzügen, Reden, Gesängen, Freudenfeuern und Beleuchtungen beging, war Weber mit „Epimenides' Erwachen" nicht fertig geworden. Statt Goethes erschien am Jahrestag der Schlacht von Leipzig sein frivoler Gegner als Festdichter auf der Bühne von Preußens Hauptstadt. August von Kotzebue hatte zur Festfeier des 19. ein seiner würdiges Vorspiel geliefert: „Die hundertjährigen Eichen oder das Jahr 1914". Ein hundertjähriger Greis, dessen Vater, um dem napoleonischen Drucke zu entgehen, ausgewandert war, kommt an dem Tage zurück, wo man vor hundert Jahren einen Eichenhain gepflanzt, an welchem jener Festtag, nicht der des Siegesjahres, mit Sang und Tanz gefeiert wird. Ein Herold zu Pferde fordert zur Begehung des Festes auf. Im Festzuge, bei welchem dem vorüberziehenden Fürsten das „Heil Dir im Siegeskranz!" ertönt, erscheinen Gelehrte mit den Geschichtsbüchern der Jahre 1813 und 1814 und Künstler mit den Büsten des Königs Friedrich Wilhelm III. und der beiden mit ihm verbündeten Kaiser, die auf dem Altar des hundertjährigen Eichenhains aufgestellt werden. Weber hatte Zeit dafür gehabt, mehrere Gesänge in Musik zu setzen. Solche Platitüden wurden in Anwesenheit des Hofes mit der höchsten Begeisterung aufgenommen, wie ein Berichterstatter meldet, der „einzelne Unwahrscheinlichkeiten und Auswüchse einer zu exaltirten Romantik" sich dagegen gefallen läßt. Darauf folgten Kotzebues neues Lustspiel „Die Rückkehr der Freiwilligen oder das patriotische Gelübde", das „mit herzlichem Lachen über die vielen witzigen, nicht immer sittlich zarten Einfälle aufgenommen wurde", und das beliebte militärische Ballet „Die glückliche Rückkehr". Die Vorstellung wurde am 24. wiederholt. Freund Zelter berichtete Goethe, die Stückchen Kotzebues hätten total mißfallen; die Menge sei darüber unruhig geworden, und der König solle geäußert haben: „Wenn sie so viel Geld an solchen Plunder wegwerfen wollten, sollten sie doch lieber zu Hause bleiben." Aber blieb auch „Des Epimenides Erwachen" noch immer von der Bühne fern, ein Chor desselben sollte am 18. Oktober vor einer erlauchten Versammlung zu wirksamster Aufführung gelangen. Goethe hatte Zelter in Wiesbaden seinen „Epimenides" zu lesen gegeben.

Den Chor „Brüder, auf! die Welt zu befreien" besaß er in Goethes Abschrift, und dieser „krystallisirte und melodisirte sich in seinem Gehirne", wohl noch vor seiner am 29. September erfolgenden Rückkehr nach Berlin. Zelters Singakademie feierte, nach gleichzeitigem Berichte (vgl. das „Morgenblatt" vom 17. November), den 18. Oktober in Gegenwart des Hofes, des Fürsten Blücher und einer glänzenden Versammlung nach einem Choral von Fasch und dem „Gloria" von Haydn mit diesem „Vorwärts" überschriebenen, zwischen einzelne Stimmen vertheilten Chorgesang, von dem man glaubte, er sei eigens zu diesem Tage gedichtet. Zelter schrieb am 12. November an Goethe, er habe mit diesem Liede ihn überraschen, die weimarischen Choristen hätten es vor seiner Thüre singen sollen. „Nun geschahs, daß Fürst Blücher sich zum 11. Oktober zur Singakademie anmelden ließ, und ich wußte nichts Besseres zu thun als ihn mit diesem Liede zu bewirthen, das ihm Freude gemacht, da es so wahrhaftig und fein gegeben ist. Auch haben es 181 Stimmen so frisch und so energisch gesungen, daß dem Alten die Thränen entlaufen sind." Auffällt, daß hier einer Wiederholung am 18. gar nicht gedacht ist, aber dies verschuldet vielleicht die Redaktion des Briefwechsels, wenigstens ist es unwahrscheinlich, daß Zelter die Aufführung des Liedes am 11.. bei dem Besuche Blüchers rein ersonnen habe oder dies auf Trübung der Erinnerung beruhe; jedenfalls fällt die öffentliche Aufführung auf den 18. und Zelter hatte es ursprünglich wohl für diesen eingeübt.

Bei der Feier des 18. Oktobers ertönten in Deutschland zahlreiche neue Festlieder, die man in Karl Hoffmanns, von Arndt eingeleitetem dicken Bande „Des deutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel" (Offenbach 1815) gesammelt findet. Mehrfach gesungen ward Buris „Heil dir, o Völkerschlacht!" In Regensburg schrieb man Goethe das Lied „Was strahlt auf der Berge nächtlichen Höhn" zu; denn es erschien dort in besonderm Abdruck mit der Ueberschrift „Allgemeines Volkslied am 18. und 19. Oktober. Von Goethe. Regensburg 1814. Zu haben bei Heinrich Augustin."*) Hoffmann führt bei der regensburger Festfeier ein anderes Lied

*) Vgl. Schnorrs Archiv IV, 185. 213 f.

nebst einem ihm mitgetheilten Gedichte an. Das Lied wurde auch zu Düsseldorf gesungen. Hoffmann nennt S. 219 ff. dieses nebst „Heil Dir im Siegerkranz!", „Heil unserm Bunde, Heil!" und einem Liede „Zur Feier des 18. Oktobers 1814" unter den Gedichten, die „der hiesigen [düsseldorfer] Feier ihre Entstehung verdanken", gibt aber den drei ersten die Ueberschrift „Deutsche Volkslieder". In Gelnhausen ward es nicht gesungen, wie es in Schnorrs „Archiv" heißt (auch dort hatte man ein eigen gedichtetes Festlied), aber der Berichterstatter bei Hoffmann (S. 309) führt die letzte Strophe dieses Liedes eines „unbekannten Dichters" an, das man vielleicht nicht bloß in Regensburg dem großen deutschen Dichter zuschrieb.

Dem Nachfolger Ifflands, dem Goethe befreundeten Grafen Brühl, gelang es endlich, da Weber, den schon Zelters Aufführung des einen Chorgesanges aufgeregt hatte, vom Intendanten gedrängt wurde, das Festspiel am ersten Jahrestag der Einnahme von Paris, den 30. März 1815, zu bringen. Goethe hatte zwei Stellen eingeschoben, die bereits in der Anzeige des Stückes im „Morgenblatt" an demselben 30. März erschienen, aber bei der Aufführung nicht benutzt worden zu sein scheinen. Graf Brühl hatte die Einlegung dreier Verse des Epimenides der Zeitumstände wegen durch Prof. Konrad Levezow veranlaßt, was Goethe sehr verletzen mußte, weil man nicht einmal seine Erlaubniß dazu nachgesucht hatte. Solchen Aerger sollte ihm der aus patriotischer Seele geflossene, mit voller Hingabe rasch geförderte „Epimenides" machen. Seine eigenen Zusätze waren eine Strophe im Schlußgesang in Bezug auf die gerade vor einem Jahre erfolgte Einnahme von Paris und unmittelbar vor diesem Schlußgesange eine Rede des Epimenides, deren zwei letzte Verse die Priester in anderer Weise feierlich wiederholen. Beide deuten auf das Vorschauen in die Zukunft, das Epimenides nach dem ursprünglichen Plane in erhebender Weise verkünden sollte; aber der Dichter hatte, sonderbar genug, gerade diese Ahnung der drängenden Eile wegen unausgeführt gelassen, obgleich Epimenides die Gabe der Weissagung durch den zweiten Schlaf erhalten haben sollte, und eine solche ausgeführte Vorhersagung von Deutschlands neuer Herrlichkeit von großer Wirkung gewesen sein würde.

Aber es war, als ob eine höhere Hand ihn von jener Weissagung

einer glänzenden, großen Zukunft Deutschlands abgehalten hätte, wenigstens hätte er sie bei der Aufführung sehr verändern müssen; denn — sonderbare Fügung des Schicksals! — ehe das Stück im berliner Opernhause zur Aufführung kam, war der Tyrann, den das Festspiel als eine Ausgeburt der Hölle, des „Abgrunds", die wieder dahin zurück müsse, behandelt hatte, von Elba zurückgekehrt und bereits am 20. März in das von den feigen Bourbonen verlassene Paris eingezogen. Von Goethes Mißstimmung über dieses unvorhergesehene Ereigniß und das Treiben des Kongresses zeugt seine Aeußerung an Voigt vom 22.: „Und das Neueste? Was soll man sagen? Ein paar diplomatischer Phrasen thuns freilich nicht ab. Ein unübersehbares Unglück scheint sich wieder zu entfalten, und von allen Seiten höre ich Chorus: Plectuntur Achivi. [Das Volk muß es büßen.]"

Unter allgemeinster Besorgniß und dem Unwillen über die Sorglosigkeit der Kabinette und den Hader der Fürsten, deren Eifersucht besonders gegen Preußen gerichtet war, kam das Festspiel, welches die Besiegung des Tyrannen und die Eintracht der Fürsten, die nie schwinden möge, feierte, in Berlin zur Aufführung. Wie war da irgend eine tiefere Wirkung möglich? Erschien ja das Ganze fast wie eine Parodie! Man hätte besser gethan, den „Epimenides", den man wirklich jetzt „zu spät, zu früh" erwachen ließ, diesmal ruhen zu lassen. Der Unglückliche! Iffland, der eine völlig entsprechende Vorstellung allein möglich gemacht hätte, war darüber gestorben, der Tyrann war wieder entstanden, und die schönen Erwartungen des opferwilligen Volkes, der nach fester Machtstellung, starker und zugleich freier Einigung sich sehnenden Deutschen, waren grausam getäuscht. Der König war nicht in Berlin, der Hof fehlte.

Freilich an Erfolg mangelte es trotzdem nicht. Graf Brühl konnte melden, daß er noch nie eine solche Aufführung in Berlin erlebt habe, bei welcher auch nicht der geringste Fehler vorgekommen sei, alles in schönster Harmonie gestanden habe, bei der alle Schauspieler sich ohne Ausnahme, wenn auch nur als Statisten, betheiligt hätten, alle der Güte des großen Meisters, der sie mit dem herrlichen Meisterwerke beschenkt habe, sich würdig gezeigt, daß Webers Musik, wenn auch nicht in allen Stellen neu, doch wirkend, überdacht und

kraftvoll sich erwiesen, daß das Publikum das Ganze mit Theilnahme, Wärme und Liebe aufgenommen habe, wie auch die später anwesenden königlichen Herrschaften, ja der Kronprinz wahrhaft entzückt darüber gewesen, und sich noch immer so äußere, derselbe nur durch das Erscheinen eines modernen Kriegsheeres zwischen den antiken Formen (die Preußen in ihrem neuesten Kavallerieanzuge hatte Goethe nicht zu verantworten) gestört worden sei, aber sich durch seine Bemerkung beruhigt habe, daß bei allegorischen Darstellungen dieser Art die Verschiedenheit der Kostüme den Reiz des Ganzen vermehre und das Bild viel farbiger und unterhaltender mache. Ein durchschlagender Erfolg war durch die Zeitereignisse unmöglich geworden, da die Dichtung statt begeisterter, hoffnungsvoller ernüchterte, ja ängstlich besorgte Zuschauer traf, denen die Nothwendigkeit eines neuen, mit weniger Begeisterung als Unmuth zu führenden Kampfes das Herz drückte. Das Festspiel, auf welches das schon erwähnte Ballet „Die glückliche Rückkehr" von Telle folgte, ward am nächsten Tage wiederholt. Auf Zelters Bericht über die Aufführung erwiderte Goethe, sie gebe ihm nach andern verständigen und ausführlichen Nachrichten darüber*) erst volle Klarheit, mache ihm die Schrift vollkommen lesbar. Vergegenwärtige man sich die Elemente aus welchen eine solche Vorstellung zusammengesetzt sei, so werde man an einer glücklichen Ausführung beinahe verzweifeln. Das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesetzte Publikum komme, wenn auch mit gutem Willen, nur kalt und unvorbereitet heran, und man könne ihm gar nicht übel nehmen, wenn es im gegenwärtigen Falle mit Unglauben und der schlechtesten Stimmung von der Welt sich versammelt. Zur Feier der Rückkehr des Königs wurde das Stück am 1. Juni wiederholt. Zelter berichtete, daß jetzt manches besser gegangen, besonders die Musik sich immer glücklicher exponire, hob aber einzelne Mängel der Darstellung hervor. Goethe meinte darauf, aus seiner abermaligen Rezension scheine ihm hervorzugehen, es gebreche im ganzen an

*) Gemeint ist besonders der von Brühl veranlaßte Bericht Levezows. Dieser hatte auch zum Textbuch ein „Vorwort an die Zuschauer" geschrieben, das Goethe, der etwas der Art gewünscht (vgl. S. 382), wohl gelungen fand. Vgl. Ernst Elteſter „Goethe und Levezow", „Grenzboten" 1885 Heft 24. 25.

Einbildungskraft und Gefühl, und da müsse denn bald Uebertreibung, bald Ermangelung eintreten. Auch dies werde sich bei öfterer Wiederholung geben; denn was die Menschen nicht erfinden könnten, entdeckten sie doch.*) Gelegentlich brächten sie wohl das Stück wieder, und vielleicht lasse sich ihm künftig eine selbstständige Form geben. Freilich war die nächste Zeit wenig geeignet, ihn an eine neue Ausführung des Festspiels denken zu lassen, in welchem er weder dem aufsprudelnden Deutschthum, noch dem tödtlichen Hasse gegen Frankreich, noch den mit dem Volke gespannten Fürsten genügen konnte. Rückert spottete gar, Goethe, stets vornehm und bequem, habe sich „bequemt auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein".

Unterdessen hatte er für den Empfang seines als Großherzog zurückkehrenden Fürsten ein Finale zu Boieldieus „Johann von Paris" geschrieben, das am 13. Juni während seiner Abwesenheit (er war schon am 24. Mai nach dem Rhein gereist) zur Aufführung kam. Hier ward, mit glücklichster Benutzung der Personen der Oper und des Wahlspruchs Johanns: „Alles für Gott, Schönheit und Ruhm (im Kampfe für den König)!", als Streiter für Gott, für „der Seele höchstes Heil", der „Herr", der Fürst gefeiert, der jetzt „herrlich angeschritten komme"; aber auch des Volkes, der „Schaar der Millionen", war gedacht, die alle zu dem Streit gestürzt und nicht allein für den König, sondern auch für sich gestritten. Das Ganze schloß mit dem Preise Gottes, der sie erhört, dem Glückwunsche an den Fürsten, der sich und sie erhöht habe, und der freudigen Versicherung, daß „Freiheit auf ewig erstanden" sei. Und letzteres war wenigstens Karl Augusts innigster Wunsch und ehrliches Streben.

Zu Berlin gab man am 16. Juli ein rasch hingeworfenes Festspiel zur Feier des Sieges bei Belle-Alliance; es ward am folgenden Tage wiederholt. In diesem einaktigen Stücke: „Des Epimenides Urtheil" von Levezow, dem Vorredner des goetheschen Festspiels, erschienen

*) Cramer möchte (S. 8 f.) Goethes Wort auch auf das Publikum beziehen, was ich nicht billigen kann, da die Worte, wie auch Zelters Bericht, nur die Darstellung betreffen, nicht den Eindruck, wenn auch Goethe wohl merkte, daß dieser keineswegs packend gewesen sei. Freilich faßte Zelter, dem sein Brief nicht mehr vorlag, Goethes Aeußerung allgemeiner.

außer Epimenides die beiden Genien, die drei Dämonen und vier Tugenden; die Beharrlichkeit fehlte. Der berliner Witz, der „Epimenides' Erwachen“ „Eh, wie meenen Sie des?“ taufte, sprach den Unterschied des levezowschen Versuches durch die Bezeichnung aus: „Eh, wie gemeen is des!“*) Goethes Festspiel wurde zur Feier der leipziger Schlacht am 19. Oktober und dann nochmal am 5. April 1816 wiederholt; beidemal folgte darauf Fr. Kind's „Heergesang“ mit Chören und Tanz „Die deutschen Frauen“. Auch in Weimar sollte am nächsten Geburtstage der Großherzogin das Stück zur Aufführung kommen, bei welcher Kapellmeister Weber selbst die Leitung der Musik übernommen hatte; aber die Vorstellung mußte auf den 7. Februar verschoben werden.**) Eine Wiederholung fand am 10. statt; auch zum 19. Oktober (der 18. war ein Freitag, kein Theatertag) wurde es noch einmal gegeben. Die auf die beiden Kaiser und den König bezüglichen Anreden waren hier mit Beziehung auf die Großherzogin und den Großherzog verändert.

Schillers edle Gattin, die schon beim Lesen des Stückes eine wahre Freude über die „wunderschönen, wundergroßen Gedanken“ und die so schöne Fassung des „innern heiligen Gefühls“ gehabt hatte, schrieb nach der Aufführung: „In dem Darstellen empfindet man erst recht die Größe und den Reichthum der Idee. Die Sprache ist wunderschön und Anklänge einer glücklichen Vergangenheit, der besten Zeiten, wo Goethe noch aller Wirksamkeit seines Geistes vertraute. Als Plan eines dramatischen Werkes ist manches, meinem Gefühl nach, nicht klar genug für die Darstellung, aber als ein Gedicht, mit Handlung begleitet und mit allen Bedingungen der Außenwelt einverstanden, wozu die Dekorationen und Verwandlungen gehören, die sehr gut ausgefallen, ist es eine interessante Erscheinung, und wer nicht befriedigt ist, zeigt sich selbst am meisten, daß er weder gerecht noch kunstliebend ist. Bei Gemüthern, die sich die Poesie erklären wollen, statt sie zu fühlen, ist ohnehin alles verloren, was ein reines, erhebendes Gefühl voraussetzt. Auch fühlt man

*) Vgl. indeß die Beurtheilung von Elteſter a. a. O.

**) Es ist ein Irrthum, wenn in Goethes Werken, denen Cramer (S. 9) folgt, die erste Aufführung auf den 30. Januar gesetzt wird.

bei solchen Gelegenheiten immer, daß wir keine Nation, daß wir kein großes Volk sind." Der Rausch der Begeisterung war schon verflogen und die Eifersucht auf vaterländischen Ruhm, die Lessing vor fast fünfzig Jahren in der „Dramaturgie" den Deutschen nach dem Beispiel der Franzosen gewünscht hatte, war noch immer nicht vorhanden. Aber heute, wo wir zu einem mächtigen, einigen Volk und Vaterland uns vereinigt fühlen, wo wir, was Goethe schmerzlich ersehnt hatte, für uns allein in starkem Zusammenhalten den welschen Uebermuth gebändigt haben, sollten wir auch gegen die politische Stellung unseres großen, weltumfassenden, aber dabei echt deutsch gemüthlichen, das Bild seines Volkes tief im Herzen tragenden Dichters gerechter sein, und seine politischen Gedichte tiefer, freier und sinniger auffassen. Auch sein „Epimenides" ist seiner nicht unwürdig, und wir Deutschen würden uns selbst ehren, wenn wir versuchten, auch ihn in entsprechender, kunstgemäßer, glänzender Darstellung auf die Bühne zu bringen, für die er gedacht ist, auf der er allein seine volle, und, wir sind überzeugt, nicht allein auf ästhetisch gebildete, sondern auf alle rein empfängliche Gemüther eine erhebende Wirkung üben würde. Sollte sich für ihn kein ebenbürtiger Komponist und keine Bühne finden, die es als eine Ehrenschuld fühlte, ihn dem Volke, seiner und der neuerstandenen deutschen Herrlichkeit ganz würdig vorzuführen? Sollte das, was beim zweiten Theile des „Faust" möglich geworden, es bei „Epimenides' Erwachen" nicht sein, sollte er nicht zu einem ständigen Festspiel erhoben werden können? Man wolle nur recht und die Ausführung wird sich überraschend leicht machen. Freilich wird man dabei die ursprüngliche Fassung herstellen müssen, in welcher das Stück für Berlin gedruckt wurde. Im achten Bande der Werke legte Goethe die weimarische Aufführung zur Geburtstagsfeier der Großherzogin zu Grunde und gab dem Stücke mit Bezug darauf, daß ihm das karlsbader Gedicht von 1812 auf die Kaiserin von Frankreich unmittelbar voranging, zwei Stanzen zum Motto. Jenes Gedicht hatte geendet mit dem auf Napoleon bezogenen Verse: „Der alles wollen kann, will auch den Frieden." Daß er sich darin geirrt habe, vielmehr derjenige, der alles wollen kann, nicht ruht, bis er alles erreicht hat, und er dadurch ewigen Krieg hervorruft, deutet er in der unter den

Titel des Festspiels gesetzten Stanze an, wogegen die auf der Rückseite stehende sich auf die Kunst des Dichters und die theatralische Darstellung bezieht.

Mit „Epimenides' Erwachen" waren Goethes größere politische Dichtungen zu Ende. Die traurige Entwicklung der Dinge in Wien, die übermüthige Verhöhnung Napoleons, das Pochen auf die Deutschheit, das ungeschlachte Gebaren der Deuschthümler, das Drängen auf Preßfreiheit, das ungestüme Verlangen der von den Fürsten versprochenen Verfassungen veranlaßten freilich den Dichter auch zu manchen politischen, zuweilen einseitigen Spruch- und Spottversen. Wir erwähnten bereits das Epigramm auf seinen „Epimenides", der zu früh, zu spät (da er keine Wirkung mehr üben könne) erwachen werde. Im Tone desselben schrieb er auch die Verse:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!

Diese nach Goethes Tod in den „Nachgelassenen Werken" unter der Ueberschrift „Epimenides' Erwachen letzte Strophe" erschienenen Verse wurden von Riemer in das Jahr 1814 gesetzt, wohl wegen jener Beziehung auf das Festspiel, sie dürften aber in eine Zeit fallen, wo man die Fürsten drängte, dem Volke die verheißene Freiheit zu geben und dadurch allgemeine Unzufriedenheit erregte. Nur von wenigen der politischen Sprüche kennen wir die Zeit der Entstehung. Den Vorschlag, eine Riesensäule zur Feier der Befreiung Deutchlands auf dem leipziger Schlachtfeld zu errichten, den der „Rheinische Merkur" am 23. Oktober 1814 und am 26. Januar 1815 besprach, bespottete Goethe. Dem kurz vor Napoleons Wiederkehr zu Wien zwischen den Mächten ausgebrochenen Streite galten die Verse „Die Engel stritten für uns Gerechte", die am 2. März 1815 gedichtet wurden. Auf den wiener Kongreß deuten auch die beiden zusammengehörenden Sprüche, welche jetzt die „Politika" be-

ginnen, wogegen die Verse „Am jüngsten Tag vor Gottes Thron“ wohl nach den zweiten Einzug in Paris fallen. Auf die Huldigungsfeier zu Weimar am 7. April 1816, bezieht sich der Spruch: „Sage mir, was das für Pracht ist!“ Am 6. September 1818 wurden die Verse: „O Freiheit süß der Presse!“ gedichtet. Aber von allen diesen Sprüchen wurde vorab keiner gedruckt. Erst im Jahre 1821 in der zweiten Abtheilung der „Zahmen Xenien“ (Kunst und Alterthum III, 2) liefen auch einige politische Sprüche mit unter; andere folgten in der vierten bis sechsten Sammlung derselben „Zahmen Xenien“ im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand, die bis dahin noch zurückgehaltenen 1833 in den „Nachgelassenen Werken“ und in der Quartausgabe. Die politische Spruchdichtung begleitete ihn bis zu seinem Ende. Noch sechzehn Tage vor seinem Tode schrieb er den Reimspruch (vgl. oben S. 362):

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rathe stohn.

Zusätze.

Zu I, 174. Prof. Nicolovius theilt mir mit: „Karl August äußerte einmal lachend im goetheschen Hause: ‚Ich begreife die Schopenhauer nicht. Aus Anlaß meines Jubiläums wünschte sie geadelt zu werden. Sie hat sich ja selbst zu einer Hofräthin gemacht. Warum nennt sie sich nicht Frau von Schopenhauer? Warum hat sie mich dazu nöthig?'" Die Schopenhauer war eine der vielen starken Antipathien des Herzogs, die er in schrofffster Weise auszusprechen liebte. Ohne Zweifel hatte sie von einem der kleinen Höfe die Erlaubniß, diesen Titel zu führen, wenn sie auch in keinem Staatshandbuche als solche aufgeführt sein sollte. Völlig unglaublich scheint es, daß sie sich diesen Rang willkürlich beigelegt, sich ohne weiteres als „Hofräthin Schopenhauer" unterzeichnet und die Freunde dies ohne weitere Nachfrage angenommen hätten. Wenn Karl August den Wunsch der in mancher Beziehung, besonders für das weimarische Gesellschaftsleben, bedeutend gewordenen Frau, die sich von hartem Unglück getroffen fühlte, aus Antipathie nicht erfüllte, so würde man ihm solchen unzarten Spott sehr verdenken, hätte dieser nicht in seiner Natur gelegen, so daß er gegen Frauen nicht bloß in früherer Zeit sich oft roh betrug, wie auch die Hofdame Amalie von Imhof schmerzlich erfahren sollte. Freilich stand die Schopenhauer selbst damals Goethe, in dessen Hause der Großherzog sich diesen Spott erlaubte, nicht mehr sehr nahe, aber dieser schätzte sie noch immer, nicht bloß aus Dankbarkeit, und mußte solche Herabwürdigung bitter empfinden, selbst wenn er in ihrem Verlangen eine Schwäche erkannt haben sollte.

Zu I, 184. Schon im Jahre 1809 zeichnete die Schopenhauer Knebels höchst bedeutenden Kopf, um ihn in Wachs zu bossiren. Goethe half ihr beim Bossiren ein, als er sie im April 1810 bei Knebel traf, und er lobte das von ihr eingesandte Relief sehr, das auch von Facius in Gips gegossen wurde, aber man vermißte darin

die volle Aehnlichkeit, und sie hatte es weder Knebel selbst, noch weniger seiner Schwester, am wenigsten der Prinzessin Karoline zu Danke gemacht. Besser gelang es Friedr. Tieck im Jahre 1820.

Zu I, 190. Anm. Vgl. jetzt A. Harpf „Schopenhauer und Goethe" (Sonderabdruck aus den „Philosophischen Monatsheften" VIII).

Zu I, 301 ff. Frau von Hohenhausen ersucht mich brieflich, mich etwas milder über ihr Buch auszusprechen, das herzerwärmender und doch auch lehrreicher als die meisten Schriften über Goethe, und deshalb für die Jugend und die Frauen eine ansprechende Gabe sei. Aber ich kann den Vorwurf nicht zurücknehmen, daß es durchaus unwahr und gegen Goethe ungerecht ist, dessen sittliches Gefühl es in sein Gegentheil verkehrt, indem es willkürlich, den feststehenden Thatsachen zum Trotz, sich die Dinge zurecht legt und, selbstbeliebig, gestützt auf die manchen Versehen, die in Goethes „Aus meinem Leben" sich unzweifelhaft finden, ohne zwingenden Grund, ja ohne schwerwiegende Bedenken dessen Bericht wesentlich ändert. Den Irrthum, daß ich ihre „Berühmten Liebespaare" zu „Unglücklichen" gemacht, gestehe ich gern ein, und bitte deshalb um Entschuldigung; es lag dabei kein Spott zu Grunde. Ueber die Verse „Unüberwindlich" (S. 303) bemerkt Frau von Hohenhausen, sie seien „augenscheinlich" auf Silvie von Ziegesar zu beziehen; dies werde auch bis heute in der Familie Ziegesar als beglaubigt angesehen, wie ihr ein in Berlin wohnendes Mitglied derselben versichere. Dies war mir freilich unbekannt. Es scheint aber eine ziemlich neue Erfindung, da noch vor ein paar Jahren, als der Brief Silviens, aus dem man sie gesogen, mit Genehmigung ihres Sohnes herausgegeben wurde, nichts davon verlautete. Wir haben darin nur eine der vielen falschen Dichtungen, mit denen man sich in Goethe nahe getretenen Familien trägt; sie ist der Gipfel der Abgeschmacktheit. Wenn Frau von Hohenhausen behauptet, sie habe sich bei der Geschichte Gretchens genau nach Goethes Erzählung gerichtet, so liegt das gerade Gegentheil vor. Wie leicht sie es eben nimmt, beweist mir ihre jetzige Aeußerung: „Das Wirthshaus, worin Goethe mit Gretchen zusammentraf, ist doch sehr wahrscheinlich; wo könnte sie sonst Wein bestellt haben?" Aber Goethe berichtet ja ausdrücklich: „Der Schenk-

wirth wohnte nur über die Straße", und er habe den Gesellen darüber Vorwürfe gemacht, daß sie „das Kind in der Nacht allein ausschickten". Ich könnte noch manche andere Beispiele ihrer Mißachtung des Thatbestandes anführen. So wird ihre Behauptung, Schillers bekanntes, auffallend günstiges Urtheil über die „Dido" der Frau von Stein beziehe sich nicht auf diese Dichtung, für jeden, der zu urtheilen im Stande ist, durch die mit Schiller darüber gepflogenen Unterhandlungen, wie sie mein Lebensbild der Frau von Stein vollständig enthält, auf das bündigste als völlig haltlos erwiesen. Das erste Erforderniß ist Achtung vor der Wahrheit, die man nicht drehen und wenden darf, wie man will. Leider wird die Goetheforschung neuerdings durch allerlei Sophistereien so arg verworren, daß man nicht strenge genug gegen alle Verunstaltungen sein kann, vor allem wenn die Jugend und die Frauenwelt mit einem solchen Zerrbilde des Dichters gerührt werden sollen.

Zu II, 83 Z. 10 v. u. Am 20. Juli schrieb Goethe an den Großherzog (Goethes Briefe an Voigt S. 583): „Einer freundlichen Einladung des Herrn von Stein zufolge bereite ich mich in diesen Tagen, denselben zu besuchen." Auf welchem Wege er nach Nassau zu gehen gedachte, verschwieg er. Mit ihm Köln zu besuchen, kann er damals kaum beabsichtigt haben. In Karl Augusts Antwort, die uns vorliegt, bezieht sich kein Wort auf den Besuch von Stein, ebenso wenig findet sich darin oder in den sonst bekannten Briefen eine Aufforderung des Großherzogs, Köln zu besuchen. Nach der Reise sandte Goethe das Tagebuch derselben an den Großherzog. Darauf bezieht sich eine Aeußerung in dessen Antwort vom 14. August, die leider durch einen die Beziehung verdunkelnden Druckfehler, an denen die Ausgabe reich ist, entstellt worden. „Das Journal und Beilagen habe ich vor ein paar Tagen erhalten. Neugierig hat es mich gemacht, die Detailausführung der Annotationen [der Tagebuchangaben] zu genießen [mündlich zu vernehmen], besonders wie du dich mit Steiner [lies „Steinen" oder „Stein"] gepaart hast, dessen vortreffliche und widerwärtige Eigenschaften mir sehr bekannt sind. Es ist Schade, daß bei ihm die Ungeduld alle übrigen Eigenschaften überwiegt." Ein sehr anziehendes, bisher des argen Druckfehlers wegen nicht verstandenes Urtheil.

Personenverzeichniß.*)

Abel, Joh. II, 55.
Alembert, Jean le Ronde d' II 236 f.
Allesina v. Schweitzer, K. 36.
Arndt, Mor. II, 84—87. 93 f. 98 ff. 370.
Ast, Ge. Ant. Friedr. 177 f.
Bahrdt, K. Friedr. II, 180.
Barbua, Karol. 127—129. 132 f. 137—139. 141. 143. 145. 148 f. 160 f.
Basedow, Joh. Bernh. II, 10—14. 254. 257—273.
Bayern, Ludwig I, König v. 33 f.
Bentzler, Joh. Lor. (?) II, 12.
Bernhard, Nic. II, 336.
Bernstorff, C. E. Gräfin v. 17. 19.
Bertuch, Friedr. Justin 5. 116. 121 f. 129—136. 163. 166.
— K. 129. 132—136. 151. 163.
Björnstähl, Joh. Jak. II, 4. 13. 29.
Blücher, Gebh. Leber. Fürst v. II, 392.
Böcking, Kaufmann in Trarbach, und dessen Frau II, 47.
Böckmann, Joh. Lor. II, 244 f.
Bode, Joh. Joach. Christof 17.
Bogner, Erzieherin II, 305. 315.
Boie, Heinr. Christian 20.
Boisserée, Sulp., und dessen Bruder Melch. 200. 204 f. 229 f. 232. 255 f. II, 71—85. 90. 97. 108—113. 115—117. 119—123. 136—140.
Brandes, v., Geh. Kabinetsrath 95.
Brandt, Ferd. Wilh., und dessen Töchter Anna, Dorothea und Thekla 83—86. 91. 104.
Brentano, Bettine 171. 182. 185. 222. 229. 231. 260—268. 306—318. II, 73—81.
— Maximiliane 113. II, 320.
Brion, Friederike II, 327. 337. 339 f.
Brühl, K. Friedr. Mor. Paul Graf v. II, 393.
Buff, Sim. Heinr., Joh. Heinr. und Christof 67.
— Heinr. Adam und dessen Gattin Magdal. Ernest. geb. Feyler 68. 70. 74—77. 82 f.
— Charlotte, deren Tochter X. 68—74. 76. 85. 91—95. 98. 100—105. II, 8.
— Charlottens Geschwister: Karoline 68. 71. 77 f. 83. 87. Ernest. Elisab. Christiane 68 f. Helene 69. 79—81. 83. 88 f. Hans 69. 78. 81—84. 91 f. Wilhelm 69. 83 f. 86. 91. Sophie 69. 81. 83. 89. Sophie Karoline 69. Friedrich 69. 91. Dorothea Henriette 69. Georg 69. 83. 91 f. Amalie 69. 81. 83. 89—91. 97. 100 f. Albrecht 69. 83. Ernst 69. 84. 92. Ludwig 74. 77. 80. Julius 74.
Bunsen, Christian K. Josias 183.

*) Nur ganz nebensächlich genannte Namen und neuere Forscher, insofern sie nicht aus persönlicher Berührung berichten, sind übergangen.

Buri, Ludw., Isenburg v. 36. II, 41.
Calderon, Don Pedro 155. 159. 182.
Carové, Friedr. Wilh. II, 104. 117.
Caspary, Konr. Adolf (?) II, 18.
Cella, Joh. Jak. 80. 88 f.
Cicero, Marc. Tull. 160.
Cilaix, Sänger 154.
Claudius, Matth. 6.
Collenbusch, Dr. II, 15. 18.
Conta, Karl Friedr., dessen Bruder und Schwestern 117. 121—124. 129. 131. 133—135. 138. 143. 145 f. 149.
Cotta, Joh. Friedr. v. 180. 183. 208. 210.
Coudenhoven, Ludw. v., und dessen Gattin II, 54.
Cramer, Ludw. Wilh. II, 84.
Crespel, Franz. Jakobea und Maria Kathar. 39.
Demer, Maler 153.
Demmer, Jos., und Frau II, 45.
Denier, commissaire des guerres 125.
De Noel, Matth. Jos. II, 134.
Dentzel, Ge. Ed. 125.
Derones (?) 43.
D'Ester, Familie in Vallendar II, 12 f.
Deutscher Kaiser, Franz I 42.
Dietz, Dr., Hofrath und Prokurator 78. 87.
— dessen Vater 78.
Dilschneider, Joh. Jak. II, 130 f.
Döring, Friedr. Wilh. 170. 173.
Dohm, Christ. Konr. Wilh., und Frau II, 54 f. 57.
Dolleschall, Laurenz II, 131.
Dorow, Wilh. II, 122.
Duguet und dessen Frau Sophie 121. 123 f. 126. 135.
Dumeiz (Dumeix), Damian Friedr. II, 8. 245.
Eberwein, Fr. K. 189.
Eckermann, Joh. Pet. 104 f. 204.
Egloffstein, Johanna Soph. v. 121. 137.
Egloffstein, Julie Gräfin v. 192.
Ehrmann, Christian II, 108.
Eichhorn, Joh. Albr. Friedr. II, 93. 108.
Einsiedel, Friedr. Hildebr. v. 140. 147. 153. 164. 183.
Emans, Matth. II, 94.
Emilie und Lucinde in Straßburg II, 319 f.
Ende, Friedr. v. II, 99. 125.
Engelhardt, Architekt 182.
Engels, Joh. Pet. 25.
Eschweiler, J. A., Postmeister in Köln II, 15.
Fahlmer, Johanna, zweite Gattin v. J. G. Schlosser, II, 6 f. 105. 147. 199. 293—299. 301. 304—308. 311 ff. 315. 317 ff. 321. 338. 340 f. deren Mutter II, 315 f.
Fahrenkrüger, Joh. Ant. 144.
Falk, Ernst Friedr. Hektor 79.
— Phil. Konr. 69.
Falck, Joh. Dan., und Frau 116 f. 121 f. 126. 128 f. 134. 177. 181. 209.
Fernow, K. Ludw. 117. 126. 129. 131 f. 136. 138 f. 143—148. 153. 155 f. 158 ff. 164 f. 167 ff. 170. 178. 180 f. 183. dessen Frau 146.
Fochem, Gerh. Kunib. II, 83. 96 ff. 103 f. 116.
Folz, v., in Wetzlar 83.
Fouqué, Friedr. Heinr. K. de la Motte II, 370.
Fritsch, Henriette v. 138.
Frommann, K. Friedr. Ernst, und Frau, Johanna Charl., geb. Wesselhöft 135. 144. 172. 181. 219. 225 f. 237. 243. 248. 271—275. 277—298.
— Joh. Friedr. 135. 268 ff. 283. 292. 298.
— Allwine 237. 250 ff. 268. 287 f. 294.

Froriep, Ludw. Friedr. v. 118. 145. 192.
Fuchs, Max Heinr. II, 81. 92 f. 106.
Galizin, Amalie Fürstin v. 24. 26 f. II, 55.
Gans, Jos. 186.
Gerock, Joh. Ge., und dessen Töchter 39. II, 321—326.
Gerstenbergk, genannt Müller, Ge. Friedr. Konr. Ludw. 186 ff. 191. 204.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. II, 6. 178. 305.
Göchhausen, Luise v. 121. 123. 133. 141. 155 f. 158. II, 207.
Goedecke, Jak., Kaufmann in Köln II, 101. 103.
Goethe, Joh. Wolfg. Sein tiefes sittliches Gefühl II, 327. Kein gefährlicher Don Juan II, 326—328. Freie Benutzung äußerer Begegnisse und Erfahrungen II, 329. Seine Stimmung in der Zeit des Rheinbundes II, 366. Falsche Sagen über sein Leben 33. 402.

Seine Werke.

Lyrische und epische Gedichte. An den Oberstlieutenant v. Bock II, 371. An die Kaiserin von Frankreich II, 368 f. An die Kölner II, 130—132. An Frau Krafft II, 137 ff. An Fräulein Wilhelmine Herzlieb 235. 295. An Peucer II, 373. Der König von Thule 35 f. Der untreue Knabe 35 f. II, 319. Hermann und Dorothea II, 60. 347. 350. 363. Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt 160. Legende vom Faun II, 246. Lied „Herzlich und liebevoll" (1806) II, 340 f. Prometheus II, 300. 308. Räthsel (?) 145. Reineke II, 344. Schottische Balladen übersetzt? 161. Seefahrt 18. Sonette im Winter 1807/8 215—224. 234 f. 240. 245. 261. 275—286. 295. Sprüche, politische II, 399 f. Trost in Thränen 292. Unüberwindlich 203. 402. Urworte 232 f. Wirkung in die Ferne 240. Zigeunerlied 161.

Dramen, Vorspiele, Prologe, Epiloge und Maskenzüge. Die Aufgeregten II, 344. Belsazar 40. 47. Der Bürgergeneral II, 344 f. Claudine II, 308. 313. 338. Epilog von 1791 II, 343. zu Essex II, 370 f. Des Epimenides Erwachen 189. II, 374—399. (Entwurf II, 377—380. Rahmen II, 383—386. Schluß 387—389. Bedeutung 389 f. 398 f. Aufführungen 389—397.) Erwin und Elmire II, 36. 222 f. 324. 334—336. 338. 374. Der Falke II, 333. Faust 5. 13. 27. 52. 54. 113. 175—203. II, 3 f. 27 f. 283 f. 318. Götz 82 f. II, 41. 338. Finale zu Johann von Paris II, 396. Iphigenie 20 f. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern II, 2. 141—196. (Darin das Drama von Esther II, 145. Ein früherer Jahrmarkt II, 246 f.) Mahomet II, 270 f. Maskenzug von 1798 II, 347 f. von 1802 II, 348. von 1810 182. von 1818 191 f. Die Mitschuldigen 54—63. 150 f. Die natürliche Tochter 27. II, 349. Palaeophron und Neoterpe 192. 216. 224—227. 240 f. 340. 348. Pandora 216. 224 ff. 227. 241. Pater Brey II, 173. 195. 210. 218. 221. Prolog von 1794 II, 345. von 1807 II, 350 f. Prometheus 14. II, 308. Satyros II, 196—292. (Mißverstandene Stellen II, 238—240. Zum Texte II, 277 f. Neuester Humbug II, 285

bis 292.) Stella II, 293—342. Tasso 24. 153. II, 43. Das Unglück der Jacobis II, 245. Die Vögel 20. Vorspiel für Halle II, 374. zum 19. September 1807 170. II, 67 f. 349. 352—365. Zu „Wallensteins Lager" II, 372. Farze gegen Herders „Brutus" ihm fälschlich beigelegt II, 225 f.

Romane. Reisen der Söhne Megaprazons II, 54. 344 f. Die Wahlverwandtschaften 27 f. 33. 182. 226—232. 240—248. 252—257. 261. 293. II, 76. Werthers Leiden 107. 109—114. II, 223. 301 f. Wilhelm Meisters Lehrjahre 20. II, 57. 200 f. 325 f. 328 f. 331—333. Wanderjahre 226.

Andere prosaische Schriften. Brief des Pastors zu *** II, 154 f. Dichtung und Wahrheit 28 f. 34 f. II, 80. 150—153. 216—219. 240—243. 250—257. Reise am Rhein II, 108 f. 111—119. Farbenlehre 187 f. (Vgl. Schopenhauer, Arthur.) Volksbuch II, 366. Zwo biblische Fragen II, 154.

Goethe, Christiane Soph. geb. Vulpius 22. 24. 33. 100. 125 f. 145. 149. 175 f. 190. 225. 273. 295. II, 381. 431.

— Kornelia, Gattin von J. G. Schlosser II, 7. 174 f.

— Jul. August Walther 132. 182. 185 f. 190 f. 200—204. 226. 224. 273. 295. II, 44. 78. 372.

— Kath. Elisab., geb. Textor 96. 228. II, 2. 57.

Görres, Jak Jos. II, 83. 86. 103 f. 108.

Görtz, Joh. Eustach. Graf v. 6 f.

Gotha, Prinz August v. 150.

Gotter, Friedr. Wilh. 71.

— Pauline 239 f. 243. 247.

Götze, Paul II, 45. 47.

Gottfried, Joh. Ludw. (Abelin) II, 4.

Graff, Joh. Jak. II, 55 f.

Grashof, K. Friedr. Aug. II, 85.

Gregoire de Blésimaire 118 f.

Gretchen 32—65. 304. II, 402 f.

Gries, Joh. Dietr. 218.

Grimm, Jak. II, 118 f.

Groote, Eberh. v. II, 83. 90. 96. 102. 104. 117. ff.

— Jos. v. II, 96.

Günther, Joh. Christian 29.

— Joh. Jak. II, 105.

Hagbold, K. II, 95. 116.

Hagen, Friedr. Heinr. v. 117.

Hardenberg, K. Aug. Fürst v. II, 108 f.

Hardy, Bernh. Casp. II, 95. 116.

Hasenkamp, Joh. Ge. II, 10. 18 ff.

Haxthausen, Werner v. II, 124 f.

Hebel, Joh. Pet. 152.

Heimonskinder II, 2.

Heinse, Joh. Jak. Wilh. II, 7. 19. 21 ff. 28. 54. 209. 222—228.

Heiß, Joh. Friedr. II, 63.

Helldorf, Frau v. 186.

Hellvig, Amalie v. vgl. Imhoff.

Herder, Karoline v. II, 141—145. 172 f. 184 f. 211 f. 229 f. 276 f.

— Joh. Gottfr. v. 95. II, 20. 36. 167. 192 f. 202. 204—210. 214 f. 220—222. 232 ff. 253 f. 274—277. 280—282. 300. 304 f.

— Gottfr., Hofmedikus 117. dessen Gattin 174.

Herzlieb, Wilhelmine (Mina, Minchen, Minna) 212—305.

— deren Schwester 236. 239.

— deren Schwägerin 234 f. 298.

Hildesheim, Joh. v. II, 121 f.

Hofmann, Jos. II, 66. 68—71. 77.

Hohenlohe, Friedr. Ludw. Fürst v. 120. 271.

Holtei, K. v. 34. 135. 175. 201—204. 206.
Höpfner, Ludw. Jul. Friedr. II, 148 f. 181. 245.
Huber, Ludw. Ferd. 149.
J. (?), Geliebter von Minna Herzlieb 287.
Jabach, Everard, und dessen Sohn II, 25 f. 30 f. 33.
Jacobi, Friedr. Heinr. 28. II, 4. 6 ff. 9. 14 f. 18. 27. 38 ff. 52—56. 199—223. 232. 294 ff. 298—302. 304. 306—319. 338.
— Elisab. (Betti), dessen Gattin II, 6 f. 16. 20. 38. 147. 301. 305. 313 f. 319. 321.
— deren Kinder II, 16. Max II, 54. 325 f. Clara II, 54.
— Joh. Ge. II, 4. 6 ff. 16. 21—26. 29 f. 33 f. 36 f. 39. 176. 223. 305.
— Charlotte II, 16. 54. 157 f. 199.
— Helene II, 54. 105.
Jagemann, Karoline (Frau v. Heygendorff) 182. 202.
Iffland, Aug. Wilh. II, 374. 377. 380 ff.
Imhof, Pet. Jos. II, 105.
Imhoff, Amalie v. II, 78. 401.
Isenburg, Fürstin v. II, 13.
Jung Stilling II, 15. 17 ff.
Kalckreuth, Friedr. Adolf Graf v. 122 f.
Kämpf, Joh., und dessen Frau II, 10—12. 263.
Kaufmann, Christof II, 197 f. 209 f.
Kestner, Joh. Herm. 69.
— Joh. Christian, dessen Sohn 69. 72—76. 79 f. 83. 93—97. II, 8. vgl. Buff, Charlotte.
— Eleonore, Joh. Christians Schwester 69.
— Kinder von Joh. Christian: Georg 93. 103. 107 f. (dessen Kinder 83. 100. 102. 108.) Wilhelm 94. 108. Karl 94. 107 f. August 94. 99 f. 102 f. 105—107. II, 100. Theodor 94. 98 f. 104. 108. Eduard 95. Hermann 96. 104. 108. Charlotte 96. 100. 107. Luise 97. Clara 97 f. 108. Fritz 97. 108.
Kieser, Dietr. Ge. 186. II, 148.
Klinger, Friedr. Max. 2. II, 148—151.
— Dr. 218.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 1 f. 6—18. 20. 26. 29. II, 9. 20.
Knebel, K. Ludw. v. 132 f. 135. 144. 217 f. 225 f. 237 f. 243. II, 204 ff. 279 f. 401 f.
— Luise v., geb. Rudorf 132 f. 144.
— K., deren Sohn 30.
Könneritz, Hans Heinr. v. 192.
Koppenfels, Joh. Friedr. v. 127.
Kotzebue, Amalie Dor. v. 117.
— Aug. Friedr. Ferd. v. II, 391.
Krafft, Luise II, 137 f.
Krahe, Joh. Lamb. II, 23. 33.
Kraus, Ge. Melch. 128. 130 f. 147.
Lannes, Gattin des Marschalls Jean L., Herzog v. Montebello 140.
Lange, Hofrath, Advokat und Prokurator in Wetzlar, nebst Frau und Töchtern (Goethes Nichten) 78 f.
Langer, Pet. Jos. v. II, 79.
Laroche, Soph. v. II, 6 f. 9 f. 13. 27. 48. 146 f. 168. 297 f. 300.
Lavater, Joh. Casp. 25. II, 9 ff. 14. 18—20.
Lebrun, Charl. II, 31.
Lehné, Professor in Mainz II, 110.
Lenz, Gymnasiallehrer in Gotha 170.
Le Sage, in Genf II, 6.
Lessing, Gotth. Ephr. II, 337. 398.
Leuchsenring, Fr. Mich. II, 141. 143 f. 186. 197. 219. 227.
Levezow, Jak. Andr. Konr. II, 393. 395 ff.

Levezow, Ulrike v. 215.
Lichtenstein, Mart. Heinr. K. 226.
Lindheimer, Korn., Dr., Hofrath, Advokat und Prokurator 78.
— Anna Margaretha und Susanna 78.
Loder, Just. Christian, und Frau 118. 144.
Loeper, Gust. v. 233—237.
Loisgen? II, 324 f.
Ludecus, Joh. Christian und Joh. Aug. 117.
— Johanna Karol. Amal. 116 f. 124. 134 ff. 138. 140.
Luden, Heinr. II, 319. 371.
Lyversberg, Jak. II, 31, 94 f.
Maaß, Gastwirth in Koblenz II, 11.
Mannlich, Joh. Christian, Galerieinspektor II, 315.
Mayer, Friedr. I, 188.
Meixner, Charitas 39. 42.
Mellish, Tochter von Jos. Charles M. 214.
Memling, Hans II, 82 f. 140.
Merck, Joh. Heinr. II, 39. 141. 149 f. 204. 206. 209. 295.
Meyer, Heinr. 28. 126. 129 f. 131—141. 143. 145. 147 ff. 152—154. 156 f. 163 f. 216.
Molière, Jean Bapt. Poquelin de II, 249 f.
Moors, Wilh. K. Ludw. 36 f.
Moritz, K. Phil. 21—24.
Müffling, Friedr. Ferd. K. v. II, 366.
Müller, Arn. II, 18.
— Friedr. v. 146. 176. 201. 207.
Münch, Anna Sibylle und Sus. Magd. II, 326 f.
Münchow, K. Dietr. v. 191. 194.
Napoleon, 368—373. II, 398.
Nees von Esenbeck, Christian Gottfr. 205. II, 125—138.
Nicolai, Christof Friedr. II, 148 f.
Nicolovius, Alfr. 224. 401.
— Fr. II, 120.
Niebuhr, Barth. Ge. II, 138.
Nöggerath, K. und Joh. Jak. II. 91.
Oesterreich, Maria Ludovica, Kaiserin v. 295.
— Karl, Erzherzog v. II, 85.
Oettingen, Domprobst zu Köln, Graf v. II, 102.
Oldenburg, Pet. Friedr. Ludw., Herzog v. 18.
Osann, Friedr. 199 f.
Passavant, Jak. Ludw. 35 f. II, 14.
Passow, Fr. 173 f.
Perthes, Friedr. Christof 28.
Peucer, Heinr. K. Friedr. II, 370 373.
Pfenninger, Heinr. II, 13.
Pfund, Professor 236 f. 288. 293. 299.
Pick, Fr. II, 106—108. 116.
Plautus, Maecius 153. 160. 164.
Pogwisch, Ottilie, Goethes Schwiegertochter 191. 194. 199 f. 202. 204. 206—210.
— Ulrike 204.
Polin, eine junge 214.
Portalis, Jos. Marie Comte de II, 76.
Preußen, Friedr. Wilh., König, und Luise, Königin v. 120 f. 123. II, 49. 390. 394 f. Friedr. Wilh., Kronprinz v. II, 90. 395. Louis, Prinz v. II, 121.
Purmann, Gymnasialdirektor II, 13.
Putbus, Mor. Ulr. Graf v. 6.
R. (?) in Bendorf II, 12.
Raab, Oberstrichter 48—51.
Raabe, Jos. (nicht zu verwechseln mit dem Breslauer Friedr. Raabe) II, 140.
Rauch, Gust. v. II, 105.
Rehfues, Phil. Jos. v. II, 107.

Reinbeck, Ge., und dessen Frau 158. 162.
Reinhard, K. Friedr. Graf v. II, 73—76. Sein Sohn 204.
Reinold, der Heilige II, 2 ff.
Reuter, Joh. Hartw., und Familie 86 f.
Rhodius, Rentmeister in Atzbach, und Familie 87.
Ridel, Korn. Jos. Rud., und Frau, geb. Amalie Buff 89 ff. 96. 103. 116 f. 121—123. 129. 133 f. 166.
Riemer, Friedr. Wilh. 125. 133. 137 f. 145. 171. 216—219. 226 f. 237. 240. 243. 274—281. II, 197 f. 381. 390.
Riese, Joh. Jak. 39. 41. II, 326 f.
Roques, in Neuwied II, 12 f.
Rousseau, Jean Jacques II, 234—236.
Rubens, Pet. Paul II, 30 f. 59 f. 89.
Runge, Phil. Otto 138 f. 154.
Runkel, Lisette II, 245.
Sachsen-Weimar, Anna Amalie, Herzogin v. 5 f. 11. 20. 121. 123 f. 127. 130. 133. 135. 141. 155. 162—165. II, 39. 44. 204 ff. 207. 209 f. 252. 351 f.
— Karl August, Herzog v. 4—9. 21. 127 f. 150. 179. 185 f. 202. 228. 272. II, 44 ff. 49. 83. 99. 113. 119 f. 208 f. 366. 390. 396. 401 f.
— Luise, Herzogin v. 5—8. 20. 125. 128. 131. 144. 147. 150. 171. 179. 184 f. 224. 226. 228 II, 347—351.
— Karl Friedrich, Erbprinz v., und dessen Bruder Bernhard 129. 179. 185. 202. 210. II, 351.
— Maria Paulowna, Erbprinzessin v. und Großfürstin von Rußland 122. 179. II, 351 ff.
— Karoline, Prinzessin v. 127. 171. 224. 226. 228. II, 351. 402.
Sachsen-Weimar, Konstantin, Bruder von Karl August 5.
Sack, Geh. Staatsrath 89.
Sartorius, Ge. II, 373.
Schardt, K. v. 19. 130.
— Sophie v., dessen Gattin 19. 30. 130.
— Ludw. 158. 160.
Schenk, Heinr. II, 54.
Schenkendorf, Max v. II, 104. 117.
Schiller, Joh. Christof Friedr. v. 21. 25 f. 155. 166. 205. II, 56. 61. 67. 71.
— Charlotte v. 101 f. 139 ff. 147. 184. 190 f. II, 397 f.
— Ernst II, 120.
Schlegel, Aug. Wilh. 218. II, 92.
— Friedr. 177 f. II, 71—74.
Schlosser, Joh. Ge. II, 56. 161 f. 176 f.
Schmettau, Wilh. Graf v. 157 f.
Schmitz, Rich. Benedikt II, 41.
Schmoll, Ge. Friedr., Zeichner II, 10 ff. 15. 19.
Schneider (?), Goethes Bekannter in Wetzlar 79.
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst II, 245.
Schönemann, Elisab. (Lili) II, 294. 301. 304. 308 f. 320. 326 f. 331. 339.
Schönkopf, Anna Kathar. 37. 40.
Schopenhauer (oder Schoppenhauer), Heinr. Floris 115 f. 147.
— Johanna 115—211. 237. 293. II, 136. 401 f.
— Arthur 116—119. 134. 142. 147. 154. 157. 160. 167 f. 170. 173 f. 182 f. 186. 190—193. 195 ff. 206. 402.
— Adele 116. 123 f. 129. 132. 141 ff. 145. 181. 186. 188 f. 191 f. 194—210. II, 136.

Schröter, Corona II, 208. 210.
Schuckmann, Friedr. v. II, 115—116.
Schulz, Gymnasiallehrer in Gotha 173.
Schütze, Steph. 114. 133 f. 136—139. 145 f. 153. 157. 159. 170.
Schwab, Gust. II, 122.
Schweinitz, v., Geliebter der Herzlieb 288. 299.
Sebastiani, Horace Franç. de la Porta, Comte II, 79.
— Theaterunternehmer 42.
Seckendorf, Karoline v. 240.
Seckendorff, Karl Sigm. v. 7.
Seebeck, Thom. Joh. 217. 225 f.
Seidler, Luise 257. 269 f. 287 f. 293.
Selner, Clem. Aug. II, 88 f.
Smets, Wilh. II, 132—134. 139.
Solms, Laubach Graf v., II, 111. 120. 123.
Spaur, Graf v., 83.
Stark, der jüngere, Hofrath, Prof. u. Geburtshelfer in Jena 191. 294.
Steffens, Henrik, und Frau 181. 294.
Stein, Charlotte v. 11. 156. 164 f. 224. 228. 244 f. II, 42 f. 403.
— Fritz v. 239.
— Sophie v. 141.
— Heinr. Friedr. K. vom und zum Stein II, 83—110. 113. 370. 403.
Stolberg, die Brüder Christian und Fritz Leop. Reichsgrafen v. XIII f. 1—30. Ihre Gattinnen Agnes und Luise 19—22. Ihre Schwestern: Henriette 5 ff. Katharina 4. 6. 19. 30. Auguste 4. 10 f. 16 ff. 19. 28. 31. II, 293 ff. 297 f. 300 f. 320. 337.
Strohmeyer, Heinr. 149.
Süvern, Wilh. II, 110. 113.
Système de la nature (von Holbach) II, 243 f.
Terentius, Publius 153.
Textor, Joh. Wolfg., Goethes Großvater 78.
Tieck, Ludw. 148. 203.
Tischbein, Joh. Heinr. Wilh. 118. 121. 154. 166.
Thibaut, Ant. Friedr. Just. II, 87.
Trapp, Augustin 39 f.
Das Trauerspielmädchen 40—43.
Varnhagen, K. Aug. v. Ense 224. 306 f. 318.
Vogel, K. 204. 207.
Voß, Heinr. II, 45.
Voigt, Christian Gottlob v. II, 109. 390. 394.
— Friedr. Sigism. 226.
Voltaire, Franç. Marie Arouet de 156. II, 207.
Voß, Heinr. 151.
— Joh. Heinr. 17 f. 27. 30 f. 135.
W. (?) 37 ff. 63 f.
Wagner, Joh. Adolf 48—52.
Walch, Appellationsrath 237 f. 298 ff.
Wallraf, Ferd. Fr. II, 59. 64—67. 71 f. 80 f. 83. 90 ff. 94—97. 102 ff. 110. 114 f. 117—120. 122 f.
Weber, Bernh. Anf. II, 382. 390 f. 397.
Weenix, Joh. Bapt. II, 24.
Wenck, Helfried Bernh. II, 181.
Werner, Zachar. 137. 156. 171 f. 175. 187. 216 ff. 224 f.
— Musiklehrer 129. 132. 149.
Werther, Aug. Clem. II, 25. 222.
Weyland, Friedr. Leop. II, 340.
— Phil. Christian, und Frau II, 129. 134 f. 138. 152.
Wieland, Christof Mart. 5. 117. 121. 129. 133. 137 f. 141. 155 f. 158. 160. 183 ff. II, 68. 190 ff. 212 f. 224. 247—250. 252 f. 279. 282. 300.
Willemer, Marianne v. 189. 197—200. II, 111.

Willmann, Benedikt II, 129.
Wolf, Fr. Aug. 292.
— Osk. Ludw. Bernh. 209. 223.
Wolzogen, Karol. v. 139 f. 147. II, 120.
Wyttenbach, Joh. Hugo II, 46.
Zanoli, Emanuel II, 126. 129.
Zelter K. Friedr. II, 81 f. 125. 391 f. 395 f.
Ziegesar, Silvie v. 213 f. 240. 247. 33. II, 402.
Zumbach, K., Oberrichter in Köln II, 67.

Druckfehler.

I. Vorwort. S. VI, 1 lies „kein"; X, 7 streiche man „die"; S. XI 3 v. u. lies „Geliebten erregt hat", XII, 4 „welcher". S. 39 Z. 17 und 3 v. u. lies „Meixner", 50, 6 „sich" statt „sie", 51, 13 v. u. „Untersuchung", 71 Anm. Z. 6 „Gotter", 91, 4 „Schwester" statt „Tochter", 93, 5 „dem" statt „den", 99, 13 „Sein Auftreten", 158 Anm. Z. 3 „Reinbeck", 192, 6 „und die Ueberredung".

II. S. 4, 6 v. u. ist „man" vor „in" ausgefallen; 45, 6 lies „Demmer", 91, 5 „Professor"; 110, 6 streiche man „von"; 152, 17 lies „Brüggemann", 225, 7 v. u. „Alceste".

Kleinere offenbare Versehen möge man gütigst entschuldigen.

Druck: Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

LG
G599
Ydv.
VOL. 1 & 2
see pg 317-21

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 29 02 12 011 1